39
2622 (B

FRIEDRICH'S

VON SCHILLER

SÄMMTLICHE WERKE.

Diese Ausgabe der Schiller'schen Werke ist auch zu haben:

LONDON, bei Black, Young et Young.
PARIS, bei Baudry.
IN DEUTSCHLAND und DEN NIEDERLANDEN, } in den vorzüglichsten Buchhandlungen.

DRUCK VON A. WAHLEN, ZU BRÜSSEL.

FRIEDRICH'S

VON SCHILLER

SÄMMTLICHE WERKE.

VOLLSTÄNDIGE AUSGABE IN EINEM BANDE.

(B)

Haag,

IN DER VERLAGSHANDLUNG

DER

GEBRÜDER HARTMANN.

—

1829

G.n. 8027

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

TURANDOT,

PRINZESSINN VON CHINA.

EIN TRAGICOMISCHES MÄHRCHEN NACH GOZZI.

PERSONEN.

ALTOUM, fabelhafter Kaiser von China.
TURANDOT, seine Tochter.
ADELMA, eine tartarische Prinzessinn, ihre Sclavinn.
ZELIMA, eine andere Sclavinn der Turandot.
SKIRINA, Mutter der Zelima.
BARAK, ihr Gatte, ehmals Hofmeister des
KALAF, Prinzen von Astrachan.
TIMUR, vertriebener König von Astrachan.
ISMAEL, Begleiter des Prinzen von Samarcand.
TARTAGLIA, Minister.
PANTALON, Kanzler.
TRUFFALDIN, Aufseher der Verschnittenen.
BRIGELLA, Hauptmann der Wache.
DOCTOREN des Divans.
SCLAVEN und SCLAVINNEN des Serails.

ERSTER AUFZUG.

Vorstadt von Peckin, Prospeckt eines Stadtthors. Eiserne Stäbe ragen über demselben hervor, worauf mehrere geschorne, mit türkischen Schöpfen versehene Köpfe als Masken, und so, dass sie als eine Zierrath erscheinen können, symmetrisch aufgeplanzt sind.

ERSTER AUFTRITT.

PRINZ KALAF *in tartarischem Geschmack, etwas phantastisch gekleidet, tritt aus einem Hause. Gleich darauf* BARAK, *aus der Stadt kommend.*

KALAF.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peckin sollt' ich
Eine gute Seele finden!

BARAK in persischer Tracht, tritt auf, erblickt ihn, und fährt erstaunt zurück.

Seh' ich recht?
Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

KALAF erkennt ihn.

Barak!

BARAK auf ihn zueilend.

Herr!

KALAF.

Dich find' ich hier!

BARAK.

Euch seh' ich lebend wieder!
Und hier zu Peckin!

KALAF.

Schweig! Verrath' mich nicht!
Beim grossen Lama! Sprich! Wie bist du hier?

BARAK.

Durch ein Geschick der Götter, muss ich glauben,
Da es mich hier mit Euch zusammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich sah,
Dass unsre Völker flohen, der Tyrann
Von Tefflis unaufhaltsam in das Reich
Eindrang, floh ich nach Astrachan zurück
Bedeckt mit schweren Wunden. Hier vernahm ich,
Dass Ihr und König *Timur*, Euer Vater,
Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht; verloren gab ich Alles.
Und sinnlos eilt' ich zum Palaste nun,
Elmazen, Eure königliche Mutter
Zu retten, doch ich suchte sie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Astrachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Lande irrt' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang umher, ein Obdach suchend,
Bis ich zuletzt nach Peckin mich gefunden.
Hier unterm Namen *Hassan* glückte mir's,
Durch treue Dienste einer Wittwe Gunst
Mir zu erwerben, und sie ward mein Weib;
Sie kennt mich nicht; ein Perser bin ich ihr,
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vor'gen Loos, doch überreich
In diesem Augenblicke, da ich Euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für todt beweint, im Leben wieder sehe!
— Wie aber lebend? Wie in Peckin hier?

KALAF.

Nenne mich nicht! Nach jener unglücksel'gen Schlacht
Bei Astrachan, die uns das Reich gekostet,
Eilt' ich mit meinem Vater zum Palast;
Schnell rafften wir das Kostbarste zusammen,
Was sich an Edelsteinen fand, und flohn.
In Bauertracht verhüllt durchkreuzten wir,
Der König und Elmaze, meine Mutter,
Die Wüsten und das felsige Gebirg.
Gott! was erlitten wir nicht da! Am Fuss
Des Kaukasus raubt' eine wilde Horde
Von *Malandrinen* uns die Schätze; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.

Wir mussten kämpfen mit des Hungers Qualen,
Und jedes Elends mannigfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine theure Last.
Kaum wehrt' ich seiner wüthenden Verzweiflung,
Dass er den Dolch nicht auf sein Leben zuckte;
Die Mutter hielt ich kaum, dass sie, von Gram
Erschöpft, nicht niedersank! So kamen wir
Nach Jaik endlich, der Tartarenstadt,
Und hier, an der Moscheen Thor, musst' ich
Ein Bettler flehen um die mag're Kost,
Der theuren Aeltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unser grimm'ger Feind,
Der Khan von Tefflis, von Tyrannensucht,
Misstrauend dem Gerücht von unserm Tode,
Er liess durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt schon war uns sein Befehl,
Der alle kleine Könige seiner Herrschaft
Aufbot, uns nachzuspähn. Nur schnelle Flucht
Entzog uns seiner Spürer Wachsamkeit —
Ach, wo verbärg' sich ein gefallner König!

BARAK.

O nichts mehr! Eure Worte spalten mir
Das Herz! Ein grosser Fürst in solchem Elend!
Doch sagt! Lebt mein Gebieter noch und lebt
Elmaze, meine Königinn?

KALAF.

Sie leben.
Und wisse, Barak! In der Noth allein
Bewähret sich der Adel grosser Seelen.
— Wir kamen in der *Karazanen* Land.
Dort in den Gärten König *Keicobad's*
Musst' ich zu Knechtes-Diensten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Mich sah *Adelma* dort, des Königs Tochter;
Mein Anblick rührte sie; es schien ihr Herz
Von zärtlichern Gefühlen, als des Mitleids,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf sieht die Liebe; nimmer glaubte sie
Mich zu dem Loos, wo sie mich fand, geboren.
— Doch weiss ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Der Karazanen König Keicobad
Verblendete, den mächt'gen Altoum,
Den Grosskhan der Chinesen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltsames davon.
Was ich berichten kann, ist dies: besiegt
Ward Keicobad, sein ganzer Stamm vertilgt;
Adelma selbst mit sieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land,
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Berlas an — Was bleibt mir noch zu sagen?
Vier Jahre lang schafft' ich den Aeltern Brot,
Dass ich um dürft'ges Taglohn Lasten trug.

BARAK.

Nicht weiter, Prinz. Vergessen wir das Elend,
Da ich Euch jetzt in kriegerischem Schmuck
Und Heldenstaat erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück Euch günstig ward?

KALAF.

Mir günstig! Höre!
Dem Khan von Berlas war ein edler Sperber
Entwischt, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn selbst
Dem König — Dieser fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der seine Aeltern nährt mit Lastentragen.
Drauf liess der Khan den Vater und die Mutter
Im Hospital versorgen.

(Er hält inne.)

Barak! Dort,
Im Aufenthalt des allerhöchsten Elends,
Dort ist dein König — deine Königinn.
Auch dort nicht sicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

BARAK.

Gott!

KALAF.

Mir liess der Kaiser diese Börse reichen,
Ein schönes Pferd und dieses Ritterkleid.
Den greisen Aeltern sag' ich Lebewohl;
Ich gehe, rief ich, mein Geschick zu ändern;
Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten sie nicht, mich zurück zu halten,
Und da ich standhaft blieb, mich zu begleiten!
Verhüt' es Gott, dass sie von Angst gequält
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peckin, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimath.
Entschlossen komm' ich her, dem grossen Khan
Vom Lande China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günstig sind,
Durch tapfre That mein Schicksal zu verbessern.
— Ich weiss nicht, welche Festlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, dass kein Karvanserai
Mich aufnahm — Dort in jener schlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

BARAK.

Prinz, das ist mein Weib.

KALAF.

Dein Weib?
Preise dein Glück, dass es ein fühlend Herz
Zur Gattinn dir gegeben!

(Er reicht ihm die Hand.)

Jetzt leb' wohl.
Ich geh' zur Stadt. Mich treibt's, die Festlichkeit
Zu sehn, die so viel Menschen dort versammelt.
Dann zeig' ich mich dem grossen Khan und bitt'
Ihn um die Gunst, in seinem Heer zu dienen.

(Er will fort. Barak hält ihn zurück.)

BARAK.

Bleibt, Prinz! Wo wollt Ihr hin? — Mögt Ihr das Aug'
An einem grausenvollen Schauspiel weiden?
O wisset, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

KALAF.

Wie so? Was meinst du?

BARAK.

Wie? Ihr wisst es nicht,
Dass Turandot, des Kaisers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid versenkt und Thränen?

KALAF.

Ja, schon vorlängst im Karazanenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,
Es sey der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine seltsam jammervolle Art
Zu Peckin umgekommen — Eben dies
Hab' jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle seines Reichs geendigt.
Doch Manches glaubt und schwatzt ein dummer Pöbel,
Worüber der Verständ'ge lacht — Darum
Sag' an, wie sich's verhält mit dieser Sache?

BARAK.

Des Grosskhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geist berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Mahlers Pinsel noch erreicht,
Wie viele Bildnisse von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt so übermüth'gen Sinn,
So grossen Abscheu vor der Ehe Banden,

Dass sich die grössten Könige umsonst
Um ihre Hand bemüht —

KALAF.

Das alte Mährchen
Vernahm ich schon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

BARAK.

Es ist kein Mährchen. Oft schon wollte sie
Der Khan, als einz'ge Erbinn seines Reichs,
Mit Söhnen grosser Könige vermählen.
Stets widersetzte sich die stolze Tochter,
Und ach! zu blind ist seine Vaterliebe,
Als dass er Zwang zu brauchen sich erkühnte.
Viel schwere Kriege schon erregte sie
Dem Vater, und obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, so ist er doch ein Greis,
Und unbeerbt wankt er dem Grabe zu.
Drum sprach er einsmals ernst und wohlbedächtlich
Zu ihr die strengen Worte: Störrig Kind!
Entschliesse dich einmal, dich zu vermählen;
Wo nicht, so sinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ew'gen Kriege zu ersparen!
Denn ich bin alt; zu viele Könige schon
Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verschmähte.
Drum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Werbungen erwehre,
Und leb' hernach und stirb wie dir's gefällt —
Erschüttert ward von diesem ernsten Wort
Die Stolze, rang umsonst sich loszuwinden.
Die Kunst der Thränen und der Bitten Macht
Erschöpfte sie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt sie von dem unglücksel'gen Vater,
Verlangt — Hört was die Furie verlangte!

KALAF.

Ich hab's gehört. Das abgeschmackte Mährchen
Hab' ich schon oft belacht — Hör', ob ich's weiss!
Sie fordert ein Edikt von ihrem Vater,
Dass jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönnt seyn soll, um ihre Hand zu werben.
Doch dieses sollte die Bedingung seyn:
Im öffentlichen Divan, vor dem Kaiser
Und seinen Räthen allen, wollte sie
Drei Räthsel ihm vorlegen. Löste sie
Der Freier auf, so mög' er ihre Hand
Und mit derselben Kron' und Reich empfangen.
Löst' er sie *nicht*, so soll der Kaiser sich
Durch einen heil'gen Schwur auf seine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu lassen. — Sprich, ist's nicht so? Nun vollende
Dein Mährchen, wenn du's kannst vor langer Weile.

BARAK.

Mein Mährchen? Wollte Gott! — Der Kaiser zwar
Empört' sich erst dagegen; doch die Schlange
Verstand es, bald mit Schmeichelbitten, bald
Mit list'ger Redekunst das furchtbare
Gesetz dem schwachen Alten zu entlocken.
Was ist's dann auch? sprach sie mir arger List;
Kein Prinz der Erde wird so thöricht seyn,
In solchem blut'gen Spiel sein Haupt zu wagen!
Der Freier Schwarm zieht sich erschreckt zurück;
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Rasender, so ist's auf seine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heiliges Gesetz vollzieht. —
Beschworen ward das unnatürliche
Gesetz und kund gemacht in allen Landen.

(Da Kalaf den Kopf schüttelt.)

— Ich wünschte, dass ich Mährchen nur erzählte,
Und sagen dürfte: Alles war ein Traum!

KALAF.

Weil du's erzählst, so glaub' ich das Gesetz.
Doch sicher war kein Prinz wahnsinnig gnug,
Sein Haupt daran zu setzen.

BARAK zeigt nach dem Stadtthor.

Sehet, Prinz!
Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu sehen sind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abenteuer wagten,
Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
Weil sie die Räthsel dieser Sphinx zu lösen
Nicht fähig waren.

KALAF.

Grausenvoller Anblick!
Und lebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu besitzen!

BARAK.

Nein! Sagt das nicht. Wer nur ihr Konterfei
Erblickt, das man sich zeigt in allen Ländern,
Fühlt sich bewegt von solcher Zaubermacht,
Dass er sich blind dem Tod entgegen stürzt,
Das göttergleiche Urbild zu besitzen.

KALAF.

Irgend ein Geck.

BARAK.

Nein wahrlich! Auch der Klügste.
Heut ist der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von *Samarcanda*, den Verständigsten,
Den je die Welt gesehn, enthaupten wird.
Der Khan beseufzt die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die stolze Schöne.
(Man hört in der Ferne den Schall von gedämpften Trommeln.)
Hört! Hört Ihr! Dieser dumpfe Trommelklang
Verkündet, dass der Todesstreich geschieht;
Ihn nicht zu sehen, wich ich aus der Stadt.

KALAF.

Barak, du sagst mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geschöpf wie diese Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menschlichkeit?

BARAK.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Sklavinn dient, und uns Unglaubliches
Von ihrer schönen Königinn berichtet.
Ein Tiger ist sie, diese Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um sie werben.
Sonst ist sie gütig gegen alle Welt:
Stolz ist das einz'ge Laster, das sie schändet.

KALAF.

Zur Hölle, in den tiefsten Schlund hinab,
Mit diesen Ungeheuern der Natur,
Die kalt und herzlos nur sich selber lieben!
Wär' ich ihr Vater, Flammen sollten sie
Verzehren.

BARAK.

Hier kommt Ismael, der Freund
Des Prinzen, der sein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Ismael!

ZWEITER AUFTRITT.

ISMAEL *zu den* VORIGEN.

ISMAEL reicht dem Barak die Hand, heftig weinend.

Er hat
Gelebt — Der Streich des Todes ist gefallen.
Ach! Warum fiel er nicht auf dieses Haupt!

BARAK.

Barmherz'ger Himmel! Doch warum liesst Ihr
Geschehn, dass er im Divan der Gefahr
Sich blossgestellt?

ISMAEL.

Mein Unglück braucht noch Vorwurf.
Gewarnt hab' ich, beschworen und gefleht,
Wie es mein Herz, wie's meine Pflicht mich lehrte,
Umsonst! Des Freundes Stimme wurde nicht
Gehört; die Macht der Götter riss ihn fort.

BARAK.

Beruhigt Euch!

ISMAEL.

Beruhigen? Niemals! Niemals!
Ich hab' ihn sterben sehen. Sein Gefährte
War ich in seinem letzten Augenblick,
Und seine Abschiedsworte gruben sich
Wie spitz'ge Dolche mir in's tiefste Herz.
« Weine nicht! » sprach er. « Gern und freudig sterb'
» Da ich die Liebste nicht besitzen kann. [ich,
» Mag es mein theurer Vater mir vergeben,
» Dass ich ohn' Abschied von ihm ging. Ach, nie
» Hätt' er die Todesreise mir gestattet!
» Zeig' ihm dies Bildniss! »
(Er zieht ein kleines Portrait an einem Band aus dem Busen.)
« Wenn er diese Schönheit
» Erblickt, wird er den Sohn entschuldigen. »
Und an die Lippen drückt er jetzt, lautschluchzend,
Mit heft'gen Küssen dies verhasste Bild,
Als könnt' er, sterbend selbst, nicht davon scheiden;
Drauf kniet' er nieder, und — mit Einem Streich —
Noch zittert mir das Mark in den Gebeinen —
Sah ich Blut spritzen, sah den Rumpf hinfallen,
Und hoch in Henkers Hand das theure Haupt;
Entsetzt und trostlos riss ich mich von dannen.
(Wirft das Bild in heftigem Umwillen auf den Boden.)
Verhasstes, ewig fluchenswerthes Bild!
Liege du hier, zertreten, in dem Staub!
Könnt' ich sie selbst, die Tigerherzige,
Mit diesem Fusstritt so wie dich zermalmen!
Dass ich dich meinem König überbrächte!
Nein! Mich soll Samarcand nicht wieder sehn.
In eine Wüste will ich fliehn, und dort,
Wo mich kein menschlich Ohr vernimmt, auf ewig
Um meinen vielgeliebten Prinzen weinen.
(Geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

KALAF *und* BARAK.

BARAK nach einer Pause.

Prinz Kalaf, habt Ihr's nun gehört?

KALAF.

Ich stehe
Ganz voll Verwirrung, Schrecken und Erstaunen.
Wie aber mag dies unbeseelte Bild,
Das Werk des Mahlers, solchen Zauber wirken?
(Er will das Bildniss von der Erde nehmen.)
BARAK eilt auf ihn zu und hält ihn zurück.
Was macht Ihr! — Grosse Götter!
KALAF lächelnd.
Nun! ein Bildniss
Nehm' ich vom Boden auf. Ich will sie doch
Betrachten, diese mörderische Schönheit.
(Greift nach dem Bildniss, und hebt es von der Erde auf.)
BARAK ihn haltend.
Euch wäre besser, der Medusa Haupt,
Als diese tödtliche Gestalt zu sehn.
Weg! Weg damit! Ich kann es nicht gestatten.

KALAF.

Du bist nicht klug. Wenn *du* so schwach dich fühlst,
Ich bin es nicht. Des Weibes Reiz hat nie
Mein Aug' gerührt, auch nur auf Augenblicke,
Viel weniger mein Herz besiegt. Und was
Lebend'ge Schönheit nie bei mir vermocht,
Das sollten todte Pinselstriche wirken?
Unnütze Sorgfalt, Barak — Mir liegt Andres
Am Herzen, als der Liebe Narrenspiel.
(Will das Bildniss anschauen.)

BARAK.

Dennoch, mein Prinz — Ich warn' Euch — Thut es nicht!

KALAF ungeduldig.

Zum Henker, Einfalt! Du beleidigst mich.
(Stösst ihn zurück, sieht das Bild an, und geräth in Erstaunen. Nach einer Pause.)
Was seh' ich!
BARAK ringt verzweifelnd die Hände.
Weh mir! Welches Unglück!
KALAF fasst ihn lebhaft bei der Hand.
Barak!
(Will reden, sieht aber wieder auf das Bild, und betrachtet es mit Entzücken.)
BARAK für sich.
Seyd Zeugen, Götter — Ich, ich bin nicht schuld;
Ich hab' es nicht verhindern können.

KALAF.

Barak!
— In diesen holden Augen, dieser süssen
Gestalt, in diesen sanften Zügen kann
Das harte Herz, wovon du sprichst, nicht wohnen!

BARAK.

Unglücklicher, was hör' ich? Schöner noch
Unendlichmal, als dieses Bildniss zeigt,
Ist Turandot, sie selbst! Nie hat die Kunst
Des Pinsels ihren ganzen Reiz erreicht;
Doch ihres Herzens Stolz und Grausamkeit
Kann keine Sprache, keine Zunge nennen.
O werft es von Euch, dies unselige
Verwünschte Bildniss! Euer Auge sauge
Kein tödtlich Gift aus dieser Mordgestalt!

KALAF.

Hinweg! Vergebens suchst du mich zu schrecken!
— Himmlische Anmuth! Warme glühende Lippen!
Augen der Liebesgöttinn! Welcher Himmel,
Die Fülle dieser Reize zu besitzen!
(Er steht in den Anblick des Bildes verloren; plötzlich wendet er sich zu Barak und ergreift seine Hand.)
Barak! Verrath mich nicht — Jetzt oder nie!
Dies ist der Augenblick, mein Glück zu wagen.
Wozu dies Leben sparen, das ich hasse?
— Ich muss auf Einen Zug die schönste Frau
Der Erde und ein Kaiserthum mit ihr
Gewinnen, oder dies verhasste Leben
Auf Einen Zug verlieren — Schönstes Werk!
Pfand meines Glücks und meine süsse Hoffnung!
Ein neues Opfer ist für dich bereit,
Und dringt sich wagend zu der furchtbarn Probe.
Sey gütig gegen mich — Doch, Barak, sprich!
Ich werde doch im Divan, eh' ich sterbe,
Das Urbild selbst von diesen Reizen sehn?
(Indem sieht man die fürchterliche Larve eines Nachrichters sich über dem Stadtthor erheben, und einen neuen Kopf über demselben aufpflanzen — Der vorige Schall verstimmter Trommeln begleitet diese Handlung.)

BARAK.

Ach sehet! Sehet, theurer Prinz, und schaudert!
Dies ist das Haupt des unglücksel'gen Jünglings —
Wie es Euch anstarrt! Und dieselben Hände,

Die es dort aufgepflanzt, erwarten Euch.
O kehret um! Kehrt um! Nicht möglich ist's,
Die Räthsel dieser Löwinn aufzulösen.
Ich seh' im Geist schon Euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieser furchtbar'n Reihe sich erheben.

KALAF hat das aufgesteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet.

Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reisst mich geheimnissvoll, unwiderstehlich
Hinauf in deine tödtliche Gesellschaft?

(Er bleibt nachsinnend stehen; dann wendet er sich zu Barak.)

— Wozu die Thränen, Barak? Hast du mich
Nicht einmal schon für todt beweint? Komm! Komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — Wer weiss, ob nicht der Himmel, satt
Mich zu verfolgen, mein Beginnen segnet,
Und meinen armen Eltern Trost verleiht.
Wo nicht — Was hat ein Elender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar seyn,
Wenn ich die Räthsel löse — Lebe wohl!

(Er will gehen, Barak hält ihn zurück, unterdessen kommt Skirina, Baraks Weib, aus dem Hause.)

BARAK.

Nein, nimmermehr! Komm mir zu Hülfe, Frau!
Lass ihn nicht weg — Er geht, er ist verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthsel dieser Furie zu lösen.

VIERTER AUFTRITT.

SKIRINA *zu den* VORIGEN.

SKIRINA tritt ihm in den Weg.

O weh! Was hör' ich? Seyd Ihr nicht mein Gast?
Was treibt den zarten Jüngling in den Tod?

KALAF.

Hier, gute Mutter! Dieses Götterbild
Ruft mich zu meinem Schicksal.

(Zeigt ihr das Bildniss.)

SKIRINA.

Wehe mir!
Wie kam das höll'sche Bild in seine Hand?

BARAK.

Durch blossen Zufall.

KALAF tritt zwischen Beide.

Hassan! Gute Frau!
Zum Dank für Eure Gastfreundschaft behaltet
Mein Pferd! Auch diese Börse nehmet hin!
Sie ist mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Fortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiser, oder — *nie* zurück!
— Wollt Ihr, so opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit sie Glück auf mich herab erflehen.
Lebt wohl — Ich muss in mein Verhängniss gehen!

(Er eilt in die Stadt.)

FÜNFTER AUFTRITT.

BARAK *und* SKIRINA.

BARAK will ihm folgen.

Mein Herr! Mein armer Herr! Umsonst! Er geht!
Er hört mich nicht.

SKIRINA neugierig.

Dein Herr? Du kennst ihn also!
O sprich, wer ist der edelherz'ge Fremdling,
Der sich dem Tode weiht?

BARAK.

Lass diese Neugier!
Er ist geboren mit so hohem Geist,
Dass ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina! All dieses Gold lass uns,
Und Alles, was wir Eigenes besitzen,
Dem Fohi opfern und den Armen spenden!
Gebete sollen sie für ihn gen Himmel senden,
Und sollen wund sich knien an den Altären,
Bis die erweichten Götter sie erhören!

(Sie gehen nach ihrem Hause.)

ZWEITER AUFZUG.

Grosser Saal des Divans mit zwei Pforten, davon die eine zu den Zimmern des Kaisers, die andre in's Serail der Prinzessinn Turandot führt.

ERSTER AUFTRITT.

TRUFFALDIN, *als Anführer der Verschnittenen, steht gravitätisch in der Mitte der Scene, und befiehlt seinen Schwarzen, welche beschäftigt sind, den Saal in Ordnung zu bringen. Bald darauf* BRIGELLA.

TRUFFALDIN.

Frisch an das Werk! Rührt euch! Gleich wird der Divan
Beisammen seyn. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommt kaiserliche Majestät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzess, zu sitzen!

BRIGELLA kommt und sieht sich verwundernd um.

Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Dass man den Divan schmückt in solcher Eile?

TRUFFALDIN ohne auf ihn zu hören, zu den Schwarzen.

Acht Sessel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu dociren;
Doch müssen sie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Bärten figuriren.

BRIGELLA.

So redet doch! Warum, wozu das Alles?

TRUFFALDIN.

Warum? Wozu? Weil sich die Majestät
Und meine schöne Königinn, mit sammt
Den acht Doctoren und den Exzellenzen,
Sogleich im Divan hier versammeln werden.
'S hat sich ein neuer frischer Prinz gemeldet,
Dem jückt, um einen Kopf sich zu verkürzen.

BRIGELLA.

Was? Nicht drei Stunden sind's, dass man den letzten
Hat abgethan —

TRUFFALDIN.

Ja, Gott sey Dank! Es geht
Von Statten; die Geschäfte gehen gut.

BRIGELLA.

Und dabei könnt ihr scherzen, roher Kerl!
Euch freut wohl das barbarische Gemetzel?

TRUFFALDIN.

Warum soll mich's nicht freuen? Setzt's doch immer
Für meinen Schnabel was, wenn so ein neuer
Die grosse Reise macht — denn jedesmal,
Dass meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeischifft, gibt's im Harem Hochzeitkuchen.
Das ist einmal der Brauch, wir thun's nicht anders:
So viele Köpfe, so viel Feiertage!

BRIGELLA.

Das sind mir heillos niederträchtige
Gesinnungen, so schwarz, wie Eure Larve.
Man sieht's Euch an, dass Ihr ein Halbmann seyd,
Ein schmutziger Evnuch! — Ein Mensch, ich meine
Einer, der *ganz* ist, hat ein menschlich Herz
Im Leib, und fühlt Erbarmen.

TRUFFALDIN.

Was! Erbarmen!
Es heisst kein Mensch die Prinzen ihren Hals
Nach Peckin tragen, Niemand ruft sie her.
Sind sie freiwillig solche Tollhausnarren,
Mögen sie's haben! Auf dem Stadtthor steht's
Mit blut'gen Köpfen leserlich geschrieben,
Was hier zu holen ist — Wir nehmen Keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn schon verloren, längst, der hier ihn setzt!

BRIGELLA.

Ein saubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um sie werben,
Drei Räthsel aufzugeben, und wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuschlachten!

TRUFFALDIN.

Mit nichten, Freund! Das ist ein prächtiger
Exzellenter Einfall! — Werben kann ein Jeder;
Es ist nichts leichter, als auf's Freien reisen.
Man lebt auf fremde Kosten, thut sich gütlich,
Legt sich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jüngre Sohn und Krippenreiter,
Der alle seine Staaten mit sich führt
Im Mantelsack, *lebt* blos vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein grosses
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteurern,
Die um die reiche Kaiserstochter freiten;
Denn auch der Schlechtste dünkt sich gut genug,
Die Hände nach der Schönsten auszustrecken.
Es war wie eine Freikomödie,
Wo Alles kommt, bis meine Königinn
Auf den scharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus-
Gesendet, sich mit Riesen 'rum zu schlagen,
Dem Schach zu Babel, wenn er Tafel hält,
Drei Backenzähne höflich auszuziehen,
Das tanzende Wasser und den singenden Baum
Zu holen, und den Vogel, welcher redet —
Nichts von dem Allem! *Räthsel* haben ihr
Beliebt! Drei zierlich wohlgesetzte Fragen!
Man kann dabei bequem und säuberlich
In warmer Stube sitzen und kein Schuh
Wird nass! Der Degen kommt nicht aus der Scheide;
Der Witz, der Scharfsinn aber muss heraus.
— Brigella, die versteht's! Die hat's gefunden,
Wie man die Narren sich vom Leibe hält!

BRIGELLA.

'S kann Einer ein rechtschaffner Kavalier
Und Ehmann seyn, und doch die spitz'gen Dinger,
Die Räthsel, just nicht handzuhaben wissen.

TRUFFALDIN.

Da siehst du, Kamerad; wie gut und ehrlich
Es die Prinzess mit ihrem Freier meint,
Dass sie die Räthsel *vor* der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel schlimmer. Löst er sie
Jetzt nicht, ei nun, so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenhieb davon.
Doch wer die stacheligen Räthsel nicht
Auflöst, die seine Frau ihm *in der Eh'*
Aufgibt, der ist verlesen und verloren!

BRIGELLA.

Ihr seyd ein Narr; mit Euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meinetwegen Räthsel seyn,
Wenn sie einmal die Wuth hat, ihren Witz
Zu zeigen — Aber muss sie denn die Prinzen
Just köpfen lassen, die nicht sinnreich gnug
Für ihre Räthsel sind — Das ist ja ganz
Barbarisch, rasend toll und unvernünftig.
Wo hat man je gehört, dass man den Leuten
Den Hals abschneidet, weil sie schwer begreifen?

TRUFFALDIN.

Und wie, du Schafskopf, will sie sich der Narren
Erwehren, die sich klug zu seyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen ist,
Als Einmal sich im Divan zu beschimpfen.
Auf die Gefahr hin, sich zu prostituiren
Mit heiler Haut, läuft jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet sich vor Räthseln? Räthsel sind's
Gerad', was man für's Leben gern mag hören.
Das hiess den Köder statt des Popanz's brauchen.
Und wäre man auch wegen der Prinzessinn
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthsel wegen kommen.
Denn Jedem ist sein Scharfsinn und sein Witz
Am Ende lieber, als die schönste Frau!

BRIGELLA.

Was aber kommt bei diesem ganzen Spiel
Heraus, als dass sie sitzen bleibt? Kein Mann,
Der seine Ruh liebt und bei Sinnen ist,
Wird so ein spitz'ges Nadelkissen nehmen.

TRUFFALDIN.

Das grosse Unglück, keinen Mann zu kriegen!

(Man hört einen Marsch in der Ferne.)

BRIGELLA.

Der Kaiser kommt!

TRUFFALDIN.

Marsch Ihr in Eure Küche!
Ich gehe, meine Hoheit herzuholen.

(Gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

ZWEITER AUFTRITT.

Ein Zug von SOLDATEN *und* SPIELLEUTEN. *Darauf acht* DOCTOREN, *pedantisch herausstaffirt; alsdann* PANTALON *und* TARTAGLIA, *beide in Charaktermasken. Zuletzt der Grosskhan* ALTOUM, *in chinesischem Geschmack mit einiger Uebertreibung gekleidet. Pantalon und Tartaglia stellen sich dem kaiserlichen Thron gegenüber, die acht Doctoren in den Hintergrund, das übrige Gefolge auf die Seite, wo der kaiserliche Thron ist. Beim Eintritt des Kaisers werfen sich Alle mit ihren Stirnen auf die Erde und verharren in dieser Stellung, bis er den Thron bestiegen hat. Die Doctoren nehmen auf ihren Stühlen Platz. Auf einen Wink, den Pantalon gibt, schweigt der Marsch.*

ALTOUM.

Wann, treue Diener, wird mein Jammer enden?
Kaum ist der edle Prinz von Samarcand
Begraben, unsre Thränen fliessen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grausame Tochter! Mir zur Qual geboren!
Was hilft's, dass ich den Augenblick verfluche,
Da ich auf das barbarische Gesetz
Dem furchtbaren Fohi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren

Lässt sich die Tochter, nicht zu schrecken sind
Die Freier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

PANTALON.

Rath, Majestät? Hat sich da was zu rathen!
Bei mir zu Hause, in der Christen Land,
In meiner lieben Vaterstadt Venedig,
Schwört man auf solche Mordgesetze nicht;
Man weiss da nichts von närrischen Mandaten.
Da hat man gar kein Beispiel und Exempel,
Dass sich die Herrn in Bilderchen vergafft,
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Frauensmensch bei uns geboren wird,
Wie Dame Kieselstein, die alle Männer
Verschworen hätte — Gott soll uns bewahren!
Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Daheim noch war in meinen jungen Jahren,
Eh' mich die Ehrensache, wie Ihr wisst,
Von Hause trieb, und meine gute Sterne
An meines Kaisers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wusst' ich nichts von *China*, als es sey
Ein trefflich's Pulver gegen's kalte Fieber.
Und jetzt erstaun' ich über alle Massen,
Dass ich so kuriöse Bräuche hier
Vorfinde, so kurjose Schwüre und Gesetze,
Und so kurjose Frau'n und Herrn.
Erzählt' ich in Europa diese Sachen,
Sie würden mir unter die Nase lachen.

ALTOUM.

Tartaglia, habt Ihr den neuen Wagehals
Besucht?

TARTAGLIA.

Ja, Majestät. Er hat den Flügel
Des Kaiserschlosses in, den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweisen pflegt.
Ich bin entzückt von seiner angenehmen
Gestalt und seinen prinzlichen Manieren.
'S ist Jammerschade um das junge Blut,
Dass man es auf die Schlachtbank führen soll.
'S Herz bricht mir! Ein so angenehmes Prinzchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiss Gott! Ich sah
In meinem Leben keinen hübschern Buben!

ALTOUM.

Unseliges Gesetz! Verhasster Schwur!
— Die Opfer sind dem Fohi doch gebracht,
Dass er dem Unglückseligen sein Licht
Verleihe, diese Räthsel zu ergründen!
Ach, immer geb' ich dieser Hoffnung Raum!

PANTALON.

An Opfern, Majestät, ward nichts gespart.
Dreihundert fette Ochsen haben wir
Dem *Tien* dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreihundert Schweine.

ALTOUM.

So ruft ihn denn vor unser Angesicht!

(Ein Theil des Gefolges entfernt sich.)

— Man such' ihm seinen Vorsatz auszureden.
Und ihr, gelehrte Lichter meines Divans,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Lasst's nicht an Gründen fehlen, wenn mir selbst
Der Schmerz die Zunge bindet.

PANTALON.

Majestät!
Wir werden unsern alten Witz nicht sparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und sprechen uns
Die Lungen heiser, und er lässt sich eben
Den Hals abstechen, wie ein welsches Huhn.

TARTAGLIA.

Mit Eurer Gunst, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Scharfsinn und Verstand bei ihm
Bemerkt, wer weiss! — Ich will nicht ganz verzagen.

PANTALON.

Die Räthsel dieser Schlange sollt' er lösen?
Nein! Nimmermehr!

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. KALAF *von einer Wache begleitet. Er kniet vor dem Kaiser nieder, die Hand auf der Stirn.*

ALTOUM, nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet.

Steh' auf, unkluger Jüngling!

(Kalaf steht auf und stellt sich mit edelm Anstand in die Mitte des Divans.)

— Die reizende Gestalt! Der edle Anstand!
Wie mir's an's Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer bist du? Welches Land gab dir das Leben?

KALAF schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung.

Monarch, vergönne, dass ich meinen Namen
Verschweige.

ALTOUM.

Wie? Mit welcher Stirn darfst du,
Ein unbekannter Fremdling namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben!

KALAF.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz, geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, dass die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemasst mit deiner Tochter.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

ALTOUM.

Welcher Adel
In seinen Worten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthsel nun gelöst,
Und nicht von würd'ger Herkunft —

KALAF.

Das Gesetz,
Monarch, ist nur für Könige geschrieben.
Verleihe mir der Himmel, dass ich siege,
Und dann, wenn ich unköniglichen Stamms
Erfunden werde, soll mein fallend Haupt
Die Schuld der kühnen Anmassung bezahlen,
Und unbeerdigt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Seele lebt in dieser Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezeugen.
Für jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

ALTOUM.

Wohl! Es sey!
Dem Adel deiner Mienen, deiner Worte,
Holdsel'ger Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewährung nicht versagen — Mögst auch du
Geneigt seyn, einem Kaiser zu willfahren,
Der hoch von seinem Thron herab dich fleht!
Entweiche, o entweiche der Gefahr,
Der du verblendet willst entgegen stürzen!
Steh ab und fordre meines Reiches Hälfte!
So mächtig spricht's für dich in meiner Brust,
Dass ich dir gleichen Theil an meinem Thron
Auch ohne meiner Tochter Hand verspreche.

O zwinge du mich nicht, Tyrann zu seyn!
Schon schwer genug drückt mich der Völker Fluch,
Das Blut der Prinzen, die ich hingeopfert;
Drum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Lass meines dich erbarmen! Spare mir
Den Jammer, deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich selbst,
Der die Verderbliche gezeugt, die Plage
Der Welt, die bittre Quelle meiner Thränen!

KALAF.

Beruhige dich, Sire. Der Himmel weiss,
Wie ich im tiefsten Herzen dich beklage.
Nicht wahrlich von so mildgesinntem Vater
Hat Turandot Unmenschlichkeit geerbt.
Du hast nicht Schuld, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben, und das Götterbild,
Das uns bezaubert, und uns selbst entrückt,
Der Welt geschenkt zu haben — Deine Grossmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin
Nicht würdig, Sire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder ist's der Götter Schluss und Rath,
Durch den Besitz der himmlischen Prinzessinn
Mich zu beglücken — oder enden soll
Dies Leben, ohne sie mir eine Last!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

PANTALON.

Ei, sagt mir, liebe Hoheit! Habt ihr auch
Die Köpfe über'm Stadtthor wohl besehn?
Mehr sag' ich nicht. Was, Herr! in aller Welt
Treibt Euch, aus fernen Landen herzukommen
Und Euch frisch weg, wie Ihr vom Pferd gestiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie ein Ziegenbock
Abthun zu lassen? Dame Turandot,
Das seyd gewiss, dreht Euch drei Räthselchen,
Daran die sieben Weisen Griechenlands
Mit sammt den siebenzig Dollmetschern sich
Die Nägel Jahre lang umsonst zerkauten.
Wir selbst, so alte Practici und grau
Geworden über'n Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieser Räthsel zu ergründen.
Es sind nicht Räthsel aus dem Kinderfreund,
Nicht solches Zeug, wie das:
« Wer's sieht, für den ist's nicht bestellt,
» Wer's braucht, der zahlt dafür kein Geld,
» Wer's macht, der will's nicht selbst ausfüllen,
» Wer's bewohnt, der thut es nicht mit Willen. »
Nein, es sind Räthsel von dem neuesten Schnitt,
Und sind verfluchte Nüsse aufzuknacken.
Und wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man drei Herrn Doctoren
Versiegelt übergibt, geschrieben stünde,
Sie möchten's Euch mit allem ihrem Witz
In einem Seculum nicht ausstudieren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Ihr jammert mich, seyd ein so junges Blut,
Und Schade wär's um Eure schönen Haare.
Beharrt Ihr aber drauf, so steht ein Rettig
Des Gärtners fester, Herr, als Euer Kopf.

KALAF.

Ihr sprecht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

TARTAGLIA stotternd.

Tu — Turandot!
Zum Henker! Welcher Steifsinn und Verblendung!
Hier spielt man nicht um welsche Nüsse, Herr,
Noch um Kastanien — 's ist um den Kopf
Zu thun — den Kopf — Bedenkt das wohl! Ich will
Sonst keinen Grund anführen als den Einen;
Er ist nicht klein: — Den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Lässt sich herab, Euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmelsgott, dreihundert Kühe
Den Sternen, und dem Mond dreihundert Schweine,
Und Ihr seyd störrig gnug und undankbar,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als diese Turandot,
Blieb's immer doch ein loser Streich von Euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr! Es ist,
Weiss Gott! die pure Liebe und Erbarmniss,
Die mich so frei lässt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wisst Ihr, was das heisst?
Es ist nicht möglich —

KALAF.

So in Wind zu reden!
Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister!
Tod oder Turandot!

ALTOUM.

Nun denn, so hab' es!
Verderbe *dich*, und *mich* stürz' in Verzweiflung!
(Zu der Wache.)
Man geh' und rufe meine Tochter her.
(Wache geht hinaus.)
Sie kann sich heut am zweiten Opfer weiden.

KALAF gegen die Thür gewendet, in heftiger Bewegung.

Sie kommt! Ich soll sie sehen! Ew'ge Mächte!
Das ist der grosse Augenblick! O stärket
Mein Herz, dass mich der Anblick nicht verwirre,
Des Geistes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Macht.
Ihr Götter! Gebt, dass ich mir selbst nicht fehle!
Ihr seht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchzittert mein Gebein und schnürt das Herz
Mir in der Brust zusammen. — Weise Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O zeiht mich nicht strafbaren Uebermuths,
Dass ich das Schicksal zu versuchen wage!
Bedauert mich! Beweint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderstehlich zwingend reisst es mich
Von hinnen; es ist mächtiger als ich.

VIERTER AUFTRITT.

Man hört einen Marsch. TRUFFALDIN *tritt auf, den Säbel an der Schulter, die* SCHWARZEN *hinter ihm; darauf mehrere* SCLAVINNEN, *die zu den Trommeln accompagniren. Nach diesen* ADELMA *und* ZELIMA, *jene in tartarischem Anzug, beide verschleiert. Zelima trägt eine Schüssel mit versiegelten Papieren. Truffaldin und seine Schwarzen werfen sich im Vorbeigehen vor dem Kaiser mit der Stirn auf die Erde und stehen sogleich wieder auf; die Sklavinnen knieen nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt erscheint* TURANDOT *verschleiert, in reicher chinesischer Kleidung, majestätisch und stolz. Die Räthe und Doctoren werfen sich vor ihr mit dem Angesicht auf die Erde. Altoum steht auf; die Prinzessinn macht ihm, die Hand auf der Stirn, eine abgemessene Verbeugung, steigt dann auf ihren Thron und setzt sich. Zelima und Adelma nehmen zu ihren beiden Seiten Platz, und die letztere den Zuschauren am nächsten. Truffaldin nimmt der Zelima die Schüssel ab und vertheilt unter lächerlichen*

Zeremonien die Zettel unter die acht Doctoren. Darauf entfernt er sich mit denselben Verbeugungen, wie am Anfang, und der Marsch hört auf.

TURANDOT nach einer langen Pause.

Wer ist's, der sich auf's Neu vermessen schmeichelt,
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung,
In meine tiefen Räthsel einzudringen?
Der, seines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

ALTOUM zeigt auf Kalaf, der erstaunt in der Mitte des Divans steht.

Der ist es, Tochter — Würdig wohl ist er's,
Dass du freiwillig zum Gemahl ihn wähltest,
Ohn' ihn der furchtbar'n Probe auszusetzen,
Und neue Trauer diesem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

TURANDOT, nachdem sie ihn eine Zeitlang betrachtet, leise zur Zelima.

O Himmel! Wie geschieht mir, Zelima!

ZELIMA.

Was ist dir, Königinn?

TURANDOT.

Noch Keiner trat
Im Divan auf, der dieses Herz zu rühren
Verstanden hätte. Dieser weiss die Kunst.

ZELIMA.

Drei leichte Räthsel denn und Stolz fahr hin!

TURANDOT.

Was sagst du? Wie? Verwegne? Meine Ehre?

ADELMA hat während dieser Reden den Prinzen mit höchstem Erstaunen betrachtet, für sich.

Täuscht mich ein Traum? Was seh' ich, grosse Götter!
Er ist's! Der schöne Jüngling ist's, den ich
Am Hofe meines Vaters Keicobad
Als niedern Knecht gesehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königssohn! Wohl sagte mir's mein Herz;
O meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

TURANDOT.

Prinz! Noch ist's Zeit. Gebt das verwegene
Beginnen auf! Gebt's auf! Weicht aus dem Divan!
Der Himmel weiss, dass jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.
— Ich bin nicht grausam. Frei nur will ich leben.
Blos keines Andern will ich seyn; dies Recht,
Das auch dem Allerniedrigsten der Menschen
Im Leib der Mutter anerschaffen ist,
Will ich behaupten, eine Kaiserstochter.
Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erniedrigt, und zum Sclavenjoch verdammt,
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolke, dem
Kein andrer Vorzug vor dem zärtern Weibe
Als rohe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verstand,
Und Scharfsinn, meine Freiheit zu beschützen.
— Ich will nun einmal von dem *Mann* nichts wissen;
Ich hass' ihn, ich verachte seinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Köstlichen
Streckt er begehrlich seine Hände aus;
Was seinem Sinn gefällt, will er besitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geschmückt,
Mit Geist begabt — warum ist's denn das Loos
Des Edeln in der Welt, dass es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reizt, wenn das Gemeine
In seinem Unwerth ruhig sich verbirgt?
Muss denn die Schönheit eine Beute seyn
Für Einen? Sie ist frei, so wie die Sonne,
Die allbeglückende am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Freude aller Augen,
Doch Keines Sclavinn und Leibeigenthum.

KALAF.

So hoher Sinn, so seltner Geistesadel
In dieser göttlichen Gestalt! Wer darf
Den Jüngling schelten, der sein Leben
Für solchen Kampfpreis freudig setzt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannschaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durch's blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit wär' gefahrlos zu erwerben,
Die aller Güter erstes, höchstes ist?
Ich also zeih' Euch keiner Grausamkeit;
Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht verwegen,
Und hasst ihn nicht, weil er mit glüh'nder Seele
Nach dem Unschätzbaren zu streben wagt!
Ihr selber habt ihm seinen Preis gesetzt,
Womit es zu erkaufen ist — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen;
Kein Leben zwar des Glücks, doch ist's mein Alles,
Und hätt' ich's tausendmal, ich gäb' es hin.

ZELIMA leise zu Turandot.

Hört Ihr, Prinzessinn? Um der Götter Willen!
Drei leichte Räthsel! Er verdient's.

ADELMA.

Wie edel! Welche Liebenswürdigkeit!
O dass er mein seyn könnte! Hätt' ich damals
Gewusst, dass er ein Prinz geboren sey,
Als ich der süssen Freiheit mich noch freute,
— O welche Liebe flammt in meiner Brust,
Seitdem ich ihn mir ebenbürtig weiss.
—Muth, Muth, mein Herz! Ich muss ihn noch besitzen.

(Zu Turandot.)

Prinzessinn! Ihr verwirret Euch! Ihr schweigt!
Bedenket Euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

TURANDOT.

Und Er allein riss mich zum Mitleid hin!
Nein, Turandot! Du musst dich selbst besiegen.
— Verwegener, wohlan! Macht Euch bereit!

ALTOUM.

Prinz, Ihr beharrt noch?

KALAF.

Sire! Ich wiederhol' es.
Tod oder Turandot!

(Pantalon und Tartaglia geberden sich ungeduldig.)

ALTOUM.

So lese man
Das blutige Mandat. Er hör's und zittre!

(Tartaglia nimmt das Gesetzbuch aus dem Busen, küsst es, legt es sich auf die Brust, hernach auf die Stirn, dann überreicht er's dem Pantalon.)

PANTALON empfängt das Gesetzbuch, nachdem er sich mit der Stirn auf die Erde geworfen, steht auf und liest dann mit lauter Stimme.

« Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,
» Doch erst drei Räthsel legt die Königinn ihm vor,
» Löst er sie nicht, muss er vom Beile sterben,
» Und schaugetragen wird sein Haupt auf Peckins Thor.
» Löst er die Räthsel auf, hat er die Braut gewonnen.
» So lautet das Gesetz. Wir schwören's bei der Sonnen. »

(Nach geendigter Vorlesung küsst er das Buch, legt es auf die Brust und Stirn und überreicht es dem Tartaglia, der sich mit der Stirn auf die Erde wirft, es empfängt und dem Altoum präsentirt.)

ALTOUM hebt die rechte Hand empor und legt sie auf das Buch.

O Blutgesetz! Du meine Qual und Pein!
Ich schwör's bei Fohis Haupt, du sollst vollzogen seyn.

(Tartaglia steckt das Buch wieder in den Busen, es herrscht eine lange Stille.)

TURANDOT in deklamatorischem Ton, aufstehend.

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweite,
Und sieht die Sonne nicht.
Er setzet neue Ringe,
So oft er blühet, an.
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grüne Rinden
Drückt sich ein Name leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.
So sprich, kannst du ergründen,
Was diesem Baume gleicht?

(Sie setzt sich wieder.)

KALAF, nachdem er eine Zeitlang nachdenkend in die Höhe gesehen, verbeugt er sich gegen die Prinzessinn.

Zu glücklich, Königinn, ist Euer Sclav,
Wenn keine dunklern Räthsel auf ihn warten.
Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
Und dessen Blätter auf der Einen Seite
Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
Der nur, so lang sie grün ist, bleibt:
— Er ist — das *Jahr* mit seinen Tagen und Nächten.

PANTALON freudig.

Tartaglia! Getroffen!

TARTAGLIA.

Auf ein Haar!

DOCTOREN erbrechen ihr Zettel.

Optime! Optime! Optime! das Jahr, das
Jahr, das Jahr, es ist das Jahr.

(Musik fällt ein.)

ALTOUM freudig.

Der Götter Gnade sey mit dir, mein Sohn
Und helfe dir auch durch die andern Räthsel!

ZELIMA bei Seite.

O Himmel, schütz' ihn!

ADELMA gegen die Zuschauer.

Himmel, schütz' ihn nicht!
Lass' nicht geschehn, dass ihn die Grausame
Gewinne, und die Liebende verliere!

TURANDOT entrüstet für sich.

Er sollte siegen? Mir den Ruhm entreissen?
Nein, bei den Göttern!

(Zu Kalaf.)

Selbstzufriedner Thor!
Frohlocke nicht zu früh! Merk' auf und löse!

(Steht wieder auf und fährt in deklamatorischem Ton fort.)

Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz;
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen fasst es ein.
Doch alle Grösse, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
Er leuchtet ohne je zu brennen;
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring.
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner, als was er empfing.

KALAF nach einem kurzen Nachdenken sich gegen die Prinzessinn verbeugend.

Zürnt nicht, erhabne Schöne, dass ich mich
Erdreiste, Eure Räthsel aufzulösen.
— Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
Gefasst, das Unermessliche uns zeigt,
Und der Crystall, in dem dies Bild sich mahlt,
Und der noch Schön'res von sich strahlt,
Er ist das *Aug'*, in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

PANTALON springt freudig auf.

Tartaglia! Mein Seel! In's schwarze Fleck
Geschossen.

TARTAGLIA.

Mitten hinein, so wahr ich lebe!

DOCTOREN haben die Zettel eröffnet.

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge,
Es ist das Auge

(Musik fällt ein.)

ALTOUM.

Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'gen Götter!
O lasst ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

ZELIMA bei Seite.

O wäre dies das letzte!

ADELMA gegen die Zuschauer.

Weh mir! Er siegt! Er ist für mich verloren!

(Zu Turandot.)

Prinzessinn, Euer Ruhm ist hin! Könnt Ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verschlingt ein einz'ger Augenblick.

TURANDOT steht auf in heftigem Zorn.

Eh' soll
Die Welt zu Grunde gehn! Verwegner, wisse!
Ich hasse dich nur destomehr, je mehr
Du trachtest mich zu besiegen, zu besitzen.
Erwarte nicht das letzte Räthsel! Flieh!
Weich aus dem Divan! Rette deine Seele!

KALAF.

Nur Eine Hoffnung ist's, angebetete
Prinzessinn, was mich schreckt und ängstiget.
Dies unglückselige Haupt sink' in den Staub,
Wenn es nicht werth war, Euer Herz zu rühren.

ALTOUM.

Steh' ab, geliebter Sohn! Versuche nicht
Die Götter, die dir zweimal günstig waren.
Jetzt kannst du dein gerettet Leben noch,
Gekrönt mit Ehre, aus dem Divan tragen.
Nichts helfen dir zwei Siege, wenn der dritte
Dir, der entscheidende, misslingt — Je näher
Dem Gipfel, desto schwerer ist der Fall.
— Und du — lass' es genug seyn, meine Tochter!
Steh' ab, ihm neue Räthsel vorzulegen.
Er hat geleistet, was kein andrer Prinz
Vor ihm. Gib ihm die Hand, er ist sie werth,
Und endige die Proben.

(Zelima macht flehende, Adelma drohende Geberden gegen Turandot.)

TURANDOT.

Ihm die Hand?
Die Proben ihm erlassen? Nein, *drei* Räthsel
Sagt das Gesetz. Es habe seinen Lauf.

KALAF.

Es habe seinen Lauf. Mein Schicksal liegt
In Götterhand. Tod oder Turandot!

TURANDOT.

Tod also! Tod! Hörst du's?

(Sie steht auf, und fährt auf die vorige Art zu deklamiren fort.)

Wie heisst das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des grössten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergiesst's, und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich;
Die grössten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.
Fremdling, kannst du das Ding nicht rathen,
So weich' aus diesen blühenden Staaten!

(Mit den letzten Worten reisst sie sich ihren Schleier ab.)

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister!
Stirb oder nenne mir das Ding!

KALAF ausser sich, hält die Hand vor die Augen.

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

ALTOUM.

Gott, er verwirrt sich, er ist ausser sich.
Fass' dich, mein Sohn! O sammle deine Sinne!

ZELIMA für sich.

Mir bebt das Herz.

ADELMA gegen die Zuschauer.

Mein bist du, theurer Fremdling!
Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

PANTALON zu Kalaf.

Um Gotteswillen! Nicht den Kopf verloren!
Nehmt Euch zusammen! Herz gefasst, mein Prinz!
O weh, o weh! Ich fürcht', er ist geliefert.

TARTAGLIA gravitätisch für sich.

Liess' es die Würde zu, wir gingen selbst zur Küche
Nach einem Essigglas.

TURANDOT hat den Prinzen, der noch immer unbeweglich da steht, unverwandt betrachtet.

Unglücklicher!
Du wolltest dein Verderben. Hab' es nun!

KALAF hat sich gefasst und verbeugt sich mit einem ruhigen Lächeln gegen Turandot.

Nur Eure Schönheit, himmlische Prinzessinn,
Die mich auf Einmal überraschend, blendend,
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding, von Eisen, das nur Wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unschuld'ger als das Schwert
Dem frommen Fleiss den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in *dies* blühende Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen,
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den *Pflug*?

PANTALON.

O sey gebenedeit! Lass dich umhalsen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.

TARTAGLIA.

Gott segne Eure Majestät! Es ist
Vorbei und aller Jammer hat ein Ende.

DOCTOREN haben die Zettel eröffnet.

Der Pflug! Der Pflug! Es ist der Pflug!

(Alle Instrumente fallen ein mit grossem Geräusch. Turandot ist auf ihrem Thron in Ohnmacht gesunken.)

ZELIMA um Turandot beschäftigt.

Blickt auf, Prinzessinn! Fasset Euch! Der Sieg
Ist sein; der schöne Prinz hat überwunden.

ADELMA an die Zuschauer.

Der Sieg ist sein! Er ist für mich verloren.
— Nein, nicht verloren! Hoffe noch, mein Herz!

(Altoum ist voll Freude, bedient von Pantalon und Tartaglia, vom Throne gestiegen. Die Doktoren erheben sich alle von ihren Sitzen und ziehen sich nach dem Hintergrunde. Alle Thüren werden geöffnet. Man erblickt Volk. Alles dies geschieht, während die Musik fortdauert.)

ALTOUM zu Turandot.

Nun hörst du auf, mein Alter zu betrüben,
Grausames Kind! Genug ist dem Gesetz
Geschehen, alles Unglück hat ein Ende.
— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freuden
Begrüss' ich Euch als Eidam!

TURANDOT ist wieder zu sich gekommen und stürzt in sinnloser Wuth von ihrem Throne, sich zwischen Beide werfend.

Haltet ein!
Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!
Die Probe war zu leicht. Er muss auf's Neu'
Im Divan mir drei andre Räthsel lösen.
Man überraschte mich. Mir ward nicht Zeit
Vergönnt, mich zu bereiten, wie ich sollte.

ALTOUM.

Grausame Tochter! Deine Frist ist um!
Nicht hoffe mehr, uns listig zu beschwatzen.
Erfüllt ist die Bedingung des Gesetzes;
Mein ganzer Divan soll den Ausspruch thun.

PANTALON.

Mit Eurer Gunst, Prinzessinn Kieselherz!
Es braucht nicht neue Räthsel zuzuspitzen,
Und neue Köpfe abzuhacken — Da!
Hier steht der Mann! Der hat's errathen! Kurz:
Das Gesetz hat seine Endschaft und das Essen
Steht auf dem Tisch — Was sagt der Herr Collega?

TARTAGLIA.

Das Gesetz ist ganz aus, und damit Punktum.
Was sagen Ihre Würden, die Doctoren?

DOCTOREN.

Das Gesetz ist aus. Das Köpfen hat ein Ende.
Auf Leid folgt Freud. Man gebe sich die Hände.

ALTOUM.

So trete man den Zug zum Tempel an.
Der Fremde nenne sich, und auf der Stelle
Vollziehe man die Trauung —

TURANDOT wirft sich ihm in den Weg.

Aufschub, Vater!
Um aller Götter willen!

ALTOUM.

Keinen Aufschub!
Ich bin entschlossen. Undankbares Kind!
Schon allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grausamen Begehren.
Dein Urtheil ist gesprochen; mit dem Blut
Von zehen Todesopfern ist's geschrieben,
Die ich um deinetwillen morden liess.
Mein Wort hab' ich gelöst, nun löse du
Das deine, oder bei dem furchtbarn Haupt
Des Fohi sey's geschworen —

TURANDOT wirft sich zu seinen Füssen.

O mein Vater!
Nur einen neuen Tag vergönnt mir —

ALTOUM.

Nichts!
Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel.

TURANDOT ausser sich.

So werde mir der Tempel denn zum Grab!
Ich kann und will nicht seine Gattinn seyn,
Ich kann es nicht. Eh' tausend Tode sterben,

Als diesem stolzen Mann mich unterwerfen.
Der blosse Name schon, schon der Gedanke,
Ihm unterthan zu seyn, vernichtet mich.

KALAF.

Grausame! Unerbittliche, steht auf!
Wer könnte Euren Thränen widerstehn?
(Zu Altoum.)
Lasst Euch erbitten, Sire! Ich flehe selbst
Darum. Gönnt ihr den Aufschub, den sie fordert.
Wie könnt' ich glücklich seyn, wenn sie mich hasst!
Zu zärtlich lieb' ich sie — Ich kann's nicht tragen,
Ihr Leiden, ihren Schmerz zu sehn — Fühllose!
Wenn dich des treusten Herzens treue Liebe
Nicht rühren kann, wohlan, so triumphire!
Ich werde nie dein Gatte seyn mit Zwang.
O sähest du in dies zerriss'ne Herz,
Gewiss, du fühltest Mittleid — Dich gelüstet
Nach meinem Blut? Es sey darum. Verstattet,
Die Probe zu erneuern, Sire — Willkommen
Ist mir der Tod. Ich wünsche nicht zu leben.

ALTOUM.

Nichts! Nichts! Es ist beschlossen. Fort zum Tempel!
Kein anderer Versuch — Unkluger Jüngling!

TURANDOT fährt rasend auf.

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird Eure Tochter
Zu sterben wissen.
(Sie zieht einen Dolch und will gehen.)

KALAF.

Sterben! Grosse Götter!
Nein, eh' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiser!
Gönn' Eure Gnade mir die einz'ge Gunst!
— Zum Zweitenmal will ich ihr im Divan,
Ich — ihr, ein Räthsel aufzulösen geben.
Und dieses ist: Wess Stamms und Namens ist
Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,
Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Lasten um geringen Lohn zu tragen;
Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor?
— Grausame Seele! Morgen früh im Divan
Nennt mir des Vaters Namen und des Prinzen.
Vermögt Ihr's nicht, so lasst mein Leiden enden.
Und schenkt mir diese theure Hand! Nennt Ihr
Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.

TURANDOT.

Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf *die* Bedingung
Bin ich die Eurige.

ZELIMA für sich.

Ich soll von Neuem zittern!

ADELMA seitwärts.

Ich darf von Neuem hoffen!

ALTOUM.

Ich bin's *nicht*
Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesetz
Will ich vollzogen wissen.

KALAF fällt ihm zu Füssen.

Mächt'ger Kaiser!
Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,
Wenn du der Tochter Leben liebst, so duld' es!
Bewahren mich die Götter vor der Schuld,
Dass sich ihr Geist nicht sättige. Er weide
Mit Wollust sich an meinem Blut — Sie löse
Im Divan, *wenn* sie Scharfsinn hat, mein Räthsel!

TURANDOT für sich.

Er spottet meiner noch, wagt's mir zu trotzen!

ALTOUM zu Kalaf.

Unsinniger! Ihr wisst nicht, was Ihr fordert,
Wisst nicht, welch einen Geist sie in sich hat,
Das Tiefste auch versteht sie zu ergründen.
— Sey's denn! Die neue Probe sey verstattet!
Sie sey des Bandes mit Euch los, kann sie
Im Divan morgen uns die Namen nennen.
Doch eines neuen Mordes Trauerspiel
Gestatt' ich nicht — Erräth sie, was sie soll,
So zieht in Frieden Euren Weg! — Genug
Des Blutes ist geflossen. Folgt mir, Prinz!
— Unkluger Jüngling! Was habt Ihr gethan?

(Der Marsch wird wieder gehört. Altoum geht gravitätisch mit dem Prinzen, Pantalon, Tartaglia, den Doctoren und der Leibwache durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma, Zelima, Sclavinnen und Truffaldin mit den Verschnittenen entfernen sich durch die andere Pforte, ihren ersten March wiederholend.)

DRITTER AUFZUG.

Ein Zimmer im Serail.

ERSTER AUFTRITT.

ADELMA *allein*.

Jetzt oder nie entspring' ich diesen Banden.
Fünf Jahre trag' ich schon den glühnden Hass
In meiner Brust verschlossen, heuchle Freundschaft
Und Treue für die Grausame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geschlecht
Vertilgte, mich zu diesem Sclavenloos
Herunterstiess — in diesen Adern rinnt,
Wie in den ihren, königliches Blut;
Ich achte mich, wie sie, zum Thron geboren.
Und dienen soll ich ihr, mein Knie ihr beugen,
Die meines ganzen Hauses Mörderinn,
Die meines Falles blut'ge Ursach' ist.
Nicht länger duld' ich den verhassten Zwang,
Erschöpft ist mir die Kraft, ich unterliege
Der lang getragnen Bürde der Verstellung.
Der Augenblick ist da, mich zu befreien;
Die Liebe soll den Rettungsweg mir bahnen.
All meine Künste biet' ich auf — Entweder
Entdeck' ich sein Geheimniss oder schreck' ihn
Durch List aus diesen Mauern weg — Verhasste!
Du sollst ihn nicht besitzen! Diesen Dienst
Will ich, aus falschem Herzen, dir noch leisten.
Mir selber dien' ich, süsse Rache üb' ich,
Dein Herz zerreiss' ich, da ich deinem Stolz
Verräthrisch diene — ich durchschaute dich!
Du *liebst ihn*, aber darfst es nicht gestehn.
Du musst ihn von dir stossen und verwerfen,
Wider dich selber musst du thöricht wüthen,
Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;
Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Brust,
Ich kenn' ihn; nie vernarben seine Wunden.
— Dein Frieden ist vorbei! Du hast empfunden!

(Turandot erscheint im Hintergrund, auf Zelima gelehnt, welche beschäftigt ist, sie zu beruhigen.)

Sie kommt, sie ist's! Verzehrt von Scham und Wuth
Und von des Stolzes und der Liebe Streit!
Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!
— Sie nähert sich — Lass hören, was sie spricht!

ZWEITER AUFTRITT.

TURANDOT *im Gespräch mit* ZELIMA. ADELMA *anfangs ungesehen.*

TURANDOT.

Hilf, rath' mir, Zelima. Ich kann's nicht tragen,
Mich vor dem ganzen Divan überwunden
Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

ZELIMA.

Ist's möglich, Königinn? Ein so edler Prinz,
So liebeathmend und so liebenswerth,
Kann nichts als Hass und Abscheu —

TURANDOT.

Abscheu? Hass?

(Sie besinnt sich.)

— Ich hass' ihn, ja. Abscheulich ist er mir!
Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.
In allen Landen wird man meine Schande
Erfahren, meiner Niederlage spotten.
O rette mich — In aller Frühe, will
Mein Vater, soll der Divan sich versammeln,
Und lös' ich nicht die aufgegebne Frage,
So soll in gleichem Augenblick das Band
Geflochten seyn — — « Wess Stamms und Namens ist
» Der Prinz, der, um sein Leben zu erhalten,
» Gezwungen ward, als niedrer Knecht zu dienen,
» Und Lasten um geringen Preis zu tragen;
» Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung
» Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor? » —
— Dass dieser Prinz Er selbst ist, seh' ich leicht,
Wie aber seinen Namen und Geschlecht
Entdecken, da ihn Niemand kennt, der Kaiser
Ihm selbst verstattet, unerkannt zu bleiben?
Geängstigt, wie ich war, geschreckt, gedrängt,
Ging ich die Wette unbedachtsam ein;
Ich wollte Frist gewinnen — Aber wo
Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!
Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

ZELIMA.

Es gibt hier kluge Frauen, Königinn,
Die aus dem Thee und Kaffeesatz wahrsagen —

TURANDOT.

Du spottest meiner! Dahin kam's mit mir!

ZELIMA.

Wozu auch überall der fremden Künste?
— O seht ihn vor Euch stehn den schönen Prinzen!
Wie rührend seine Klage war! Wie zärtlich
Er aus zerriss'nem Herzen zu Euch flehte!
Zu Eures Vaters Füssen für Euch bat,
Für Euch, die kein Erbarmen mit ihm trug,
Zum Zweitenmal sein kaum gerettet Leben
Darbot, um Eure Wünsche zu vergnügen!

TURANDOT weggewendet.

Still, still davon!

ZELIMA.

Ihr kehrt Euch von mir ab!
Ihr seyd gerührt! Ja! Ja! Verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in Eurem Auge —
O schämt Euch nicht der zarten Menschlichkeit!
Nie sah ich Euer Angesicht so schön.
O macht ein Ende! Kommt —

(Adelma ist im Begriff hervor zu treten.)

TURANDOT.

Nichts mehr von ihm!
Er ist ein Mann. Ich hass' ihn, *muss* ihn hassen.
Ich weiss, dass alle Männer treulos sind,
Nichts lieben können als sich selbst; hinweg-
Geworfen ist an dies verräthrische Geschlecht
Die schöne Neigung und die schöne Treue.
Geschmeid'ge Sclaven, wenn sie um uns werben,
Sind sie Tyrannen gleich, wo sie besitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigensinnig heftige Begehren,
Das nennen sie ihr Lieben und Verehren.
Das reisst sie blind zu unerhörter That,
Das treibt sie selber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.
— Nicht weiter, sag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Ist mir der Tod nicht schrecklicher, als er.
Mich säh' die Welt, die mir gehässig ist,
Zu dem gemeinen Loos herabgewürdigt,
An eines Mannes und Gebieters Hand!
Nein, nein! So tief soll Turandot nicht sinken!
— Ich seine Braut? Eh' in das offne Grab
Mich stürzen, als in eines Mannes Arme!

(Adelma hat sich wieder zurückgezogen.)

ZELIMA.

Wohl mag's Euch kosten, Königinn, ich glaub' es,
Von Eurer stolzen Höh' herabzusteigen,
Auf der die Welt Euch staunend hat gesehn.
Was ist der eitle Ruhm, wenn Liebe spricht?
Gesteht es! Eure Stunde ist gekommen!
Weg mit dem Stolze! Weicht der stärkeren
Gewalt — Ihr hasst ihn nicht, könnt ihn nicht hassen.
Warum dem eignen Herzen widerstreben?
Ergebt Euch dem geliebten Mann und mag
Alsdann die Welt die Glückliche verhöhnen.

ADELMA ist horchend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor.

Wer von geringem Stand geboren ist,
Dem steht es an, wie Zelima zu denken.
Ein königliches Herz fühlt königlich.
— Vergib mir, Zelima! Dir ist es nicht gegeben,
An einer Fürstinn Platz dich zu versetzen,
Die sich so hoch wie unsre Königinn
Gestellt, und jetzt, vor aller Menschen Augen,
Im Divan so herunter steigen soll,
Von einem schlechten Fremdling überwunden.
Mit meinen Augen sah ich den Triumph,
Den stolzen Hohn in aller Männer Blicken,
Als er die Räthsel unsrer Königinn,
Als wären's Kinderfragen, spielend löste,
Der überlegnen Einsicht stolz bewusst.
O in die Erde hätt' ich sinken mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine schöne
Gebieterinn; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Gesprochen, dieses Mannes Frau!

TURANDOT.

Erbittre mich
Nicht mehr!

ZELIMA.

Das grosse Unglück, Frau zu werden!

ADELMA.

Schweig, Zelima! Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht schmeicheln. Grausam wär' es, *hier*
Zu schonen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, dass wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, dass wir uns *selbst*
Mit freier Wahl und Gunst an ihn verschenken,
Und seine Grossmuth fesselt seinen Stolz.
Doch welches Loos trifft unsre Königinn,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verschlimmert!
Nicht ihrer freien Gunst und Zärtlichkeit,

Sich selbst nur, seinem siegenden Verstand,
Wird sie der Stolze zu verdanken haben.
Als seine *Beute* führt er sie davon —
Wird er sie achten — Grossmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Recht verdankt?

TURANDOT in der heftigsten Bewegung.

Adelma, wisse!
Find' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstoss' ich diese Brust mit einem Dolch.

ADELMA.

Fasst Muth, Gebieterinn. Verzweifelt nicht!
Kunst oder List muss uns das Räthsel lösen.

ZELIMA.

Gut. Wenn Adelma mehr versteht als ich,
Und Euch so zugethan ist, wie sie sagt,
So helfe sie und schaffe Rath!

TURANDOT.

Adelma!
Geliebte Freundinn! Hilf mir, schaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiss nicht, woher er kommt,
Wie kann ich sein Geschlecht und seinen Namen wissen?

ADELMA nachsinnend.

Lass sehn — Ich hab es — Hörte man ihn nicht
Im Divan sagen, hier in dieser Stadt,
In Peckin lebe Jemand, der ihn kenne?
Man muss nachspüren, muss die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze sparen —

TURANDOT.

Nimm Gold und Edelsteine, spare nichts!
Kein Schatz ist mir zu gross, nur dass ich's wisse!

ZELIMA.

An wen uns damit wenden? Wo uns Raths
Erholen? — Und gesetzt, wir fänden wirklich
Auf diesem Wege seinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, dass Bestechung,
Nicht ihre Kunst das Räthsel uns errathen?

ADELMA.

Wird Zelima wohl der Verräther seyn?

ZELIMA.

Das geht zu weit — Spart Euer Gold, Prinzessinn!
Ich schwieg, ich hoffte Euer Herz zu rühren,
Euch zu bewegen, diesen würdigsten
Von allen Prinzen, den Ihr selbst nicht hasset,
Freiwillig zu belohnen — Doch Ihr wollt es!
So siege meine Pflicht und mein Gehorsam!
— Wisst also! Meine Mutter Skirina
War eben bei mir, war entzückt zu hören,
Dass dieser Prinz die Räthsel aufgelöst,
Und, von dem neuen Wettstreit noch nichts wissend,
Verrieth sie mir in ihrer ersten Freude,
Dass dieser Prinz in ihrem Hause geherbergt,
Dass Hassan ihn, ihr Gatte, sehr wohl kenne,
Wie seinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
Ich fragte nun nach seinem Stand und Namen,
Doch dies sey noch ein Räthsel für sie selbst,
Spricht sie, das Hassan standhaft ihr verberge;
Doch hofft sie noch, es endlich zu ergründen.
— Verdien' ich es nun noch, so zweifle meine
Gebieterinn an meiner Treu und Liebe!

(Geht ab mit Empfindlichkeit.)

TURANDOT ihr nacheilend.

Bleib, Zelima. Bist du beleidigt? — Bleib!
Vergib der Freundinn!

ADELMA hält sie zurück.

Lassen wir sie ziehen!
Prinzessinn, auf die Spur hat Zelima
Geholfen; unsre Sache ist es nun,
Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
Denn Thorheit wär's zu hoffen, dass uns Hassan
Gutwillig das Geheimniss beichten werde,
Wenn er den ganzen Werth desselben kennt.
Verschlagne List, ja, wenn die List nicht hilft,
Gewalt muss das Geständniss ihm entreissen;
Drum schnell — Kein Augenblick ist zu verlieren.
Herbei mit diesem Hassan in's Serail,
Eh' er gewarnt sich unserm Arm entzieht!
Kommt! Wo sind Eure Sclaven?

TURANDOT fällt ihr um den Hals.

Wie du willst,
Adelma! Freundinn! Ich genehmige Alles,
Nur das der Fremde nicht den Sieg erhalte!

(Geht ab.)

ADELMA.

Jetzt, Liebe, steh' mir bei! Dich ruf' ich an,
Du Mächtige, die Alles kann bezwingen!
Lass mich entzückt der Sclaverei entspringen;
Der Stolz der Feindinn öffne mir die Bahn!
Hilf die Verhasste listig mir betrügen,
Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

(Geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

Vorhalle des Palastes.

KALAF *und* BARAK *kommen im Gespräch.*

KALAF.

Wenn aber Niemand lebt in dieser Stadt,
Der Kundschaft von mir hat, als du allein,
Du treue Seele! — Wenn mein väterliches Reich
Viel hundert Meilen weit von hier entlegen
Und schon acht Jahre lang verloren ist.
—Indessen, weisst du, lebten wir verborgen,
Und das Gerücht verbreitet unsern Tod —
Ach, Barak! Wer in Unglück fällt, verliert
Sich leicht aus der Erinnerung der Menschen!

BARAK.

Nein, es war unbedacht gehandelt, Prinz!
Vergebt mir! Der Unglückliche muss auch
Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
Die stummen Steine selber sich als Zeugen;
Die Wand hat Ohren, Mauern sind Verräther.
Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
Das Glück begünstigt Euch, das schönste Weib
Gewinnt Ihr wieder Hoffen und Erwarten,
Gewinnt mit ihr ein grosses Königreich,
Und Eure weib'sche Zärtlichkeit raubt Euch
Auf einmal Alles wieder!

KALAF.

Hättest du
Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz gesehn!

BARAK.

Auf Eurer Eltern Schmerz, die Ihr zu Berlas
Trostlos verlassen, hättet Ihr, und nicht
Auf eines Weibes Thränen achten sollen!

KALAF.

Schilt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
Gefällig seyn. Vielleicht dass meine Grossmuth
Sie rührt, dass Dankbarkeit in ihrem Herzen —

BARAK.

Im Herzen dieser Schlange — Dankbarkeit?
Das hoffet nie.

KALAF.

Entgehn kann sie mir nicht.
Wie fände sie mein Räthsel aus? Du, Barak,
Nicht wahr? Du hast mich nicht verrathen? Nicht?
Vielleicht, dass du im Stillen deinem Weibe
Vertraut hast, wer ich sey?

BARAK.

Ich? Keine Sylbe!
Barak weiss Euren Winken zu gehorchen,
Doch weiss ich nicht, welch schwarze Ahnung mir
Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

VIERTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. PANTALON. TARTAGLIA *und* BRIGELLA *mit* SOLDATEN.

PANTALON.

Sieh! Sieh! Da ist er ja! Potz Element,
Wo steckt Ihr, Prinz? Was habt Ihr hier zu schaffen?

(Den Barak mit den Augen musternd.)

Und wer ist dieser Mann, mit dem Ihr schwatzt?

BARAK für sich.

Weh uns! Was wird das?

TARTAGLIA.

Sprecht! Wer ist dieser Mann?

KALAF.

Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur so
Von ungefähr, und weil ich müssig war,
Fragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

TARTAGLIA.

Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr seyd zu grad
Für diese falsche Welt, das gute Herz
Rennt mit dem Kopf davon — Heut früh' im Divan!
Wie Teufel kamt ihr zu dem Narrenstreich,
Den Vogel wieder aus der Hand zu lassen?

PANTALON.

Lasst's gut seyn. Was geschehn ist, ist geschehn.
Ihr wisst nicht, lieber junger Prinz, wie tief Ihr
Im Wasser steht, wie Euch von allen Seiten
Betrug umlauert, und Verrätherstricke
Umgeben — Lassen wir Euch aus den Augen,
So richtet man Euch ab, wie einen Staar.

(Zu Barak.)

Herr Nachbar Naseweis, steckt Eure Nase
Wo anders hin! — Beliebt es Eurer Hoheit
Ins Haus herein zu gehn — He da! Soldaten!
Nehmt ihn in Eure Mitte! — Ihr, Brigella,
Wisst Eure Pflicht — Bewachet seine Thür
Bis morgen frühe zu des Divans Stunde.
Kein Mensch darf zu ihm ein! So will's der Kaiser.

(Zu Kalaf.)

Merkt Ihr? Er ist verliebt in Euch, und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwischen kommen.
Seyd Ihr bis morgen nicht sein Schwiegersohn,
So fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
Zu Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch *das*
Von heute Morgen war — mit Eurer Gunst —
Ein Narrenstreich! — Um's Himmelswillen! Gebt Euch
Nicht bloss! Lasst Euch den Namen nicht entlocken!

(Ihm in's Ohr zutraulich.)

Doch wollt Ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz sachtchen, sachtchen in die Ohren wispern,
So wird er sich gar schön dafür bedanken.
Bekommert er diese Recompens?

KALAF.

Wie, Alter?
Gehorcht Ihr so dem Kaiser, Eurem Herrn?

PANTALON.

Bravo! Scharmant! — Nun marsch! Baron Brigella!
Habt Ihr's gehört? Was steht Ihr hier und gaffet?

BRIGELLA.

Beliebet nur das Plaudern einzustellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes ist.

TARTAGLIA.

Passt ja wohl auf! Der Kopf steht drauf, Brigella.

BRIGELLA.

Ich habe meinen Kopf so lieb, als Ihr
Den Euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

TARTAGLIA.

Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Uh!
Geruhtet Ihr, ihn mir zu sagen, Hoheit,
Recht wie ein Kleinod wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — Ja, das wollt' ich!

KALAF.

Umsonst versucht ihr mich. Am nächsten Morgen
Erfahrt Ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

TARTAGLIA.

Bravo! Bravissimo! Hol' mich der Teufel!

PANTALON.

Nun, Gott befohlen, Prinz!

(Zu Barak.)

Und Ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet besser Eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Palast hier aufzupassen.
Versteht Ihr mich?

(Geht ab.)

TARTAGLIA sieht ihn scheel an.

Ja wohl! Ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewisses Ansehn — eine Miene,
Die mir nicht ausserordentlich gefällt.
Ich rath' Euch Gutes: geht!

(Folgt dem Pantalon.)

BRIGELLA zu Kalaf.

Erlaubt mir, Prinz,
Dass ich dem, der befehlen kann, gehorche.
Lasst's Euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

KALAF.

Das will ich gerne.

(Zu Barak leise.)

Freund, auf Wiedersehn!
Zu besserer Gelegenheit! Leb' wohl!

BARAK.

Herr, ich bin Euer Sclav!

BRIGELLA.

Nur fort! Nur fort,
Und macht den Ceremonien ein Ende!

(Kalaf folgt den Soldaten, die ihn in ihre Mitte nehmen; Timur tritt von der entgegengesetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Geberden des Schreckens und Erstaunens.)

BARAK ihm nachsehend.

Der Himmel steh' dir bei, treuherz'ge Unschuld!
Was mich betrifft, ich hüte meine Zunge.

FÜNFTER AUFTRITT.

TIMUR, *ein Greis in dürftiger Kleidung*. BARAK.

TIMUR entsetzt, für sich.

Weh mir! Mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiss, gewiss, dass der Tyrann von Tefflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Peckin
Verfolgen liess und seine Rache sättigt!

(Eilt ihm nach und ruft laut)

Kalaf! Kalaf!

BARAK tritt ihm in den Weg, und hält ihm das Schwert auf die Brust.

Halt ein, Unglücklicher! Du bist des Todes!

(Pause. Beide sehen einander erstaunt an. Unterdessen hat sich Kalaf mit den Soldaten entfernt.)

Wer bist du, Alter? Woher kommst du, sprich,
Dass du den Namen dieses Jünglings weisst?

TIMUR.

Was seh' ich? Gott! Du, Barak! *Du* in Peckin!
Du sein Verräther? Ein Rebell? und zückst
Das Schwert auf deinen König?

BARAK lässt erstaunt das Schwert sinken.

Grosse Götter!
Ist's möglich? — Timur?

TIMUR.

Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was zögerst du? Nimm dieses Leben hin!
Verhasst ist mir's, da ich die treusten Diener
Um schnöden Vortheils willen undankbar,
Und meinen Sohn dem Tod geopfert sehe!

BARAK.

Herr! — Herr! — O Gott! Das ist mein Fürst, mein
Er ist's! Nur allzuwohl erkenn' ich ihn. [König!

(Fällt ihm zu Füssen.)

In diesem Staub! In dieser Niedrigkeit!
Ihr Götter! Muss mein Auge dies erleben!
—Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe ist's zu Eurem Sohn, die Angst,
Die treue Sorge, die mich hingerissen.
So lieb Euch Eures Sohnes Heil, so komme
Der Name *Kalaf* nie aus Eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak —
—Ach, weh mir! Wenn uns Jemand hier behorchte! —
Sagt, ob Elmaze, meine Königinn,
Sich auch mit Euch in dieser Stadt befindet?

TIMUR.

Still, Barak, still! O sprich mir nicht von ihr!
In unserm traur'gen Aufenthalt zu Berlas
Verzehrte sie der Gram um unsern Sohn.
— Sie starb in diesen lebensmüden Armen.

BARAK.

O die Bejammernswürdige!

TIMUR.

Ich floh!
Ich konnt' es, einsam, dort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Spuren folgend frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach langem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, ist
Mein erster Anblick der gefangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

BARAK.

Kommt, kommt, mein König!
Befürchtet nichts für Euren Sohn! Vielleicht
Dass ihn, eh' noch der nächste Tag verlaufen,
Das höchste Glück belohnt und Euch mit ihm!
Nur dass sein Name nicht, noch auch der Eure,
Von Euern Lippen komme — Merkt Euch das!
Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak.

TIMUR.

Was für Geheimnisse — Erklär' mir doch!

BARAK.

Kommt! Hier ist nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung—Doch, was seh' ich!

(Skirina tritt aus dem Palast.)

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir sind entdeckt!

(Zu Skirina heftig.)

Was hast du hier zu suchen?
Unglückliche! Wo kommst du her?

SECHSTER AUFTRITT.

SKIRINA *zu den* VORIGEN.

SKIRINA.

Nun! Nun!
Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, dass unser Gast,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — Nun ja — Ich wollte sehn,
Wie dieser männerscheuen Unholdinn
Der Brautstand lässt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

BARAK.

Dacht' ich's doch!
Weib! Weib! Du weisst nicht Alles und geschwätzig
Wie eine Elster läufst du in's Serail;
Ich suchte dich, es dir zu untersagen.
Umsonst! Zu spät! Des Weibes Unverstand
Rennt immer vor des Mannes weisem Rath
Voraus — Was ist nicht Alles dort geträtscht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir ist,
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung sagen: Dieser Unbekannte
Ist unser Gast; er wohnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Hast du's gesagt?

SKIRINA.

Und wenn ich nun? Was wär's?

BARAK.

Nein, nein, gesteh' es nur! Hast du's gesagt?

SKIRINA.

Ich *hab's* gesagt. Warum sollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wissen,
Und — dass ich's nur gestehe! ich versprach's.

BARAK.

Weh mir! Wir sind verloren! — Rasende! —

(Zu Timur sich wendend.)

Wir müssen fort. Wir müssen fliehn!

TIMUR.

So sag' mir doch, was für Geheimnisse —

BARAK.

Fort! Fort aus Peckin! Keine Zeit verloren!

(Truffaldin zeigt sich im Hintergrund mit seinen Schwarzen.)

— Weh uns! Es ist zu spät. Sie kommen schon!
Sie suchen mich, die Schwarzen, die Verschnitt'nen
Der fürchterlichen Turandot — Sinnlose!
In welchen Jammer stürzt uns deine Zunge!

(Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verschnittenen durch Geberden, dass sie sich seiner bemächtigen sollen.)

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe *du*,
Verbirg dich, rette dich und diesen Alten!

TIMUR.

So sag' mir doch!

BARAK.

Fort! Keine Widerrede!
Ich bin entdeckt! — Verschlossen wie das Grab
Sey Euer Mund! Nie komme Euer Name,
Nie, nie der Seine über Eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willst, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte *diesen*
Verborgen, bis der nächste Tag zur Hälfte
Verstrichen ist —

SKIRINA.

Willst du mir denn nicht sagen?

TIMUR.

Willst du nicht mit uns fliehn?

BARAK.

Thut, was ich sage!
Werde mit mir, was will, wenn *Ihr* Euch rettet.

SKIRINA.

Sprich, Hassan! Worin hab' ich denn gefehlt?

TIMUR.

Erklär' mir diese Räthsel!

BARAK heftig.

Welche Marter!
Um aller Götter willen, fort, und fragt
Nicht weiter! Sie umringen uns; es ist
Zu spät und alle Flucht ist jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur
Verschweigt, und Alles kann noch glücklich enden!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. TRUFFALDIN *mit den* VERSCHNITTENEN.

TRUFFALDIN ist nach und nach näher gekommen, hat die Ausgänge besetzt und tritt nun hervor, mit übertriebenen Geberden dem Barak den Degen auf die Brust haltend.

Halt an und steht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemukst! Der ist des Todes, der sich rührt.

SKIRINA.

O wehe mir!

BARAK.

Ich weiss, Ihr sucht den Hassan.
Hier bin ich. Führt mich fort.

TRUFFALDIN.

Bst! Keinen Lermen!
'S ist gut gemeint. Es soll Euch eine ganz
Absonderliche Gnad' und Ehr' geschehn.

BARAK.

Ja, in's Serail wollt Ihr mich führen; kommt!

TRUFFALDIN.

Gemach! Gemach! Ei seht doch, welche Gunst
Euch widerfährt! In's Harem! In's Serail
Der Königinn — Ihr glückliche Person!
'S kommt kein' Fliege in's Serail, sie wird
Erst wohl besichtigt und beschaut, ob sie
Ein Männchen oder Weib, und ist's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gekreuzigt und gepfählt.
— Wer ist der Alte da!

BARAK.

Ein armer Bettler,
Den ich nicht kenne — Kommt und lasst uns gehn.

TRUFFALDIN betrachtet den Timur mit lächerlicher Genauigkeit.

Gemach! Gemach! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir haben uns grossmüthig vorgesetzt,
Auch dieses armen Bettlers Glück zu machen.
(Bemerkt und betrachtet die Skirina.)
— Wer ist die Weibsperson?

BARAK.

Was zögerst du?
Ich weiss, dass deine Königinn mich erwartet.
Lass diesen Greis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie gesehn und weiss nicht, wer sie ist.

TRUFFALDIN zornig.

Du kennst sie nicht? Du hast sie nie gesehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn' ich sie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavinn Zelima? Hab' ich sie nicht
Zu hundertmalen im Serail gesehn,
Wenn sie der Tochter weisse Wäsche brachte?
(Mit komischer Gravität zu den Verschnittenen.)
Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich Euch gebe!
Die drei Personen hier nehmt in Verwahrung!
Bewacht sie wohl, hört ihr, lasst sie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei der Nacht,
Sobald es still ist, führt sie in's Serail!

TIMUR.

O Gott! Was wird aus mir!

SKIRINA.

Ich fass' es nicht.

BARAK zu Timur.

Was aus dir werden soll und was aus mir?
Ich werde Alles leiden. Leid' auch du!
Vergiss nicht, was ich dir empfahl — Und, *was*
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt hast du, thöricht Weib, was du gewollt.

SKIRINA.

Gott steh uns bei!

TRUFFALDIN zu den Schwarzen.

Ergreift sie! Fort mit ihnen!
(Gehen ab.)

VIERTER AUFZUG.

Vorhof mit Säulen. In der Mitte eine Tafel mit einem mächtig grossen Becken, voll von Goldstücken.

ERSTER AUFTRITT.

TURANDOT. ZELIMA. SKIRINA. TIMUR. BARAK.

(Barak und Timur stehen jeder an einer Säule einander gegenüber, die Verschnittenen um sie herum, alle mit entblössten Säbeln und Dolchen. Zelima und Skirina stehen weinend auf der einen, Turandot drohend und streng auf der andern Seite.)

TURANDOT.

Noch ist es Zeit. Noch lass' ich mich herab
Zu bitten — Dieser aufgehäufte Berg
Von Gold ist euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
He da, ihr Sklaven! Machet euch bereit.
(Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust.)

BARAK zu Skirina.

Nun, heillos Weib, nun siehst du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzessinn, sättigt Eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trotz, die Ihr ersinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbsten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarzen! Auf, ihr Marterknechte,
Tyrannische Werkzeuge der Tyranninn,
Zerfleischt mich, tödtet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz recht, ich kenne diesen Prinzen
Und seinen Vater. Beider Namen weiss ich.
Doch keine Marter presst sie von mir aus;
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als schlechte Erde acht' ich diese Schätze!
Du, meine Gattinn, jammre nicht um mich!
Für diesen Alten spare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieses Felsenherz,
Dass der Unschuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen ist, mein Freund zu seyn.

SKIRINA flehend zu Turandot.

O Königinn, Erbarmen!

TIMUR.

Niemand kümmre sich
Um einen schwachen Alten, den die Götter
Im Zorn verfolgen, dem der Tod Erlösung,
Das Leben eine Marter ist. Ich will
Dich retten, Freund, und sterben. Wisse denn,
Du Grausame —

BARAK unterbricht ihn.

Um aller Götter willen! Schweigt!
Der Name komme nicht aus Eurem Munde!

TURANDOT neugierig.

Du weisst ihn also, Greis?

TIMUR.

Ob ich ihn weiss!
Unmenschliche! — Freund, sag' mir das Geheimniss!
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

BARAK.

Ihr tödtet ihn und uns, wenn Ihr sie nennt.

TURANDOT.

Er will dich schrecken, Alter, fürchte nichts!
Herbei, ihr Sklaven! Züchtigt den Verwegnen!

(Die Verschnittenen umgeben den Barak.)

SKIRINA.

Ihr Götter helft! Mein Mann! Mein Mann!

TIMUR tritt dazwischen.

Halt! Haltet!
Was soll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzessinn, schwört mir's zu bei Eurem Haupt,
Bei Euren Göttern schwört mir, dass *sein* Leben,
Und dieses Fremdlings Leben ungefährdet
Seyn soll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig Eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir das zu, und Ihr sollt Alles wissen.

TURANDOT.

Bei meinem Haupt, zum furchtbar'n Fohi schwör' ich,
Dass weder seinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

BARAK unterbricht sie.

Halt, Lügnerinn — Nicht weiter — Glaubt ihr nicht!
Verrätherei lauscht hinter diesem Schwur.
— Schwört, Turandot, schwört, dass der Unbekannte
Euer Gatte werden soll, im Augenblick,
Da wir die Namen Euch entdeckt, wie recht
Und billig ist, Ihr wisst es, Undankbare!
Schwört, wenn Ihr könnt und dürft, dass er, verschmäht
Von Euch, nicht in Verzweiflung sterben wird
Durch seine eigne Hand — Und schwört uns zu,
Dass, wenn wir Euch die Namen nun entdeckt,
Für unser Leben nichts zu fürchten sey,
Noch dass ein ew'ger Kerker uns lebendig
Vergraben und der Welt verbergen soll —
Dies schwört uns, und der Erste bin ich selbst,
Der Euch die beiden Namen nennt!

TIMUR.

Was für Geheimnisse sind dies! Ihr Götter,
Nehmt diese Qual und Herzensangst von mir!

TURANDOT.

Ich bin der Worte müd' — Ergreift sie, Sklaven,
Durchbohret sie!

SKIRINA.

O Königinn! Erbarmen!

(Die Verschnittenen sind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima werfen sich dazwischen.)

BARAK.

Nun siehst du, Greis, das Herz der Tiegerinn!

TIMUR niedergeworfen.

Mein Sohn! Dir weih' ich freudig dieses Leben.
Die *Mutter* ging voran, *ihr* folg' ich nach.

TURANDOT betroffen, wehrt den Sklaven.

Sein Sohn! Was hör' ich! Holtet! — Du ein *Prinz?*
Ein König? *Du* des Unbekannten Vater?

TIMUR.

Ja, Grausame! Ich *bin* ein König — *bin*
Ein Vater, den der Jammer niederdrückt!

BARAK.

O König! Was habt Ihr gethan!

SKIRINA.

Ein König!
In solchem Elend!

ZELIMA.

Allgerechte Götter!

TURANDOT in tiefes Staunen verloren, nicht ohne Rührung.

Ein König und in solcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglücksel'gen Jünglings, den ich mich
Zu hassen zwinge und nicht hassen kann!
— O der Bejammernswürdige — Wie wird mir!
Das Herz im tiefsten Busen wendet sich!
Sein Vater! — Und er selbst — Sagt er nicht so?
Genöthiget, als niedrer Knecht zu dienen,
Und Lasten um geringen Sold zu tragen!
O Menschlichkeit! O Schicksal!

BARAK.

Turandot!
Dies ist ein König! Scheuet Euch und schaudert
Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!
Wenn solches Jammers Grösse Euch nicht rührt,
Euch nicht das Mitleid, nicht die Menschlichkeit
Entwaffnen kann, lasst Euch die Scham besiegen!
Ehrt Eures eignen greisen Vaters Haupt
In diesem Greis! O schändet Euch nicht selbst
Durch eine That, die Euer Blut entehrte!
Genug, dass Ihr die Jünglinge gemordet!
Schonet das Alter, das unmächtige,
Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

ZELIMA wirft sich zu ihren Füssen.

Ihr seyd bewegt, Ihr könnt nicht widerstehn.
O gebt dem Mitleid und der Gnade Raum!
Lasst Euch die Grösse dieses Jammers rühren!

ZWEITER AUFTRITT.

ADELMA *zu den* VORIGEN.

TURANDOT ihr entgegen.

Kommst du, Adelma? Hilf mir! O schaff' Rath!
Ich bin entwaffnet — Ich bin ausser mir!
Dies ist sein Vater, ein Monarch und König!

ADELMA.

Ich hörte Alles. Fort mit diesen Beiden!
Schafft dieses Gold hinweg! Der Kaiser naht!

TURANDOT.

Mein Vater? Wie?

ADELMA.

Ist auf dem Weg hieher.

(Zu den Schwarzen.)

Fort, eh' wir überfallen werden! Sklaven
Führt diese Beiden in die untersten
Gewölbe des Serails! Dort haltet sie
Verborgen, bis auf weitere Befehle!

(Zu Turandot.)

Es ist umsonst. Wir müssen der Gewalt
Entsagen. Nichts kann retten als die List.
— Ich habe einen Anschlag — Skirina,
Ihr bleibt zurück. Auch Zelima soll bleiben.

BARAK zu Timur.

Weh uns, mein Fürst! Die Götter mögen wissen,
Welch neues Schreckniss ausgebrütet wird!

— Weib! Tochter! Seyd getreu, o haltet fest,
Lasst euch von diesen Schlangen nicht verführen!

TURANDOT zu den Schwarzen.

Ihr wisset den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenste Gewölbe!

TIMUR.

Fall' Eure ganze Rache auf mein Haupt!
Nur ihm, nur meinem Sohn erzeiget Mitleid!

BARAK.

Mitleid in dieser Furie! Verrathen
Ist Euer Sohn, und uns, ich seh' es klar,
Wird ew'ge Nacht dem Aug' der Welt verbergen.
Man führt uns aus dem Angesicht der Menschen,
Wohin kein Lichtstrahl und kein Auge dringt,
Und unser Schmerz kein fühlend Ohr erreicht!

(Zur Prinzessinn.)

Die Welt kannst du, der Menschen Auge blenden,
Doch zittre vor der Götter Rachgericht!
Magst du im Schlund der Erde sie verstecken,
Lass tausend Todtengrüfte sie bedecken,
Sie bringen deine Uebelthat an's Licht.

(Er folgt, mit Timur, den Verschnittenen, welche zugleich die Tafel und das Becken mit den Goldstücken hinwegtragen.)

DRITTER AUFTRITT.

TURANDOT. ADELMA. ZELIMA *und* SKIRINA.

TURANDOT zu Adelma.

Auf dich verlass' ich mich, du einz'ge Freundinn!
O sage, sprich, wie du mich retten willst.

ADELMA.

Die Wachen, die auf Altoums Befehl
Des Prinzen Zimmer hüten, sind gewonnen.
Man kann zu ihm hinein gehn, mit ihm sprechen —
Und was ist dann nicht möglich, wenn wir klug
Die Furcht, die Ueberredung spielen lassen.
Denn arglos ist sein Herz und gibt sich leicht
Der Schmeichelstimme des Verräthers hin.
Wenn Skirina, wenn Zelima mir nur
Behülflich sind und ihre Rolle spielen,
So zweifelt nicht, mein Anschlag soll gelingen.

TURANDOT zu Skirina.

So lieb dir Hassans Leben, Skirina!
Er ist in meiner Macht, ich kann ihn tödten.

SKIRINA.

Was Ihr befehlt, ich bin bereit zu Allem,
Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.

TURANDOT zu Zelima.

So werth dir meine Gunst ist, Zelima —

ZELIMA.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

ADELMA.

So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren.

(Sie gehen ab.)

TURANDOT.

Geht! Geht! Thut, was sie sagt.

VIERTER AUFTRITT.

TURANDOT *allein.*

Was sinnt Adelma?
Wird sie mich retten? Götter, steht ihr bei!
Kann ich mich noch mit *diesem* Siege krönen,
Wess Name wird dann grösser seyn als meiner?
Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft
Mit Turandot zu messen? — Welche Lust,
Im Divan, vor der wartenden Versammlung,
Die Namen ihm in's Angesicht zu werfen,
Und ihn beschämt von meinem Thron zu weisen!
— Und doch ist mir's, als würd' es mich betrüben!
Mir ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füssen seinen Geist verhauchen,
Und dieser Anblick dringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot? Wo ist der edle Stolz
Der grossen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,
Im Divan über *dich* zu triumphiren?
Was wird dein Antheil seyn, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Adelma!
Zu weit ist es gekommen! Umkehr ist
Nicht möglich! — Du musst siegen oder fallen!
Besiegt von Einem ist besiegt von Allen!

FÜNFTER AUFTRITT.

TURANDOT. ALTOUM. PANTALON *und* TARTAGLIA *folgen ihm in einiger Entfernung nach.*

ALTOUM, in einem Briefe lesend und in tiefen Gedanken, für sich.

So musste dieser blutige Tyrann
Von Tefflis enden! Kalaf, Timurs Sohn,
Aus seiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande schweifend, muss hieher
Nach Peckin kommen und durch seltsame
Verkettung der Geschicke glücklich werden!
So führt das Schicksal an verborgnem Band
Den Menschen auf geheimnissvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar verwirret sich der Faden.

PANTALON leise zu Tartaglia.

Rappelt's der Majestät? Was kömmt sie an,
Dass sie in Versen mit sich selber spricht?

TARTAGLIA leise zu Pantalon.

Still! Still! Es ist ein Bote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wissen!

ALTOUM steckt den Brief in den Busen und wendet sich zu seiner Tochter.

Turandot! Die Stunden
Entfliehen, die Entscheidung rückt heran,
Und schlaflos irrst du im Serail umher,
Zerquälst dich, das Unmögliche zu wissen.
— Vergebens quälst du dich. Es ist umsonst!
Ich aber hab' es ohne Müh' erfahren.
— Sieh diesen Brief. Hier stehen beide Namen,
Und Alles, was sie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Bote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verschlossen und bewacht,
Bis dieser nächste Tag vorüber ist.
Der unbekannte Prinz ist wirklich König,
Und eines Königs Sohn — Es ist unmöglich,
Dass du errathest, wer sie Beide seyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Ist kaum zu Peckin ausgesprochen worden.
— Doch sieh, weil ich's als Vater mit dir meine,
Komm' ich in später Nacht noch her — Kann es
Dir Freude machen, dich zum Zweitenmal
Im Divan dem Gelächter blosszustellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungeduld
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu sehen?
Denn abgesinnt, du weisst's, ist dir das Volk;
Kaum werd' ich seiner Wuth gebieten können,
Wenn du im Divan nun verstummen musst.

— Sieh, liebes Kind, dies führte mich hieher.
(Zu Pantalon und Tartaglia.)
Lasst uns allein!
(Jene entfernen sich ungern und zaudernd.)

SECHSTER AUFTRITT.

TURANDOT *und* ALTOUM.

ALTOUM, nachdem jene weg sind, nähert sich ihr und fasst sie vertraulich bei der Hand.
Ich komme, deine Ehre
Zu retten.

TURANDOT.
Meine Ehre, Sire? Spart Euch
Die Müh'! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen selbst
Zu helfen wissen.

ALTOUM.
Ach, du schmeichelst dir
Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was du hoffst.
Ich les' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen, deine Qual und Angst.
Ich bin dein Vater; sieh, ich hab' dich lieb.
— Wir sind allein — Sey offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weisst du die beiden Namen?

TURANDOT.
Ob ich sie weiss, wird man im Divan hören.

ALTOUM.
Nein, Kind! du weisst sie *nicht*, *kannst* sie nicht wissen.
Wenn du sie weisst, so sag' mir's im Vertrauen.
Ich lasse dann den Unglücksel'gen wissen,
Dass er verrathen ist, und lass ihn still
Aus meinen Staaten ziehn; so meidest du
Den Hass des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägst du den Ruhm der Grossmuth noch davon,
Dass du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage spartest.
— Um dieses Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirst du's dem Vater, der dich liebt, versagen?

TURANDOT.
Ich weiss die Namen oder weiss sie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geschont, brauch' ich auch seiner nicht zu schonen.
Gerechtigkeit geschehe! *Oeffentlich*,
Wenn ich sie weiss, soll man die Namen hören.

ALTOUM will ungeduldig werden, zwingt sich aber und fährt mit Mässigung und Milde fort.
Durft' er dich schonen? Galt es nicht sein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und sich selbst zu retten,
Musst' er den Sieg im Divan dir entreissen.
— Nur einen Augenblick leg' deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieses Haupt setz' ich zum Pfand, du weisst
Die Namen nicht — Ich aber weiss sie — *hier*
(Auf den Brief zeigend.)
Stehn sie geschrieben und ich sag' sie dir.
— Der Divan soll sich in der Früh' versammeln,
Der Unbekannte öffentlich erscheinen;
Mit seinem Namen redest du ihn an;
Er soll beschämt, vom Blitz getroffen, stehen,
Verzweifelnd jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen sey sein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du so tief ihn hast gebeugt,
Erheb' ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige sein Leiden!
— Komm, meine Tochter, schwöre mir, dass du
Das thun willst, und sogleich — Wir sind allein —
Sollst du die Namen wissen. Das Geheimniss,
Ich schwöre dir, soll mit uns Beiden sterben.
So löst der Knoten sich erfreulich auf;
Du krönest dich mit neuem Siegesruhm;
Versöhnest dir durch neue Edelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnst dir selbst
Den Würdigsten der Erde zum Gemahl,
Erfreuest, tröstest nach so langem Gram
In seinem hohen Alter deinen Vater.

TURANDOT ist während dieser Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen.
Ach! Wie viel arge List gebraucht mein Vater!
— Was soll ich thun? Mich auf Adelmas Wort
Verlassen, und dem ungewissen Glück
Vertrau'n? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken lassen, und den Nacken beugen
In das verhasste Joch? — Furchtbare Wahl!
(Sie steht unentschlossen in heftigem Kampf mit sich selbst.)
Herunter, stolzes Herz! Bequeme dich!
Dem Vater nachzugehen ist nicht Schande!
(Indem sie einige Schritte gegen Altoum macht, steht sie wieder still.)
Doch wenn Adelma — Sie versprach so kühn,
So zuversichtlich — *Wenn* sie's nun erforschte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan?

ALTOUM.
Was sinnest du und schwankest, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa diese Angst mich überreden,
Dass du des Sieges dich versichert haltest?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

TURANDOT.
Es sey. Ich wag' es drauf. Ich will Adelma
Erwarten — So gar dringend ist mein Vater?
Ein sichres Zeichen, dass es möglich ist,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich selbst
Erfahren — Er versteht sich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm selbst hat er die Namen;
Es ist ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen und man spottet meiner!

ALTOUM.
Nun?
Was zauderst du? Hör' auf, dich selbst zu quälen!
Entschliesse dich!

TURANDOT.
Ich bin entschlossen — Morgen
In aller Früh' versammelt sich der Divan.

ALTOUM.
Du bist entschlossen, es auf's Aeusserste,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

TURANDOT.
Entschlossen, Sire, die Probe zu bestehen.

ALTOUM in heftigem Zorn.
Unsinnige! Verstockte! Blindes Herz!
Noch blinder, als die Albernste des Pöbels!
Ich bin gewiss, wie meines eignen Haupts,
Dass du dich öffentlich beschimpfst, dass dir's
Unmöglich ist, das Räthsel aufzulösen.
Wohlan! Der Divan soll versammelt werden,
Und in der Nähe gleich sey der Altar;
Der Priester halte sich bereit, im Augenblick,
Da du verstummst, beim lauten Hohngelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehn. Du hast
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte.
Leb' oder stirb! Er wird dich auch nicht hören.
(Er geht ab.)

TURANDOT.
Adelma! Freundinn! Retterinn! Wo bist du?
Verlassen bin ich von der ganzen Welt.

Mein Vater hat im Zorn mich aufgegeben;
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.

(Entfernt sich auf der andern Seite.)

(Die Scene verwandelt sich in ein prächtiges Gemach mit mehrern Ausgängen. Im Hintergrund steht ein orientalisches Ruhebette für Kalaf. Es ist finstre Nacht.)

SIEBENTER AUFTRITT.

KALAF. BRIGELLA *mit einer Fackel.*

Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab; Brigella betrachtet ihn mit Kopfschütteln.

BRIGELLA.

'S hat eben Drei geschlagen, Prinz, und Ihr
Seyd nun genau dreihundert sechzigmal
In diesem Zimmer auf und ab spaziert,
Verzeiht! Mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und wenn Ihr selbst ein wenig ruhen wolltet,
Es könnt' nicht schaden.

KALAF.

Du hast recht, Brigella.
Mein sorgenvoller Geist treibt mich umher;
Doch du magst gehen und dich schlafen legen.

BRIGELLA geht, kommt aber gleich wieder zurück.

Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn Euch hier,
Von Ungefähr so was erscheinen sollte —
Macht Eure Sache gut — Ihr seyd gewarnt!

KALAF.

Erscheinungen? Wie so? An diesem Ort?

(Mustert mit unruhigen Blicken das Zimmer.)

BRIGELLA.

Du lieber Himmel! Uns ist zwar verboten
Bei Lebensstrafe, Niemand einzulassen.
Doch — arme Diener! Herr, Ihr wisst ja wohl!
Der Kaiser ist der Kaiser, die Prinzess
Ist so zu sagen Kaiserinn — und was
Die in den Kopf sich setzt, das muss geschehn!
'S wird einem sauer, Hoheit, zwischen zwei
Dachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Versteht mich wohl. Man möchte seine Pflicht
Gern ehrlich thun — doch man erübrigte
Auch gern Etwas für seine alten Tage.
Herr, Unser eins ist halter übel dran!

KALAF.

Wie? Sollte man mir gar an's Leben wollen?
Brigella, rede!

BRIGELLA.

Gott soll mich bewahren!
Allein bedenkt die Neugier, die man hat,
Zu wissen, wer Ihr seyd. Es könnte sich
Zum Beispiel fügen, dass — durch's Schlüsselloch —
Ein Geist — ein Unhold — eine Hexe käme,
Euch zu versuchen — Gnug! Ihr seyd gewarnt!
Versteht mich — Arme Diener, arme Schelme!

KALAF lächelnd.

Sey ausser Sorgen! Ich verstehe dich,
Und werde mich in Acht zu nehmen wissen.

BRIGELLA.

Thut das und somit Gott befohlen, Herr.
Um's Himmels willen, bringt mich nicht in's Unglück!

(Gegen die Zuschauer.)

Es kann geschehen, dass man einen Beutel
Mit Golde ausschlägt — Möglich ist's! Was mich betrifft,
Ich that mein Bestes und ich konnt' es nicht.

(Er geht ab.)

KALAF.

Er hat mir Argwohn in mein Herz gepflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und lass' die Teufel aus der Hölle selbst
Ankommen, dieses Herz wird standhaft bleiben.

(Er tritt an's Fenster.)

Der Tag ist nicht mehr weit; ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieser Folter liegen.
Indess versuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf diese Augen locken kann.

(Indem er sich auf das Ruhebette niederlassen will, öffnet sich eine von den Thüren.)

ACHTER AUFTRITT.

KALAF. SKIRINA *in männlicher Kleidung und mit einer Maske vor dem Gesicht.*

SKIRINA furchtsam sich nähernd.

Mein lieber Herr — Herr — O wie zittert mir
Das Herz!

KALAF auffahrend.

Wer bist du und was suchst du hier?

SKIRINA nimmt die Maske vom Gesicht.

Kennt Ihr mich nicht? Ich bin ja Skirina,
Des armen Hassans Weib und Eure Wirthinn.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein gestohlen — Ach! Was hab' ich Euch
Nicht Alles zu erzählen — Doch die Angst
Erstickt mich und die Kniee zittern mir;
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

KALAF.

Sprecht, gute Frau! Was habt Ihr mir zu sagen?

SKIRINA sich immer schüchtern umsehend.

Mein armer Mann hält sich versteckt. Es ward
Der Turandot gesagt, dass er Euch kenne.
Nun wird ihm nachgespürt an allen Orten,
Ihn ins Serail zu schleppen, und ihm dort
Gewaltsam Euren Namen abzupressen.
Wird er entdeckt, so ist's um ihn geschehn;
Denn eher will er unter Martern sterben,
Als Euch verrathen.

KALAF.

Treuer, wackrer Diener!
— Ach, die Unmenschliche!

SKIRINA.

Ihr habt noch mehr
Von mir zu hören — Euer Vater ist
In meinem Haus.

KALAF.

Was sagst du? Grosse Götter!

SKIRINA.

Von Eurer Mutter zum trostlosen Wittwer
Gemacht —

KALAF.

O meine Mutter!

SKIRINA.

Hört mich weiter!
Er weiss, dass man Euch hier bewacht; er zittert
Für Euer Leben; er ist ausser sich;
Er will verzweifelnd vor den Kaiser dringen,
Sich ihm entdecken, kost' es was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich sterben.
Vergebens such' ich ihn zurück zu halten,
Sein Ohr ist taub, er hört nur seinen Schmerz,
Nur das Versprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröstend Schreiben ihm von Eurer Hand
Mit Eures Namens Unterschrift zu bringen,
Das ihm Versichrung gibt von Eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeussersten zurück! So hab' ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr gesetzt,
Dem kummervollen Greise Trost zu bringen.

KALAF.

Mein Vater hier in Peckin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehst mich, Skirina!

SKIRINA.

Mich strafe Fohi, wenn ich Euch das lüge!

KALAF.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

SKIRINA dringend.

Kein Augenblick ist zu verlieren! Kommt!
Bedenkt Euch nicht, schreibt diese wen'gen Worte.
Fehlt Euch das Nöthige, ich bracht' es mit.

(Sie zieht eine Schreibtafel hervor.)

Genug, wenn dieser kummervolle Greis
Zwei Zeilen nur von Eurer Hand erhält,
Dass Ihr noch lebt und dass Ihr Gutes hofft.
Sonst treibt ihn die Verzweiflung an den Hof;
Er nennt sich dort, und Alles ist verloren.

KALAF.

Ja! Gib mir diese Tafel!

(Er ist im Begriff zu schreiben, hält aber plötzlich inne und sieht sie forschend an.)

Skirina!
Hast du nicht eine Tochter im Serail?
— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklavinn dort
Der Turandot; dein Mann hat mir's gesagt.

SKIRINA.

Nun ja! Wie kommt Ihr *darauf?*

KALAF.

Skirina!
Geh' nur zurück und sage meinem Vater
Von meinetwegen, dass er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiser fodre,
Und ihm entdecke, was sein Herz ihn heisst,
Ich bin's zufrieden.

SKIRINA betroffen.

Ihr verweigert mir
Den Brief! Ein Wort von Eurer Hand genügt.

KALAF.

Nein, Skirina, ich schreibe nicht. Erst morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundre mich,
Dass Hassans Weib mich zu verrathen sucht.

SKIRINA.

Ich Euch verrathen! Guter Gott!

(Für sich.)

Adelma mag denn selbst ihr Spiel vollenden.

(Zu Kalaf.)

Wohl, Prinz! Wie's Euch beliebt! Ich geh' nach Hause,
Ich richte Eure Botschaft aus; doch glaubt' ich nicht,
Nach so viel übernommener Gefahr
Und Mühe, Euren Argwohn zu verdienen.

(Im Abgehen)

Adelma wacht, und dieser schlummert nicht.

(Entfernt sich.)

KALAF.

Erscheinungen! — Du sagtest recht, Brigella!
Doch dass mein Vater hier in Peckin sey,
Und meine Mutter todt, hat dieses Weib
Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft ist der Mund, der Böses meldet!

(Die entgegengesetzte Thür öffnet sich.)

Noch ein Gespenst! Lass' sehen, was es will!

NEUNTER AUFTRITT.

KALAF. ZELIMA.

ZELIMA.

Prinz, ich bin eine Sclavinn der Prinzessinn,
Und bringe gute Botschaft.

KALAF.

Gäb's der Himmel!
Wohl wär' es Zeit, dass auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich schmeichle mir mit nichts;
Zu fühllos ist das Herz der Turandot.

ZELIMA.

Wohl wahr, ich läugn' es nicht — und dennoch, Prinz,
Gelang es Euch, dies stolze Herz zu rühren,
Euch ganz allein; Ihr seyd der Erste — Zwar
Sie selbst besteht darauf, dass sie Euch hasse;
Doch ich bin ganz gewiss, dass sie Euch liebt.
Die Erde thu' sich auf und reisse mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich das lüge!

KALAF.

Gut, gut, ich glaube dir. Die Botschaft ist
Nicht schlimm. Hast du noch Mehreres zu sagen?

ZELIMA näher tretend.

Ich muss Euch im Vertrauen sagen, Prinz!
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, dass sie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Dass sie im Divan nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden soll.
Der Abgrund öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte!

KALAF.

Ruf' nicht so grosses Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessinn,
Leicht sey es ihr, in diesem Streit zu siegen;
Mehr als durch ihren glänzenden Verstand
Wird sich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt beweist,
Sie könne Mitleid fühlen, könne sich
Entschliessen, einen Liebenden zu trösten,
Und einen greisen Vater zu erfreun.
Ist dies etwa die gute Botschaft, sprich,
Die ich zu hören habe?

ZELIMA.

Nein, mein Prinz!
Wir geben uns so leichten Kaufes nicht;
Man muss Geduld mit unsrer Schwachheit haben.
— Hört an!

KALAF.

Ich höre.

ZELIMA.

Die Prinzessinn schickt mich.
— Sie bittet Euch um einen Dienst — Lasst sie
Die Namen wissen, und im Uebrigen
Vertraut Euch kühnlich ihrer Grossmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan lösen.
Voll Güte steigt sie dann von ihrem Thron,
Und reicht freiwillig Euch die schöne Rechte.
— Entschliesst Euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieses stolze Herz,
So wird nicht Zwang, so wird die Liebe sie,
Die zärtlichste, in Eure Arme führen.

KALAF sieht ihr scharf ins Gesicht mit einem bittern Lächeln.

Hier, Sclavinn, hast du den gewohnten Schluss
Der Rede weggelassen.

ZELIMA.

Welchen Schluss?

KALAF.

Die Erde öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres Euch berichte.

ZELIMA.

So glaubt Ihr, Prinz, dass ich Euch Lügen sage?

KALAF.

Ich glaub' es fest — und glaub' es so gewiss,
Dass ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehr' um zu der Prinzessinn!
Sag' ihr, mein einz'ger Ehrgeiz sey ihr Herz,
Und meiner glüh'nden Liebe möge sie
Verzeihn, dass ich die Bitte muss versagen.

ZELIMA.

Bedachtet Ihr, was dieser Eigensinn
Euch kosten kann?

KALAF.

Mag er mein Leben kosten!

ZELIMA.

Es bleibt dabei, er wird's Euch kosten, Prinz!
— Beharrt Ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

KALAF.

Nichts!

ZELIMA.

Lebet wohl!

(Im Abgehen)

Die Mühe konnt' ich sparen!

KALAF allein.

Geht, wesenlose Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen sind's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirina's
Bericht ist's, was mich ängstiget — Mein Vater
In Peckin! Meine Mutter todt! — Muth, Muth, mein
In wenig Stunden ist das Loos geworfen. | Herz!
Könnt' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geist
Sucht Ruhe, und mich däucht, ich fühle schon
Den Gott die sanften Flügel um mich breiten.

(Er legt sich auf das Ruhebett und schläft ein.)

ZEHNTER AUFTRITT.

ADELMA *tritt auf, das Gesicht verschleiert, eine Wachskerze in der Hand.* KALAF *schlafend.*

ADELMA.

Nicht Alles soll misslingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künste des Betrugs
Verschwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht eben so umsonst
Versuchen, ihn aus Peckin wegzuführen,
Und mit dem schönen Raube zu entfliehn!
— O heisserflehter Augenblick! Jetzt, Liebe!
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schranke mir schon überstiegen,
Dein Feuer lass' auf meinen Lippen glühn!
Hilf mir in diesem schwersten Kampfe siegen!

(Sie betrachtet den Schlafenden.)

Der Liebste schläft. Sey ruhig, pochend Herz,
Erzittre nicht! Nicht gern, ihr holden Augen,
Scheuch ich den goldnen Schlummer von euch weg;
Doch schon ergraut der Tag, ich darf nicht säumen.

(Sie nähert sich ihm, und berührt ihn sanft.)

Prinz! Wachet auf!

KALAF erwachend.

Wer störet meinen Schlummer?
Ein neues Trugbild? Nachtgespenst, verschwinde!
Wird mir kein Augenblick der Ruh' vergönnt?

ADELMA.

Warum so heftig, Prinz? Was fürchtet ihr?
Nicht eine Feindinn ist's, die vor Euch steht;
Nicht Euren Namen will ich Euch entlocken.

KALAF.

Ist dies dein Zweck, so spare deine Müh'!
Ich sag' es dir voraus, du wirst mich nicht betrügen.

ADELMA.

Betrügen? Ich? Verdien' ich den Verdacht?
Sagt an! War hier nicht Skirina bei Euch,
Mit einem Brief Euch listig zu versuchen?

KALAF.

Wohl war sie hier.

ADELMA.

Doch hat sie nichts erlangt?

KALAF.

Dass ich ein solcher Thor gewesen wäre!

ADELMA.

Gott sey's gedankt! — War eine Sclavinn hier,
Mit trüglicher Vorspieg'lung Euch zu blenden?

KALAF.

Solch eine Sclavinn war in Wahrheit hier,
Doch zog sie leer ab — wie auch du wirst gehn.

ADELMA.

Der Argwohn schmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.
Lernt mich erst kennen! Setzt Euch! Hört mich an,
Und denn verdammt mich als Betrügerinn!

(Sie setzt sich, er folgt.)

KALAF.

So redet denn und sagt, was ich Euch soll.

ADELMA.

Erst seht mich näher an! — Beschaut mich wohl!
Wer denkt Ihr, dass ich sey?

KALAF.

Dies hohe Wesen,
Der edle Anstand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedre Sclavinn,
Die ich, wo ich nicht irre, schon im Divan
Gesehen und ihr Loos beklagt.

ADELMA.

Auch ich
Hab' Euch, die Götter wissen es, wie innig,
Bejammert, Prinz! Es sind fünf Jahre nun,
Da ich, noch selber eine Günstlinginn
Des Glücks, in niederm Sclavenstand Euch sah.
Schon damals sagte mir's mein Herz, dass Euch
Geburt zu einem bessern Loos berufen.
Ich weiss, dass ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schicksal zu erleichtern,
Weiss, dass mein Aug' sich Euch verständlich machte,
So weit es einer Königstochter ziemte.

(Sie entschleiert sich.)

Seht her, mein Prinz und sagt mir! Dies Gesicht,
Habt Ihr es nie gesehn in Eurem Leben?

KALAF.

Adelma! Ew'ge Götter! Seh' ich recht?

ADELMA.

Ihr sehet in unwürd'gen Sclavenbanden
Die Tochter Keicobads, des Königes
Der Karazanen, einst zum Thron bestimmt,
Jetzt zu der Knechtschaft Schmach herabgestossen!

KALAF.

Die Welt hat Euch für todt beweint. In welcher
Gestalt, weh' mir, muss ich Euch wieder finden!
Euch hier als eine Sclavinn des Serails,
Die Königinn, die edle Fürstentochter!

ADELMA.

Und als die Sclavinn dieser Turandot,

Der grausamen Ursache meines Falles!
Vernehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter theurer Jüngling,
Den diese stolze Turandot, wie Euch,
Bezauberte — Er wagte sich im Divan.
(Sie hält inne, von Schluchzen und Thränen unterbrochen.)
Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Peckin sieht — entsetzensvoller Anblick!
Erblicktet Ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

KALAF.

Unglückliche! So log die Sage nicht!
So ist sie wahr die klägliche Geschichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

ADELMA.

Mein Vater Keicobad, ein kühner Mann,
Nur seinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Des Sohnes Mord zu rächen — Ach! das Glück
War ihm nicht günstig! Männlich fechtend fiel er
Mit allen seinen Söhnen in der Schlacht,
Ich selbst, mit meiner Mutter, meinen Schwestern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unsern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menschlichkeit des Kaisers,
Der in dem Augenblick ans Ufer kam.
Er schalt die Greuelthat, und liess im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fischen.
Schon halb entseelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sclavinn übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geschenk
Von eines Feindes Grossmuth zu empfangen.
O lebt in Eurem Busen menschliches Gefühl,
So lasst mein Schicksal Euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir schneidet, sie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sclavinn zu bedienen.

KALAF.

Mich jammert Euer Unglück. Ja, Prinzessinn,
Aufricht'ge Thränen zoll' ich Euren Leiden —
Doch Euer grausam Loos, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld;
Eu'r Vater stürzte sich und sein Geschlecht
Durch übereilten Rathschluss ins Verderben.
Sagt! Was kann ich, selbst ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schicksalsmächte, für Euch thun?
Ersteig' ich morgen meiner Wünsche Gipfel,
So sollt Ihr frei und glücklich seyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als meins vermehren.

ADELMA.

Der Unbekannten konntet Ihr misstrauen;
Ihr kennt mich nun — Der Fürstinn werdet Ihr,
Der Königstochter, glauben, was sie Euch
Aus Mitleid sagen muss, und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe sagen möchte.
— O möchte dies befangne Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

KALAF.

Adelma, sprecht, was habt Ihr mir zu sagen?

ADELMA.

Wisst also, Prinz — Doch nein! Ihr werdet glauben,
Ich sey gekommen, Euch zu täuschen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechseln,
Die für das Sclavenjoch geboren sind.

KALAF.

Quält mich nicht länger! Ich beschwör' Euch, sprecht!
Was ist's? Was habt Ihr mir von *ihr* zu sagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttinn ist?

ADELMA bei Seite.

Gib Himmel, dass ich jetzt ihn überrede!
(Zu Kalaf sich wendend.)
Prinz, diese Turandot, die Schändliche,
Herzlose, Falsche hat Befehl gegeben,
Euch heut' am frühen Morgen zu ermorden,
— Dies ist die Liebe Eurer Lebensgöttinn!

KALAF.

Mich zu ermorden?

ADELMA.

Ja, Euch zu ermorden!
Bei'm ersten Schritt aus diesem Zimmer tauchen
Sich zwanzig Degenspitzen Euch ins Herz;
So hat es die Unmenschliche befohlen.

KALAF steht schnell auf und geht gegen die Thür.

Ich will die Wache unterrichten.

ADELMA hält ihn zurück.

Bleibt!
Wo wollt Ihr hin? Ihr hofft noch, Euch zu retten?
Unglücklicher, Ihr wisst nicht, wo Ihr seyd,
Dass Euch des Mordes Netze rings umgeben!
Dieselben Wachen, die der Kaiser Euch
Zu Hütern Eures Lebens gab, die sind —
Gedingt von seiner Tochter Euch zu tödten.

KALAF ausser sich, laut und heftig mit dem Ausdruck des innigsten Leidens.

O Timur! Timur! Unglücksel'ger Vater!
So muss dein *Kalaf* endigen! Du musst
Nach Peckin kommen, auf sein Grab zu weinen!
Das ist der Trost, den dir dein Sohn versprach!
— Furchtbares Schicksal!
(Er verhüllt sein Gesicht, ganz seinem Schmerz hingegeben.)

ADELMA für sich, mit frohem Erstaunen.

Kalaf! Timurs Sohn!
Glücksel'ger Fund! — Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit diesem Namen sein Geschick in Händen.

KALAF.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl sagte mir's vorhin
Der feilen Sclaven einer, dass Bestechung
Und Furcht des Mächtigen das schwere Band
Der Treue lösen — Leben, fahre hin!
Vergeblich ist's, dem grausamen Gestirn,
Das uns verfolgt, zu widerstehn — Du sollst
Den Willen haben, Grausame — dein Aug'
An meinem Blute weiden! Süsses Leben,
Fahr' hin! Nicht zu entfliehen ist dem Schicksal.

ADELMA mit Feuer.

Prinz, zum Entfliehen zeig' ich Euch die Wege;
Nicht müss'ge Thränen blos hab' ich für Euch.
Gewacht hab' ich indess, gesorgt, gehandelt,
Kein Gold gespart, die Hüter zu bestechen.
Der Weg ist offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten sind
Bereit. Lasst uns aus diesen Mauern fliehen,
Worauf der Fluch der Götter liegt. Der Chan
Von Berlas ist mein Freund, ist mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns schützen, seine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, dass ich's mit Euch theile,
Wenn Ihr der Liebe Opfer nicht verschmäht.
Verschmäht Ihr's aber und verachtet mich,
So ist die Tartarei noch reich genug
An Fürstentöchtern, dieser Turandot

An Schönheit gleich und zärtlicher als sie.
Aus ihnen wählt Euch eine würdige
Gemahlinn aus! Ich — will mein Herz besiegen.
Nur rettet, rettet dieses theure Leben!

(Sie spricht das Folgende mit immer steigender Lebhaftigkeit, indem sie ihn bei der Hand ergreift und mit sich fortzureissen sucht.)

O kommt! Die Zeit entflieht, indem wir sprechen.
Die Hähne krähn; schon regt sich's im Palast;
Todbringend steigt der Morgen schon herauf,
Fort, eh' der Rettung Pforten sich verschliessen!

KALAF.

Grossmüthige Adelma! Einz'ge Freundinn!
Wie schmerzt es mich, dass ich nach Berlas Euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit süss Geschenk,
Nicht Euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altoum
Zu dieser heimlichen Entweichung sagen?
Macht' ich nicht schändlichen Verraths mich schuldig,
Wenn ich, des Gastrechts heilige Gebräuche
Verletzend, aus dem innersten Serail
Die werthgehaltne Sclavinn ihm entführte?
— Mein Herz ist nicht mehr mein, Adelma. Selbst
Der Tod, den jene Stolze mir bereitet,
Wird mir willkommen seyn von ihrer Hand.
— Flieht ohne mich, flieht, und geleiten Euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schicksal.
Noch tröstlich ist's, für Turandot zu sterben,
Wenn ich nicht leben kann für sie — Lebt wohl!

ADELMA.

Sinnloser! Ihr beharrt? Ihr seyd entschlossen?

KALAF.

Zu bleiben und den Mordstreich zu erwarten.

ADELMA.

Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe ist's,
Die Euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht *mir* zu folgen!
Verschmähet meine Hand, verachtet mich!
Nur flieht, nur rettet, rettet Euer Leben!

KALAF.

Verschwendet Eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geschick.

ADELMA.

So bleibet denn! Auch ich will Sclavinn bleiben,
Ohn' Euch verschmäh' ich auch der Freiheit Glück.
Lass' sehn, wer von uns beiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trotzt!

(Von ihm wegtretend.)

Wär' ich die Erste,
Die durch Beständigkeit ans Ziel gelangte?

(Für sich mit Accent.)

Kalaf! Sohn Timurs!

(Verneigt sich, spottend.)

Unbekannter Prinz!
Lebt wohl!

(Geht ab.)

KALAF allein.

Wird diese Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf solcher Folter je gezittert?
Und endet sie, welch neues gröss'res Schreckniss
Bereitet mir der Tag! Aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyrannisch Herz!
— Wohlan! Den Himmel färbt das Morgenroth!
Die Sonne steigt herauf und allen Wesen
Bringt sie das Leben, mir bringt sie den Tod!
Geduld, mein Herz! Dein Schicksal wird sich lösen!

EILFTER AUFTRITT.

BRIGELLA. KALAF.

BRIGELLA.

Der Divan wird versammelt, Herr. Die Stunde
Ist da. Macht Euch bereit!

KALAF misst ihn mit wilden scheuen Blicken.

Bist *du* das Werkzeug?
Wo hast du deinen Dolch versteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die du hast!
Du raubst mir nichts, worauf ich Werth noch legte.

BRIGELLA.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als Euch zum Divan zu begleiten,
Wo Alles schon versammelt ist.

KALAF nach einigem Nachsinnen, resignirt.

Lass' uns denn gehn!
Ich weiss, dass ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh, ob ich dem Tod
Beherzt entgegen treten kann.

BRIGELLA sieht ihn erstaunt an.

Was Teufel schwatzt er da von Tod und Sterben!
Verwünschtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieser Nacht nicht schlafen lassen;
Nun ist er gar im Kopf verrückt!

KALAF wirft das Schwert auf den Boden.

Da liegt
Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre setzen.
Die Grausame erfahre wenigstens,
Dass ich die unbeschützte Brust von selbst
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

(Er geht ab, und wird, so wie er hinaustritt, vom kriegerischen Spiel empfangen.)

FÜNFTER AUFZUG.

Die Scene ist die vom zweiten Aufzug. Im Hintergrund des Divans steht ein Altar mit einer chinesischen Gottheit und zwei Priestern, welche nach Aufziehung eines Vorhanges sichtbar werden.

Bei Eröffnung des Akts sitzt Altoum auf seinem Throne. Pantalon und Tartaglia stehen zu seinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewehre.

ERSTER AUFTRITT.

ALTOUM. PANTALON. TARTAGLIA. DOCTOREN. WACHE. *Gleich darauf* KALAF.

KALAF tritt mit einer stürmischen Bewegung in den Saal, voll Argwohn hinter sich schauend. In der Mitte der Scene verbeugt er sich gegen den Kaiser, dann für sich.

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Brust
Zu fühlen, und von Niemand angefallen
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelma falsche Botschaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück ist gewiss!

ALTOUM.

Mein Sohn! Ich sehe deinen Blick umwölkt;
Dich quälen Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn erheitert sehn;
In wenig Stunden endet deine Prüfung.

— Geheimnisse von freudenreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich sie im Busen
Verschliessen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, sie vernehmen kann.
— Doch merke dir! Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm stets, mit reicher Gaben Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du bist
Mein Sohn, mein Eidam! Turandot ist dein!
Dreimal hat sie in dieser Nacht zu mir
Gesendet, mich beschworen und gefleht,
Sie von der furchtbarn Probe loszusprechen.
Daraus erkenne, ob du Ursach hast,
Sie mit getrostem Herzen zu erwarten.

PANTALON zuversichtlich.

Das könnt Ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was das
Betrifft, damit hat's seine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunsch an! Heut ist die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieser Nacht zu ihr
Geholt; sie hatt' es gar zu eilig; kaum
Liess sie mir Zeit, den Fuss in die Pantoffel
Zu stecken; ungefrühstückt ging ich hin;
Es war so grimmig kalt, dass mir der Bart
Noch zittert — Aufschub sollt' ich ihr verschaffen,
Rath schaffen sollt' ich — Bei der Majestät
Fürsprach' einlegen — Ja, was sollt' ich nicht!
'S war mir ein rechtes Gaudium und Labsal,
Ich läugn' es nicht, sie desperat zu sehn.

TARTAGLIA.

Ich ward um sechs Uhr zu ihr hin beschieden;
Der Tag brach eben an; sie hatte nicht
Geschlafen und sah aus, wie eine Eule.
Wohl eine halbe Stunde bat sie mich,
Gab mir die schönsten Worte, doch umsonst!
Ich glaube gar, ich hab' ihr bittre Dinge
Gesagt vor Ungeduld und grimm'ger Kälte.

ALTOUM.

Seht, wie sie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch sie sperret sich umsonst.
Gemessene Befehle sind gegeben,
Dass sie durchaus im Divan muss erscheinen,
Und ist's mit Güte nicht, so ist's mit Zwang.
Sie selbst hat mich durch ihren Eigensinn
Berechtigt, diese Strenge zu gebrauchen.
Erfahre sie die Schande nun, die ich
Umsonst ihr sparen wollte — Freue dich,
Mein Sohn! Nun ist's an dir, zu triumphiren!

KALAF.

Ich dank' Euch, Sire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu schmerzlich leid ich selbst, dass der Geliebten
Um meinetwillen Zwang geschehen soll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne sie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Bewerbung, ihren Abscheu zu besiegen,
Ihn einst vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen soll ihr Sclave seyn,
Und all mein höchstes Wünschen ihre Liebe.
Wer eine Gunst bei mir erlangen will,
Wird keines andern Fürsprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem schönen Aug'.
Kein Nein aus meinem Munde soll sie kränken,
So lang die Parze meinen Faden spinnt;
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll sie mein einzig Träumen seyn und Denken!

ALTOUM.

Auf denn! Man zög're länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel. Man erhebe den Altar!
Der Priester halte sich bereit! Sie soll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schicksal lesen
Und soll erfahren, dass ich wollen kann,
Was ich ihr schwur.

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen; man erblickt den chinesischen Götzen, den Altar und die Priester, Alles mit Kerzen beleuchtet.)

Man öffne alle Pforten!
Das ganze Volk soll freien Eingang haben!
Zeit ist's, dass dieses undankbare Kind
Den tausendfachen Kummer uns bezahle,
Den sie auf unser greises Haupt gehäuft.

(Man hört einen lugubren Marsch mit gedämpften Trommeln. Bald darauf zeigt sich Truffaldin mit Verschnittenen, hinter ihnen die Sclavinnen, darauf Turandot, alle in schwarzen Flören, die Frauen in schwarzen Schleiern.)

PANTALON.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klagmusik!
— Welch trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarsch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

(Der Aufzug erfolgt ganz auf dieselbe Weise und mit denselben Ceremonien, wie im zweiten Akt.)

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. TURANDOT. ADELMA. ZELIMA.

Ihre Sclavinnen und Verschnittenen.

TURANDOT nachdem sie ihren Thron bestiegen und eine allgemeine Stille erfolgt, zu Kalaf.

Dies Trau'rgepränge, *unbekannter* Prinz,
Und dieser Schmerz, der mein Gefolge zeigt,
Ich weiss, ist Eurem Auge süsse Weide.
Ich sehe den Altar geschmückt, den Priester
Zu meiner Trauung schon bereit, ich lese
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunst und tiefe Wissenschaft nur immer
Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
Euch zu entreissen, diesem Augenblick,
Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
Doch endlich muss ich meinem Schicksal weichen.

KALAF.

O läse Turandot in meinem Herzen,
Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
Gewiss, es würde ihren Zorn entwaffnen.
War's ein Vergehn, nach solchem Gut zu streben?
Ein Frevel wär's, es zaghaft aufzugeben!

ALTOUM.

Prinz, der Herablassung ist sie nicht werth.
An ihr ist's jetzo, sich herabzugeben!
Kann sie's mit edelm Anstand nicht, mag sie
Sich darein finden, wie sie kann — Man schreite
Zum Werk! Der Instrumente froher Schall
Verkünde laut —

TURANDOT.

Gemach! Damit ist's noch zu früh!

(Aufstehend und zu Kalaf sich wendend)

Vollkommner konnte mein Triumph nicht seyn,
Als dein getäuschtes Herz in süsse Hoffnung
Erst einzuwiegen, und mit Einemmal
Nun in den Abgrund nieder dich zu schleudern.

(Langsam und mit erhabner Stimme)

Hör', *Kalaf, Timurs* Sohn! Verlass' den Divan!
Die beiden Namen hat mein Geist gefunden.
Such' eine andre Braut — Weh dir und Allen,
Die sich im Kampf mit Turandot versuchen!

KALAF.

O ich Unglücklicher!

ALTOUM.

Ist's möglich? Götter!

PANTALON.

Heilige Katharina!

(Zu Tartaglia.)

Geht heim! Lasst Euch den Bart auszwicken, Doctor!

TARTAGLIA.

Allhöchster Tien! Mein Verstand steht still!

KALAF.

Alles verloren! Alle Hoffnung todt!
—Wer steht mir bei? Ach, mir kann Niemand helfen!
Ich bin mein eigner Mörder; meine Liebe
Verlier' ich, weil ich allzusehr geliebt!
— Warum hab' ich die Räthsel gestern nicht
Mit Fleiss verfehlt, so läge dieses Haupt
Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,
Und meine bange Seele hätte Luft.
Warum, zu güt'ger Kaiser, musstet Ihr
Das Blutgesetz zu meinem Vortheil mildern,
Dass ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,
Wenn sie mein Räthsel aufgelöst — So wäre
Ihr Sieg vollkommen und ihr Herz befriedigt!

(Ein unwilliges Gemurmel entsteht im Hintergrund.)

ALTOUM.

Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz;
Der unversehne Blitzstrahl schlägt mich nieder.

TURANDOT bei Seite zu Zelima.

Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!
Ich weiss mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

ZELIMA leise zu Turandot.

O so ergebt Euch einmal! Macht ein Ende!
Ihr seht! Ihr hört! das Volk wird ungeduldig!

ADELMA für sich.

An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

KALAF.

Und braucht's denn des Gesetzes Schwert, ein Leben
Zu endigen, das länger mir zu tragen
Unmöglich ist?

(Er tritt an den Thron der Turandot.)

Ja, Unversöhnliche!
Sieh hier den Kalaf, den du kennst — den du
Als einen namenlosen Fremdling hasstest,
Den du jetzt kennst und fortfährst zu verschmähn!
Verlohnte sich's, ein Daseyn zu verlängern,
Das so ganz werthlos ist vor deinen Augen?
Du sollst befriedigt werden, Grausame!
Nicht länger soll mein Anblick diese Sonne
Beleidigen — Zu deinen Füssen —

(Er zieht einen Dolch und will sich durchstechen. In demselben Augenblick macht Adelma eine Bewegung, ihn zurück zu halten und Turandot stürzt von ihrem Thron.)

TURANDOT, ihm in den Arm fallend mit dem Ausdruck des Schreckens und der Liebe.

Kalaf!

(Beide sehen einander mit unverwandten Blicken an und bleiben eine Zeitlang unbeweglich in dieser Stellung.)

ALTOUM.

Was seh' ich!

KALAF nach einer Pause.

Du? Du hinderst meinen Tod?
Ist *das* dein Mitleid, dass ich leben soll,
Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
Meiner Verzweiflung denkst du zu gebieten?
— Hier endet deine Macht. Du kannst mich tödten;
Doch mich zum Leben zwingen kannst du nicht.
Lass' mich, und wenn noch Mitleid in dir glimmt,
So zeig' es meinem jammervollen Vater!
Er ist zu Peckin; Er bedarf des Trostes:
Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
Den theuren, einz'gen Sohn raubt ihm das Schicksal.

(Er will sich tödten.)

TURANDOT wirft sich ihm in die Arme.

Lebt, Kalaf! Leben sollt Ihr — und für mich!
Ich bin besiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
Verbergen — Eile, Zelima, den beiden
Verlassenen, du kennst sie, Trost zu bringen,
Freiheit und Freude zu verkünden — Eile!

ZELIMA.

Ach und wie gerne!

ADELMA für sich.

Es ist Zeit zu sterben.
Die Hoffnung ist verloren.

KALAF.

Träum' ich, Götter?

TURANDOT.

Ich will mich keines Ruhms anmassen, Prinz,
Der mir nicht zukommt. Wisset denn; es wiss'
Es alle Welt! Nicht meiner Wissenschaft,
Dem Zufall, Eurer eignen Uebereilung
Verdank' ich das Geheimniss Eures Namens.
Ihr selbst, Ihr liesset gegen meine Sclavinn
Adelma beide Namen Euch entschlüpfen.
Durch sie bin ich dazu gelangt — Ihr also habt
Gesiegt, nicht ich, und Euer ist der Preis.
— Doch nicht blos, um Gerechtigkeit zu üben
Und dem Gesetz genug zu thun — Nein, Prinz!
Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
Schenk' ich mich Euch — Ach, es war Euer, gleich
Im ersten Augenblick, da ich Euch sah!

ADELMA.

O nie gefühlte Marter!

KALAF, der diese ganze Zeit über wie ein Träumender gestanden, scheint jetzt erst zu sich selbst zu kommen und schliesst die Prinzessinn mit Entzückung in seine Arme.)

Ihr die Meine?
O tödte mich nicht, Uebermass des Wonne!

ALTOUM.

Die Götter segnen dich, geliebte Tochter,
Dass du mein Alter endlich willst erfreun.
Verziehen sey dir jedes vor'ge Leid;
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

PANTALON.

Hochzeit! Hochzeit! Macht Platz, ihr Herrn Doctoren!

TARTAGLIA.

Platz! Platz! Der Bund sey alsogleich beschworen!

ADELMA.

Ja lebe, Grausamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele hasst!

(Zu Turandot.)

Ja wisse,
Dass ich dich nie geliebt, dass ich dich *hasse*,
Und nur aus Hass gehandelt, wie ich that.
Die Namen sagt' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reissen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh du ihn sahst,
In glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch diese Nacht, da ich zu deinem Dienst
Geschäftig schien, versucht' ich alle Listen;
Selbst die Verläumdung spart' ich nicht, zur Flucht
Mit mir ihn zu bereden; doch umsonst!
In seinem Schmerz entschlüpften ihm die Namen,
Und ich verrieth sie dir: du solltest siegen;
Verbannt von deinem Angesicht sollt' er
In meinen Arm sich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu sterben als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur Eins steht noch in meiner Macht. Ich stamme,
Wie du, von königlichem Blut und muss erröthen,
Dass ich so lange Sclavenfesseln trug.

In dir muss ich die blut'ge Feindinn hassen.
Du hast mir Vater, Mutter, Brüder, Schwestern,
Mir Alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubst du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes,
Mich selbst zum Raube hin — Ich will nicht leben!

(Sie hebt den Dolch, welchen Turandot dem Kalaf entrissen, von der Erde auf.)

Verzweiflung zückte diesen Dolch; er hat
Das Herz gefunden, das er spalten soll.

(Sie will sich erstechen.)

KALAF fällt ihr in den Arm.

Fasst Euch, Adelma.

ADELMA.

Lass mich, Undankbarer!
In *ihrem* Arm dich sehen? Nimmermehr!

KALAF.

Ihr sollt nicht sterben. Eurem glücklichen
Verrathe dank ich's, dass dies schöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frei
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heissen Bitten was vermögen,
So habe sie die Freiheit zum Geschenk,
Und unsers Glückes erstes Unterpfand
Sey eine Glückliche!

TURANDOT.

Auch ich, mein Vater,
Vereinige mein Bitten mit dem seinen.
Zu hassenswerth, ich fühl' es, muss ich ihr
Erscheinen; mir verzeihen kann sie nie,
Und könnte nie an *mein* Verzeihen glauben.
Sie werde frei, und ist ein grösser Glück
Für sie noch übrig, so gewährt es ihr!
Wir haben viele Thränen fliessen machen,
Und müssen eilen, Freude zu verbreiten.

PANTALON.

Um's Himmelswillen, Sire, schreibt ihr den Laufpass,
So schnell Ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir ist ganz weh und bang, dass unsre Freude
In Rauch aufgeh', so lang ein wüthend Weib
Sich unter Einem Dach mit Euch befindet.

ALTOUM zu Turandot.

An solchem Freudentag, den du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Grenzen kennen.
Nicht blos die Freiheit schenk' ich ihr. Sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück,
Und theile sie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug sey und den Mächtigen nicht reize.

ADELMA.

Sire — Königinn — Ich bin beschämt, verwirrt —
So grosse Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern—Jetzt vergönnt mir
Zu schweigen und von Eurem Angesicht
Zu gehn — Denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltsam diesem Aug' entströmen!

(Sie geht ab mit verhülltem Gesicht, noch einen glühenden Blick auf Kalaf werfend, eh' sie scheidet.)

LETZTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN *ohne Adelma. Gegen das Ende* TIMUR, BARAK, SKIRINA *und* ZELIMA.

KALAF.

Mein Vater, o wo find' ich dich, wo bist du,
Dass ich die Fülle meines Glücks in deinen Busen
Ausgiesse?

TURANDOT verlegen und beschämt.

Kalaf, Euer edler Vater ist
Bei mir, ist hier — In diesem Augenblicke
Fühlt er sein Glück — Verlangt nicht mehr zu wissen,
Nicht ein Geständniss, das mich schamroth macht,
Vor allen diesen Zeugen zu vernehmen.

ALTOUM.

Timnr bei dir? Wo ist er? — Freue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiserreich hast du gewonnen;
Auch dein verlornes Reich ist wieder dein.
Ermordet ist der grausame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich seine Botschaft
Gesucht, und selbst zu mir ist sie gedrungen,
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

(Ueberreicht ihm einen Brief.)

KALAF wirft einen Blick hinein und steht eine Zeitlang in sprachloser Rührung.

Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch — die Lippe ist versiegelt.

(In diesem Augenblick öffnet sich der Saal; *Timur* und *Barak* treten herein, von Zelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf seinen Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; Barak sinkt zu Kalafs Füssen, indem sich Zelima und ihre Mutter vor der Turandot niederwerfen, welche sie gütig aufhebt. Altoum, Pantalon und Tartaglia stehen gerührt. Unter diesen Bewegungen fällt der Vorhang.)

PHÄDRA,

TRAUERSPIEL VON RACINE.

PERSONEN.

THESEUS, König von Athen.
PHÄDRA, seine Gemahlinn, Tochter des Minos und der Pasiphae.
HIPPOLYT, Sohn des Theseus und der Antiope, Königinn der Amazonen.
THERAMEN, Erzieher des Hippolyt.
ARICIA, aus dem königlichen Geschlechte der Pallantiden zu Athen.
OENONE, Amme und Vertraute der Phädra.
ISMENE, Vertraute der Aricia.
PANOPE, vom Gefolg der Phädra.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN.

HIPPOLYT.

Beschlossen ist's, ich gehe, Theramen!
Ich scheide von dem lieblichen *Trözene;*
Nicht länger trag' ich's, müssig hier zu weilen,
In diesen Zweifeln, die mich ängstigen.
Sechs Monde weilt mein Vater schon entfernt;
Nichts will von seinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte selbst, der ihn verbirgt.

THERAMEN.

Wohin, o Herr, willst du ihn suchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich schon
Die beiden Meere, die der Isthmus trennt;
Nach Theseus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche schwindet;
Elis hab' ich durchsucht, den Tänarus
Liess ich im Rücken, ja an's Meer sogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus
Den Namen gab — Was hoffst du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelstrichen
Gedenkst du seine Spuren aufzufinden?
Ja, wissen wir, ob uns der König nicht
Vorsätzlich seinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während dass wir für sein Leben zittern,
Sich still vergnügt in neuen Liebesbanden?

HIPPOLYT.

Halt, Freund, und sprich mit Ehrfurcht von dem Kö-
Unwürd'ge Ursach' hält ihn nicht zurück; [nig!
Entsagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat seinen flücht'gen Sinn gefesselt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rinn mehr.
Genug, ich *such'* ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe diesen Ort, der mich beängstigt.

THERAMEN.

Wie, Herr, seit wann denn fürchtest du Gefahr
In diesem stillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich so gern
Geflüchtet aus dem rauschenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

HIPPOLYT.

Freund, jene sel'gen Tage sind dahin;
Ein ganz verändert Ansehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Pasiphae hieher gesandt.

THERAMEN.

Herr, ich versteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer ist es, Phädra hier zu sehen —
Stiefmütterlich gesinnt, sah sie dich kaum,
Gleich übte sie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erstes Werk.
Doch dieser Hass, den sie dir sonst geschworen,
Ist sehr geschwächt, wenn er nicht ganz verschwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das stirbt, und das entschlossen ist zu sterben?
Die Unglückselige wird einem Schmerz
Zum Raub, den sie mit Eigensinn verbirgt;
Sie ist der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann sie gegen dich Verderben spinnen?

HIPPOLYT.

Nicht ihr ohnmächt'ger Hass ist's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindinn will ich fliehn;
Es ist Aricia, ich will's gestehn,
Die letzte jenes unglücksel'gen Stamms,
Der gegen uns feindselig sich verschworen.

THERAMEN.

Auch du verfolgst sie, Herr? Die holde Schwester
Der wilden Pallantiden, hat sie je
Der Brüder schwarze Meuterei getheilt?
Und könntest du die schöne Unschuld hassen?

HIPPOLYT.

Wenn ich sie hasste, würd' ich sie nicht fliehn.

THERAMEN.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärst du vielleicht der strenge Hippolyt
Nicht mehr, der stolze Feind der schönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theseus sich so oft, so gern gebeugt?
So lang von dir verachtet hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in Eine Reihe dich gestellt
Mit Andern, dich gezwungen ihr zu opfern?
— Du liebtest, Herr?

HIPPOLYT.

Freund, welche Rede wagst du?
Du, der mein Innres kennt, seitdem ich athme,
Verlangst, dass ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieses freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Brust der Amazone nur,
Die mich geboren, schöpft' ich diesen Stolz.
Ich selbst, sobald ich meiner mir bewusst,
Bestärkte mich in diesem edlen Triebe.
Du warst der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft sprachst du mir von meines Vaters Thaten;
Du weisst, wie ich dir lauschte, wie mein Herz
Bei seinen edeln Waffenthaten schlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beschriebst,
Wie er der Welt den Herkules ersetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber strafte,
Wie er den Sinnis, den Prokrustes schlug,
Dem Periphetes seine Keul' entrang,
Den Kerkyon besiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamst, die leichten Liebesschwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die spart'sche Helena mir nanntest,
Den Ihrigen entrissen — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlassen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die seinen Schwüren allzuleicht geglaubt,
Bis auf den Namen selbst von ihm vergessen —
Ariadne, die dem tauben Felsenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schwester,
Wie sie, geraubt, doch glücklicher als sie —
Du weisst, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich sie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünscht, so schönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu ersparen!
Und sollte selbst mich jetzt gebunden sehn?
So tief herunter liess ein Gott mich sinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der sich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, schwach zu seyn, wie Theseus!
Und sollte dieses stolze Herz empfinden,
Musst' es Aricia seyn, die mich besiegte?
Vergass ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniss, das uns auf ewig trennt?
Verwirft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich denkende
Geschlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig soll's mit ihr vernichtet seyn;
In Aufsicht soll sie bleiben bis zum Grab,
Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und böt' ich meinem Vater solchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreien?
Zu solcher Raserei riss mich die Jugend —

THERAMEN ihm ins Wort fallend.

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Theseus selbst
Schärft deinen Blick, da er ihn schliessen will;
Das Herz empört sich gegen Zwang und selbst
Sein Hass giesst neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch schreckt dich eine keusche Liebe,
Und wenn sie glücklich macht, missgönnst du dir's?
Besiege doch die scheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Herkules verirren!
Wie stolze Herzen hat nicht Venus schon
Bezähmt! Du selbst, der ihre Macht bestreitet,
Wo wärst du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttinn immer siegend widerstanden,
Der Liebe keusche Flamme nie gefühlt!
Doch, Herr, wozu mit grossen Worten prunken?
Gesteh's, du bist der Vorige nicht mehr,
Schon lang sieht man dich seltener als sonst
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunst Neptuns geübt,
Das wilde Jagdross an den Zaum gewöhnen.
Viel seltener erklingen Forst und Wald
Von unserm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebst, du glühst von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichst.
Gesteh's, du liebst Aricien!

HIPPOLYT.

Ich — reise
Und suche meinen Vater, Theramen!

THERAMEN.

Herr, siehst du Phädra nicht, bevor du gehst?

HIPPOLYT.

Das ist mein Vorsatz. Bring' ihr diese Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht so will.
— Doch sieh, was für ein neues Missgeschick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

ZWEITER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN. OENONE.

OENONE.

Ach, welcher Jammer ist dem meinen gleich!
Herr, meine Königinn ist dem Tode nah!
Vergebens lass' ich sie so Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — sie stirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das sie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung ist ihr Geist;
Die Unruh treibt sie auf von ihrem Lager;
Sie will ins Freye, will die Sonne schauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

HIPPOLYT.

Ich geh', ich lass' ihr ihren freien Raum,
Und spar' ihr einen Anblick, den sie hasst.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

PHÄDRA. OENONE.

PHÄDRA.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden,
Mich schmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

(Sie setzt sich.)

OENONE.

Grosse Götter, schaut auf unsre Thränen!

PHÄDRA.

Wie diese schweren Hüllen auf mir lasten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat diese Zöpfe künstlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muss sich Alles
Verschwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

OENONE.

So ist sie ewig mit sich selbst im Streit!
— Du selbst, o Königinn, besinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Hast unsern Fleiss ermuntert, dich zu schmücken,

Du fühltest dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu sehn.
Du siehst es jetzt und hassest seinen Strahl!

PHÄDRA.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geschlechts!
Du, dessen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine schmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale seh' ich deine Strahlen.

OENONE.

Weh mir, noch immer nährst du, Königinn,
Den traur'gen Vorsatz und entsagst dem Leben?

PHÄDRA schwärmerisch.

O säss' ich draussen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

OENONE.

Wie, Königinn? Was ist das?

PHÄDRA.

Ach, ich bin
Von Sinnen — *Was* hab' ich gesagt? — Oenone —
Ich weiss nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu sehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen stürzen mir die Thränen.

OENONE.

Musst du erröthen, über dieses Schweigen
Erröthe, über diesen strafbar'n Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft!
Willst du, von unserm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir stossen,
Und rettungslos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht seine Quellen stocken?
Dreimal umzog den Himmel schon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge sank,
Und dreimal wich die Finsterniss dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung schmachtet.
Welch grässlichem Entschlusse gibst du Raum?
Darfst du mit Frevelmuth dich selbst zerstören?
Das heisst den Göttern trotzen, ist Verrath
Am Gatten, dem du Treue schwurst, Verrath
An deinen Kindern, den unschuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sclavenjoch verdammst.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königinn, er gibt dem Sohn
Der Amazone seine Hoffnung wieder,
Dem stolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, diesem Hippolyt —

PHÄDRA.

Ihr Götter!

OENONE.

Ergreift die Wahrheit dieses Vorwurfs dich?

PHÄDRA.

Unglückliche! *Wen* hast du jetzt genannt?

OENONE.

Mit Recht empört sich dein Gemüth. Mich freut's,
Dass dieser Unglücksname dich entrüstet!
Drum lebe! Lass' die Liebe, lass' die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Dass dieser Scythe das verhasste Joch
Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem schönsten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile—Jeder Augenblick,
Den du versäumst, bringt näher dich dem Tode —
Verschieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu stärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's Neu' sich lässt entzünden.

PHÄDRA.

Schon allzulang nährt' ich ein schuldvoll Daseyn.

OENONE.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Ist's ein Verbrechen, das dich so beängstigt?
Du hast doch nicht unschuldig Blut versprützt?

PHÄDRA.

Die Hand ist rein. Wär' es mein Herz, wie sie!

OENONE.

Und welches Ungeheure sann dein Herz
Sich aus, dass solchen Schauder dir erregt?

PHÄDRA.

Genug sagt' ich. Verschone mich! Ich sterbe,
Um das Unselige nicht zu gestehen!

OENONE.

So stirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verschliessen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe schon entfliehend schwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tausend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzesten sich aus,
Grausame, wann betrog ich deine Treu?
Vergassest du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verliess? So lohnst du meiner Liebe?

PHÄDRA.

Was hoffst du durch dein Flehn mir abzustürmen?
Entsetzen wirst du dich, brech' ich mein Schweigen.

OENONE.

Was kannst du mir Entsetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen sterben sehn!

PHÄDRA.

Weisst du mein Unglück, weisst du meine Schuld,
Nicht minder sterb' ich drum, nur schuld'ger sterb' ich.

OENONE, vor ihr niederfallend.

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfasse,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angst ein Ende!

PHÄDRA.

Du willst es so. Steh' auf.

OENONE.

O sprich, ich höre.

PHÄDRA.

Gott! *Was* will ich ihr sagen! Und *wie* will ich's?

OENONE.

Mit deinen Zweifeln kränkst du mich. Vollende!

PHÄDRA.

O schwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnsinn triebst du meine Mutter!

OENONE.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

PHÄDRA.

O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

OENONE.

Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

PHÄDRA.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am tiefsten fallen!

OENONE.

Du liebst?

PHÄDRA.

Der ganze Wahnsinn rast in mir.

OENONE.

Wen liebst du?

PHÄDRA.

Sey auf Grässliches gefasst.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir schaudert,
Es heraus zu sagen — Ich liebe —

OENONE.

Wen?

PHÄDRA.

Du kennst ihn,
Den Jüngling, *ihn,* den ich so lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

OENONE.

Hippolyt!
Gerechte Götter!

PHÄDRA.

Du nanntest ihn, nicht ich.

OENONE.

Gott! All mein Blut erstarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückseliges Geschlecht!
O dreimal Unglücksel'ge Fahrt! Dass wir
An diesem Unglücksufer mussten landen!

PHÄDRA.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede schien so sicher mir gegründet,
Mein Glück mir so gewiss, da zeigte mir
Zuerst Athenä meinen stolzen Feind.
Ich sah ihn, ich erröthete, verblasste
Bei seinem Anblick, meinen Geist ergriff
Unendliche Verwirrung, finster ward's
Vor meinen Augen, mir versagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchschauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich,
Und alle Qualen, die sie zürnend sendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich sie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, schmückt' ihn reich,
Ich liess der Göttinn Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere sucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umsonst
Verbrannt' ich köstlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrschte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttinn flehte.
Ihn sah ich überall und ihn allein;
Am Fusse selbst der rauchenden Altäre
War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, dass ich ihn überall
Vermied — O unglückseliges Verhängniss!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernst bekämpft ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuern Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwiesen ward;
In den Vater stürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus seinem Arm gerissen —
Ich athmete nun wieder frei, Oenone,
In Unschuld flossen meine stillen Tage,
Verschlossen blieb in tiefer Brust mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinnpflicht
Pflegt' ich die Pfänder unsrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geschicks!
Mein Gatte bringt ihn selbst mir nach Trözene;
Ich muss ihn wiedersehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erstickte Gluth.
Kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich schaudre selbst vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben hass' ich und verdamme mich,
Ich wollte schweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich gestand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, dass ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verschonst, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wiedergeben willst.

VIERTER AUFTRITT.

PHÄDRA. ŒNONE. PANOPE.

PANOPE.

Gern, Königinn, erspart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig ist's, dass du das Aergste wissest.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Ist kein Geheimniss mehr, als dir allein.

OENONE.

Panope, was sagst du?

PANOPE.

Die Königinn
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde seines Todes.

PHÄDRA.

O Himmel!

PANOPE.

Die neue Königswahl theilt schon Athen;
Der Eine stimmt für deinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dies wollt' ich dir melden.
Schon rüstet Hippolyt sich, abzureisen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reissen.

OENONE.

Genug, Panope! Die Königinn hat es
Gehört, und wird die grosse Botschaft nutzen.

(Panope geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

PHÄDRA. OENONE.

OENONE.

Gebieterinn, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbst entschlossen, dir zu folgen,
Bestritt ich deinen tödtlichen Entschluss
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du.
Dem Sohn, den er dir lässt, bist du dich schuldig.
Dein Sohn ist König oder Sclav, wie du
Lebst oder stirbst. Verliert er auch noch dich,
Wer soll den ganz Verlassenen beschützen?
Drum lebe! — Aller Schuld bist du jetzt ledig!
Gemeine Schwäche nur ist's, was du fühlst.
Zerrissen sind mit Theseus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr so furchtbar ist dir Hippolyt;
Du kannst fortan ihn ohne Vorwurf sehn.
Er glaubt sich jetzt von dir gehasst, und stellt
Vielleicht sich an die Spitze der Empörer.
Reiss' ihn aus seinem Wahn, such' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil ist das glückliche Trözen;

Hier ist *Er* König; deinem Sohn gehören
Die stolzen Mauern der Minervenstadt,
Euch Beiden droht derselbe Feind Gefahr;
Verbindet Euch! Aricia zu bekämpfen!

PHÄDRA.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich ist, so will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

ARICIA. ISMENE.

ARICIA.

Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Ist's wahr, Ismene? Täuschest du dich nicht?

ISMENE.

Das ist die erste Frucht von Theseus Tod.
Bald siehst du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
In ihrer Hand und Alles wird ihr huld'gen.

ARICIA.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frei, und meines Feinds entledigt?

ISMENE.

So ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist deinen Brüdern nachgefolgt.

ARICIA.

Weiss man, durch welch Geschick er umgekommen?

ISMENE.

Man spricht Unglaubliches von seinem Tod.
Das Meer, sagt man, verschlang den Ungetreuen,
Da er auf's Neue Weiberraub verübt:
Ja, ein Gerücht verbreitet sich durch's Land,
Er sey hinabgestiegen zu den Todten
Mit seinem Freund Pirithous, er habe
Die schwarzen Ufer und den Styx gesehen,
Und sich den Schatten lebend dargestellt;
Doch keine Wiederkehr sey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal sieht.

ARICIA.

Ist's glaublich, dass ein Mensch, ein Sterblicher,
Ins tiefe Haus der Todten *lebend* dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieses allgefürchtete Gestade?

ISMENE.

Theseus ist todt, Gebieterinn! Du bist's
Allein, die daran zweifelt. Den Verlust
Beseufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrscher schon erkannt.
Phädra, voll Angst für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palast mit den bestürzten Freunden.

ARICIA.

Und glaubst du wohl, dass Hippolyt an mir
Grossmüth'ger werde handeln, als sein Vater?
Dass er die Knechtschaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

ISMENE.

Ich glaub' es, Fürstinn.

ARICIA.

Den stolzen Jüngling, kennst du ihn auch wohl?
Und schmeichelst dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du siehst, wie er mich meidet.

ISMENE.

Man spricht von seinem Stolze viel! doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir gesehn.
Sein Ruf, gesteh' ich, schärfte meine Neugier.
Doch schien er mir, als ich ihn wirklich sah,
Dem Ruf nicht zuzusagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick sich verwirrte,
Wie er umsonst die Augen niederschlug,
Die zärtlich schmachtend an den deinen hingen.
Gesteht sein Stolz nicht ein, dass er dich liebe,
Sein Auge spricht's, wenn es sein Mund nicht sagt.

ARICIA.

O Freundinn, wie begierig lauscht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuscht!
Dies Herz, du kennst es, stets von Gram genährt
Und Thränen, einem grausamen Geschick
Zum Raub dahingegeben, sollt' es sich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelsöhne Blut.
Du weisst, welch streng Gesetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, dass der Schwester Rachegeist
Der Brüder Asche neu beleben möchte.
Doch weisst du auch, wie dieses freie Herz
Die feige Vorsicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindinn stets
Wusst' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich seinen Sohn noch nicht gesehn;
Nein, denke nicht, dass seine Wohlgestalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiset,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verschmäht und nicht zu kennen scheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von seinen Schwächen,
Den edeln Stolz der grossen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht sich nie gebeugt.
Sey Phädra stolz auf ihres Theseus Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu fesseln, welches Tausende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den stolzen Mann als Siegerinn zu fesseln,
Der nicht begreift, wie ihm geschieht, umsonst
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den grossen Herkules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Besiegt, und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich solchen eiteln Sinn!
Zu sehr nur, fürcht' ich, widersteht man mir,
Und bald vielleicht siehst du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er sollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

ISMENE.

Hör' ihn selbst! Er kommt!

ZWEITER AUFTRITT.

ARICIA. ISMENE. HIPPOLYT.

HIPPOLYT.

Eh' ich von dannen gehe, Königinn,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach, nur zu wahr erklärte sich
Mein ahnend Herz sein langes Aussenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entschieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Hass, ich darf es hoffen, Königinn,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröstet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreissen;
Den schweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannst fortan frei schalten mit dir selbst,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Lass' ich dich frei — und freier noch als mich.

ARICIA.

Herr, mäss'ge diesen Edelmuth, der mich
Beschämt! Mehr, als du denkst, erschwerst du mir
Die Fesseln, die du von mir nimmst, wenn du
So grosse Gunst an der Gefangnen übst.

HIPPOLYT.

Athen ist noch im Streit, wer herrschen soll;
Es spricht von *dir*, nennt *mich*, und Phädra's Sohn.

ARICIA.

Von mir?

HIPPOLYT.

Ich weiss und will mir's nicht verbergen,
Dass mir ein stolz Gesetz entgegensteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren sollte mir's ein grillenhaft
Gesetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechteus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Egeus durch der Kindschaft Recht;
Athen, durch meinen Vater gross gemacht,
Erkannte freudig diesen Held zum König,
Und in Vergessenheit sank dein Geschlecht.
Athen ruft dich in seine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entsprang.
Mein Antheil ist Trözene, Kreta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Ersatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

ARICIA.

Erstaunt, beschämt von Allem, was ich höre,
Befürcht ich fast, ich fürchte, dass ich träume.
Wach' ich und ist dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunst willst du dich selbst berauben?
War es nicht schon genug, mich nicht zu hassen?

HIPPOLYT.

Ich, Königinn, dich hassen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Dass eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verstockter Hass, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerstehn?

ARICIA unterbricht ihn.

Was sagst du, Herr?

HIPPOLYT.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, so will ich enden —
So magst du ein Geheimniss denn vernehmen,
Das diese Brust nicht mehr verschliessen kann.
— Ja, Königinn, du siehst mich vor dir stehen,
Ein warnend Beyspiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerstand,
Der ihren Opfern grausam Hohn gesprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzusehn,
Durch eine stärk're Macht mir selbst entrissen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freie stolze Seele, sie empfindet.
Sechs Monde trag' ich schon, gequält, zerrissen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umsonst bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du bist, dich find' ich, wo du fehlst;
Dein Bild folgt mir ins Innerste der Wälder;
Das Licht des Tages und die stille Nacht
Muss mir die Reize deines Bildes mahlen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das stolze Herz dir widerstand — Ich suche
Mich selbst, und finde mich nicht mehr. Zur Last
Ist mir mein Pfeil, mein Wurfspiess und mein Wagen;
Vergessen ganz hab' ich die Kunst Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müss'gen Rosse
Vergessen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pause.)

Vielleicht
Schämst du dich deines Werks, da du mich hörst,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig ist
Der rohe Sclave solcher schönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, sprech' ich aus,
Und sprech' ich's übel, denke, Königinn,
Dass du die Erste bist, die mich's gelehrt.

DRITTER AUFTRITT.

ARICIA. ISMENE. HIPPOLYT. THERAMEN.

THERAMEN.

Die Königinn naht sich, Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie sucht dich.

HIPPOLYT.

Mich?

THERAMEN.

Ich weiss nicht, was sie will.
Doch eben jetzt hat sie nach dir gesendet;
Phädra will mit dir sprechen, eh' du gehst.

HIPPOLYT.

Phädra! Was soll ich ihr? Was kann sie wollen?

ARICIA.

Herr, nicht versagen kannst du ihr die Gunst,
Wie sehr sie deine Feindinn auch, du bist
Ein wenig Mitleid ihren Thränen schuldig.

HIPPOLYT.

Du aber gehst! Du gehst — und ich soll gehen!
Und ohne dass ich weiss, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

ARICIA.

Geh', deinen edeln Vorsatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus *Deinen* Händen jegliches Geschenk;
Doch dieser Thron, wie herrlich auch, er ist
Mir nicht die theuerste von deinen Gaben!

(Geht ab mit Ismenen.)

VIERTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN.

HIPPOLYT.

Freund, ist nun Alles — doch die Königinn naht!

(*Phädra* zeigt sich im Hintergrunde mit *Œnonen*.)

Lass' Alles sich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So schnell als möglich und erlöse mich
Von einem widerwärtigen Gespräch!

(Theramen geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. PHÄDRA. ŒNONE.

PHÄDRA noch in der Tiefe des Theaters.

Er ist's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
Ans Herz zurück — Vergessen hab ich Alles,
Was ich ihm sagen will, da ich ihn sehe.

ŒNONE.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

PHÄDRA vortretend, zu Hippolyt.

Man sagt, o Herr, du willst uns schnell verlassen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu mischen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu gestehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt schon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tausend Feinden seh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannst seine Kindheit schützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, dass ich selbst dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, dass dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte strafen.

HIPPOLYT.

Ich denke nicht so niedrig, Königinn.

PHÄDRA.

Wenn du mich hasstest, Herr, ich müsst' es dulden.
Du sahest mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konntest du nicht lesen.
Geschäftig war ich, deinen Hass zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere selbst geschieden.
Selbst deinen Namen vor mir auszusprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Gesetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache misst, wenn Hass nur Hass erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Hasses werth.

HIPPOLYT.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann sie schwer vergeben.
Ich weiss das Alles, Königinn. War doch
Der Argwohn stets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder andern hätt' ich gleichen Hass,
Vielleicht noch mehr Misshandlungen erfahren.

PHÄDRA.

Ach, Herr! Wie sehr nahm *mich* der Himmel aus
Von dieser allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres ist's, was in mir tobet!

HIPPOLYT.

Lass', Königinn, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unsern Thränen seine Wiederkehr.
Beschützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu solchem Helfer fleht man nicht vergebens.

PHÄDRA.

Herr, zweimal sieht kein Mensch die Todesufer.
Theseus *hat* sie gesehn; drum hoffe nicht,
Dass ihn ein Gott uns wieder schenken werde;
Der karge Styx gibt seinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er ist nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu sehn! Ich spreche ja mit ihm! Mein Herz
— Ach ich vergesse mich! Herr, wider Willen
Reisst mich der Wahnsinn fort —

HIPPOLYT.

Ich seh' erstaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theseus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenschaft
Zu ihm ist deine Seele ganz entzündet.

PHÄDRA.

Ja, Herr, ich schmachte, brenne für den Theseus,
Ich liebe Theseus, aber jenen nicht,
Wie ihn der schwarze Acheron gesehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterstieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich seh' ihn treu, ich seh' ihn stolz, ja selbst
Ein wenig scheu — Ich seh' ihn jung und schön
Und reizend alle Herzen sich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, so wie ich
— Dich sehe! Deinen ganzen Anstand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache selbst! So färbte
Die edle Röthe seine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warst du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die besten,
Die ersten Helden Griechenlands versammeln?
O dass du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warst, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hättest *Du* getödtet,
Trotz allen Krümmen seines Labyrinths.
Dir hätte meine Schwester jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, *ich* kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerst die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieses liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der besorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich selbst, ich wäre vor dir hergezogen;
Ins Labyrinth stieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

HIPPOLYT.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergissest du,
Dass Theseus dein Gemahl, dass er mein Vater—

PHÄDRA.

Wie kannst du sagen, dass ich das vergass?
Bewahrt' ich meine Ehre denn so wenig?

HIPPOLYT.

Verzeihung, Königinn. Schamroth gesteh' ich,
Dass ich unschuld'ge Worte falsch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.

(Will gehen.)

PHÄDRA.

Grausamer, du verstandst mich nur zu gut.
Genug sagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So sey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raserei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, dass ich dies Gefühl
Vor mir entschuld'ge und mir selbst vergebe,
Dass ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift *genährt,* das mich wahnsinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Hass' ich mich selbst noch mehr, als du mich hassest.
Zu Zeugen dess ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Brust entzündet,
Das all den Meinen so verderblich war,
Die sich ein grausam Spiel damit gemacht,
Das schwache Herz der Sterblichen zu verführen.
Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich *fliehen*
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehässig, grausam wollt' ich dir erscheinen;
Dir desto mehr zu widerstehn, warb ich
Um deinen Hass — Was frommte mir's! Du hasstest
Mich desto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Gluth, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wolltest wagen.
— Was soll ich sagen? Dies Geständniss selbst,
Das schimpfliche, denkst du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umsonst
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir selbst.
Auf, räche dich und strafe diese Flamme,
Die dir ein Greu'l ist! Reinige, befreie,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem schwarzen Ungeheu'r die Erde!
Des Theseus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, lass' sie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier ist mein Herz!
Voll Ungeduld, den Frevel abzubüssen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff, oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Missgönnt dein Hass mir diesen süssen Tod,
Entehret deine Hand so schmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst.
Gib!

(Entreisst ihm das Schwert.)

OENONE.

Königinn, was machst du? Grosse Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhasster Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

(Sie führt Phädra ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. THERAMEN.

THERAMEN.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltsam fortgezogen? — Herr, was setzt
Dich so in Wallung? — Ich seh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entsetzen —

HIPPOLYT.

Flieh'n wir, Theramen!
Du siehst mich in dem äussersten Erstaunen.
Ich kann mich selbst nicht ohne Grauen sehn.
Phädra — Doch grosse Götter! Nein!
Das Grässliche bedeck' ein ewig Schweigen!

THERAMEN.

Willst du von dannen, das Schiff ist segelfertig;
Doch, Herr, Athen hat sich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften stimmen lassen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra siegt!

(Hippolyt macht eine Bewegung des Erstaunens.)

Ein Herold kommt so eben von Athen,
Der ihr den Schluss des Volkes überbringt.
Ihr Sohn ist König.

HIPPOLYT.

Phädra! Grosse Götter!
Ihr kennt sie! Ist's der Lohn für ihre Tugend?

THERAMEN.

Indess schleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Gesehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiss ich nicht zu gut —

HIPPOLYT.

Thut nichts.
Man muss auf Alles hören, Nichts versäumen,
Und forschen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, dass wir die Fahrt einstellen,
So gehen wir, was es auch kosten mag,
Der Würdigsten das Scepter zuzuwenden!

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

PHÄDRA *und* OENONE.

PHÄDRA.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit diesen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannst du in mich dringen,
Dass ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein rasend Wünschen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' gesagt, was man nie hören sollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wusst' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entschlüpfen!
Wie sann er nur auf schnelle Flucht, und wie
Vermehrte sein Erröthen meine Scham!
O warum hieltst du meinen Arm zurück!
Als ich sein Schwert auf meinen Busen zückte,
Erblasst' er nur für mich? Entriss er mir's?
Genug, dass meine Hand daran gerührt;
Ein Greuel war's in seinem Aug', es war

Geschändet, und entehrte seine Hände!

OENONE.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben nährst du deine Gluth,
Die du ersticken solltest. Wär's nicht besser,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fliesst,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerstreuen,
Den Undankbaren, der dich hasst, zu fliehn,
Zu herrschen und das Scepter zu ergreifen!

PHÄDRA.

Ich herrschen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meister meiner selbst, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrschen,
Die einer schimpflichen Gewalt erliegt,
Die stirbt!

OENONE.

So flieh!

PHÄDRA.

Ich kann ihn nicht verlassen.

OENONE.

Ihn nicht verlassen und verbanntest ihn!

PHÄDRA.

Es ist zu spät; er weiss nun meine Liebe.
Die Grenze keuscher Scham ist überschritten,
Das schimpfliche Geständniss ist gethan,
Hoffnung schlich wider Willen in mein Herz.
Und riefst du selbst nicht meine fliehende Seele
Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
Du zeigtest mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

OENONE.

Dich zu erhalten, ach! Was hätt' ich nicht,
Unschuldig oder sträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandst,
Kannst du vergessen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grausam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm liess zu Füssen fallen!
Wie machte dieser Stolz ihn mir verhasst!
O dass du ihn nicht sahst mit meinen Augen!

PHÄDRA.

Oenone, diesen Stolz kann er verlieren;
Wild ist er, wie der Wald, der ihn erzog;
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erstenmale jetzt von Liebe reden.
Er schwieg wohl gar aus Ueberraschung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unsern Klagen.

OENONE.

Bedenk', dass eine Scythinn ihn gebar.

PHÄDRA.

Obgleich sie Scythinn war, sie liebte doch.

OENONE.

Er hasst, du weisst es, unser ganz Geschlecht.

PHÄDRA.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.
— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widersteht sein Herz. Lass' sehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche fassen!
Die Herrschaft lockt' ihn, wie mir schien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel seiner Schiffe waren schon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, schmeichle seiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde sich
Das Diadem um seine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, dass ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er sie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrscherkunst und sey ihm statt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in seine Macht.
Geh, lass' nichts unversucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, seufze, weine, schildre mich
Als eine Sterbende, o schäme dich
Auch selbst der Flehensworte nicht! *Was* du
Gut findest, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beschliess' ich nichts.

(Oenone geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

PHÄDRA *allein.*

Du siehst, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unversöhnliche!
Bin ich genug gesunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen ist dein Sieg!
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grausame, willst du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerstrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er spricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name schon entweiht sein stolzes Ohr.
Räche dich, Göttinn! Räche *mich!* Er liebe!
— Doch was ist das? Du schon zurück, Oenone?
Man verabscheut mich, man will dich gar nicht hören.

DRITTER AUFTRITT.

PHÄDRA. ŒNONE.

OENONE.

Ersticken musst du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterinn!
Sey wieder ganz du selbst! Ruf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird sogleich vor deinen Augen stehn.
Theseus ist angelangt! Theseus ist hier!
Entgegen stürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlst, den Hippolyt zu suchen,
Als tausend Stimmen plötzlich himmelan —

PHÄDRA.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenschaft gestanden,
Die ihn beschimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

OENONE.

Wie, Königinn?

PHÄDRA.

Ich sagte dir's vorher,
Du aber hörtest nicht; mit deinen Thränen
Besiegtest du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh starb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos sterb' ich.

OENONE.

Du stirbst?

PHÄDRA.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und sein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn sehn, wie er ins Aug' mich fasst,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich seinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern schwer, die Er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die Er verschmäht!
Und glaubst du wohl, Er, so voll Zartgefühl,
So eifersüchtig auf des Vaters Ehre —

Er werde Meiner *schonen?* den Verrath
An seinem Vater, seinem König, dulden?
Wird er auch seinem Abscheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und schwieg' er auch!
Oenone, *ich* weiss meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, sich im Verbrechen
In sanfte Ruh einwiegend, aller Scham
Mit ehrner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es steht *ganz* vor mir.
Schon seh' ich diese Mauern, diese Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniss gegen mich zu geben!
— Nein, lass' mich sterben! Diesen Schrecknissen
Entziehe mich der Tod — er schreckt mich nicht!
Mich schreckt der Name nur, den ich verlasse,
Ein grässlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird schwer auf ihnen lasten.
Oenone, mit Entsetzen denk' ich es:
Erröthen werden sie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuschlagen.

OENONE.

Das wird gewiss geschehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willst du sie der Schmach bloss stellen?
Warum dich selbst anklagen? — Ach, es ist
Um uns geschehen! Phädra, hör' ich sagen,
Bekennt sich schuldig, Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbar'n Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich ist dein Feind, dass du ihm selbst
Gewonnen gibst auf Kosten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muss verstummen!
Er aber wird sich seines grässlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dies geschieht, zerschmettre mich der Blitz!
— Sag' mir die Wahrheit! Ist er dir noch theuer?
Mit welchem Auge siehst du jetzt den Stolzen?

PHÄDRA.

Ein Ungeheu'r ist er in meinen Augen.

OENONE.

Warum den leichten Sieg ihm also lassen?
Du fürchtest ihn — So wag' es, ihn zuerst
Der Schuld, die Er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen strafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelassen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefasste Meinung seines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, dass du schon Einmal ihn verbannt —

PHÄDRA.

Ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?

OENONE.

Mir ist an deinem Schweigen schon genug.
Ich zittre, so wie du; auch *mein* Gewissen
Regt sich und tausend Tode stürb' ich lieber!
Doch ohne dieses Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theseus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird sich
Mit der Verbannung seines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müsst' auch selbst das Blut der Unschuld fliessen;
Dein Ruf steht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muss man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich sehe Theseus.

PHÄDRA.

Wehe mir!
Ich sehe Hippolyt. Ich lese schon
In seinen stolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was du willst! Dir überlass' ich mich;
In meiner Angst kann ich mir selbst nicht rathen.

VIERTER AUFTRITT.

PHÄDRA. OENONE. THESEUS. HIPPOLYT. THERAMEN.

THESEUS.

Das Glück ist mit mir ausgesöhnt, Gemahlinn!
Es führt in deine Arme —

PHÄDRA.

Theseus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich diese Liebeszeichen.
Du bist beschimpft. Das neidische Glück verschonte,
Seitdem du fern warst, deine Gattinn nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

(Geht ab mit Oenonen.)

FÜNFTER AUFTRITT.

THESEUS. HIPPOLYT. THERAMEN.

THESEUS.

Wie? Welch ein seltsamer Empfang? — Mein Sohn?

HIPPOLYT.

Phädra mag das Geheimniss dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, dass ich sie nicht mehr sehe.
Lass' den erschrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattinn lebt, auf ewig meiden.

THESEUS.

Verlassen wilst du mich, mein Sohn?

HIPPOLYT.

Ich suchte
Sie nicht! Du brachtest sie an diese Küste!
Du warst es selbst, o Herr, der mir beim Scheiden
Aricien und die Königinn anvertraut,
Ja mich zum Hüter über sie bestellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange schon hat meine müss'ge Jugend
Sich an dem scheuen Wilde nur versucht.
War's nun die Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geschoss zu färben?
Noch hattest du *mein* Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte schon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Übermuthes Rächer hattest du
Das Ufer zweier Meere schon gesichert;
Der Wanderer zog seine Strasse frei,
Und Hercules, als er von dir vernahm,
Fing an, von seiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, dass mein Muth sich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Dass ich's besiegt zu deinen Füssen lege;
Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

THESEUS.

Was muss ich sehen? Welch ein Schreckniss ist's,

Das ringsum sich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe schreckt? Kehr' ich
So ungewünscht und so gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniss?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattinn
Wollt' er dem Herrscher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Musst' ich den Tigern vorgeworfen sehn,
Die der Tyrann mit Menschenblute nährte.
Mich selbst schloss er in eine finstre Gruft,
Die, schwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geschmachtet;
Da sahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug' der Hüter wusst' ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind.
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speise.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelassen,
Mit Herzensfreude zu umfassen denke —
Jetzt, da die Seele sich nach langem Durst
An dem erwünschten Anblick laben will —
Ist mein Empfang Entsetzen, Alles flieht mich,
Entzieht sich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich selbst, von diesem Schrecken an-
Gesteckt, der von mir ausgeht, wünsche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, dass ich beleidigt sey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieser Arm so oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibst mir nichts zur Antwort. Solltest du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich schon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von diesem Schrecken, den sie blicken lässt,
Soll Phädra endlich Rechenschaft mir geben.

(Geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT *und* THERAMEN.

HIPPOLYT.

Was wollte sie mit diesen Worten sagen,
Die mich durchschauerten? Will sie vielleicht,
Ein Raub jedwedes äussersten Gefühls,
Sich selbst anklagen und sich selbst verderben?
Was wird der König sagen, grosse Götter!
Wie schwer verfolgt die Liebe dieses Haus!
Ich selbst, ganz einer Leidenschaft zum Raube,
Die Er verdammt, wie hat mich Theseus einst
Gesehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben schwarze Ahnungen den Geist;
Doch Unschuld hat ja Böses nicht zu fürchten
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszusinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

VIERTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

THESEUS. ŒNONE.

THESEUS.

Was hör' ich! Götter! solchen Angriff wagte
Ein Rasender auf seines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgst du mich, ergrimmtes Schicksal!
Ich weiss nicht, was ich soll, nicht, was ich bin!
O wird mir solcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und seiner wilden Lust genug zu thun,
Erlaubte sich der Freche gar Gewalt!
Erkannt' hab' ich's, das Werkzeug seiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienst ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn selbst die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra säumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra schwieg und schonte des Verräthers.

OENONE.

Des unglücksel'gen Vaters schonte Phädra.
Vom Angriff dieses Wüthenden beschämt
Und dieser frevelhaften Gluth, die sie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra sterben.
Schon zuckte sie die mörderische Hand,
Das schöne Licht der Augen auszulöschen,
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt sie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem grossen Leiden,
Von *deiner* Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Ursach' ihrer Thränen.

THESEUS.

Wie er vor mir erblasste, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
Ich war erstaunt, wie wenig er sich freute!
Sein frostiger Empfang erstickte schnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit,
— Doch dieser Liebe frevelhafte Gluth,
O sprich, verrieth sie sich schon in Athen?

OENONE.

Denk' an die Klagen meiner Königinn,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entsprang ihr ganzer Hass.

THESEUS.

Und diese Liebe
Entflammte sich von Neuem in Trözene?

OENONE.

Herr, Alles was geschehen, sagt' ich dir! —
Zu lang' liess ich die Königinn allein
In ihrem Schmerz; erlaube, dass ich dich
Verlasse, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

(Oenone geht ab.

ZWEITER AUFTRITT.

THESEUS. HIPPOLYT.

THESEUS.

Da ist er! Götter! Dieser edle Anstand!
Welch Auge würde nicht davon getäuscht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majestät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, dass der Schalk im Herzen
Durch äussre Zeichen sich verkündete?

HIPPOLYT.

Herr, darf ich fragen, welche düstre Wolke
Dein königliches Angesicht umschattet?
Darfst du es deinem Sohne nicht vertrau'n?

THESEUS.

Darfst du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang' verschont!
Unreiner Ueberrest des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreite!
Nachdem sich deine frevelhafte Gluth
Bis zu des Vaters Bette selbst verwogen,
Zeigst du mir frech noch dein verhasstes Haupt?
Hier an dem Ort, der deine Schande sah,
Darfst du dich zeigen, und du wendest dich
Nicht fremden fernen Himmelstrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büss' ich dafür mit ew'ger Schmach, dass ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod soll mein Gedächtniss schänden,
Und schwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willst du nicht, dass eine schnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich strafte, beigeselle.
Gib Acht, dass dich das himmlische Gestirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuss
Nie mehr in diese Gegend setzen sehe!
Entfliehe, sag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiss dich von dannen! Fort und reinige
Vom Greuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgesindel säuberte, gedenk',
Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unsterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabst;
Der dringenderen Noth spart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erschütterer der Erde!
Rächʼ einen Vater, der verrathen ist!
Hin geb' ich diesen Frevler deinem Zorn.
Erstick' in seinem Blut sein frech Gelüsten!
An deinem Grimm lass' deine Hand mich kennen!

HIPPOLYT.

Phädra verklagt mich einer strafbar'n Liebe!
Dies Uebermass des Greu'ls schlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgesehn, auf Einmal,
Zerschmettern mich und rauben mir die Sprache!

THESEUS.

Verräther, dachtest du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So musstest du beim Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen lassen.
Du musstest, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

HIPPOLYT.

Mit Recht entrüstet von so schwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen lassen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniss,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du billige das Gefühl, das mir den Mund
Verschliesst, und, statt dein Leiden selbst zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor grossen Freveln gehen andre stets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verletzen.
Wie die Tugend, hat das Laster seine Grade;
Nie sah man noch unschuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldinn keuscher Brust genährt,
Hab' ich den reinen Ursprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menschen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht selbst zu rühmlich schildern;
Doch, ist mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abscheu eben war's
Vor diesen Greueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am lautesten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbst bis zur Rohheit trieb ich diese Tugend;
Man kennt die Härte meines strengen Sinns;
Nicht reiner ist das Licht als meine Seele,
Und ein strafbares Feuer sollt' ich nähren?

THESEUS.

Ja, eben dieser Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhasses
Verhasste Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

HIPPOLYT.

Nein, nein, mein Vater, dieses Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keusche Liebe! Hier zu deinen Füssen
Bekenn' ich meine *wahre* Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — sie ist's,
Pallantes Tochter, die mein Herz besiegte,
Sie bet' ich an, nur *sie*, wie sehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

THESEUS.

Du liebst sie!—Nein, der Kunstgriff täuscht mich nicht.
Du gibst dich strafbar, um dich rein zu waschen.

HIPPOLYT.

Herr, seit sechs Monden meid' ich — lieb' ich sie!
Ich kam mit Zittern, dies Geständniss dir
Zu thun —

(Da Theseus sich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche grässliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, so mögen mich die Götter —

THESEUS.

Mit Meineid hilft sich jeder Bösewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

HIPPOLYT.

Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

THESEUS.

Schamloser, deine Frechheit geht zu weit!

HIPPOLYT.

Wie lang' soll ich verbannt seyn und wohin?

THESEUS.

Und gingst du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

HIPPOLYT.

Beladen mit so grässlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid schenken,
Wenn mich ein Vater von sich stösst?

THESEUS.

Geh hin!
Geh, suche dir Freunde, die den Ehebruch ehren,
Blutschande loben, schändliche, pflichtlose
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu schützen!

HIPPOLYT.

Du sprichst mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich schweige. Aber Phädra stammt
Von einer Mutter — Phädra ist erzeugt
Aus einem Blut, du weisst es, das vertrauter
Mit solchen Greueln ist als meines!

THESEUS.

Ha!
So weit darf deine Frechheit sich vergessen
Mir in das Angesicht? Zum Letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, dass ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reissen lasse!

(Hippolyt geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

THESEUS *allein.*

Geh', Elender! Du gehst in dein Verderben!
Denn bei dem Fluss, den selbst die Götter scheuen,
Gab mir Neptun sein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnst.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie schwer du mich auch kränktest.
Doch zu gerechte Ursach' gabst du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiss, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Grosse Götter,
Iht seht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind so schlimmer Art erzeugen?

VIERTER AUFTRITT.

PHÄDRA. THESEUS.

PHÄDRA.

Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte rasch die That.
O wenn's noch Zeit ist, schone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erspare mir den Greuel,
Dass es um Rache schreie wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Dass ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

THESEUS.

Nein, Phädra, meine Hand befleckte sich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch ist mir
Der Frevler nicht entwischt. Mit seiner Rache
Wird eine Götterhand beschäftigt seyn.
Neptun ist mir sie schuldig. Sey gewiss:
Du wirst gerächt!

PHÄDRA.

Neptun ist sie dir schuldig!
Was? Hättest du den Gott in deinem Zorn —

THESEUS.

Wie? Fürchtest du, dass mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir seine Schuld!
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kennest seine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu schmähn;
Dein Mund sey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und seine Treu'. Er liebe sie.

PHÄDRA.

Was?

THESEUS.

Er behauptet's mir in's Angesicht!
Doch solchen Kunstgriff weiss ich zu verachten.
Schaff' uns, Neptun, nur schnell Gerechtigkeit!
Ich gehe selbst, in seinem Tempel ihn
An sein unsterblich Götterwort zu mahnen.

(Er geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

PHÄDRA *allein.*

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum ersticktes Feuer zündet sich
Auf's Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unsel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, seinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriss ich mich
Den Armen der erschrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewissens wollte siegen;
Wer weiss, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich so weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ins Wort mir nicht gefallen,
Entwischte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!
Aricia hat sein Herz und seine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare sich
Mir gegenüber mit dem stolzen Blick,
Mit dieser strengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verschlossen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geschlecht,
Und eine Andre doch wusst' ihn zu rühren!
Vor seinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin seinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

SECHSTER AUFTRITT.

PHÄDRA. OENONE.

PHÄDRA.

O weisst du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

OENONE.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht läugnen. Mich erschreckte der Entschluss,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,
Du möchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

PHÄDRA.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

OENONE.

Wie? Was sagst du?

PHÄDRA.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser scheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verscheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändigt;
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

OENONE.

Aricia!

PHÄDRA.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,
Die Furcht, die Angst, die Rasereien alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,

Die Kränkung selbst, die unerträgliche,
Verschmäht zu seyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreissen.
Sie lieben sich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten sie's, mein Auge so zu täuschen?
Wie sahn sie sich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wusstest drum; wie liessest du's geschehn,
Und gabst mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man sie oft sich sprechen, und sich suchen?
Der dunkle Wald verbarg sie? — Wehe mir!
Sie konnten sich in voller Freiheit sehn;
Der Himmel billigte ihr schuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem sanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für sie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Den ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn sah ich schon mit schnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und selbst in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunsche mich ersättigen.
Vom Blick der Neugier allzuscharf bewacht,
Genoss ich zitternd diese traur'ge Lust.
Ja, oft musst' ich sie gänzlich fliehen.
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

OENONE.

Was hoffen sie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie sich wiedersehn.

PHÄDRA.

Sich ewig lieben! Jetzt, indem
Verlachen sie, o tödtender
Den ganzen Wahnsinn meiner Liebe und Wuth!
Umsonst verbannt man ihn; sie schwören sich's
Mit tausend Schwüren, nie sich zu verlassen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieses Glück zu sehn,
Oenone, das mir Hohn spricht — Habe Mitleid
Mit meiner eifersücht'gen Wuth! Ariadne
Muss fallen! Man muss den alten Hass des Königs
Erregen wider dies verhasste Blut!
Nicht leicht soll ihre Strafe seyn; die Schwester
Hat schwerer sich vergangen, als die Brüder.
In meiner Eifersucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!
(Wie sie gehen will, hält sie plötzlich an und besinnt sich.)
Was will ich thun?
Wo reisst die Wuth mich hin? Ich eifersüchtig!
Und Theseus ist's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchrast noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es sträubt mir grausend jedes Haar empor;
Das Mass des Grässlichen hab' ich vollendet.
Blutschande athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unschuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieser heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Ursprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus ist,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geschickes Urne;
Das Loos gab sie in seine strenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird sein ernster Schatte sich entsetzen,
Wenn seine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Freveln sich, zu Greueln zu bekennen,
Davon man selbst im Abgrund nie vernahm!
Was wirst du, Vater, zu der grässlichen
Begegnung sagen? Ach, ich sehe schon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich sehe dich, auf neue Qualen sinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieses traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

OENONE.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken.
Gebieterinn! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du warst durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist dies denn ein so nie erhörtes Wunder?
Bist du die Erste, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menschen sind wir alle;
Sterblich geboren darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Gluth.

PHÄDRA.

Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?
So willst du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so hast du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst du mich wieder;
Dein Flehen liess mich meine Pflicht vergessen:
Ich flohe Hippolyt; du triebst mich, ihn zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
Mit schändlicher Beschuldigung zu schwärzen?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Geht seines Vaters mörderischer Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerinn! Mich selbst
Lass sorgen für mein jammervolles Loos.
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsetzen seyn
Für Alle, die, mit schändlicher Geschäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen,
Uns noch hinstossen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben!
(Sie geht ab:)

OENONE allein.

Geopfert hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Grosse Götter!
Das ist mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

FÜNFTER AUFZÜG.

ERSTER AUFTRITT.

HIPPOLYT. ARICIA. ISMENE.

ARICIA.

Du schweigst in dieser äussersten Gefahr?
Du lässest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grausamer! wenn du so leicht

Dich drein ergibst, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlass' mich, trenne dich von mir,
Doch sichre wenigstens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem schändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen. Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frei lassen deiner blut'gen Feindinn?
Verständige den Theseus!

HIPPOLYT.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande seines Bettes
Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangst das grässliche Geheimniss;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiss, wenn's möglich ist,
Was ich gesagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die grässliche Geschichte.
Lass' uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil ist's, mir Recht zu schaffen,
Und früher oder später, sey gewiss,
Wird Phädra schmachvoll ihr Verbrechen büssen.
Hierin allein leg' ich dir die Schonung auf;
Frei folg' ich meinem Zorn in allem Andern.
Verlass' die Knechtschaft, unter der du seufzest!
Wag's, mir zu folgen! Theile meine Flucht!
Entreiss' dich diesem unglücksel'gen Ort,
Wo Unschuld eine schwere Giftluft athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannst du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du hast
Bis jetzt noch keine Wächter, als die meinen.
Uns stehen mächtige Beschützer bei;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unsre gute Sache
Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, dass Phädra sich
Bereichre mit den Trümmern unsers Glücks,
Aus unserm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unserm Raube schmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick ist günstig.
— Was fürchtest du? Du scheinst, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich so kühn,
Und lauter Eis bist du, da ich voll Gluth?
Du fürchtest, dich dem Flüchtling zu gesellen?

ARICIA.

O schönes Loos, mich so verbannt zu sehn!
Geknüpft an *dein* Geschick, wie selig froh
Wollt' ich von aller Welt vergessen leben!
Doch, da so schönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befrein, der strengsten Ehre unbeschadet:
Das heisst sich lieben Freunden nicht entreissen;
Flucht ist erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebst mich — Furcht für meine Ehre —

HIPPOLYT.

Nein, nein, zu heilig ist mir deine Ehre!
Mit edlerem Entschlusse kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frei macht uns unser Unglück. Wir sind Niemands.
Frei können wir jetz Herz und Hand verschenken,
Die Fackeln sind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözens, bei jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Mahle sind,
Stellt sich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid.
Hier wagt man keinen falschen Schwur zu thun:
Denn schnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geschicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort lass' uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; Beyde flehen wir ihn an,
Dass er an Vaters Statt uns möge seyn.
Die heiligsten Gottheiten ruf' ich an,
Die keusche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

ARICIA.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und lass' mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

ZWEITER AUFTRITT.

THESEUS, ARICIA. ISMENE.

THESEUS im Eintreten, für sich.

Ihr Götter, schenkt mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier suche!

ARICIA zu Ismenen.

Halt' Alles zur Flucht bereit! Ismene!

(Ismene geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

THESEUS. ARICIA.

THESEUS.

Du entfärbst dich, Königinn? Du scheinst erschrocken
Was wollte Hippolyt an diesem Ort?

ARICIA.

Er sagte mir ein ewig Lebewohl.

THESEUS.

Du wusstest dieses stolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

ARICIA.

Wahr ist's, o Herr! Den ungerechten Hass
Hat er von seinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherinn behandelt.

THESEUS.

Ja, ja, ich weiss. Er schwur dir ew'ge Liebe.
Doch baue nicht auf dieses falsche Herz!
Auch Andern schwur er eben das.

ARICIA.

Er that es?

THESEUS.

Du hättest ihn beständ'ger machen sollen!
Wie ertrugst du diese grässliche Gemeinschaft?

ARICIA.

Und wie erträgst *du*, dass die grässliche
Beschuldigung das schönste Leben schmäht?
Kennst du sein Herz so wenig? Kannst du Schuld
Von Unschuld denn so gar nicht unterscheiden?
Muss ein verhasster Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen strahlt? Du hast
Zu lang ihn falschen Zungen preisgegeben.

Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünsche! Fürchte, dass der Himmel
So sehr dich hasse, um sie zu gewähren!
Oft nimmt er unser Opfer an im Zorn,
Und straft durch seine Gaben unsre Frevel.

THESEUS.

Nein, nein, umsonst bedeckst du sein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläss'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fliessen sehn.

ARICIA.

Gib Acht, ò Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Ist nicht vertilgt, und leben liessest du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiss ich, ist ihm heilig;
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' in seiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu sagen.

(Sie geht ab.)

VIERTER AUFTRITT.

THESEUS *allein.*

Was kann sie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Versteh'n sich Beide
Zusammen, mich zu ängstigen? — Doch ich selbst?
Trotz meines schweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefsten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweitenmal lasst uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchschauen.

(Zu der Wache.)

Oenone komme vor mich und allein!

FÜNFTER AUFTRITT.

THESEUS. PANOPE.

PANOPE.

Ich weiss nicht, Herr, worauf die Fürstinn sinnt,
Doch ihre Schwermuth lässt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen mahlt sich die Verzweiflung,
Und Todesblässe deckt ihr Angesicht.
Schon hat Oenone sich, die sie mit Schmach
Verstiess, ins tiefe Meer hinabgestürzt.
Man weiss den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unserm Aug' verschlangen sie die Wellen.

THESEUS.

Was hör ich!

PANOPE.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, steigend immer mehrt sich ihre Angst.
Bald stürzt sie sich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet sie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem grossen Schmerz,
Und plötzlich stösst sie sie mit Grauen weit
Von sich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie schweift umher mit ungewissem Schritt,
Ihr irrer Blick scheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat sie geschrieben, dreimal wieder
Den Brief zerrissen, ihre Meinung ändernd.
O eile, sie zu sehen! sie zu retten!

THESEUS.

Oenone todt und Phädra stirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, spreche,
Vertheidige sich! Ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab.)

O nicht zu rasch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienst! Magst du mich lieber nie erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falschen Zeugen;
Zu rasch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

SECHSTER AUFTRITT.

THESEUS. THERAMEN.

THESEUS.

Bist du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten diese Thränen, sprich,
Die ich dich weinen seh'? — Was macht mein Sohn?

THERAMEN.

O allzuspäte, überflüss'ge Sorgfalt!
Fruchtlose Vaterliebe! Hippolyt
— Ist nicht mehr!

THESEUS.

Götter!

THERAMEN.

Sterben sah ich ihn,
Den holdesten der Sterblichen und auch
Den minder Schuldigsten, ich darf es sagen.

THESEUS.

Mein Sohn ist todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beschleunigen
Die Götter ungeduldig sein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

THERAMEN.

Kaum sahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf seinem Wagen, um ihn her
Still, wie er selbst, die traurenden Begleiter,
Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Strasse,
Die nach Mycenä führt, die schlaffen Zügel
Nachlässig seinen Pferden überlassend.
Die stolzen Thiere, die man seinem Rufe
Mit edler Hitze sonst gehorchen sah,
Sie schienen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermuth einzustimmen.
Plötzlich zerriss ein schreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufstieg, der Lüfte Stille,
Und schwer aufseufzend aus der Erde Schoss
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei. Es trat uns Allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Rosse, und es sträubt' sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich aus der flüss'gen Ebne
Mit grossem Wallen hoch ein Wasserberg,
Die Woge naht sich, öffnet sich und speit
Vor unsern Augen, unter Fluthen Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen seine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen ist sein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache ist's;
In Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheusal sieht der Himmel mit Entsetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpestet ist
Von seinem Hauch die Luft, die Woge selbst,
Die es heran trug, springt zurück mit Grausen.
Alles entflieht, und sucht, weil Gegenwehr

Umsonst, im nächsten Tempel sich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldensohn,
Hält seine Pferde an, fasst sein Geschoss,
Zielt auf das Unthier, und, aus sichrer Hand
Den mächt'gen Wurfspiess schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf springt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich,
Und gähnt sie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie rennen scheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiss; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre staubbedeckten Lenden schlug.
Queer durch die Felsen reisst die Furcht sie hin,
Die Achse kracht, sie bricht; dein kühner Sohn
Sieht seinen Wagen morsch in Stücke fliegen,
Er selbst stürzt und verwirrt sich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt sah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn gesehleift, o Herr, von diesen Rossen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen; seine Stimme
Erschreckt sie nur; sie rennen um so mehr.
Bald ist sein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unserm Klaggeschrei;
Ihr wüthend Ungestüm lässt endlich nach;
Sie halten still, unfern den alten Gräbern,
Wo seine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile seufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend seines edeln Bluts;
Die Felsen sind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen seiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er streckt mir seine Hand entgegen, öffnet
Ein sterbend Aug', und schliesst es alsbald wieder:
« Der Himmel, » spricht er, « entreisst mir mit Gewalt
» Ein schuldlos Leben. O wenn ich dahin,
» Nimm, theurer Freund, der ganz verlassenen
» Aricia dich an! — Und kommt dereinst
» Mein Vater zur Erkenntniss, jammert er
» Um seinen fälschlich angeklagten Sohn,
» Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
» Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
» Ihr wiedergeben, was — » Hier hauchte er
Die Heldenseele aus; in meinen Armen
Blieb ein entstellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich selbst für eines Vaters Auge!

THESEUS.

O süsse Hoffnung, die ich selbst mir raubte!
Mein Sohn! Mein Sohn, Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgespart!

THERAMEN.

Aricia kam jetzt, entschlossen kam sie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angesicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert sich, sie sieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, sie sieht — sieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende!
Dahin gestreckt, gestaltlos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge;
Sie sieht ihn vor sich, und sie sucht ihn noch.
Doch als es endlich schrecklich sich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer halb entseelt,
Entsinkt sie bleich zu des Geliebten Füssen.
Ismene ist bei ihr und ruft sie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne hassend, kam,
Den letzten Willen dieser Heldenseele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir sterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich seine blut'ge Feindinn.

SIEBENTER AUFTRITT.

THESEUS. PHÄDRA. THERAMEN. PANOPE.

THESEUS.

Nun wohl, du hast gesiegt, mein Sohn ist todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grausamer Verdacht erhebt sich furchtbar
In mir, und spricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er ist todt! Unschuldig oder schuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu' dich seines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagst ihn an, so sey er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen kostet mir sein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhasstes Licht zu suchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Mass nur meines Unglücks füllt.
Lass' mich, weit, weit von dir und diesem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerriss'nen Sohns.
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieser Qual-Erinnrung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein grosser Name;
Minder bekannt verbärg' ich mich so mehr;
Die Huld sogar der Götter muss ich hassen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunst;
Mein eitles Flehn soll sie nicht mehr bestürmen.
Was sie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Ersetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

PHÄDRA.

Es sey genug des ungerechten Schweigens,
Theseus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht schuldig.

THESEUS.

O ich unglücksel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grausame, damit glaubst du dich entschuldigt?

PHÄDRA.

Die Zeit ist kostbar. Theseus, höre mich!
Ich selbst war's, die ein lasterhaftes Auge
Auf deinen keuschen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Busen an — Was nun geschah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, dass Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, sie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherinn! weil ich
Nur schwach ihr widerstand, ihn anzuklagen,
Sie hat sich selbst gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angesicht, im Schoss des Meers
Allzugelinden Untergang gefunden.
Mein Schicksal würde längst ein schneller Stahl
Geendigt haben; doch dann schmachtete
Nur unter schimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu gestehn,
Wählt ich den langsameren Weg zum Grabe.

Ein Gift flösst' ich in meine glühenden Adern,
Das einst Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen steigen;
Mich fasst ein fremder, nie gefühlter Frost.
Schon seh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angesicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, seinen Glanz zurück.

PANOPE.

Ach Herr, sie stirbt!

THESEUS.

O stürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung so schwarzer That!
Kommt, lasst uns nunmehr, da wir unser Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unsre Thränen mischen!
Kommt, seine theure Reste zu umfassen,
Und unsers Wunsches Wahnsinn abzubüssen.
Wie er's verdiente, soll ihm Ehre werden,
Und kann es seine aufgebrachten Manen
Besänftigen, *sie*, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verschuldet.

DER PARASIT

ODER

DIE KUNST, SEIN GLÜCK ZU MACHEN.

EIN LUSTSPIEL.

NACH DEM FRANZÖSISCHEN.

PERSONEN.

NARBONNE, Minister.
MADAME BELMONT, seine Mutter.
CHARLOTTE, seine Tochter.
MICHEL, Kammerdiener des Ministers.

SELICOUR, LA ROCHE, FIRMIN, } Subalternen des Ministers.
KARL FIRMIN, des Letztern Sohn, Lieutenant.
ROBINAU, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

FIRMIN *der Vater und* KARL FIRMIN.

KARL.

Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater! —

FIRMIN.

Was ist's?

KARL.

Ich habe sie wieder gefunden.

FIRMIN.

Wen?

KARL.

Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, suchte ich sie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das Erstemal, dass ich zu Ihnen auf's Büreau komme, führt mein Glückstern sie mir entgegen.

FIRMIN.

Aber wie denn? —

KARL.

Denken Sie doch nur! Dieses herrliche Mädchen, dass ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante besuchte — diese Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — Sie ist die Tochter! —

FIRMIN.

Wessen?

KARL.

Ihres Prinzipals, des neuen Ministers. — Ich kannte sie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

FIRMIN.

Sie ist die Töchter?

KARL.

Des Herrn von Narbonne.

FIRMIN.

Und du liebst sie *noch?*

KARL.

Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, dass Sie mich störten! Denn was hätte ich ihr sagen können! Meine Verwirrung musste ihr sichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrsche mich nicht mehr. Seit den sechs Monaten, dass ich von ihr getrennt bin, ist sie mein einziger Gedanke — sie ist der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe ist der Gott, der mich begeistert.

FIRMIN.

Ein Poet und ein Verliebter überredet sich Vieles, wenn er zwanzig Jahr alt ist. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verse und meine Zeit verloren. — Schade, dass über dem schönen Wahn des Lebens beste Hälfte dahin geht. — — Und wenn doch nur wenigstens einige Hoffnung bei dieser Liebe wäre! — Aber nach Etwas zu streben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne ist eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unser ganzer Reichthum ist meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

KARL.

Aber ist das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld,

mein Vater, Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht streben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Commis zu seyn, und Ihr Sohn dürfte ungescheut seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

FIRMIN.

Dein Vater ist das grösste Genie, wenn man *dich* hört! Lass' gut seyn, mein Sohn! ich weiss besser, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung, und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln, und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Lass' uns nicht zu hoch hinaus wollen!

KARL.

Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth seyn, als dieser Selicour, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister Alles machte, der sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlich, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister Alles gilt, wie ich höre?

FIRMIN.

Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Geschäft nicht gethan, wie es seyn soll?

KARL.

Ja, weil *Sie* ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, dass Sie drei Viertheile seiner Arbeit verrichten.

FIRMIN.

Man muss einander wechselseitig zu Gefallen seyn. Verseh' ich seine Stelle, so versieht er auch oft die meinige.

KARL.

Ganz recht! Darum sollten Sie an seinem Platze stehen, und er an dem Ihren.

FIRMIN.

Ich will keinen Andern aus seinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

KARL.

Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können — Dass Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungsart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur desto mehr. — Sie fühlten sich zu edel, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Narbonne, sagt man, ist ein vortrefflicher Mann, der das Verdienst aufsucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

FIRMIN.

Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienst zu übertreiben. — Sey es auch, dass Selicour für sein mittelmässiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich, und meint es gut. Mag er seine Arbeit thun oder durch einen Andern thun lassen — wenn sie nur gethan wird! — Und gesetzt, er tauge weniger, tauge *ich* um dessentwillen mehr? Wächst *mir* ein Verdienst zu aus seinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sey zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

KARL.

Und ich müsste also Charlotten entsagen?

ZWEITER AUFTRITT.

LA ROCHE. BEIDE FIRMIN.

FIRMIN.

Kommt da nicht La Roche?

LA ROCHE niedergeschlagen.

Er selbst.

FIRMIN.

So schwermüthig? Was ist ihnen begegnet?

LA ROCHE.

Sie gehen auf's Büreau! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen geniessen, und auf dem Wall promeniren.

FIRMIN.

La Roche! Was ist das? Sollten Sie nicht mehr —

LA ROCHE zuckt die Achseln.

Nicht mehr. — Mein Platz ist vergeben. Seit gestern Abend hab' ich meinen Laufpass erhalten.

KARL.

Um Gotteswillen!

LA ROCHE.

Meine Frau weiss noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank; sie würde den Tod davon haben.

KARL.

Sorgen Sie nicht. Von uns soll sie nichts erfahren.

FIRMIN.

Aber sagen Sie mir, La Roche, wie —

LA ROCHE.

Hat man mir das Geringste vorzuwerfen? Ich will mich nicht selbst loben; aber ich kann ein Register halten, meine Correspondenz führen, denk' ich, so gut, als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten ist nichts zu sagen. — Auf dem Büreau bin ich der Erste, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabschiedet!

FIRMIN.

Wer Sie kennt, muss Ihnen das Zeugniss geben —

KARL.

Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

LA ROCHE.

Wer? Es ist ein Freundschaftsdienst von dem Selicour.

KARL.

Ist's möglich?

LA ROCHE.

Ich hab' es von guter Hand.

FIRMIN.

Aber wie?

LA ROCHE.

Der Selicour ist aus meinem Ort, wie Sie wissen. Wir haben Beide gleiches Alter. Sein Bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unserm Dorf. Ich hab' ihn in die Geschäfte eingeführt. Zum Dank dafür schickt er mich jetzt fort, um, ich weiss nicht, welchen Vetter von dem Kammerdiener unsers neuen Ministers in meinen Platz einzuschieben.

KARL.

Ein saubres Plänchen!

FIRMIN.

Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

LA ROCHE.

Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtschaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mir's nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieser un-

verschämte Bube, der gegen seine Obern so geschmeidig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner soll dir sehr ernsthafte Händel anrichten! — Und sollt' es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer kosten — Ich muss Rache haben! Für meine Freunde gehe ich in's Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

FIRMIN.

Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergessen ist die Rache des braven Mannes.

LA ROCHE.

Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Bursche zu entlarven, ist ein gutes, ein verdienstliches Werk. — Seine Stelle, das wissen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen *Ihnen* — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerschwitzt euch, lasst's euch sauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umsonst vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienste? Wer bekümmert sich darum? — Kriecht, schmeichelt, macht den Krummbuckel, streicht den Katzenschwanz, das empfiehlt einen Mann! Das ist der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieser Selicour gemacht und ihr seht, wie wohl er sich dabei befindet!

FIRMIN.

Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

LA ROCHE.

Ich ihm Unrecht! Nun, nun — Ich will mich eben für keinen tiefen Menschenkenner geben; aber diesen Selicour, den seh' ich durch! Den hab' ich — Ich kenne mich selbst nicht so gut, als ich *den* kenne. — Schon in der Schule sah man, welch Früchtchen das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und horchte und schmeichelte, und wusste sich fremdes Verdienst zuzueignen, und seine Eier in fremde Nester zu legen. Das erschrack vor keiner Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging das Alles ins Grosse. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spassmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wusste er zu segeln. Denken Sie nicht, dass ich ihn verläumde! Man weiss, wie es unter dem vorigen Minister zuging. — Nun, er ist todt — Ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wusste dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verlässt, der ihn verläugnet!

KARL.

Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

LA ROCHE.

Wie? Mit Heucheln. Der weiss sich nach seinen Leuten zu richten, und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Bubenstück, wenn es zum Zwecke führt.

KARL.

Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geist, und wird seinen Mann bald ausgefunden haben.

LA ROCHE.

Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beispiel, spielt er den Ueberhäuften, den Geschäftvollen, und weiss dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit ans Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er sich mit keinen kleinen Projekten; ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich zu verbergen glaubt.

FIRMIN.

Wie so? Was sind das für Projekte?

LA ROCHE.

Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem grossen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, der ist's. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermesslichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem hellsehenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hülfe eines geschickten und diskreten Sekretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muss also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwatzhafte Alte, die eine Kennerinn seyn will, und sich viel mit der Musik weiss. — Bei dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Charaden und Sonette vorgesagt, ja und der Stümper hat die Dreistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen; bei ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter gehätschelt, von der Tochter geschätzt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiss, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

KARL.

Was hör' ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

LA ROCHE.

Die hat er, das können Sie mir glauben.

KARL.

Charlotten, die ich liebe! Die ich anbete!

LA ROCHE.

Sie lieben sie? Sie?

FIRMIN.

Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

LA ROCHE.

Was hör' ich! Ist's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! Diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — Wart — Wart, die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die passt ganz in meine Projekte!

KARL.

Was träumt er?

LA ROCHE.

Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag' ich. — Rein verloren! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

FIRMIN.

Aber ich bitte Sie —

LA ROCHE.

Lasst nur *mich* machen! Lasst mich machen, sag' ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

KARL.

Ich Charlotten heirathen!

FIRMIN.

Ich Ambassadeur?

LA ROCHE.

Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es besser, sollt' ich meinen, als dieser Selicour.

FIRMIN.

Lieber La Roche! Eh' Sie uns Andern so grosse Stellen verschaffen, dächte ich, Sie sorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

KARL.

Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend, immer Plane schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und dass der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

LA ROCHE.

Es mag seyn, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — Aber diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist löblich, das ist köstlich, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

FIRMIN.

Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung. —

LA ROCHE.

In Ordnung — Wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird sich finden, wird sich finden.

FIRMIN.

Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

LA ROCHE.

Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, das soll er nicht, dafür steh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Minister, es ist nicht schwer bei ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

FIRMIN.

Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

LA ROCHE.

Ei was! Ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut. — Ich — spreche den Minister — Ich öffne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — Das ist das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muss fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich geniesse den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, dass mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muss. —

KARL.

Was Sie thun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

FIRMIN.

Lass du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luftiges Projekt ist's, das Sie sich ausgesonnen haben! Ein leeres Hirngespinnst! — Und wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine bescheidnere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen Andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich Jeder gern für Sie verwenden.

LA ROCHE.

Ihr wollt also Beide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht!

(Er geht ab.)

FIRMIN.

Er ist ein Narr; aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

KARL.

Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

FIRMIN.

Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Lass uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte —

(Gehen ab.)

DRITTER AUFTRITT.

NARBONNE. MADAME BELMONT.

MADAME BELMONT.

War Herr Selicour schon bei dir?

NARBONNE.

Ich hab' ihn heute noch nicht gesehen!

MADAME BELMONT.

Das musst du doch gestehen, mein Sohn, dass du einen wahren Schatz in diesem Manne besitzest.

NARBONNE.

Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese grosse Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan ist, so muss ich's für ein grosses Glück achten, dass ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

MADAME BELMONT.

Der Alles versteht — dem Nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniss — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Mahlerei, Verse, man frage, wonach man will, er ist in Allem zu Hause.

NARBONNE.

Nun, und meine Tochter?

MADAME BELMONT.

Gut, dass du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O es ist mir nicht entgangen! Diese Delikatesse, diese zarten Aufmerksamkeiten, die er ihr beweist, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

NARBONNE.

Nun, es wäre keine üble Parthie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht selbst meinen Weg von Unten auf gemacht? Und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich

will seine Fähigkeiten prüfen — Zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig, und weiss er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

MADAME BELMONT.

Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. CHARLOTTE.

CHARLOTTE.

Guten Morgen, lieber Vater!

NARBONNE.

Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die grosse Stadt?

CHARLOTTE.

Ach, ich wünsche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muss ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

NARBONNE.

Ja, ich selbst vermisse meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geschäftsmann seyn, und doch seine gute Laune behalten.

MADAME BELMONT.

Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — Ich bin hier, wie im Himmel. Mit aller Welt schon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abonniren.

CHARLOTTE.

Denken Sie, Grossmama, wen ich heute geglaubt habe zu sehen? —

MADAME BELMONT.

Wen denn?

CHARLOTTE.

Den jungen Offizier —

MADAME BELMONT.

Welchen Offizier?

CHARLOTTE.

Den jungen Karl Firmin —

MADAME BELMONT.

Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

CHARLOTTE.

Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

MADAME BELMONT.

Ein artiger junger Mensch!

CHARLOTTE.

Nicht wahr, Grossmama?

MADAME BELMONT.

Der auch so hübsche Verse machte?

CHARLOTTE.

Ja, ja, der!

MADAME BELMONT.

Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

NARBONNE.

Wo doch der Selicour bleibt? Er lässt diesmal auf sich warten!

MADAME BELMONT.

Da kommt er eben!

FÜNFTER AUFTRITT.

SELICOUR *zu den* VORIGEN.

SELICOUR alles bekomplimentirend.

Ganz zum Entzücken find' ich Sie Alle hier beisammen!

NARBONNE.

Guten Morgen, lieber Selicour!

SELICOUR zu Narbonne, Papiere übergebend.

Hier überbringe ich den bewussten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein Paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

NARBONNE.

Vortrefflich!

SELICOUR der Madame ein Billet übergebend.

Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

MADAME BELMONT.

Allerliebst!

SELICOUR.

Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

CHARLOTTE.

Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

SELICOUR.

Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

CHARLOTTE.

Nun, und —

SELICOUR.

Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater, eine ausgeartete Tochter! — Eltern hülflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fasse — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unsers Lebens die Sorgen auf, die sie unsrer hülflosen Kindheit beweisen?

MADAME BELMONT.

In Alles, was er sagt, weiss der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

SELICOUR zu Narbonne.

In unsern Büreau's ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

NARBONNE.

Auf Sie verlass' ich mich! Sie werden die Ansprüche eines Jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, dass ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

SELICOUR.

Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! —

NARBONNE.

Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

SELICOUR.

Aber ich hätte vor Tische noch so Mancherlei auszufertigen.

NARBONNE.

Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniss von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

VORIGE, *ohne* NARBONNE.

MADAME BELMONT.

Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie grosse Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unsre Verwandten, unsre Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

SELICOUR.

Wenn anders meine vielen Geschäfte —

MADAME BELMONT.

Dass Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unsrer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

CHARLOTTE.

Ich, Mama? Nun ja, Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen.

MADAME BELMONT.

Schon gut! Schon gut! Jetzt zieh' dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, dass ich bei dem Putz präsidire.

SELICOUR.

So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerstehn?

MADAME BELMONT.

Er ist scharmant! Scharmant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches zu sagen.

(Geht mit Charlotten.)

SIEBENTER AUFTRITT.

SELICOUR. MICHEL.

MICHEL im Hereintreten.

Endlich ist sie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

SELICOUR grob und verdriesslich.

Das ist mein Name!

MICHEL.

Vergönnen Sie, mein Herr! —

SELICOUR.

Muss ich auch hier belästigt werden? Was will man von mir? —

MICHEL.

Mein Herr! —

SELICOUR.

Gewiss eine Bettelei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

MICHEL.

Erlauben Sie, mein Herr!

SELICOUR.

Nichts! Hier ist der Ort nicht — In meinem Kabinet mag man einmal wieder anfragen! —

MICHEL.

Einen so übeln Empfang glaubte ich nicht —

SELICOUR.

Was beliebt?

MICHEL.

Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme dem Herrn Selicour meine gehorsame Danksagung abzustatten.

SELICOUR.

Danksagung? Wofür?

MICHEL.

Dass Sie meinem Neffen die Stelle verschafft haben.

SELICOUR.

Was? Wie?

MICHEL.

Ich bin erst seit gestern hier im Hause, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück liess. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

SELICOUR.

Was Sie sagen, mein Werthester! Sie wären im Dienst des Ministers?

MICHEL.

Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

SELICOUR.

Mein Gott, welcher Irrthum! Monsieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Ministers! — Bitte tausendmal um Verzeihung, Monsieur Michel! — Wahrhaftig, ich schäme mich — ich bin untröstlich, dass ich Sie so barsch angelassen. Auf Ehre, Monsieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

MICHEL.

Und wenn ich es auch wäre! —

SELICOUR.

Man wird von so vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock ansehen. —

MICHEL.

Aber gegen alle kann man höflich seyn, dächt' ich!

SELICOUR.

Freilich! Freilich! Es war eine unglückliche Zerstreuung! —

MICHEL.

Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

SELICOUR.

Es thut mir leid, sehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

MICHEL.

Lassen wir's gut seyn!

SELICOUR.

Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewiesen — der liebe, liebe Neffe! Der wäre denn nun versorgt!

MICHEL.

Eben komm' ich von ihm her! Er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Bursch!

SELICOUR.

Der junge Mann wird seinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

MICHEL.

Schreibt er nicht seine saubre Hand?

SELICOUR.

Er schreibt gar nicht übel!

MICHEL.

Und die Ortographie —

SELICOUR.

Ja! Das ist das Wesen!

MICHEL.

Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie lassen Sie sich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, streng anbefohlen, um nichts zu sollicitiren. — Er ist so etwas wunderlich, der Herr!

SELICOUR.

Ist er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl sehr gut, den Herrn Minister?

MICHEL.

Da er auf einem vertrauten Fuss mit seiner Dienerschaft umgeht, so weiss ich ihn auswendig, — und

kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

SELICOUR.

Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monsieur Michel! Mein Grundsatz ist: Handle recht! Scheue Niemand!

MICHEL.

Schön gesagt!

SELICOUR.

Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

MICHEL.

Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

SELICOUR.

Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur. — Er hasst die Weiber nicht, der liebe würdige Mann.

MICHEL.

Er hat ein gefühlvolles Herz.

SELICOUR lächelt fein.

He! He! So einige kleine Liebschaften, nicht wahr?

MICHEL.

Mag wohl seyn; aber er ist über diesen Punkt —

SELICOUR.

Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt; denn ich bin gewiss, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

MICHEL.

Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten sucht er ein Quartier.

SELICOUR.

Ein Quartier und für wen?

MICHEL.

Das will ich schon noch herausbringen. — Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

SELICOUR.

Bewahre Gott!

MICHEL.

Galant war er in der Jugend. —

SELICOUR.

Und da glauben Sie, dass er jetzt noch sein Liebchen —

MICHEL.

Das eben nicht! Aber —

SELICOUR.

Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat seyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich hasse die schlechten Auslegungen. — In den Tod hasse ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muss immer das Beste von seinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz schamroth darüber!

(Gibt ihm die Hand.)

MICHEL weigert sich.

O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiss mich zu bescheiden.

SELICOUR.

Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel!

MICHEL.

Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

SELICOUR.

Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel!

(Indem sich Beide bekomplimentiren, fällt der Vorhang.)

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

NARBONNE *und* SELICOUR *sitzen.*

NARBONNE.

Sind wir endlich allein?

SELICOUR unbehaglich.

— Ja!

NARBONNE.

Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich habe schon eine sehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiss, sie wird sich um ein Grosses vermehren, ehe wir aus einander gehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit bei Seite. Sie sollen in der Diplomatik und im Staatsrecht sehr bewandert seyn, sagt man?

SELICOUR.

Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

NARBONNE.

Gut! Gut! Für's Erste also lassen Sie hören — Welches halten Sir für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

SELICOUR stockend.

Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

NARBONNE.

Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

SELICOUR.

So mein' ich's.

NARBONNE.

Weiter.

SELICOUR.

An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

NARBONNE.

Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

SELICOUR.

Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten, und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

NARBONNE.

Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmassung.

SELICOUR.

So mein' ich's.

NARBONNE.

Er habe ein wachsames Auge auf Alles, was —

SELICOUR unterbricht ihn.

Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspüren —

NARBONNE.

Ohne den Aufpasser zu machen.

SELICOUR.

So mein' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

NARBONNE.

Ohne sie zu *haben*. — Er wisse zu schweigen, und eine bescheidene Zurückhaltung —

SELICOUR rasch.

Sein Gesicht sey ein versiegelter Brief.

NARBONNE.

Ohne den Geheimnisskrämer zu machen. —

SELICOUR.

So mein' ich's.

NARBONNE.

Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Misshelligkeit —

SELICOUR.

Möglichst vorzubeugen.

NARBONNE.

Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniss von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

SELICOUR.

Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

NARBONNE.

Ganz recht.

SELICOUR im Fluss der Rede.

Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hülfsquellen — ihrer bewaffneten Macht —

NARBONNE.

Zum Beyspiel: Angenommen also, es wäre Schweden oder Russland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

SELICOUR verlegen.

Ich — muss gestehen, dass — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

NARBONNE.

So! Hm!

SELICOUR.

Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studieren.

NARBONNE.

Von Italien also!

SELICOUR.

Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

NARBONNE.

Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurück zu kommen!

SELICOUR.

Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es lässt sich so Vieles dabei denken!

NARBONNE.

Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

SELICOUR.

Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. —

(Steht auf.)

NARBONNE.

Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Geduld!

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. MICHEL.

MICHEL.

Es ist Jemand draussen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

SELICOUR sehr eilig.

Ich will nicht stören.

NARBONNE.

Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

SELICOUR.

Aber — wenn es dringend —

NARBONNE.

Das Dringendste ist mir jetzt unsre Unterredung.

SELICOUR.

Erlauben Sie, aber —

MICHEL.

Es sey in ein Paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar grosse Eile.

(Selicour eilt ab.)

NARBONNE.

Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

SELICOUR.

Ich werde ganz zu Ihren Befehlen seyn.

NARBONNE zu Michel.

Lasst ihn eintreten!

DRITTER AUFTRITT.

NARBONNE. LA ROCHE.

LA ROCHE mit vielen Bücklingen.

Ich *bin* wohl — ich vermuthe — es ist des Herrn Ministers Excellenz, vor dem ich —

NARBONNE.

Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

LA ROCHE.

Bitte sehr um Verzeihung — ich — ich komme — Es ist — Ich sollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der grosse Respekt —

NARBONNE.

Ei, so lassen Sie den Respekt, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

LA ROCHE.

Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

NARBONNE.

Reden Sie!

LA ROCHE.

Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

NARBONNE.

Und wer ist dieser Mann?

LA ROCHE.

Selicour heisst er.

NARBONNE.

Was? Sel —

LA ROCHE.

Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, dass ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

NARBONNE.

Eine kleine Geduld! (*Klingelt. — Michel kommt.*) Ruft Herrn Selicour!

LA ROCHE.

Mit Nichten, Ihr Ezcellenz! — Er ist uns bei diesem Gespräche keineswegs nöthig.

NARBONNE.

Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht vertheidigen können.—Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

LA ROCHE.

Es ist aber doch misslich, Jemand ins Angesicht —

NARBONNE.

Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

LA ROCHE.

Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen — Er ist ein feiner Schelm, ein besonnener Spitzbube. — Ei nun! Meinetwegen auch ins Angesicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, dass ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

NARBONNE.

Wohl! Wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. SELICOUR.

NARBONNE.

Kennen Sie diesen Herrn?

SELICOUR sehr verlegen.

Es ist Herr La Roche.

NARBONNE.

Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

LA ROCHE nachdem er gehustet.

Ich muss Ihnen also sagen, dass wir Schulkameraden zusammen waren, dass er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen Beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten Beide in dem nämlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Dass er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, das mag seyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weise aus seinem Brot zu treiben, wie er gethan hat, das ist hart, das muss mich aufbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, dass dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiss ich gewiss, hat er bei seinen schlechten Stückchen redlich beigestanden. Wie ein spitzbübischer Lakai weiss der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Grossprahler, ein übermüthiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nnn hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, dass er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, lässt er nicht aufkommen.

NARBONNE.

Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Büreaus?

LA ROCHE.

Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

NARBONNE.

Ich weiss von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

LA ROCHE.

Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

NARBONNE.

Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

LA ROCHE.

Ein talentvoller junger Mann!

NARBONNE.

— Fahren Sie fort!

LA ROCHE.

Nun, das wär' es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

NARBONNE zu Selicour.

Verantworten Sie sich!

SELICOUR.

Des Undanks zeiht man mich.—Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — An meinem Einfluss und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen auf's Schlimmste auszulegen, und mich mit dieser Hitze, dieser Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

LA ROCHE.

Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

NARBONNE.

Er hat Sie ausreden lassen!

LA ROCHE.

So werde ich Unrecht behalten!

SELICOUR.

Man hat einem Andern seine Stelle gegeben, das ist wahr, und Keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir auf's Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gesteh' es, hatte ich gewartet, und mich schon im Voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süsse Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

LA ROCHE.

Mich zum Chef! Grossen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muss mich empfehlen, und ich bin Keiner von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem Andern heimlich aufzuladen, und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

SELICOUR.

Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad! Glaub' *mir*, der dich besser kennt, als du selbst. (*zu Narbonne*) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstandes; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt. — Ich sey meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiss wohl, dass ich nur mittelmässige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, dass diese Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen seyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Welche süsse Belohnung für mein Herz, wenn ich *hier* etwas Böses verhindern, *dort* etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich zollte seinem Unglück das herzlichste Mitleid. Ist das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, dass ich dich unter meinen Feinden sehe — dass ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Lass uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder und Alles sey vergessen!

LA ROCHE.

Der Spitzbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

NARBONNE.

Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

LA ROCHE.

Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

NARBONNE.

Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Hass eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

SELICOUR.

Er hasst mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte sein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gesteh' es — Komm! Komm! Lass dich umarmen, Alles sey vergessen!

LA ROCHE.

Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anstellt, weiss ich nicht, um mich selbst — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blösse dargestellt habe!

NARBONNE.

Ich bin von seiner Unschuld überzeugt. — Wenn nicht Thatsachen, vollwichtige Beweise mich eines andern überführen.

LA ROCHE.

Thatsachen! Beweise! Tausend für einen!

NARBONNE.

Heraus damit!

LA ROCHE.

Beweise genug — die Menge — Aber das ist's eben — ich kann nichts damit beweisen. — Solchen abgefeimten Schelmen lässt sich nichts beweisen. Vormals war er so arm, wie ich; jetzt sitzt er im Ueberfluss! Sagt' ich Ihnen, dass er seinen vorigen Einfluss zu Geld gemacht, dass sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiss es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

SELICOUR.

Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleisses; ich habe es mit saurem Schweiss und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

LA ROCHE.

Erlogen! Erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

NARBONNE.

Mässigen Sie sich!

SELICOUR.

Mein Gott! Was erleb' ich! Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiss nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! Das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verkennen! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

NARBONNE.

Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halsstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muss auch *ich* Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu seyn? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

LA ROCHE.

Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! Ich kenne ihn zu gut — zu gewiss bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und keine Versöhnung! Hier, sehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich seyn! Aber wiewohl der Spitzbube mich auf's Aeusserste treibt, lieber tausendmal Hungers sterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden.

(Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

NARBONNE. SELICOUR.

NARBONNE.

Begreifen Sie diese hartnäckige Verstocktheit —

SELICOUR.

Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

NARBONNE.

Er ist rasch und unbesonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann seyn.

SELICOUR.

Ein seelenguter Mann; dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verschoben ist. Es kann auch seyn, dass ihn sonst Jemand gegen mich aufhetzt.

NARBONNE.

Meinen Sie?

SELICOUR.

Es mag so etwas dahinter stecken.—Wer weiss? Irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

NARBONNE.

Wer sollte aber —

SELICOUR.

Es gibt so Viele, die meinen Untergang wünschen!

NARBONNE.

Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

SELICOUR.

Ich unterdrücke ihn! Denn dass ich so etwas von Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! Das wäre schändlich! Das ist nicht möglich!

NARBONNE.

So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

SELICOUR.

Bescheiden, ja, das ist er!

NARBONNE.

Sie kennen ihn also?

SELICOUR.

Wir sind Freunde.

NARBONNE.

Nun, was halten Sie von dem Manne?

SELICOUR.

Herr Firmin, muss ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Büreau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geschickter Arbeiter.— Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wissen, aber man siehts ihm nicht an.

NARBONNE.

Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

SELICOUR.

Ich hab' ihn schon längst darum angelegen, sich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er sich für eine subalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihm indessen —

NARBONNE.

Bemühen Sie sich nicht! — Gegen einen Mann von Verdiensten kann unser einer unbeschadet seines Rangs die ersten Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Firmin aufsuchen. — Aber jetzt wieder auf unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

SELICOUR verlegen.

Es ist schon etwas spät. —

NARBONNE.

Hat nichts zu sagen.

SELICOUR.

Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz seyn.

NARBONNE sieht nach der Uhr.

Ja, wahrhaftig.

SELICOUR.

Wir können ja es auf morgen —

NARBONNE.

Gut! Auch das!

SELICOUR.

Ich will also —

NARBONNE.

Noch ein Wort —

SELICOUR.

Was beliebt?

NARBONNE.

Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

SELICOUR.

Befehlen Sie!

NARBONNE.

Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Missbräuchen einreissen lassen, die trotz aller unserer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

SELICOUR.

Erlauben aber Euer Exzellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

NARBONNE.

Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

SELICOUR.

Das ist würdig gedacht!

NARBONNE.

Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

SELICOUR.

Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

NARBONNE.

Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem Viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!

(Er geht ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

SELICOUR. MADAME BELMONT.

MADAME BELMONT.

Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

SELICOUR.

Wovon ist die Rede, Madame?

MADAME BELMONT.

Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabei hören lassen.

SELICOUR.

Sie singt so schön!

MADAME BELMONT.

Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

SELICOUR.

Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

MADAME BELMONT.

Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heut Abend!

SELICOUR.

Eine Romanze meinen Sie?

MADAME BELMONT.

Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

SELICOUR.

Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

MADAME BELMONT.

Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

SELICOUR.

Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht auf gewesen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

MADAME BELMONT.

Eine niederträchtige Beschäftigung!

SELICOUR.

Dass ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiss! Die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. ROBINEAU.

ROBINEAU hinter der Scene.

Nu! Nu! Wenn er drinn ist, wird mir's wohl auch erlaubt seyn, denk' ich —

MADAME BELMONT.

Was gibt's da?

ROBINEAU im Eintreten.

Dieses Bedientenpack bildet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

SELICOUR.

ich bin's.

ROBINEAU.

Das will ich bald sehen. — Ja, mein Seel, das ist er! — Leibhaftig — Ich seh' ihn noch, wie er sich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun seh' er jetzt jauch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein Bischen verändert — Kennt er mich?

SELICOUR.

Nein!

ROBINEAU.

Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Christoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, seines Grossvaters Muhme, Herr Selicour.

SELICOUR.

Ach so!

ROBINEAU.

Nun — Vetter pflegen sich sonst zu umarmen, denk' ich.

SELICOUR.

Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen! Vetter!

ROBINEAU.

Grossen Dank, Vetter!

SELICOUR.

Aber lasst uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hause.

MADAME BELMONT.

Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

SELICOUR.

Mit Ihrer Erlaubniss, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muss ihm sein schlichtes Wesen zu gute halten, er ist ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

MADAME BELMONT.

Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

ROBINEAU.

Ich komme so eben an, Herr Vetter!

SELICOUR.

So, und woher denn?

ROBINEAU.

Ey, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — schon über zwei Stunden, dass ich aus dem Postwagen gestiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen, er weiss ja, seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun da find' ich ihn ja endlich, und nun mag's gut seyn!

SELICOUR.

Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

ROBINEAU.

In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab ich freilich —

SELICOUR.

Und welches denn?

ROBINEAU.

I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

SELICOUR.

Ha! Ha!

ROBINEAU.

Nun, das Geschäft ist wichtig genug, denk' ich.

SELICOUR zu Madame Belmont.

Excusiren Sie.

MADAME BELMONT.

Er belustigt mich.

SELICOUR.

Er ist sehr kurzweilig.

ROBINEAU.

Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da sey er ein loser Schelm gewesen, da hätt's geheissen: der verdirbt *nicht* — der wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als dass wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Christoph! Suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reise wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muss die Zunge sagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah', sehen Sie, so ging mir das Herz auf.

MADAME BELMONT.

Ei, das ist ganz natürlich.

ROBINEAU.

Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiss das Geheimniss, wie man's anfängt; theil er mir's doch mit.

SELICOUR.

Sey immer rechtschaffen, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniss, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es ist doch Alles wohl zu Hause?

ROBINEAU.

Zum Preis Gottes, ja! Die Familie gedeiht. Der Bertrand hat seine Susanne geheirathet; Sie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter stehen. Es ist Alles in guten Umständen, bis auf seine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, dass sie nothleiden müsse und einen so steinreichen Sohn in der Stadt habe.

SELICOUR leise.

Halt's Maul, Dummkopf!

MADAME BELMONT.

Was sagt er von der Mutter?

SELICOUR laut.

Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Posten — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

MADAME BELMONT.

Ja wohl! Man muss ihr helfen.

SELICOUR.

Das versteht sich! Sogleich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Forderung. Ich kann darauf bestehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist Alles gethan! — Sie hat sich nicht in Paris niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

ROBINEAU.

So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

SELICOUR.

Die gute Frau weiss selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — Ach Gott! Das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

MADAME BELMONT.

Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattin, die Sie einst besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiss auch ein zärtlicher Gatte werden!

(Ab.)

ACHTER AUFTRITT.

SELICOUR *und* ROBINEAU.

ROBINEAU.

Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der ist gar stolz und hochmüthig, hiess es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

SELICOUR, nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist.

Sage mir, du Esel! Was fällt dir ein, dass du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

ROBINEAU.

Nun, nun! Wie ich ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

SELICOUR.

Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

ROBINEAU.

Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht, ich lasse mir nicht so begegnen.

SELICOUR.

Du thust wohl gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von seinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

ROBINEAU.

Aber was das auf einmal für ein Betragen ist, Herr Vetter! — Erst der freundliche Empfang und jetzt diesen barschen Ton mit mir! — Das ist nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' er mir's nicht übel, das ist falsch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm schlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

SELICOUR erschrocken.

Weiter erzählen! Was?

ROBINEAU.

Ja, ja, Vetter!

SELICOUR.

Untersteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter sorgen. Sey ruhig! Ich schaffe dir einen Platz! Verlass dich darauf!

ROBINEAU.

Nun, wenn er das —

SELICOUR.

Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

ROBINEAU.

Ja, hör' er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bequemes Brot. Wenn er mich so bey der Accise unterbringen könnte.

SELICOUR.

Verlass dich darauf; ich schaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf —

(Ab.)

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

LA ROCHE *und* KARL FIRMIN *begegnen einander.*

LA ROCHE.

Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihn dem Minister abgeschildert, diesen Selicour.

KARL.

Wirklich? Und es ist also vorbei mit ihm? Ganz vorbei!

LA ROCHE.

Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muss Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen, dass ich da stand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Grossmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen, und will mich bey dem Bureau als Chef anstellen.

KARL.

Wie? Was? Das ist ja ganz vortrefflich! Da wünsche ich Glück.

LA ROCHE.

Für einen Glüksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, dass es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süssen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

KARL.

Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

LA ROCHE.

Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

KARL.

Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurück bringe.

LA ROCHE.

Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

KARL.

Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben, und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

LA ROCHE.

Weg mit diesem Stolz! Es ist Schwachheit, es ist Vorurtheil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — Da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das ist meine Sache!

KARL.

Ja, aber die Klugheit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertappen lassen.

LA ROCHE.

Und es wird nicht das Letztemal seyn. — Aber thut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken, ich werde ihm so lange und so oft zusetzen, dass ich ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen; jetzt will ich auch ihm einen Possen spielen. Lassen wir's den Buben so forttreiben, wie er's angefangen, so werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf seyn müssen!

KARL.

Man kommt!

LA ROCHE.

Er ist es selbst!

KARL.

Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden.

(Ab.)

LA ROCHE.

Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Geck glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

ZWEITER AUFTRITT.

SELICOUR *und* LA ROCHE.

SELICOUR.

Ach sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

LA ROCHE.

Ihn selbst, Herr Selicour!

SELICOUR.

Sehr beschämt, wie ich sehe.

LA ROCHE.

Nicht sonderlich.

SELICOUR.

Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen!

LA ROCHE.

Hat nichts zu sagen.

SELICOUR.

Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzten — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

LA ROCHE.

Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt Euch nicht!

SELICOUR.

Was beliebt?

LA ROCHE.

Seyd unverschämt nach Herzensgelüsten.

SELICOUR.

Sieh doch!

LA ROCHE.

Brüstet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

SELICOUR.

Freilich, es kann Einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

LA ROCHE.

Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald besser lernen.

SELICOUR.

Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

LA ROCHE.

Um eines unglücklichen Zugs willen verlässt man das Spiel nicht!

SELICOUR.

Ein treuer Schildknappe also des ehrlichen Firmins! — Sieh, sieh!

LA ROCHE.

Er muss dir oft aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin.

SELICOUR.

Was gibt er dir für deine Ritterschaft?

LA ROCHE.

Was bezahlst du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

SELICOUR.

Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Händel anrichten.

LA ROCHE.

Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

SELICOUR.

Freylich sollte ich über deine Thorheit nur lachen.

LA ROCHE.

Du verachtest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen!

(Geht ab.)

DRITTER AUFTRITT.

SELICOUR *allein.*

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz gewiss — und dieser La Roche ist's, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat

Verdienste, ich muss es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muss verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! — Eben diese beide Firmins wären mir jetzt gerade höchst nöthig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Lass uns für's Erste Nutzen von ihnen ziehen und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

VIERTER AUFTRITT.

FIRMIN *der* VATER *und* SELICOUR.

SELICOUR.

Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

FIRMIN.

Zu mir?

SELICOUR.

Mich mit Ihnen zu erklären —

FIRMIN.

Worüber?

SELICOUR.

Ueber eine Armseligkeit — Lieber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

FIRMIN.

Uns veruneinigen!

SELICOUR.

Ganz gewiss. Aber es soll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denk' ich, da dieser tollköpfige La Roche mich beim Minister anschwärzen wollte.

FIRMIN.

Wie? Hätte der La Roche —

SELICOUR.

Er hat mich auf das Abscheulichste preisgegeben.

FIRMIN.

Er hat seine Stelle verloren. — Setzen Sie sich an seinen Platz!

SELICOUR.

Er ist ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiss besser, als dieser Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Büreaux ist Ihnen verhasst, das weiss ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. — Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgend ein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

FIRMIN.

Aber wie —

SELICOUR.

Das sind aber blos noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich der auf der ländlichen Flur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es *mir* nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Lastthier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder auf's Land zurück zu schicken — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu quälen. —

FIRMIN.

Das ist meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

SELICOUR.

Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Freundschaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so Vieles schuldig! — Mein Posten bringt mich um — Mir liegt so Vieles auf dem Halse — Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

FIRMIN.

Ich bewundere ihn.

SELICOUR.

Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchste Noth, dass ein solcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. — Es ist noch nicht Alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — Wollen Sie, dass Alles seinen rechten Gang gehe, so müssen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre. — Diese meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben — Er trug sie mir auf — Aber die unendlichen Geschäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

FIRMIN.

Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

SELICOUR.

Nun ja! Ich will's gestehen!

FIRMIN.

Sie konnten sich diesmal an keinen Bessern wenden!

SELICOUR.

O das weiss ich! Das weiss ich!

FIRMIN.

Denn da ich so lange Zeit von den Missbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — so habe ich, um nicht blos als müssiger Zuschauer darüber zu seufzen, meine Beschwerden und Verbesserungsplane dem Papiere anvertraut — und so findet sich, dass die Arbeit, die man von *Ihnen* verlangt, von *mir* wirklich schon gethan ist! — Ich hatte mir keinen bestimmten Gebrauch dabei gedacht. — Ich schrieb blos nieder, um mein Herz zu erleichtern.

SELICOUR.

Ist's möglich? Sie hätten —

FIRMIN.

Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

SELICOUR.

Ob ich das will! O mit Freuden! — Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

FIRMIN.

Aber die Papiere sind nicht in der besten Ordnung!

SELICOUR.

O diese kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser; Sie sollen den Ruhm davon haben.

FIRMIN.

Sie wissen, dass mir's darauf eben nicht ankommt!

Wenn ich nur Gutes stifte, gleichviel unter welchem Namen.

SELICOUR.

Würdiger, scharmanter Mann! Niemand lässt Ihrem bescheidnen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir also die Papiere —

FIRMIN.

Ich kann sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

SELICOUR.

Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

FIRMIN.

Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mir's aus!

SELICOUR.

So! Warum denn nicht?

FIRMIN.

Aus Ursachen.

SELICOUR.

Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen. — (*Wenn Firmin fort ist.*) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

FÜNFTER AUFTRITT.

KARL. SELICOUR.

KARL kommt in einem Papier lesend, das er beim Anblick Selicour's schnell verbirgt.

Schon wieder dieser Selicour — (Will gehen.)

SELICOUR.

Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

KARL.

Verzeihung, Herr Selicour! — (*Für sich.*) Dass ich dem Schwätzer in den Weg laufen musste!

SELICOUR.

Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? Wie fliessen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat Allerlei dagegen, ich weiss aber, er hat unrecht. — Sie haben ein so entschiednes Talent! Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen.

KARL.

Von mir?

SELICOUR.

Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

KARL.

So! Bei welchem Anlass war das?

SELICOUR.

Sie macht die Kennerinn — ich weiss nicht, wie sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — desswegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein Paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten sie mir an — ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich *nenne* Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz als seinen Degen!

KARL.

Sie erröffnen mir eine glänzende Aussicht!

SELICOUR.

Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

KARL für sich.

Er will mich beschwatzen! Es ist lauter Falschheit, ich weiss es recht gut, dass er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwatzen. — (*Zu Selicour.*) Man verlangt also für diesen Abend —

SELICOUR.

Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo sich auf eine ungezwungene Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen liesse. —

KARL.

Den Lobredner zu machen ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Grossen richtet.

SELICOUR.

Der ganze Stolz eines ächten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

KARL sieht ein Papier an.

Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, dass ich sobald Gelegenheit haben würde?

SELICOUR.

Was? Wie? Das sind doch nicht gar Verse —

KARL.

O verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

SELICOUR.

Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind! — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu seyn — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereyen thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie stehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich seyn — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt seyn — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtete.

KARL.

Wenn nur —

SELICOUR.

Wenn Sie sich zieren —

KARL.

Ich weiss aber nicht —

SELICOUR reisst ihm das Papier aus der Hand.

Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er!

(Er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

SECHSTER AUFTRITT.

BEIDE FIRMIN'S. SELICOUR.

FIRMIN.

Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten!

(Gibt ihm das Papier heimlich.)

SELICOUR.

Ich weiss zu schweigen.

(Steckt das Papier in die linke Rocktasche.)

KARL für sich.

That ich Unrecht, sie ihm zu geben — Was kann er auch am Ende mit meinen Versen machen?

SELICOUR.

Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — Aber man vergisst sich in Ihrem Umgang — Der Minister wird auf mich warten — ich reisse mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bei so würdigen Personen.

(Geht ab, mit beiden Händen an seine Rocktaschen greifend.)

SIEBENTER AUFTRITT.

BEIDE FIRMIN'S.

FIRMIN.

Das ist nun der Mann, den du einen Ränkeschmied und Kabalenmacher nennst — und kein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

KARL.

Sie mögen mich nun für einen Träumer halten — Aber je mehr er Ihnen schön thut, desto weniger trau' ich ihm — Dieser süsse Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

FIRMIN.

Pfui über das Misstrauen! — Nein, mein Sohn! und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. LA ROCHE.

LA ROCHE.

Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Minister will Sie besuchen.

KARL.

Meinen Vater —

FIRMIN.

Mich?

LA ROCHE.

Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen liess, dass Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hatten. — Diesem Selicour ist auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

KARL.

O so sehen Sie sich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

FIRMIN.

Ja! Ja! Du siehst mich in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles seyn!

LA ROCHE.

Nein, nein, sag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und das ist's nicht allein! Nein! Nein! Die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiss es, ist seinem Fall nahe! Noch heute — Es ist schändlich und abscheulich — doch ich sage nichts. — Der Minister liess in Ihrem Hause nach Ihnen fragen; man sagte ihm, Sie seyen auf dem Büreau — Ganz gewiss sucht er Sie hier auf; Sagt' ich's nicht? Sieh, da ist er schon!

(Er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

NEUNTER AUFTRITT.

NARBONNE *zu den* VORIGEN.

NARBONNE.

Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einsichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtschaffenheit, Ihre Bescheidenheit rühmen. Männer Ihrer Art brauche ich höchst nöthig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist — Wollen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

FIRMIN.

So viel Zutrauen beschämt mich und macht mich stolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

KARL.

Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als wahr ist, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

FIRMIN.

Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst.

NARBONNE.

Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

FIRMIN.

Ja.

NARBONNE.

Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

KARL.

Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

NARBONNE.

Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

KARL.

Möchte ich so viele Güte verdienen!

NARBONNE.

Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs, und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewusst ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmasslichen Verdienste zu brüsten — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, dass man für das Gute, welches man *nicht* thut, so wie für das Böse, welches man *zulässt*, verantwortlich ist.

KARL.

Hören Sie's nun, mein Vater!

FIRMIN.

Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterland zu dienen, ich werde sie mit Freuden ergreifen!

NARBONNE.

Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir besser mit einander bekannt werden, so speisen Sie Beide diesen Abend bei mir. Sie finden eine angenehme Gesellschaft—Ein Paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt seyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht stolzer geworden ist, wird Sie auf's Freundlichste empfangen, das versprech' ich Ihnen.

FIRMIN.

Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

KARL für sich.

Ich werde Charlotten sehn!

LA ROCHE bei Seite.

Die Sachen sind auf gutem Weg — der Augenblick ist günstig — Frisch, noch einen Ausfall auf diesen Selicour! (*Kommt vorwärts.*) So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, gut! Nun ist noch übrig, auch das Laster zu entlarven—Glücklicherweise finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es diesen Morgen gelassen — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillschweigen — ich machte es ungeschickt, ich gesteh' es, dass ich so mit der Thür ins Haus fiel, aber wahr *bleibt* wahr! Ich habe *doch* recht! Sie verlangten Thatsachen — Ich bin damit versehen.

NARBONNE.

Was? Wie?

LA ROCHE.

Dieser Mensch, der sich das Ansehen gibt, als ob er seiner Mutter und seiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter schön empfangen, der heute in seiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm, in die Stadt kam, um eine kleine Versorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und wie schlecht sein Herz ist, davon kann seine nothleidende Mutter —

FIRMIN.

Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieser Vetter, den er soll fortgejagt haben, kehrt mit seinen Wohlthaten überhäuft und von falschen Hoffnungen geheilt in sein Dorf zurück!

NARBONNE.

Eben mit diesem Vetter hat er sich recht gut betragen.

LA ROCHE.

Wie? Was?

NARBONNE.

Meine Mutter war bei dem Gespräch zugegen.

FIRMIN.

Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht so der Eingebung einer blinden Rache.

LA ROCHE.

Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

FIRMIN.

Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

NARBONNE.

Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre, Herr Firmin; auch hat sich Herr Selicour in Ansehung Ihrer noch heute eben so betragen. — Wie erfreut es mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen — (*Zu La Roche*). Sie aber, der den armen Selicour so unversöhnlich verfolgt, Sie scheinen mir der gute Mann nicht zu seyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schlechte Ehre!

LA ROCHE für sich.

Ich möchte bersten — Aber nur Geduld!

NARBONNE.

Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, ja mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

KARL betroffen.

Wie so?

NARBONNE.

Meine Mutter hat gewisse Plane, die ich vollkommen gut heisse — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (*Zu Karl.*) Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören. — Auch ich liebe die Musen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände.

(Er geht ab.)

ZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* NARBONNE.

KARL.

Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Grossmutter — Gott! Ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, dass sie diesem Selicour bestimmt ist.

FIRMIN.

Nein, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

LA ROCHE.

Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

FIRMIN.

Seyn Sie ausser Sorgen. Ich hoffe Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (*Zu Karl.*) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Ministers vergiss dich nicht!

KARL.

Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

FIRMIN.

Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

KARL.

Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

FIRMIN.

Lass dir *sein* Beispiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefasst, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren.

(Er geht ab.)

EILFTER AUFTRITT.

KARL FIRMIN *und* LA ROCHE.

LA ROCHE.

Nun, was sagen Sie? Ist das erlaubt, dass Ihr Vater selbst mich Lügen straft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

KARL.

Bester Freund, ich habe heute früh' Ihre Dienste verschmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es ist nicht mehr zu zweifeln, dass man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht werth sie zu besitzen, aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

LA ROCHE.

Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie

sind Zeuge gewesen, wie man mich um seinetwillen misshandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, dass der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig seyn soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten, oder doch etwas höchst Elendes zu Markte bringen. So kommt seine Unfähigkeit ans Licht. Trotz seiner süsslichen Manieren hassen ihn Alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steh' ich, so verhasst ist er! —

KARL.

Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abschwatzte. Sollte er wohl die Stirn haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfasser auszugeben?

LA ROCHE.

Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — Dein Lehrling formirt sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab.)

VIERTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

MADAME BELMONT. CHARLOTTE.

MADAME BELMONT.

Bleib' da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh' die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

CHARLOTTE.

Ich, Mama?

MADAME BELMONT.

Ja, du!

CHARLOTTE.

Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu seyn.

MADAME BELMONT.

Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, dass du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl seyn.

CHARLOTTE betroffen.

Mein Gemahl! —

MADAME BELMONT.

Fällt dir das auf?

CHARLOTTE.

Herr Selicour?

MADAME BELMONT.

Wir glauben nicht besser für dein Glück sorgen zu können —

CHARLOTTE.

Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Grossmama! — Ich weiss nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens hochschätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiss nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

MADAME BELMONT.

Doch nicht von Abneigung?

CHARLOTTE.

Von *Grauen* möcht' ich's sogar nennen! Ich weiss, dass ich ihm Unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

MADAME BELMONT.

Schon gut! Diese Furcht kennen wir, meine Tochter!

CHARLOTTE.

Nein! Hören Sie! —

MADAME BELMONT.

Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muss *ich* wissen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens steht diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiss — ein Mann von Geschmack — ein feiner Kenner — und ein so gefälliger bewährter Freund. — Auch reisst man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hätte er mir diesen Abend eine Romanze für dich versprochen — denn er kann Alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen seyn. — Aber ich hör' ihn kommen! Er lässt doch niemals auf sich warten! Wahrlich, es gibt seines Gleichen nicht!

ZWEITER AUFTRITT.

SELICOUR *zu den* VORIGEN.

SELICOUR.

Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichstes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füssen.

MADAME BELMONT.

Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich schon fertig? — In der That, ich fürchte, dass die übeln Nachrichten —

SELICOUR.

Welche Nachrichten?

MADAME BELMONT.

Von Ihrer Mutter —

SELICOUR.

Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, dass sie endlich —

MADAME BELMONT.

Dass sie die tausend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

SELICOUR.

Hätte ich sonst die Fassung haben können? — Aber, dem Himmel sey Dank! — Jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

MADAME BELMONT zu Charlotten.

Er hätte dich gejammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich sie gelesen.

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. NARBONNE.

NARBONNE.

Selicour hier bei Ihnen! Ei, ei, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

MADAME BELMONT.

Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

NARBONNE.

Was soll aus dem Aufsatz werden, der doch so wichtig und so dringend ist.

SELICOUR.

Der Aufsatz ist fertig. Hier ist er!

NARBONNE.

Was, schon fertig?

SELICOUR.

Und ich bitte Sie, zu glauben, dass ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

NARBONNE.

Aber wie ist das möglich?

SELICOUR.

Die Missbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie blos müssig zu beklagen — dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungsplane an, und so trifft es sich, dass die Arbeit, die Sie mir auftrugen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir warlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre, und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geschehen!

MADAME BELMONT.

Nun, mein Sohn! Du kannst zufrieden seyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wusste, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

NARBONNE.

Mit Freuden seh' ich, dass wir einverstanden sind. — Geben Sie, Herr Selicour! Noch heute Abend sende ich den Aufsatz an die Behörde.

SELICOUR für sich.

Alles geht gut — Jetzt diesen Firmin weggeschafft, der mir im Weg ist. (*Laut*) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu sagen — aber ich muss fürchten, dass die Anklage des Herrn La Roche diesen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

NARBONNE.

Nicht den mindesten.

SELICOUR.

Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an Jemanden vergeben. —

NARBONNE.

Wie?

SELICOUR.

Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

NARBONNE.

Wie? Sie haben mir ja noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

SELICOUR.

Ist auch dem Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallstricke. —

NARBONNE.

Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn besser und ich stehe für ihn.

SELICOUR.

Ich wünschte, dass ich eben so von ihm denken könnte.

NARBONNE.

Der schändliche Undank dieses La Roche muss Sie natürlicherweise misstrauisch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

SELICOUR.

Wie das?

NARBONNE.

Er wird im Augenblick selbst hier seyn.

SELICOUR.

Herr Firmin — hier?

NARBONNE.

Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich hab' ihn gesehen!

SELICOUR.

Gesehen! Vortrefflich!

NARBONNE.

Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

SELICOUR.

Speisen — Sein Sohn! Vortrefflich!

MADAME BELMONT *und* CHARLOTTE.

Karl Firmin?

NARBONNE.

Der junge Offizier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachtessen eingeladen.

MADAME BELMONT.

Ich werde sie mit Vergnügen willkommen heissen.

NARBONNE zu Selicour.

Sie haben doch nichts dawider?

SELICOUR.

Ich bitte sehr — Ganz im Gegentheil!

MADAME BELMONT.

Ich bin dem Vater schon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsre Charlotte dazu?

CHARLOTTE.

Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

NARBONNE.

Sie können sich also ganz offenherzig gegen einander erklären.

SELICOUR.

O das bedarf's nicht — im Geringsten nicht — Wenn ich's gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, dass er mein Freund ist.

NARBONNE.

Er hat es bewiesen! Er spricht mit grosser Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiss verdient er —

SELICOUR einfallend.

Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen,

noch vor Kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiss nichts von Missgunst.

NARBONNE.

Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ruhmsucht freier seyn, als er. Was gilt's! Er wär' im Stande, einem Andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat!

SELICOUR.

Meinen Sie?

NARBONNE.

Er wäre der Mann dazu!

MADAME BELMONT.

Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

CHARLOTTE.

Ja wohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz versteht.

SELICOUR.

Würde der wohl einem Andern den Ruhm seines Werks abtreten?

CHARLOTTE.

O daran zweifle ich sehr.

NARBONNE.

Ich liebe dieses Feuer an einem jungen Kriegsmann.

SELICOUR.

O allerdings, das verspricht!

NARBONNE.

Jeder an seinen rechten Platz gestellt, werden sie Beide vortrefflich zu brauchen seyn.

SELICOUR.

Es ist doch gar schön, wie Sie die fähigen Leute so aufsuchen!

NARBONNE.

Das ist meine Pflicht.

(Er spricht mit seiner Tochter.)

SELICOUR.

Das war's! (*Zu Madame Belmont, bei Seite.*) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Berufsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

MADAME BELMONT.

Wenn Sie nicht wollen, nein.

SELICOUR.

Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, grösserer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Gesellschaft darum anspräche, sich als Verfasser zu bekennen. —

MADAME BELMONT.

Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

SELICOUR.

Pah! Das ist eine Kleinigkeit!

(Beide Firmin treten ein.)

CHARLOTTE erblickt sie lebhaft.

Da kommen sie!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. BEIDE FIRMIN.

NARBONNE ihnen entgegen.

Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin. meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

MADAME BELMONT zu Karl Firmin.

Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

KARL.

Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (*Zu Charlotten.*) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

CHARLOTTE.

Ja, Herr Firmin!

KARL.

Es waren unvergessliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

NARBONNE zu Firmin dem Vater.

Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da ist Selicour!

SELICOUR zu Firmin.

In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

NARBONNE.

Sie sind Beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (*Zu Firmin.*) Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünschte, dass Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

SELICOUR.

O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

NARBONNE.

Und seyn Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewiss hat dieser La Roche wieder —

SELICOUR.

Aber was in aller Welt mag doch den La Roche gegen mich aufhetzen?

NARBONNE.

Dieser La Roche ist mein Mann nicht — wenigstens hab' ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

FIRMIN.

Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute *gegen* ihn gesprochen, aber diesmal muss ich ihn vertheidigen.

SELICOUR.

Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schätze ihn, ich kenne sein gutes Herz, und kenne auch seine Sparren — Und mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei Ihnen keinen Glauben fand! — Sie sehen, wir sind fertig — Unser Streit ist beigelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

MADAME BELMONT.

Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

SELICOUR zu Karl Firmin.

Es ist schon übergeben das Gedicht.

KARL.

Wirklich?

SELICOUR.

Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. (*Madame Belmont bei Seite führend.*) Wissen Sie was ich gemacht habe?

MADAME BELMONT.

Nun!

SELICOUR.

Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Versemachen ab.

MADAME BELMONT.

Ja! — Nun?

SELICOUR.

Ich hab' ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er lässt sich's gefallen!

MADAME BELMONT.

Lässt sich's gefallen? Das glaub' ich!

SELICOUR.

Dass Sie mich ja nicht Lügen strafen!

NARBONNE.

Aber bis unsre andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — Wir können uns besser beschäftigen.

FIRMIN.

Sie haben zu befehlen.

KARL.

Es wird von Madame abhängen.

CHARLOTTE.

Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

NARBONNE.

Es ist ja wahr, du singst nicht übel — Lass hören! — Hast du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

KARL.

Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

CHARLOTTE.

Hier hat man mir so eben einige Strophen zugestellt.

NARBONNE.

Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniss, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

SELICOUR.

Aber wir werden Sie stören, Herr von Narbonne!

NARBONNE.

Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede!

(Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

SELICOUR.

Wenn Sie aber doch lieber —

NARBONNE.

Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht Allem vor!

MADAME BELMONT.

Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor.

(Alle setzen sich. Charlotte an's Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karln, neben Letztern Firmin der Vater.)

CHARLOTTE.

Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

MADAME BELMONT.

Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

SELICOUR zu Madame Belmont, leise.

Verrathen Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber!

(Zu Karl Firmin.)

CHARLOTTE.

Ihm! Wie?

FIRMIN.

Ist das wahr, Karl? Wärest du —

SELICOUR.

Er ist der Verfasser.

CHARLOTTE zu ihrer Grossmutter.

Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser!

MADAME BELMONT laut.

Ja! — (*Heimlich.*) Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

CHARLOTTE.

Warum nicht?

MADAME BELMONT.

Aus Ursachen. (*Zu Selicour.*) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

SELICOUR.

Mit Vergnügen.

FIRMIN ärgerlich zu seinem Sohn.

Gewiss wieder eine übereilte Arbeit — aber das muss einmal gedichtet seyn —

KARL.

Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, eh' Sie richten!

CHARLOTTE singt.

An der Quelle sass der Knabe,
Blumen band er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
» Und so fliehen meine Tage,
» Wie die Quelle, rastlos hin,
» Und so schwindet meine Jugend,
» Wie die Kränze schnell verblühn! »

MADAME BELMONT Selicour ansehend.

Dieser Anfang verspricht schon viel!

SELICOUR auf Karl Firmin zeigend.

Diesem Herrn da gehört das Compliment.

MADAME BELMONT.

Gut! Gut! Ich verstehe!

FIRMIN.

Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

KARL.

Aber er ist doch wahr.

NARBONNE auf der entgegengesetzten Seite mit dem Aufsatz beschäftigt.

Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich Aufmerksamkeit.

CHARLOTTE singt wieder.

» Fraget nicht, warum ich traure
» In des Lebens Blüthenzeit;
» Alles freuet sich und hoffet,
» Wenn der Frühling sich erneut!
» Aber diese tausend Stimmen
» Der erwachenden Natur
» Wecken in dem tiefen Busen
» Mir den schweren Kummer nur!

MADAME BELMONT.

Zum Entzücken!

FIRMIN.

Nicht übel.

SELICOUR zu Karl Firmin.

Sie sehen, wie Alles Sie bewundert.

NARBONNE lesend.

Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin!

(Firmin tritt zum Minister und liest über seine linke Schulter.)

MADAME BELMONT.

Ganz göttlich!

SELICOUR zu Narbonne tretend.

Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabei zu danken.

(Tritt wieder auf die andere Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

CHARLOTTE singt wieder.

» Was kann mir die Freude frommen,
» Die der schöne Lenz mir beut?
» Eine nur ist's die ich suche,
» Sie ist nah und ewig weit,
» Sehnend breit ich meine Arme
» Nach dem theuren Schattenbild;
» Ach ich kann es nicht erreichen,
» Und das Herz bleibt ungestillt!

» Komm herab, du schöne Holde,
» Und verlass dein stolzes Schloss,
» Blumen, die der Lenz geboren,
» Streu' ich dir in deinen Schoss.

» Horch, der Hain erschallt von Liedern,
» Und die Quelle rieselt klar!
» Raum ist in der kleinsten Hütte
» Für ein glücklich liebend Paar! »

MADAME BELMONT.

Wie rührend der Schluss ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

CHARLOTTE.

Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

SELICOUR verneigt sich gegen Charlotten.

Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

KARL.

Was? Er bedankt sich —

SELICOUR schnell zu Karl Firmin sich umdrehend.

Nicht wahr, lieber Freund?

MADAME BELMONT.

Ich bin ganz davon hingerissen —

SELICOUR bückt sich gegen Madame Belmont.

Gar zu gütig, Madame!

KARL.

Wie versteh' ich das?

SELICOUR eben so schnell wieder zu Karl Firmin.

Nun! Sagt' ich's Ihnen nicht! Sie haben den vollkommensten Sieg davon getragen.

KARL.

Hält er mich zum Narren?

NARBONNE.

Das Werk ist vortrefflich! Ganz vortrefflich!

SELICOUR zu Firmin dem Vater.

Sie sehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

FIRMIN lächelt.

Ich muss gestehen, ich merke so etwas.

CHARLOTTE.

Ich weiss nicht, welchem von beiden Herren —

SELICOUR zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet.

Ein süsser Triumph für den Verfasser!

NARBONNE den Aufsatz zusammen legend.

Ein wahres Meisterstück. In der That!

SELICOUR bückt sich gegen Narbonne.

Gar zu viel Ehre!

MADAME BELMONT wiederholt die letzte Strophe.

Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmlisch! Dem widerstehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabei! Sie heirathen meine Charlotte!

KARL.

O Himmel!

CHARLOTTE.

Was hör' ich!

NARBONNE steht auf.

Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären — Selicour, Sie sind Gesandter!

KARL.

Mein Gott!

NARBONNE.

Sie sind's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer *das* schreiben konnte, muss ein rechtschaffener Mann, muss ein Mann von hohem Genie seyn!

SELICOUR.

Aber erlauben Sie — Ich weiss nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Loose —

NARBONNE.

Sie müssen sich von Allem losreissen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

SELICOUR.

Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

FIRMIN.

Wo denken Sie hin? Mich? Mich? zu Ihrem Sekretär?

SELICOUR.

Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

KARL.

Das will ich glauben.

NARBONNE.

Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

SELICOUR.

Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

FÜNFTER AUFTRITT.

MICHEL *zu den* VORIGEN.

MICHEL.

Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

NARBONNE.

Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen. — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — (*leise zu Selicour*) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben.

(Ab.)

SELICOUR zu Karl.

Nun, geniessen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (*Zu Charlotten.*) Unser junger Freund weiss die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

CHARLOTTE.

Nach den hübschen Sachen, die ich von ihm gesehen, hätte ich nicht geglaubt, dass er nöthig haben würde, sich mit fremden Federn zu schmücken.

SELICOUR.

Blosse Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Gesellschaft wartet —

FIRMIN zu seinem Sohn.

Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet!

(Selicour gibt Charlotten seinen Arm.)

KARL.

Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

MADAME BELMONT zu Selicour.

Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch Alles. Er ist ein scharmanter Mann!

(Sie nimmt Firmins Arm.)

SELICOUR auf Firmin zeigend.

Diesem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — ich weiss in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst.

(Gehen ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

KARL *allein zurückbleibend.*

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muss mich erst fassen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, dies alles zu ertragen! — Ein schöner Triumph, den ich davon trug. — Aus

Spott machten sie mir das Kompliment. — Es ist offenbar, dass sie *ihn*, und nicht *mich* für den Verfasser halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

SIEBENTER AUFTRITT.

KARL. LA ROCHE.

LA ROCHE.

Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht Alles nach Wunsch vermuthlich.

KARL.

O ganz vortrefflich!

LA ROCHE.

Ich habe auch gute Hoffnung.

KARL.

Selicour steht in grösserm Ansehen, als jemals.

LA ROCHE.

Sieh doch! Was Sie sagen!

KARL.

Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

LA ROCHE.

Ist's möglich! Aber dieser wichtige Aufsatz, den der Minister ihm aufgetragen, und dem er so ganz und gar nicht gewachsen ist?

KARL.

Der Aufsatzt ist fertig.

LA ROCHE.

Gehen Sie doch!

KARL.

Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

LA ROCHE.

Sie spotten meiner, es ist nicht möglich.

KARL.

Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

LA ROCHE.

Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen.

KARL.

Ich sage Ihnen, es *ist!* — Der Aufsatzt ist gelesen, bewundert, und wird jetzt eben abgeschickt.

LA ROCHE.

So muss er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

KARL.

Und diese Gesandtschaftsstelle!

LA ROCHE.

Nun, die Gesandtschaft —

KARL.

Er erhält sie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

LA ROCHE.

Sie kann ihn nicht leiden.

KARL.

Sie wird nachgeben.

LA ROCHE.

Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht seyn! Das darf nicht seyn! — Wie? Was? Dieser Heuchler, diezer niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, *wir*, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

KARL.

Gleich, auf der Stelle will ich die Grossmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

LA ROCHE.

Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meinen Sie, dass der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse — Nein, Herr! Dieses *Memoire* ist's, das so vortrefflich seyn soll, und das er irgendwo muss herbeigeherxt haben— denn gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hexerey sind seine Kniffe! Und mit seinen eignen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege gings nicht — so müssen wir einen krummen versuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, dass man uns nicht beisammen findet.

KARL.

Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

LA ROCHE.

Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

ACHTER AUFTRITT.

LA ROCHE *allein.*

Lass sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern aufzuspüren, um sich ihnen nothwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plaudrer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Ministers verlauten — Er habe Zimmer besprochen in der Vorstadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte versuchen — Doch still! Da kömmt er!

NEUNTER AUFTRITT.

LA ROCHE *und* SELICOUR.

SELICOUR ohne ihn zu bemerken.

Alles geht nach Wunsch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauern und mir jeden Augenblick Beides wegfischen können — Wenn ich sie entfernen könnte —Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte— wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

LA ROCHE für sich.

Recht so! Der läuft mir in die Hände!

SELICOUR.

Ach, sieh da! Herr La Roche.

LA ROCHE.

Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

SELICOUR.

Was wollen Sie?

LA ROCHE.

Mein Unrecht einzugestehen.

SELICOUR.

Aha!

LA ROCHE.

Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

SELICOUR.

Das ist das Beste! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

LA ROCHE.

Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, dass Sie mir vergeben können.

SELICOUR.

Aha! Steht es so? Fangen wir an geschmeidiger zu werden?

LA ROCHE.

Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen —Aber um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

SELICOUR.

Ich Ihnen schaden!

LA ROCHE.

Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

SELICOUR.

Aber —

LA ROCHE.

Und da sich Jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

SELICOUR.

So? Hat sich Jemand? Und wer ist das?

LA ROCHE.

Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

SELICOUR.

Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

LA ROCHE.

Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

SELICOUR.

Die Dame ist wohl eine Anverwandte vom Minister?

LA ROCHE.

Sie soll ein schönes Frauenzimmer seyn — er soll in der Vorstadt ein Quartier für sie suchen —

SELICOUR.

Gut, gut, ich will ja das alles nicht wissen — Und wie heisst die Dame?

LA ROCHE.

Das weiss ich nicht.

SELICOUR.

Gut! Gut!

LA ROCHE.

Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

SELICOUR.

Mir? Meinen Sie, dass mir so viel daran liege?

LA ROCHE.

Ich sage das nicht.

SELICOUR.

Ich frage nichts darnach—Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

LA ROCHE.

Morgen.

SELICOUR.

Es scheint da ein grosses Geheimniss —

LA ROCHE schnell.

Freilich! Freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

SELICOUR.

Gut! Gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und dass Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerinn gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

LA ROCHE.

Ach, Sie sind gar grossmüthig!

SELICOUR.

Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen—

LA ROCHE.

O gewiss, Sie sollen sehen —

SELICOUR.

Genug. Lassen wir's gut seyn.

LA ROCHE.

Er hat angebissen. Er ist so gut, als schon gefangen! Wie viel schneller kommt man doch mit der Spitzbüberei, als mit der Ehrlichkeit.

(Ab.)

SELICOUR.

Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel!—Es ist hier ein Liebeshandel. Ganz gewiss — Vortrefflich! Ich halte dich fest, Narbonne! — Du bist also auch ein Mensch — Du hast Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter.

(Geht ab.)

FÜNFTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

LA ROCHE *kommt.*

Sie sitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Minister — Hab' ich mich doch ganz ausser Athem gelaufen — Aber, dem Himmel sey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiss Alles — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Minister war nichts für dich zu machen, so lang er tugendhaft war — aber Gott segne mir seine Laster! Da gibt's Dienste zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Minister eine Schwachheit angemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! Nur zu! Nur zu! Wir sind besser unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, dass wir dir eine böse, böse Schlinge legen — Der Minister kommt— Muth gefasst! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu thun.

ZWEITER AUFTRITT.

NARBONNE. LA ROCHE.

NARBONNE.

— Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat heraus rufen lassen?

LA ROCHE.

Möge dies die letzte Unterredung seyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigne Ehre aber und die meine erfordern es, dass ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist

zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

NARBONNE.

Das geht zu weit! Meine Geduld ist am Ende!

LA ROCHE.

Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

NARBONNE.

Wie? Was ist das?

LA ROCHE.

Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im grössten Elende befindet? Hab' ich nicht recht?

NARBONNE.

Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

LA ROCHE.

Zürnen Sie nicht — Ich hab' es blos Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wusste — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn dass ich's nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (*Er lacht.*) Sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — — O entrüsten Sie sich nicht — Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm seyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen.

(Ab.)

NARBONNE.

Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht möglich!

DRITTER AUFTRITT.

NARBONNE. SELICOUR.

SELICOUR bei Seite.

Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. Hab' ich einmal sein Geheimniss, so ist er ganz in meinen Händen.

NARBONNE.

Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium von Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgehen lassen; er wird diesen Augenblick gelesen und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beifall haben.

SELICOUR.

Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (*Für sich.*) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich dabei nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zu gehen —

NARBONNE.

Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

SELICOUR.

Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verläumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stand ist!

NARBONNE.

Was meinen Sie damit!

SELICOUR.

Es muss heraus — Ich darf es nicht länger bei mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — Beantworten Sie mir ein Paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

NARBONNE.

Fragen Sie! Ich will Alles beantworten.

SELICOUR.

Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt.

NARBONNE.

Weil Sie es den wissen — ja.

SELICOUR.

Und ganz ingeheim, hör' ich.

NARBONNE.

Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimniss daraus gemacht.

SELICOUR.

Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

NARBONNE.

Ja!

SELICOUR.

Die Ihnen sehr — (*stockt*) sehr werth ist?

NARBONNE.

Ich gestehe es, ich nehme grossen Antheil an ihr.

SELICOUR für sich.

Er hat es gar keinen Hehl — Die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Ansehen vermeiden, nicht wahr?

NARBONNE.

Wenn es möglich wäre, ja!

SELICOUR.

Ach, gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

NARBONNE.

Sie?

SELICOUR.

Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich!

NARBONNE.

Aber wie denn?

SELICOUR.

Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

NARBONNE.

Wie denn? Was denn?

SELICOUR.

Ich hab's! Ich schaff's Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von aussen und unverdächtig! — Aber innen auf's Zärtlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Boudoir, das weit und breit zu finden.

NARBONNE für sich.

Sollte La Roche Recht behalten — (*laut*) Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu suchen.

SELICOUR lächelnd.

In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiss ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienstfertigen Freund in mir — Es ist nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu seyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

NARBONNE.

Vollkommen.

SELICOUR.

Man muss Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitte — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anstoss vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reisst mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. MICHEL.

MICHEL.

So eben gibt man diese Briefe ab.

NARBONNE zu Selicour.

Die sind für Sie.

SELICOUR.

Mit Ihrer Erlaubniss! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expedirt seyn wollen — Frisch zur Arbeit und frisch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(Geht ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

NARBONNE *allein.*

Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für besser, als Andre; Jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit auzubieten — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er Alles für mich thun, sagt er! Sind das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

SECHSTER AUFTRITT.

NARBONNE *und* LA ROCHE.

LA ROCHE.

Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

NARBONNE.

Ich habe *Sie* und *ihn* unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

LA ROCHE mit freudiger Rührung.

Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

NARBONNE.

Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, dass Geist und Talent bei keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem grössten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, dass die Briefe, die ich so eben erhalte von dem Lob desselben voll sind. (*Er erbricht einen der Briefe und liest*) Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

LA ROCHE.

Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk ist also wirklich gut?

NARBONNE.

Vortrefflich!

LA ROCHE.

So wollte ich wetten, dass er nicht der Verfasser ist!

NARBONNE.

Wer sollte es denn seyn?

LA ROCHE.

Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pfand setzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugestehen. — Wenn man versuchte — Ja! — Richtig — Ich hab' es — Das muss gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beistehen wollen, so soll er sich selbst verrathen.

NARBONNE.

Wie denn?

LA ROCHE.

Lassen Sie *mich* machen — Er kömmt! Unterstützen Sie mich!

SIEBENTER AUFTRITT.

VORIGE. SELICOUR.

LA ROCHE mit Leidenschaft.

Mein Gott! Welches entsetzliche Unglück!

SELICOUR.

Was gibt's, Herr La Roche?

LA ROCHE.

Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

SELICOUR.

Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Ausruf des Schreckens?

LA ROCHE.

Ich bin wie vom Donner getroffen!

SELICOUR.

Aber was denn?

LA ROCHE.

Dieser Unglücksbrief. — So eben erhält ihn der Minister — (*Zu Narbonne.*) Darf ich? Soll ich?

NARBONNE.

Sagen Sie Alles!

LA ROCHE.

Er ist gestürzt!

SELICOUR.

Um Gotteswillen!

LA ROCHE.

Seines Amtes entlassen!

SELICOUR.

Es ist nicht möglich!

LA ROCHE.

Nur zu wahr! Es wollte schon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

SELICOUR.

So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

(*Narbonne* bestätigt es mit einem stummen Zeichen.)

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. MADAME BELMONT. CHARLOTTE. BEIDE FIRMINS.

LA ROCHE.

Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

MADAME BELMONT.

Was gibt's?

LA ROCHE.

Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

MADAME BELMONT.

Seinem Unglücke!

CHARLOTTE.

Mein Gott! Was ist das?

LA ROCHE.

Er hat seine Stelle verloren.

CHARLOTTE.

Grosser Gott!

SELICOUR.

Ich bin erstaunt, wie Sie!

MADAME BELMONT.

Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

KARL FIRMIN leidenschaftlich.

So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Land! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

NARBONNE sehr ernst.

Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

SELICOUR.

Aber sagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

LA ROCHE.

Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist Schuld an dem ganzen Unglück.

FIRMIN lebhaft.

Ein Memoire! Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah.

(Zum Minister.)

SELICOUR.

Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

LA ROCHE.

Ganz recht! Das nämliche.

SELICOUR.

Nun da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, dass es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

NARBONNE.

Wo die Pflicht spricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg sey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

SELICOUR.

Schön gedacht! Allerdings! Aber es kostet Ihnen auch einen schönen Platz!

LA ROCHE.

Und damit ist's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andre um den ihrigen kommen. — Man weiss, dass ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Bureaux heraus kommen.

SELICOUR.

Wie so? Wie das?

LA ROCHE für sich.

Bei dem fällt kein Streich auf die Erde!

FIRMIN.

Erklären Sie sich deutlicher!

LA ROCHE.

Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

SELICOUR.

Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

LA ROCHE.

Freilich! Das ist sehr zu besorgen.

SELICOUR.

Nun, ich bin's nicht!

FIRMIN.

Ich bin der Verfasser!

NARBONNE.

Was hör' ich?

MADAME BELMONT.

Was? Sie, Herr Firmin?

FIRMIN.

Ich bin's, und ich rühme mich dessen.

LA ROCHE zu Narbonne.

Nun, was sagt' ich Ihnen?

FIRMIN.

Den Ruhm dieser Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlassen, aber nicht so die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geschwiegen bis jetzt, aber nun muss ich mich nennen.

KARL.

Recht so, mein Vater! Das heisst als ein Mann von Ehre gesprochen — Seyen Sie auf Ihr Unglück stolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geschrieben haben — O mein Herz sagt mir, dieser Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältnisse mehr seyn — Die Grösse verschwindet, und Muth gewinnt die furchtsame Liebe.

MADAME BELMONT.

Was hör' ich! Herr Firmin!

FIRMIN.

Verzeihen Sie der Wärme seines Antheils; sein volles Herz vergreift sich im Ausdruck seiner Gefühle!

NARBONNE.

So hat denn jeder von Ihnen sein Geheimniss verrathen — Herr Firmin! *Sie* sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, dass Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Gesandten — (*da Alle ihr Erstaunen bezeugen*) *ja*, ich *bin* noch Minister, und ich freue mich es zu seyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

MADAME BELMONT.

Was ist das?

SELICOUR in der heftigsten Bestürzung.

Was hab' ich gemacht!

NARBONNE zu Selicour.

Sie sehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und Tugend! — Niedriger Mensch, konnten Sie mich für Ihres gleichen halten?

LA ROCHE.

Wie schändlich er eine edle That auslegte! Ich weiss Alles aus dem Mund der Dame selbst. Dieses Frauenzimmer, für das er Ihnen eine strafbare Neigung andichtete — es ist eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienstvollen Offiziers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben liess und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

NARBONNE.

Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (*Zu Selicour.*) Sie sehen, dass Sie hier überflüssig sind.

(Selicour entfernt sich still.)

LA ROCHE.

Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wusst' ich's vorher, mein Hass würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus seyn würde.

FIRMIN drückt ihm leise die Hand.

Lassen Sie's gut seyn! Wir wollen ihn zu trösten suchen.

LA ROCHE.

Basta, ich bin dabei!

NARBONNE zu Karl.

Unser lebhafter junger Freund ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberraschung danke ich Ihr Geheimniss, und werde es nie vergessen, dass Ihre Neigung bei unserm Glück bescheiden schwieg und nur laut wurde bei unserm Unglück. — Charlotte! (*Sie wirft sich schweigend in des Vaters Arme.*) Gut, wir verstehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe.

LA ROCHE.

Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

MADAME BELMONT.

Wär's möglich?

CHARLOTTE mit einem zärtlichen Blick auf Karln.

Ich habe nie daran gezweifelt!

(Karl küsst ihre Hand mit Feuer.)

MADAME BELMONT.

O der bescheidene junge Mann! Gewiss, er wird unser Kind glücklich machen!

NARBONNE.

Bilden Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (*Halb zu den Mitspielenden, halb zu den Zuschauern.*) Diesmal hat das Verdienst den Sieg behalten. — Nicht immer ist es so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmässigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

DER NEFFE ALS ONKEL,

LUSTSPIEL IN DREI AUFZÜGEN.

AUS DEM FRANZÖSISCHEN DES PICARD.

PERSONEN.

OBERST VON DORSIGNY.
FRAU VON DORSIGNY.
SOPHIE, ihre Tochter.
FRANZ VON DORSIGNY, ihr Neffe.
FRAU VON MIRVILLE, ihre Nichte.
LORMEUIL, Sophiens Bräutigam.
VALCOUR, Freund des jungen Dorsigny.
CHAMPAGNE, Bedienter des jungen Dorsigny.
EIN NOTAR.
ZWEI UNTEROFFIZIERE.
EIN POSTILLON.
JASMIN, Diener in Dorsigny's Hause.
DREI LAKAIEN.

(*Die Scene ist ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten sind Kabinets thüren.*)

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

VALCOUR tritt eilfertig herein, und nachdem er sich überall umgesehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtisch brennen, und liest ein Billet.

« Herr von Valcour wird ersucht, diesen Abend um » sechs Uhr sich im Gartensaal des Herrn von Dor- » signy einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pfört- » chen herein kommen, das den ganzen Tag offen » ist. » — Keine Unterschrift! — Hm! Hm! Ein seltsames Abenteuer — Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebst. — Aber still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

ZWEITER AUFTRITT.

FRANZ DORSIGNY *und* CHAMPAGNE, *beide in Mäntel eingewickelt.* VALCOUR.

DORSIGNY, seinen Mantel an Champagne gebend.

Ei, guten Abend, lieber Valcour!

VALCOUR.

Was? Bist du's, Dorsigny? Wie kommst du hieher? und wozu diese sonderbare Ausstaffirung — diese Perrücke und diese Uniform, die nicht von deinem Regiment ist?

DORSIGNY.

Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obristlieutenant geschlagen; er ist schwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, so habe ich's für's Sicherste gehalten, das Kostüm meines Onkels anzunehmen. Wir sind so ziemlich von einem Alter, wie du weisst, und einander an Gestalt, an Grösse, an Farbe bis zum Verwechseln ähnlich, und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterschied ist, dass der Oberst eine Perrücke trägt und ich meine eignen Haare. — Jetzt aber, seitdem ich mir seine Perrücke und die Uniform seines Regiments zulegte, erstaune ich selbst über die grosse Aehnlichkeit mit ihm. In diesem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich so pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

VALCOUR.

Bei dem Rendezvous? Wie? Hat sie dir auch was davon vertraut?

DORSIGNY.

Sie? Welche *sie?*

VALCOUR.

Nun, die hübsche Dame, die mich in einem Billet hieher beschieden! Du bist mein Freund, Dorsigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

DORSIGNY.

Die allerliebste Dame!

VALCOUR.

Worüber lachst du?

DORSIGNY.

Ich bin die schöne Dame, Valcour.

VALCOUR.

Du?

DORSIGNY.

Das Billet ist von mir.

VALCOUR.

Ein schönes *Quiproquo*, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billets auf etwas ganz Andres Rechnung machen — Aber da es so steht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorsigny. — Also ich bin dein gehorsamer Diener.

DORSIGNY.

Warte doch! Warum eilst du so hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor

jemand Anderm sehen liess. Ich brauche deines Beistands; wir müssen Abrede mit einander nehmen.

VALCOUR.

Gut — Du kannst auf mich zählen, aber jetzt lass mich, ich habe dringende Geschäfte —

DORSIGNY.

So? Jetzt, da du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest du Zeit übrig.

VALCOUR.

Das nicht, lieber Dorsigny! Aber ich muss fort; man erwartet mich.

DORSIGNY.

Wo?

VALCOUR.

Beim *L'hombre*.

DORSIGNY.

Die grosse Angelegenheit!

VALCOUR.

Scherz bei Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schwester des Obristlieutenants zu sehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bei ihr das Wort reden.

DORSIGNY.

Nun, meinetwegen. Aber thu' mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, dass man sie hier im Gartensaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörst du?

VALCOUR,

Da sey ausser Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf sagen lassen, ohne sie nur einmal zu sehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich schätze den Bruder zu sehr, um die Schwester nicht zu lieben, wenn sie hübsch ist, versteht sich.

(Ab.)

DRITTER AUFTRITT.

DORSIGNY. CHAMPAGNE.

DORSIGNY.

Zum Glück brauche ich seinen Beistand so gar nöthig nicht — Es ist mir weniger um das Verbergen zu thun, (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Cousine Sophie wieder zu sehen.

CHAMPAGNE.

Was Sie für ein glücklicher Mann sind, gnädiger Herr! — Sie sehen Ihre Geliebte wieder, und ich (*seufzt*) meine Frau! Wann geht's wieder zurück in's Elsass — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

DORSIGNY.

Still! Da kommt meine Schwester!

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE. FRAU VON MIRVILLE.

FR. v. MIRVILLE.

Ah! Sind Sie es? Seyn Sie von Herzen wilkommen!

DORSIGNY.

Nun, das ist doch ein herzlicher Empfang!

FR. v. MIRVILLE.

Das ist ja recht schön, dass Sie uns so überraschen! Sie schrieben, dass Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück seyn könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

DORSIGNY.

Geschrieben hätt' ich und an wen?

FR. v. MIRVILLE.

An meine Tante! (*sieht den Champagne, der seinen Mantel ablegt.*) Wo ist denn aber Herr von Lormeuil?

DORSIGNY.

Wer ist der Herr von Lormeuil?

FR. v. MIRVILLE.

Ihr künftiger Schwiegersohn.

DORSIGNY.

Sage mir! Für wen hältst du mich?

FR. v. MIRVILLE.

Nun, doch wohl für meinen Onkel!

DORSIGNY.

Ist's möglich! meine Schwester erkennt mich nicht!

FR. v. MIRVILLE.

Schwester? Sie? — mein Bruder?

DORSIGNY.

Ich — dein Bruder.

FR. v. MIRVILLE.

Das kann nicht seyn. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment zu Strassburg; mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so gross auch sonst die Aehnlichkeit —

DORSIGNY.

Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perrücke.

FR. v. MIRVILLE.

Ist's möglich? — O so lass dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

DORSIGNY.

Mein Onkel ist also abwesend?

FR. v. MIRVILLE.

Freilich, der Heirath wegen.

DORSIGNY.

Der Heirath? — Welcher Heirath?

FR. v. MIRVILLE.

Sophiens, meiner Cousine.

DORSIGNY.

Was hör' ich? Sophie soll heirathen?

FR. v. MIRVILLE.

Ei freilich! Weisst du es denn nicht?

DORSIGNY.

Mein Gott! Nein!

CHAMPAGNE nähert sich.

Nicht ein Wort wissen wir.

FR. v. MIRVILLE.

Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für seinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil soll ein sehr liebenswürdiger Mann seyn, sagt man; wir haben ihn noch nicht gesehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um, ich weiss nicht welche Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu seyn, und wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

DORSIGNY.

Ach, liebe Schwester! — Redlicher Champagne! Rathet, helfet mir! Wenn ihr mir nicht beisteht, so ist es aus mit mir, so bin ich verloren!

FR. v. MIRVILLE.

Was hast du denn, Bruder, Was ist dir?

CHAMPAGNE.

Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

FR. v. MIRVILLE.

Ah, ist es das?

DORSIGNY

Diese unglückselige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

FR. v. MIRVILLE.

Es wird schwer halten, sie rückgängig zu machen. Beide Väter sind einig, das Wort ist gegeben, die Artikel sind aufgesetzt, und man erwartet blos noch den Bräutigam, sie zu unterzeichnen und abzuschliessen.

CHAMPAGNE.

Geduld! — Hören Sie! — (*Tritt zwischen Beide.*) Ich habe einen solchen sublimen Einfall!

DORSIGNY.

Rede!

CHAMPAGNE.

Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzustellen! Bleiben Sie dabei! Führen Sie die Rolle durch.

FR. v. MIRVILLE.

Ein schönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

CHAMPAGNE.

Nur gemach! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr hier im Hause, und Ihr erstes Geschäft ist, die bewusste Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — Unterdessen erhält Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Cousine anhalten — Das ist *mein* Amt! Ich bin der Kourier, der den Brief von Strassburg bringt! — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Neffen; sie nimmt diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt auf; sie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun stellen Sie sich, als wenn Sie auf's Eiligste verreisen müssten, Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben spornsteichs von Ihrer Garnison herkämen. Die Heirath geht vor sich; der Onkel kommt stattlich angezogen mit seinem Bräutigam, der den Platz glücklich besetzt findet, und nichts Bessers zu thun hat, als umzukehren und sich entweder zu Toulon oder in Ostindien eine Frau zu holen.

DORSIGNY,

Glaubst du, mein Onkel werde das so geduldig —

CHAMPAGNE.

O er wird aufbrausen, das versteht sich! Es wird heiss werden am Anfang — Aber er liebt Sie! Er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die besten Worte versprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen die ihm alle so ähnlich sehen sollen, wie Sie selbst. Er lacht, er besänftigt sich und Alles ist vergessen.

FR. v. MIRVILLE.

Ich weiss nicht, ist es das Tolle dieses Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

CHAMPAGNE.

O er ist himmlich, der Einfall!

DORSIGNY.

Lustig genug ist er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel ansehen! —

FR. v. MIRVILLE.

Habe ich's doch!

DORSIGNY.

Ja, im ersten Augenblicke.

FR. v. MIRVILLE.

Wir müssen ihr keine Zeit lassen, aus der Täuschung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es ist jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu statten; diese Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag brauchst du gar nicht zu erwarten — Du erklärst zugleich, dass du noch in der Nacht wieder fort reisen müssest, und morgen erscheinst du in deiner wahren Person. Geschwind ans Werk! Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unsre Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen soll, und worin du um Sophien anhältst.

DORSIGNY an den Schreibtisch gehend.

Schwester! Schwester! Du machst mit mir, was du willst.

CHAMPAGNE sich die Hand reibend.

Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, dass ich schon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt blos den Vertrauten zu machen.

FR. v. MIRVILLE.

Wie das, Champagne?

CHAMPAGNE.

Ei nun, das ist ganz natürlich. Mein Herr gilt für seinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorstellen, und wer weiss, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

FR. v. MIRVILLE.

Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache, sich darüber zu betrüben!

DORSIGNY siegelt den Brief und gibt ihn an Champagne.

Hier ist der Brief. Richt' es nun ein, wie du willst! Dir überlass' ich mich.

CHAMPAGNE.

Sie sollen mit mir zufrieden seyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Strassburg ankommen, gespornt und gestiefelt, triefend von Schweiss. — Sie, gnädiger Herr, halten sich wacker. — Muth, Dreistigkeit, Unverschämtheit, wenns nöthig ist. — Den Onkel gespielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und wenn Alles vorbei ist, den Beutel gezogen, und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen diesen Herrlichkeiten verholfen hat.

(Ab.)

FR. v. MIRVILLE.

Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel ansehen. Thu, als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hättest, und schick' mich weg.

DORSIGNY.

Aber was werd' ich ihr denn sagen?

FR. v. MIRVILLE.

Alles, was ein galanter Mann seiner Frau nur Artiges sagen kann.

FÜNFTER AUFTRITT.

FRAU v. MIRVILLE. FRAU v. DORSIGNY. FRANZ v. DORSIGNY.

FR. v. MIRVILLE.

Kommen Sie doch, liebe Tante! Geschwind! Der Onkel ist angekommen.

FR. v. DORSIGNY.

Wie? Was? Mein Mann! — Ja wahrhaftig da ist er! — Herzlich Willkommen, lieber Dorsigny — So

bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reise gehabt? — Aber wie so allein? Wo sind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutsche nicht — Nun wahrhaftig — ich besinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraschung und Freude —

FR. v. MIRVILLE heimlich zu ihrem Bruder.

Nun so rede doch! Antworte frisch weg!

DORSIGNY.

Weil ich nur auf einen kurzen Besuch hier bin, so komm' ich allein und in einer Miethkutsche — Was aber die Reise betrifft, liebe Frau — die Reise — Ach! Die ist nicht die glücklichste gewesen.

FR. v. DORSIGNY.

Sie erschrecken mich! Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestossen?

DORSIGNY.

Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber diese Heirath — (*Zu Frau von Mirville.*) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

FR. v. MIRVILLE.

Ich will nicht stören, mein Onkel.

(Ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

FRAU v. DORSIGNY. FRANZ v. DORSIGNY.

FR. v. DORSIGNY.

Nun, lieber Mann! diese Heirath —

DORSIGNY.

Aus dieser Heirath wird — nichts.

FR. v. DORSIGNY.

Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters.

DORSIGNY.

Freylich wohl! Aber der Sohn kann unsere Tochter nicht heirathen.

FR. v. DORSIGNY.

So? Und warum denn nicht?

DORSIGNY mit starkem Ton.

Weil — weil er — todt ist.

FR. v. DORSIGNY.

Mein Gott! Welcher Zufall!

DORSIGNY.

Es ist ein rechter Jammer. Dieser junge Mann war, was die meisten jungen Leute sind, so ein kleiner Wüstling. Einen Abend bey einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübschen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler mischte sich drein und erlaubte sich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrausend, wie man es mit zwanzig Jahren ist, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profession gerathen, der sich nie schlägt, ohne seinen Mann — zu tödten. Und diese böse Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geschicklichkeit seines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drey tödtlichen — Stichen im Leibe.

FR. v. DORSIGNY.

Barmherziger Himmel! Was muss der Vater dabei gelitten haben!

DORSIGNY.

Das können Sie denken! Und die Mutter!

FR. v. DORSIGNY.

Wie? Die Mutter! Die ist ja im letzten Winter gestorben, so viel ich weiss.

DORSIGNY.

Diesen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter stirbt ihm seine Frau und jetzt im Sommer muss er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es ist mir auch schwer angekommen, ihn in seinem Schmerz zu verlassen! Aber der Dienst ist jetzt so scharf! Auf den zwanzigsten müssen alle Offiziere — beim Regiment seyn! Heute ist der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und muss schon heute Abend wieder — nach meiner Garnison zurückreisen.

FR. v. DORSIGNY.

Wie? So bald?

DORSIGNY.

Das ist einmal der Dienst! Was ist zu machen? Jetzt auf unsere Tochter zu kommen! —

FR. v. DORSIGNY.

Das liebe Kind ist sehr niedergeschlagen und schwermüthig, seitdem Sie weg waren.

DORSIGNY.

Wissen Sie, was ich denke! Diese Partie, die wir ihr ausgesucht, war nicht nach ihrem Geschmack.

FR. v. DORSIGNY.

So? Wissen Sie?

DORSIGNY.

Ich weiss nichts — Aber sie ist fünfzehn Jahre alt — Kann sie nicht für sich selbst schon gewählt haben, eh' wir es für sie thaten?

FR. v. DORSIGNY.

Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

DORSIGNY.

Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

FR. v. DORSIGNY.

Bewahre uns Gott davor!

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. SOPHIE.

SOPHIE beim Anblick Dorsigny's stutzend.

Ah! Mein Vater —

FR. v. DORSIGNY.

Nun, was ist dir? Fürchtest du dich, deinen Vater zu umarmen?

DORSIGNY, nachdem er sie umarmt, für sich.

Sie haben's doch gar gut, diese Väter! Alles umarmt sie!

FR. v. DORSIGNY.

Du weisst wohl noch nicht, Sophie, dass ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

SOPHIE.

Welcher Zufall?

FR. v. DORSIGNY.

Herr von Lormeuil ist todt.

SOPHIE.

Mein Gott!

DORSIGNY hat sie mit den Augen fixirt.

Ja nun — Was sagst du dazu, meine Sophie?

SOPHIE.

Ich, mein Vater? — Ich beklage diesen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück ansehen, dass — dass sich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

DORSIGNY.

Aber, liebes Kind! Wenn du gegen diese Heirath — etwas einzuwenden hattest, warum sagtest du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

SOPHIE.

Das weiss ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit. —

DORSIGNY.

Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

FR. v. DORSIGNY.

Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiss das Beste rathen.

DORSIGNY.

Du hasstest also diesen Lormeuil zum Voraus — recht herzlich?

SOPHIE.

Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

DORSIGNY.

Und du möchtest Keinen heirathen, als den du wirklich liebst.

SOPHIE.

Das ist wohl natürlich.

DORSIGNY.

Du liebst also — einen Andern?

SOPHIE.

Das habe ich nicht gesagt.

DORSIGNY.

Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Lass mich Alles wissen.

FR. v. DORSIGNY.

Fasse Muth, mein Kind! Vergiss, dass es dein Vater ist, mit dem du redest.

DORSIGNY.

Bilde dir ein, dass du mit deinem besten, deinem zärtlichsten Freunde sprächest — und der, den du liebst, weiss er, dass er — geliebt wird?

SOPHIE.

Behüte der Himmel! Nein.

DORSIGNY.

Ist's noch ein junger Mensch?

SOPHIE.

Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth ist, weil Jedermann findet, dass er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unsern Namen führt — Ach! Sie müssen ihn errathen.

DORSIGNY.

Noch nicht ganz, liebes Kind!

FR. v. DORSIGNY.

Aber ich errath' ihn! Ich wette, es ist Ihr Vetter, Franz Dorsigny.

DORSIGNY.

Nun, Sophie? Du antwortest nichts?

SOPHIE.

Billigen Sie meine Wahl?

DORSIGNY seine Freude unterdrückend, für sich.

Wir müssen den Vater spielen — Aber mein Kind — das müssen wir denn doch bedenken.

SOPHIE.

Warum bedenken? Mein Vetter ist der beste, verständigste —

DORSIGNY.

Der? Ein Schwindelkopf ist er, ein Wildfang, der in den zwei Jahren, dass er weg ist, nicht zweimal an seinen Onkel geschrieben hat.

SOPHIE.

Aber mir hat er desto fleissiger geschrieben, mein Vater!

DORSIGNY.

So? hat er das? Und du hast ihm wohl — frisch weg geantwortet? Hast du? Nicht?

SOPHIE.

Nein, ob ich gleich grosse Lust dazu hatte. — Nun, Sie versprachen mir ja diesen Augenblick, dass Sie meiner Neigung nicht entgegen seyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

FR. v. DORSIGNY.

Nun, nun, gib nach, lieber Dorsigny — Es ist da weiter nichts zu machen — und gesteh' nur, sie hätte nicht besser wählen können.

DORSIGNY.

Es ist wahr, es lässt sich Manches dafür sagen — Das Vermögen ist von beiden Seiten gleich, und gesetzt, der Vetter hätte auch ein Bischen leichtsinnig gewirthschaftet, so weiss man ja, die Heirath bringt einen jungen Menschen — schon in Ordnung — Wenn sie ihn nun überdies lieb hat —

SOPHIE.

O recht sehr, lieber Vater! — Erst in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil zum Gemahl vorschlug, merkte ich, dass ich dem Vetter gut sey — so was man gut seyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

DORSIGNY feurig.

Und warum sollte er das nicht, meine Theuerste — (*sich besinnend*) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

SOPHIE.

Ich darf also jetzt an den Vetter schreiben?

DORSIGNY.

Was du willst — (*für sich*) Wie hübsch spielt sich's den Vater, wenn man so allerliebste Geständnisse zu hören bekommt.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. FRAU v. MIRVILLE. CHAMPAGNE *als Postillon mit der Peitsche klatschend.*

CHAMPAGNE.

He, holla!

FR. v. MIRVILLE.

Platz! Da kommt ein Kourier.

FR. v. DORSIGNY.

Es ist Champagne.

SOPHIE.

Meines Vetters Bedienter!

CHAMPAGNE.

Gnädiger Herr — gnädige Frau! Reissen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein ist doch nicht schon Frau von Lormeuil?

FR. v. DORSIGNY.

Nein, guter Freund, noch nicht.

CHAMPAGNE.

Noch nicht? Dem Himmel sey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

SOPHIE.

Wie? Dem Vetter ist doch kein Unglück begegnet?

FR. v. DORSIGNY.

Mein Neffe ist doch nicht krank?

FR. v. MIRVILLE.

Du machst mir Angst, was ist meinem Bruder?

CHAMPAGNE.

Beruhigen Sie sich, gnädige Frau! Mein Herr befindet sich ganz wohl, aber wir sind in einer grausamen Lage — Wenn Sie wüssten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat sich zusammen genommen, der gnädigen Frau, die er seine gute Tante nennt, sein Herz auszuschütten; Ihnen verdankt er Alles,

was er ist; zu Ihnen hat er das grösste Vertrauen — Hier schreibt er Ihnen, lesen Sie und beklagen Sie ihn!

DORSIGNY.

Mein Gott, was ist das?

FR. v. DORSIGNY liest.

« Beste Tante! Ich erfahre so eben, dass Sie im » Begriff sind, meine Cousine zu verheirathen. Es ist » nicht mehr Zeit, zurückzuhalten : ich liebe Sophien. » — Ich flehe Sie an, beste Tante, wenn sie nicht » eine heftige Neigung zu ihrem bestimmten Bräuti- » gam hat, so schenken Sie sie mir! Ich liebe sie so » innig, dass ich gewiss noch ihre Liebe gewinne, Ich » folge dem Champagne auf dem Fusse nach; er wird » Ihnen diesen Brief überbringen, Ihnen erzählen, » was ich seit jener schrecklichen Nachricht ausge- » standen habe. »

SOPHIE.

Der gute Vetter!

FR. v. MIRVILLE.

Armer Dorsigny!

CHAMPAGNE.

Nein, es lässt sich gar nicht beschreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, sagte ich zu ihm, vielleicht ist noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, sagte er zu mir, ich schneide dir die Kehle ab, wenn du zu spät kommst — Er kann zuweilen derb seyn, Ihr lieber Neffe.

DORSIGNY.

Unverschämter!

CHAMPAGNE.

Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böse, als wenn ich von Ihnen spräche; was ich sage, geschieht aus lauter Freundschaft für ihn, damit Sie ihn bessern, weil Sie sein Onkel sind.

FR. v. MIRVILLE.

Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beste seines Herrn!

FR. v. DORSIGNY.

Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirst es nöthig haben.

CHAMPAGNE.

Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche.

(Ab.)

NEUNTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* CHAMPAGNE.

DORSIGNY.

Nun, Sophie? Was sagst du dazu?

SOPHIE.

Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

FR. v. DORSIGNY.

Es ist da weiter nichts zu thun; wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

FR. v. MIRVILLE.

Aber der Vetter ist ja noch nicht hier.

FR. v. DORSIGNY.

Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

DORSIGNY.

Nun — wenn es denn nicht anders ist — und wenn Sie so meinen, meine Liebe — so sey's! Ich bin's zufrieden, und will mich so einrichten, dass der Lerm der Hochzeit — vorbei ist, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

ZEHNTER AUFTRITT.

DREI BEDIENTE *treten ein und warten im Hintergrunde.* VORIGE.

FR. v. DORSIGNY.

Noch Eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweitausend Thaler in Wechseln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

DORSIGNY.

Mir ist Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (*Während sie die Wechsel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville.*) Darf ich das Geld wohl nehmen?

FR. v. MIRVILLE.

Nimm es ja, sonst machst du dich verdächtig.

DORSIGNY heimlich zu ihr

In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (*Laut, indem er die Wechsel der Frau von Dorsigny in Empfang nimmt.*) Das Geld erinnert mich, dass ein verwünschter Schelm von Wucherer mich schon seit lange um hundert Pistolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie ist's? Soll ich den Posten bezahlen?

FR. v. MIRVILLE.

Ei, das versteht sich! Sie werden doch meine Base keinem Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden steckt?

FR. v. DORSIGNY.

Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeschenken anwenden!

FR. v. MIRVILLE.

Ja, ja, zu Hochzeitgeschenken!

EIN DRITTER BEDIENTER kommt.

Die Modehändlerinn der Frau von Mirville.

FR. v. MIRVILLE.

Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr bestellen.

(Ab.)

EILFTER AUFTRITT.

VORIGE *ohne* FRAU v. MIRVILLE.

DORSIGNY zu den Bedienten.

Kommt her! (*Zur Frau von Dorsigny.*) Man wird nach dem Herrn Gaspar, unserm Notar, schicken müssen —

FR. v. DORSIGNY.

Lassen Sie ihn lieber gleich zum Nachtessen einladen; dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

DORSIGNY.

Das ist wahr! (*Zu einem von den Bedienten.*) Du geh' zum Juwelier und lass ihn das Neueste herbringen, was er hat — (*Zu einem andern.*) Du gehst zum Herrn Gaspar, unserm Notar, ich lass' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu essen — Dann bestellest du vier Postpferde; Punkt eilf Uhr müssen sie vor dem Hause seyn; denn ich muss in der Nacht noch fort — (*Zu einem dritten.*) Für dich, Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du hast Kopf; dir kann man was anvertrauen.

JASMIN.

Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen so zu sagen.

DORSIGNY.

Du weisst, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäck-

ler, der sonst meine Geschäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

JASMIN.

Ei ja wohl! Warum sollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Postillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

DORSIGNY.

Geh' zu ihm, bring' ihm diese hundert Pistolen, die mein Neffe ihm schuldig ist, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiss aber nicht, dir einen Empfangschein geben zu lassen.

JASMIN.

Warum nicht gar — Ich werde doch kein solcher Esel sein!

(Die Bedienten gehen ab.)

FR. v. DORSIGNY.

Wie er sich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeschenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

DORSIGNY.

Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, dass ich nicht Zeuge davon seyn kann.

ZWÖLFTER AUFTRITT.

VORIGE. FRAU v. MIRVILLE.

FR. V. MIRVILLE eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder.

Mach' dass du fortkommst, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz so aussieht, wie der Herr von Lormeuil.

DORSIGNY in ein Kabinet fliehend.

Das wäre der Teufel!

FR. v. DORSIGNY.

Nun, warum eilen Sie denn so schnell fort, Dorsigny?

DORSIGNY.

Ich muss — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da seyn.

FR. v. MIRVILLE pressirt.

Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die schönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

FR. v. DORSIGNY.

Du thust Recht, mich zu Rath zu ziehen —Ich verstehe mich darauf. Ich will dir aussuchen helfen.

DREIZEHNTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. LORMEUIL. FRAU V. DORSIGNY. SOPHIE. FRAU v. MIRVILLE.

OBERST.

Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber desto besser! — Erlauben Sie, dass ich Ihnen hier diesen Herrn —

FR. v. DORSIGNY.

Bitte tausendmal um Vergebung, meine Herrn — Die Putzhändlerinn wartet auf uns, wir sind gleich wieder da — Komm, meine Tochter!

(Ab.)

OBERST.

Nun! Nun! Diese Putzhändlerinn könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

SOPHIE.

Eben darum, weil sie nicht warten kann — Entschuldigen Sie, meine Herren.

(Ab.)

OBERST.

Das mag seyn — aber ich sollte doch denken —

FR. v. MIRVILLE.

Die Herren, wissen wir wohl, fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns sind das sehr wichtige Personen.

(Geht ab, sich tief gegen Lormeuil verneigend.)

OBERST.

Zum Teufel, das seh' ich, dass man uns ihrentwegen stehen lässt.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. LORMEUIL.

OBERST.

Ein schöner Empfang! Das muss ich sagen.

LORMEUIL.

Ist das so der Brauch bei den Pariser Damen, dass sie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

OBERST.

Ich weiss gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, dass ich erst in sechs Wochen zurück seyn könnte; ich bin unversehens da, und man ist nicht im Geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

LORMEUIL.

Wer sind die beiden jungen Damen, die mich so höflich grüssten?

OBERST.

Die eine ist meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

LORMEUIL.

Sie sind beide sehr hübsch.

OBERST.

Der Henker auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht genug an dem Hübschseyn — man muss sich auch artig betragen.

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. DIE DREI BEDIENTEN, *die nach und nach herein kommen.*

ZWEITER BEDIENTER zur Linken des Obersten.

Der Notar lässt sehr bedauern, dass er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht speisen kann — er wird sich aber nach Tisch einfinden.

OBERST.

Was schwatzt der da für närrisches Zeug?

ZWEITER BEDIENTER.

Die Postpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hause seyn.

(Ab.)

OBERST.

Die Postpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

ERSTER BEDIENTER zu seiner rechten Seite.

Der Juwelier, Euer Gnaden, hat bankerott gemacht, und ist diese Nacht auf und davon gegangen.

(Ab.)

OBERST.

Was geht das mich an? Er war mir nichts schuldig!

JASMIN an seiner linken Seite.

Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier schickt er Ihnen die Quittung.

OBERST.

Was für eine Quittung, Schurke?

JASMIN.

Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie sie zu lesen.

OBERST liest.

Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberst von Dorsigny zweitausend Livres, welche ich seinem Herrn Neffen vorgeschossen, richtig erhalten zu haben.

JASMIN.

Euer Gnaden sehen, dass die Quittung richtig ist.

(Ab.)

OBERST.

O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann: mein Verstand steht still — Der ärgste Gauner in ganz Paris ist krank, und schickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm schuldig ist.

LORMEUIL.

Vielleicht schlägt ihm das Gewissen.

OBERST.

Kommen Sie! Kommen Sie! Lormeuil! Suchen wir heraus zu bringen, was uns diesen angenehmen Empfang verschafft—und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Postpferde, Geldmäkler und Putzmacherinnen!

(Beide ab.)

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

FRAU *v.* MIRVILLE. FRANZ DORSIGNY *kommt aus einem Zimmer linker Hand, und sieht sich sorgfältig um.*

FR. *v.* MIRVILLE von der entgegengesetzten Seite.

Wie unbesonnen! Der Onkel wird den Augenblick da seyn.

DORSIGNY.

Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist Alles entdeckt, und weiss meine Tante, dass Ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

FR. *v.* MIRVILLE.

Nichts weiss man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerinn eingeschlossen; der Onkel flucht auf seine Frau — Herr von Lormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, dass ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu stimmen, oder wenn's nicht anders ist, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh' ich zugebe, dass er die Cousine heirathet, nehm' ich ihn lieber selbst.

ZWEITER AUFTRITT.

VORIGE. VALCOUR.

VALCOUR kommt schnell.

Ah schön, schön, dass ich dich hier finde, Dorsigny! Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und in der grössten Eile.

DORSIGNY.

Hol ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

VALCOUR.

Die gnädige Frau darf doch —

DORSIGNY.

Vor meiner Schwester hab' ich kein Geheimniss.

VALCOUR zur Frau von Mirville sich wendend.

Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

DORSIGNY.

Was hör' ich? Seine Stimme!

(Flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen.)

VALCOUR ohne Dorsigny's Flucht zu bemerken, fährt fort.

Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich seyn zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebensten Diener.

(Er bemerkt nicht dass indess der Oberst Dorsigny heringekommen und sich an den Platz des andern gestellt hat.)

DRITTER AUFTRITT.

VORIGE. OBERST DORSIGNY. LORMEUIL.

OBERST.

Ja — diese Weiber sind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

VALCOUR kehrt sich um und glaubt mit dem jungen Dorsigny zu reden.

Ich wollte dir also sagen, lieber Dorsigny, dass dein Oberstlieutenant nicht todt ist.

OBERST.

Mein Oberstlieutenant?

VALCOUR.

Mit dem du die Schlägerei gehabt hast. Er hat an meinen Freund Liancour schreiben lassen; er lässt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, dass er der Angreifer gewesen sey. Die Familie hat zwar schon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen Alles anwenden, die Sache bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir diese gute Nachricht zu überbringen, und muss gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

OBERST.

Sehr obligirt — aber —

VALCOUR.

Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wache für dich.

(Ab.)

VIERTER AUFTRITT.

FRAU *v.* MIRVILLE. OBERST DORSIGNY. LORMEUIL.

OBERST.

Sage mir doch, was der Mensch will?

FR. *v.* MIRVILLE.

Der Mensch ist verrückt, das sehn Sie ja.

OBERST.

Dies scheint also eine Epidemie zu seyn, die alle Welt ergriffen hat, seitdem ich weg bin, denn das ist der erste Narr nicht, dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

FR. *v.* MIRVILLE.

Sie müssen den trocknen Empfang meiner Tante

nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Putzsachen die Rede ist, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

OBERST.

Nun, Gott sey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magst *du* denn die Erste seyn, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

LORMEUIL.

Ich bin sehr glücklich, mein Fräulein, dass ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen; wenn nicht die Ihrige —

OBERST.

Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raserei auch dich angesteckt, armer Freund! Dein Kompliment ist ganz artig, aber bei meiner Tochter, und nicht bei meiner Nichte, hättest du das anbringen sollen.

LORMEUIL.

Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie sagen der Beschreibung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorsigny von meiner Braut gemacht hat, dass mein Irrthum verzeihlich ist.

FR. v. MIRVILLE.

Hier kommt meine Cousine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie sie recht, und überzeugen Sie sich mit ihren eignen Augen, dass sie alle die schönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

FÜNFTER AUFTRITT.

VORIGE. SOPHIE.

SOPHIE.

Bitte tausendmal um Verzeihung, bester Vater, dass ich Sie vorhin habe stehen lassen; die Mama rief mir, und ich musste ihrem Befehl gehorchen.

OBERST.

Nun, wenn man nur seinen Fehler einsieht und sich entschuldigt —

SOPHIE.

Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, dass Sie in diese Heirath willigen.

OBERST.

So, so! Gefällt sie dir, diese Heirath?

SOPHIE.

O gar sehr!

OBERST leise zu Lormeuil.

Du siehst, wie sie dich schon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der schönen Beschreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

LORMEUIL.

Ich bin Ihnen sehr verbunden.

OBERST.

Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit seyn, dass ich mich nach deiner Mutter ein wenig umsehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiste du indess diesem Herrn Gesellschaft. Er ist mein Freund, und mich soll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird. — Verstehst du? (*Zu Lormeuil.*) Jetzt frisch daran — Das ist der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, so ist sie morgen deine Frau — (*Zu Frau von Mirville.*) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen.

(Ab.)

SECHSTER AUFTRITT.

SOPHIE. LORMEUIL.

SOPHIE.

Sie werden also auch bei der Hochzeit seyn?

LORMEUIL.

Ja, mein Fräulein — Sie scheint Ihnen nicht zu missfallen, diese Heirath?

SOPHIE.

Sie hat den Beifall meines Vaters.

LORMEUIL.

Wohl! Aber was die Väter veranstalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

SOPHIE.

O was diese Heirath betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

LORMEUIL.

Wie das, mein Fräulein?

SOPHIE.

Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

LORMEUIL.

Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

SOPHIE.

Ich verberg' es nicht.

LORMEUIL.

Wie? Und kennen ihn nicht einmal?

SOPHIE.

Ich bin mit ihm erzogen worden.

LORMEUIL.

Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

SOPHIE.

Mit dem Herrn von Lormeuil — Nein!

LORMEUIL.

Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

SOPHIE.

Ja, das war anfangs.

LORMEUIL.

Wie, anfangs?

SOPHIE.

Ich sehe, dass Sie noch nicht wissen, mein Herr —

LORMEUIL.

Nichts weiss ich! Nicht das Geringste weiss ich.

SOPHIE.

Er ist todt.

LORMEUIL.

Wer ist todt?

SOPHIE.

Der junge Herr von Lormeuil.

LORMEUIL.

Wirklich?

SOPHIE.

Ganz gewiss.

LORMEUIL.

Wer hat Ihnen gesagt, dass er todt sey?

SOPHIE.

Mein Vater!

LORMEUIL.

Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht seyn, das ist nicht möglich.

SOPHIE.

Mit Ihrer Erlaubniss, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muss es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel; er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

LORMEUIL.

Das ist gefährlich.

SOPHIE.

Ja wohl, er ist auch daran gestorben.

LORMEUIL.

Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil besser Auskunft geben, als ich.

SOPHIE.

Als Sie! Das wäre doch lustig.

LORMEUIL.

Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf Einmal herauszusagen — ich selbst bin dieser Lormeuil, und bin nicht todt, so viel weiss ich.

SOPHIE.

Sie wären Herr von Lormeuil?

LORMEUIL.

Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

SOPHIE.

Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

LORMEUIL.

Sie halten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

SOPHIE.

Ja freilich!

LORMEUIL.

Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

SOPHIE.

Mit meinem Cousin Dorsigny.

LORMEUIL.

Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu sprechen haben.

SOPHIE.

Das hat er, das versteht sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

LORMEUIL.

Wann hätt' er sie gegeben?

SOPHIE.

Eben jetzt — ein Paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

LORMEUIL.

Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

SOPHIE.

Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

LORMEUIL an den Kopf greifend.

Mir schwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muss ein Geheimniss stecken, das ich nicht ergründe.

SOPHIE.

Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

LORMEUIL.

Im vollen höchsten Ernst, mein Fräulein —

SOPHIE.

Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

LORMEUIL.

Lassen Sie sich's nicht leid seyn, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Umstand, den man lieber *vor* als *nach* der Heirath erfährt —

SOPHIE.

Aber ich begreife nicht —

LORMEUIL.

Ich will den Herrn von Dorsigny aufsuchen — Vielleicht löst *Er* mir das Räthsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Fräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden seyn hoff' ich.

(Ab.)

SOPHIE.

Er scheint ein sehr artiger Mensch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, so soll es mich recht sehr freuen, dass er nicht erstochen ist.

SIEBENTER AUFTRITT.

SOPHIE. OBERST. FRAU *v.* DORSIGNY.

FR. *v.* DORSIGNY.

Lass uns allein, Sophie. (*Sophie geht ab.*) Wie, Dorsigny? Sie können mir in's Angesicht behaupten, dass Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun Wahrhaftig! Welcher Andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten!

OBERST.

Was Teufel hätte ich denn gethan?

FR. *v.* DORSIGNY.

Muss ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, dass Sie erst vor Kurzem mit unsrer Tochter gesprochen, dass Sie ihre Neigung zu unserm Neffen entdeckt haben, und dass wir eins worden sind, sie ihm zur Frau zu geben, so bald er wird angekommen seyn.

OBERST.

Ich weiss nicht — Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das Letztere, so war's hohe Zeit, dass ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn todt, verheirathet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's Beide ganz vortrefflich gefallen.

FR. *v.* DORSIGNY.

Welche Verstockung! — In Wahrheit, Herr von Dorsigny, ich weiss mich in Ihr betragen nicht zu finden.

OBERST.

Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

ACHTER AUFTRITT.

VORIGE. FR. *v.* MIRVILLE.

FR. *v.* MIRVILLE.

Dacht' ich's doch, dass ich Sie Beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Beispiel! Die Tante ist gefällig, wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

OBERST.

Wahr gesprochen, Nichte! — Man muss Hiobs Geduld haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwätz nicht zu verlieren.

FR. *v.* DORSIGNY.

Die Nichte hat Recht, man muss so gefällig seyn wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

OBERST.

Nun, Madame! Unsere Nichte hat mich seit meinem Hierseyn fast nie verlassen. Wollen wir *sie* zum Schiedsrichter nehmen?

FR. v. DORSIGNY.

Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausspruch.

FR. v. MIRVILLE.

Wovon ist die Rede?

FR. v. DORSIGNY.

Stelle dir vor, mein Mann untersteht sich, mir in's Gesicht zu behaupten, dass Er's nicht gewesen sey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

FR. v. MIRVILLE.

Ist's möglich?

OBERST.

Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, dass ich hier, hier in diesem Zimmer, mit ihr gesprochen haben soll, in demselben Augenblicke, wo ich mich auf der Touloner Poststrasse schütteln liess.

FR. v. MIRVILLE.

Das ist ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muss ein Missverständniss seyn — Lassen Sie mich ein Paar Worte mit der Tante reden.

OBERST.

Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht setzest, wenn's möglich ist; aber es wird schwer halten.

FR. v. MIRVILLE leise zur Frau von Dorsigny.

Liebe Tante, das alles ist wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

FR. v. DORSIGNY eben so.

Freilich wohl, er müsste ja rasend seyn, solches Zeug im Ernst zu behaupten.

FR. v. MIRVILLE.

Wissen Sie was! Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze—Geben Sie's ihm heim! Lassen Sie ihn fühlen, dass Sie sich nicht zum Besten haben lassen.

FR. v. DORSIGNY.

Du hast Recht. Lass mich nur machen!

OBERST.

Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

FR. v. DORSIGNY spottweise.

Ja wohl ist's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau ist, nur durch ihres Mannes Augen zu sehen, so erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

OBERST.

Mit dem spöttischen Ton kommen wir nicht weiter.

FR. v. DORSIGNY.

Ohne Groll, Herr von Dorsigny! Sie haben auf meine Unkosten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und so heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Besuche zu geben. Wenn ich zurück komme und Ihnen der spasshafte Humor vergangen ist, so können wir ernsthaft mit einander reden.

OBERST zur Frau von Mirville.

Verstehst du ein Wort von Allem, was sie da sagt?

FR. v. MIRVILLE.

Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen.

(Ab.)

OBERST.

Thu das, wenn du willst. Ich geb' es rein auf — so ganz toll und närrisch hab' ich sie noch nie gesehen. Der Teufel muss in meiner Abwesenheit meine Gestalt angenommen haben, um mein Haus unterst zu oberst zu kehren, anders begreif' ich's nicht. —

NEUNTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. CHAMPAGNE *ein wenig betrunken.*

CHAMPAGNE.

Nnn, das muss wahr seyn! — Hier lebt sich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel stecken sie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr gesehen, seitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, sieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muss doch hören, wie unsere Sachen stehen.

(Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.)

OBERST.

Was Teufel! Ist das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der *hieher*, und was will der Esel mit seinen einfältigen Grimassen?

CHAMPAGNE wie oben.

Nun, nun, gnädiger Herr?

OBERST.

Ich glaube, der Kerl ist besoffen.

CHAMPAGNE.

Nun, was sagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut gespielt?

OBERST für sich.

Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

CHAMPAGNE.

Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich sie gespielt. Mit einer Peitsche und den Kourierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillon gleich? Wie?

OBERST.

Ja! Ja! (*Für sich.*) Weiss der Teufel, was ich ihm antworten soll.

CHAMPAGNE.

Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

OBERST.

Wie weit ich bin — wie's steht — nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

CHAMPAGNE.

Die Heirath ist richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

OBERST.

Ja.

CHAMPAGNE.

Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

OBERST für sich.

Es ist ein Streich von meinem Neffen!

CHAMPAGNE.

Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

OBERST.

Worüber lachst du?

CHAMPAGNE.

Das fragen Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

OBERST für sich.

Ich möchte rasend werden!

CHAMPAGNE.

Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in seinem Neste findet — Das ist himmlisch!

OBERST.

Zum Entzücken!

CHAMPAGNE.

Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

OBERST.

Dir? Wie so?

CHAMPAGNE.

Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

OBERT für sich.

Ha, der Schurke!

CHAMPAGNE.

Aber das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sey es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüsste.

OBERST für sich.

Mein Schelm von Neffe macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

CHAMPAGNE.

Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

OBERST.

Meinst du?

CHAMPAGNE.

Doch was thut's! Ist er doch nicht da, dass man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, dass der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

OBERST.

Er ist zurückgekommen.

CHAMPAGNE.

Wie? Was?

OBERST.

Er ist zurückgekommen, sag' ich.

CHAMPAGNE.

Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie sich, wie Sie können — Ich suche das Weite.

(Will fort.)

OBERST.

Bleib, Schurke, zweifacher Halunke, bleib! Das also sind deine schönen Erfindungen, Herr Schurke?

CHAMPAGNE.

Wie, gnädiger Herr? Ist das mein Dank?

OBERST.

Bleib, Halunke! — Wahrlich meine *Frau* (*hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens*) ist die Närrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so spät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überrasche meinen Neffen — er muss mir den Heirathskontrakt seiner Base noch selbst mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Halunke —

CHAMPAGNE.

Ich gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

OBERST.

Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Gesell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, dass ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

(Ab.)

CHAMPAGNE.

Ich falle aus den Wolken! Muss dieser verwünschte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Esel, dass ich ihm auch erzählen musste — Ja, wenn ich noch wenigstens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber so!

ZEHNTER AUFTRITT.

CHAMPAGNE. FRANZ DORSIGNY. FRAU v. MIRVILLE.

FR. v. MIRVILLE komme sachte hervor und spricht in die Scene zurück.

Das Feld ist rein — du kannst herauskommen — es ist Niemand hier als Champagne.

(Dorsigny tritt ein.)

CHAMPAGNE kehrt sich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt.

Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (*Sich Dorsigny zu Füssen werfend.*) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freilich verdient hätte —

DORSIGNY.

Was soll denn das vorstellen? Steh auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

CHAMPAGNE.

Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

DORSIGNY.

Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

CHAMPAGNE erkennt ihn.

Wie, Herr, sind Sie's?

DORSIGNY.

Freilich bin ich's.

CHAMPAGNE.

Ach Gott! Wissen Sie, dass Ihr Onkel hier ist?

DORSIGNY.

Ich weiss es. Was denn weiter?

CHAMPAGNE.

Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm Alles gesagt; er weiss Alles.

FR. v. MIRVILLE.

Unsinniger! Was hast du gethan?

CHAMPAGNE.

Kann ich dafür? Sie sehen, dass ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Ist's zu verwundern, dass ich den Onkel für den Neffen nahm.

DORSIGNY.

Was ist zu machen?

FR. v. MIRVILLE.

Das ist jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen. —

DORSIGNY.

Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

FR. v. MIRVILLE.

Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geschwind, da der Weg noch frei ist.

(Sie führt ihn bis an die hintere Thür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurück hält und wieder vorwärts führt.)

EILFTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LORMEUIL.

LORMEUIL.

Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

FR. v. MIRVILLE heimlich zu Dorsigny.

Es ist den Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

LORMEUIL zur Frau von Mirville.

Sie verlassen uns, gnädige Frau?

FR. v. MIRVILLE.

Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin sogleich wieder hier.

(Geht ab, Champagne folgt.)

ZWÖLFTER AUFTRITT.

LORMEUIL. FRANZ DORSIGNY.

LORMEUIL.

Sie werden sich erinnern, dass Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelassen haben?

DORSIGNY.

Ich erinnere mich's.

LORMEUIL.

Sie ist sehr liebenswürdig; ihr Besitz würde mich zum glücklichsten Manne machen.

DORSIGNY.

Ich glaub' es.

LORMEUIL.

Aber ich muss Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

DORSIGNY.

Wie ist das?

LORMEUIL.

Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, das ist gewiss! Aber Sie haben mir so oft von Ihrem Neffen Franz Dorsigny gesprochen — Er liebt Ihre Tochter!

DORSIGNY.

Ist das wahr?

LORMEUIL.

Wie ich Ihnen sage, und er wird wieder geliebt!

DORSIGNY.

Wer hat Ihnen das gesagt?

LORMEUIL.

Ihre Tochter selbst.

DORSIGNY.

Was ist aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

LORMEUIL.

Ein guter Vater zu seyn.

DORSIGNY.

Wie?

LORMEUIL.

Sie haben mir hundertmal gesagt, dass Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich.

DORSIGNY.

Aber was soll denn aus *Ihnen* werden?

LORMEUIL.

Aus mir? — Man will mich nicht haben, das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen ist.

DORSIGNY.

Wie? Sie wären fähig zu entsagen?

LORMEUIL.

Ich halte es für meine Pflicht.

DORSIGNY lebhaft.

Ach, Herr von Lormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

LORMEUIL.

Ich verstehe Sie nicht.

DORSIGNY.

Nein, nein, Sie wissen nicht, welch grossen, grossen Dienst Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

LORMEUIL.

Was ist das? Wie? — Das ist Herr von Dorsigny nicht — Wär's möglich —

DORSIGNY.

Ich habe mich verrathen.

LORMEUIL.

Sie sind Dorsigny, der Neffe? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse seyn wegen der drei Degenstiche, die Sie mir so grossmüthig in den Leib geschickt haben —

DORSIGNY.

Herr von Lormeuil!

LORMEUIL.

Zum Glück sind sie nicht tödtlich; also mag's gut seyn! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an, und bitte um die Ihrige.

DORSIGNY.

Herr von Lormeuil!

LORMEUIL.

Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluss bei dem Obersten anzuwenden, dass sie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, dass Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

DORSIGNY.

Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

LORMEUIL.

Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Base, so bemerkten Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und dass ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe sie gesehen und ich —

DORSIGNY.

Sie lieben sie! Sie ist die Ihre; Zählen Sie auf mich! — Sie soll Ihnen bald gut seyn, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür steh' ich. Wie sich doch Alles so glücklich fügen muss! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich seyn will, meine Geliebte zu besitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

LORMEUIL.

Das steht zu hoffen, aber so ganz ausgemacht ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! Frisch, Herr von Dorsigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen.

(Ab.)

DORSIGNY.

Das ist ein herlicher Mensch, dieser Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schwester!

DREIZEHNTER AUFTRITT.

FRAU v. MIRVILLE. FRANZ DORSIGNY.

FR. v. MIRVILLE.

Nun, wie steht's, Bruder?

DORSIGNY.

Du hast eine Eroberung gemacht, Schwester! Der Lormeuil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständniss gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! — Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — du hättest das Heirathen auf immer verschworen — Ich habe recht gethan, nicht?

FR. v. MIRVILLE.

Allerdings—aber—du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, dass er bei Sophien durchfällt.

VIERZEHNTER AUFTRITT.

VORIGE. CHAMPAGNE.

CHAMPAGNE.

Nun gnädiger Herr! Machen Sie, dass Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurück kommt —

DORSIGNY.

Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiss, dass mir Lormeuil die Cousine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau von Mirville.)

FÜNFZEHNTER AUFTRITT.

CHAMPAGNE *allein.*

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorhin nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber lass sehen! Was ist da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die Nächsten zwei Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Teufel ist's da anzufangen? — Wart — Lass sehen — (*nachsinnend.*) Mein Herr und dieser Herr von Lormeuil sind zwar als ganz gute Freunde auseinander gegangen, aber es hätte doch Händel zwischen ihnen setzen *können! Können*, das ist mir genug! Davon lasst uns ausgehen — Ich muss als ein guter Diener Unglück verhüten! nichts als redliche Besorgniss für meinen Herrn — Also gleich zur Polizei! Man nimmt seine Massregeln, und ist's dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Neffen nehmen! — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wagestück ist gross, gross, aber ich wag's. Misslingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht misslingen — Im äussersten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will—ich verstecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu seiner Braut, er muss erkenntlich seyn — Frisch, Champagne! An's Werk — Hier ist Ehre einzulegen.

(Geht ab.)

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY *kommt. Gleich darauf* LORMEUIL.

OBERST.

Muss der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachtessen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelassen, und mein Herr Neffe hatte schon vorher die Mühe auf sich genommen.

LORMEUIL kommt.

Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

OBERST.

Wohl bin ich's selbst! Sie dürfen nicht zweifeln.

LORMEUIL.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr von Dorsigny.

OBERST.

Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirst rasend seyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, dass der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe ist—Ihr Ehrenwort verlang' ich, dass Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

LORMEUIL.

Aber so erlauben Sie mir —

OBERST.

Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So seyd ihr jungen Leute! Ihr wisst keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als dass ihr einander die Hälse brecht.

LORMEUIL.

Das ist aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

OBERST.

Mein Gott! Ich weiss ja! Bin ich doch auch jung gewesen! — Aber lass Dich das Alles nicht anfechten, guter Junge! Du wirst doch mein Schwiegersohn! Du wirst's — Dabei bleibt's!

LORMEUIL.

Ihre Güte — Ihre Freundschaft erkenn' ich mit dem grössten Dank — Aber, so wie die Sachen stehen —

OBERST lauter.

Nichts! Kein Wort mehr!

ZWEITER AUFTRITT.

CHAMPAGNE *mit* ZWEI UNTEROFFIZIEREN. VORIGE.

CHAMPAGNE zu diesen.

Sehen Sie's meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten sie aneinander gerathen.

LORMEUIL.

Was suchen diese Leute bey uns?

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ihre ganz gehorsame Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorsigny zu sprechen?

OBERST.

Dorsigny heiss' ich.

CHAMPAGNE.

Und dieser hier ist Herr von Lormeuil?

LORMEUIL.

Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

ZWEITER UNTEROFFIZIER.

Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

LORMEUIL.

Mich, zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

ERSTER UNTEROFFIZIER zum Oberst.

Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

OBERST.

Aber wohin will mich der Herr escortiren?

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, dass Sie auf dem Sprung stünden, sich mit diesem Herrn zu schlagen, und damit nun —

OBERST.

Mich zu schlagen! Und wesswegen denn!

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Weil Sie Nebenbuhler sind — weil Sie Beide das Fräulein von Dorsigny lieben. Dieser Herr hier ist der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O wir wissen Alles!

LORMEUIL.

Sie sind im Irrthum, meine Herrn.

OBERST.

Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

CHAMPAGNE zu den Wachen.

Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiss machen, meine Herren! (*Zu Herrn von Dorsigny.*) Lieber, gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Gestehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen!

OBERST.

Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! — Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

OBERST.

Sie können mir's glauben, meine Herren! Der, den Sie suchen, bin ich nicht, ich bin sein Onkel.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Sein Onkel! Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel ausserordentlich, sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

OBERST.

Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eignes Haar.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ja ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, dass es nicht besser geglückt ist.

OBERST.

Aber mein Herr, so hören Sie doch nur an —

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ja, wenn wir Jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

OBERST.

Wie? Was? Die Postchaise!

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fusses in den Wagen zu packen, und nach Strassburg zurückzubringen.

OBERST.

Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, dass Sie Strassburg ohne Urlaub verliessen.

OBERST hebt den Stock auf.

Nein, ich halte mich nicht mehr —

BEIDE UNTEROFFIZIERE.

Mässigen Sie sich, Herr von Dorsigny!

CHAMPAGNE.

Halten Sie ihn, meine Herren! Ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

OBERST.

Was ist hier zu thun, Lormeuil?

LORMEUIL.

Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

OBERST.

An wen, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Complott — die ganze Welt ist behext.

LORMEUIL.

So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Strassburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

OBERST.

Das wäre aber ganz verwünscht —

ERSTER UNTEROFFIZIER zu Champagne.

Sind Sie aber auch ganz gewiss, dass es der Neffe ist?

CHAMPAGNE.

Freilich! Freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

DRITTER AUFTRITT.

EIN POSTILLON. VORIGE.

POSTILLON betrunken.

He! Holla! wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

OBERST.

Was will der Bursche?

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Es ist der Postillon, der Sie fahren soll.

POSTILLON.

Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist — Sie haben kurze Geschäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

OBERST.

Woher weisst denn du?

POSTILLON.

Ei! Ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieses Hauses absetzte? Sie sehen, mein Kapitän, dass ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu vertrinken

gibt, so erfüll' ich gewissenhaft und redlich die Absicht.

OBERST.

Was sagst du, Kerl? Mich hättest du gefahren? Mich?

POSTILLON.

Sie, Herr! Ja doch, beim Teufel, und da steht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte — Gott grüss' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen gesteckt, dass Sie ein Herr Hauptmann seyen, und von Strassburg heimlich nach Paris gingen —

OBERST.

Wie, Schurke? Ich wäre das gewesen?

POSTILLON.

Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit sich selbst sprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein englisches Cousinchen! — Wie? haben Sie das schon vergessen?

CHAMPAGNE zum Oberst.

Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poststrasse so laut von seiner Gebieterinn reden?

OBERST.

Es ist beschlossen, ich seh's, ich soll nach Strassburg, um der Sünden meines Neffen willen —

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Also, mein Herr Hauptmann —

OBERST.

Also, mein Herr Geleitsmann, also muss ich freilich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie versichern, sehr wider meinen Willen.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Das sind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

OBERST.

Du bist also mein Bedienter?

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr.

OBERST.

Folglich bin ich dein Gebieter.

CHAMPAGNE.

Das versteht sich.

OBERST.

Ein Bedienter muss seinem Herrn folgen — du gehst mit mir nach Strassburg.

CHAMPAGNE für sich.

Verflucht!

POSTILLON.

Das versteht sich — Marsch!

CHAMPAGNE.

Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wissen, wie gross meine Anhänglichkeit an Sie ist — ich gebe Ihnen eine starke Probe davon in diesem Augenblick — aber Sie wissen auch, wie sehr ich mein Weib liebe. Ich habe sie heute nach einer langen Trennung wieder gesehen! Die arme Frau bezeigte eine so herzliche Freude über meine Zurückkunft, dass ich beschlossen habe, sie nie wieder zu verlassen, und meinen Abschied von Ihnen zu begehren. Sie werden sich erinnern, dass Sie mir noch von drei Monaten Gage schuldig sind.

OBERST.

Dreihundert Stockprügel bin ich dir schuldig, Bube!

ERSTER UNTEROFFIZIER.

Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, diesen ehrlichen Diener wider seinen Willen nach Strassburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückstand schuldig sind —

OBERST.

Nichts, keinen Heller bin ich ihm schuldig.

ERSTER UNTEROFFIZIER.

So ist das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

LORMEUIL.

Ich muss sehen, wie ich ihm heraus helfe — wenn es nicht anders ist — In Gottes Namen, reisen Sie ab, Herr von Dorsigny. Zum Glück bin ich frei; ich habe Freunde; ich eile, sie in Bewegung zu setzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

OBERST.

Und ich will den Postillon dafür bezahlen, dass er so langsam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (*Zum Postillon.*) Hier Schwager! Vertrink das auf meine Gesundheit — aber du musst mich fahren —

POSTILLON treuherzig.

Dass die Pferde dampfen.

OBERST.

Nicht doch! Nein, so mein' ich's nicht —

POSTILLON.

Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

OBERST.

Hole der Teufel dich selbst, du verdammter Trunkenbold. Ich sage dir ja —

POSTILLON.

Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn Sie ganz ruhig! Fort soll's gehen, dass die Funken hinaus fliegen.

(Ab.)

OBERST ihm nach.

Der Kerl macht mich rasend! Warte doch, höre!

LORMEUIL.

Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht lange dauern.

OBERST.

Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losgelassen.

(Geht ab. Der erste Unteroffizier folgt.)

LORMEUIL zum zweiten.

Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist — aber ich sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht schonen! Und wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht zu schlafen, so sind Sie garstig betrogen, denn wir werden immer auf den Strassen seyn.

ZWEITER UNTEROFFIZIER.

Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Lormeuil und der zweite Unteroffizier gehen ab.)

VIERTER AUFTRITT.

CHAMPAGNE. *Dann* FRAU VON MIRVILLE.

CHAMPAGNE allein.

Sie sind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg ist unser! Jetzt frisch an's Werk, dass wir die Heirath noch in dieser Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schwester meines Herrn; ihr kann ich Alles sagen.

FR. v. MIRVILLE.

Ah, bist du der Champagne? Weisst du nicht, wo der Onkel ist?

CHAMPAGNE.

Auf dem Weg nach Strassburg.

FR. v. MIRVILLE.

Wie? Was? Erkläre dich!

CHAMPAGNE.

Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen vielleicht nicht,

dass mein Herr und dieser Lormeuil einen heftigen Zank zusammen gehabt haben.

FR. v. MIRVILLE.

Ganz im Gegentheil. Sie sind als die besten Freunde geschieden, das weiss ich.

CHAMPAGNE.

Nun, so habe *ich's* aber nicht gewusst. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bei der Polizei Hülfe zu suchen. Ich komme her mit zwei Sergeanten, davon der Eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der Andere, meinen Herrn nach Strassburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, dass er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so gilt's nicht, nach Strassburg!

FR. v. MIRVILLE.

Wie, Champagne! du schickst meinen Onkel anstatt meines Bruders auf die Reise? Nein, das kann nicht dein Ernst seyn.

CHAMPAGNE.

Um Vergebung, es ist mein voller Ernst — Das Elsass ist ein scharmantes Land, der Herr Oberst haben sich noch nicht darin umgesehen, und ich verschaffe Ihnen diese kleine Ergötzlichkeit.

FR. v. MIRVILLE.

Du kannst noch scherzen? Was macht aber der Herr von Lormeuil?

CHAMPAGNE.

Er führt seinen Sergeanten in der Stadt spazieren.

FR. v. MIRVILLE.

Der arme Junge! Er verdient wohl, dass ich Antheil an ihm nehme.

CHAMPAGNE.

Nun, gnädige Frau! An's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr seine Cousine nur erst geheirathet hat, so wollen wir den Onkel zurückholen. Ich suche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beistehen, so muss diese Nacht Alles richtig werden.

(Ab.)

FÜNFTER AUFTRITT.

FRAU VON MIRVILLE. *Dann* FRAU VON DORSIGNY. SOPHIE.

FR. v. MIRVILLE.

Das ist ein verzweifelter Bube! aber er hat seine Sache so gut gemacht, dass ich mich mit ihm verstehen muss — Hier kommt meine Tante; ich muss ihr die Wahrheit verbergen.

FR. v. DORSIGNY.

Ach, liebe Nichte! Hast du deinen Onkel nicht gesehen?

FR. v. MIRVILLE.

Wie? Hat er denn nicht Abschied von Ihnen genommen?

FR. v. DORSIGNY.

Abschied! Wie?

FR. v. MIRVILLE.

Ja, er ist fort.

FR. v. DORSIGNY.

Er ist fort? Seit wann?

FR. v. MIRVILLE.

Diesen Augenblick.

FR. v. DORSIGNY.

Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erst gegen eilf Uhr abfahren. Und wo ist er denn hin, so eilig?

FR. v. MIRVILLE.

Das weiss ich nicht. Ich sah ihn nicht abreisen — Champagne erzählte mir's.

SECHSTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. FRANZ DORSIGNY *in seiner eignen Uniform und ohne Perücke.* CHAMPAGNE.

CHAMPAGNE.

Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

FR. v. DORSIGNY.

Wer? Mein Mann?

CHAMPAGNE.

Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

SOPHIE ihm entgegen.

Lieber Vetter!

CHAMPAGNE.

Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, dass er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

FR. v. DORSIGNY.

Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

DORSIGNY.

Seh' ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

FR. v. DORSIGNY.

Guten Abend, lieber Neffe!

DORSIGNY.

Welcher frostige Empfang?

FR. v. DORSIGNY.

Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann —

DORSIGNY.

Ist dem Onkel etwas zugestossen?

FR. v. MIRVILLE.

Der Onkel ist heute Abend von einer grossen Reise zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne dass wir wissen, wo er hin ist.

DORSIGNY.

Das ist ja sonderbar!

CHAMPAGNE.

Es ist ganz zum Erstaunen!

FR. v. DORSIGNY.

Da ist ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

CHAMPAGNE.

Ich, gnädige Frau?

FR. v. MIRVILLE.

Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja gesprochen, wie er abreiste.

CHAMPAGNE.

Das ist wahr! Mit mir allein hat er gesprochen.

DORSIGNY.

Nun, so sage nur! Warum verreiste er so plötzlich?

CHAMPAGNE.

Warum? Ei, er *musste* wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

FR. v. DORSIGNY.

Was?

CHAMPAGNE.

Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die grösste Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich sage nichts mehr! Aber Sie können sich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, dass die Wahl auf den Herrn gefallen ist.

FR. v. MIRVILLE.

Allerdings! Eine solche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

CHAMPAGNE.

Euer Gnaden begreifen wohl, dass er sich da nicht lange mit Abschiednehmen aufhalten konnte. Champagne, sagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muss gehorchen — beim ersten Postwechsel schreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwischen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — so weiss sie, dass ich vollkommen damit zufrieden bin.

DORSIGNY.

Was hör' ich! Mein lieber Onkel sollte —

CHAMPAGNE.

Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumschränkte Vollmacht, sagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bei meiner Zurückkunft unsere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

FR. v. DORSIGNY.

Und so reiste er allein ab?

CHAMPAGNE.

Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei sich, der nach etwas recht Vornehmem aussah —

FR. v. DORSIGNY.

Ich kann mich gar nicht drein finden.

FR. v. MIRVILLE.

Wir wissen seinen Wunsch. Man muss dahin sehen, dass er sie als Mann und Frau findet bei seiner Zurückkunft.

SOPHIE.

Seine Einwilligung scheint mir nicht im geringsten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

FR. v. DORSIGNY.

Aber ich trage Bedenken — und will seinen ersten Brief noch abwarten.

CHAMPAGNE beiseite.

Da sind wir nun schön gefördert, dass wir den Onkel nach Petersburg schickten.

DORSIGNY.

Aber, beste Tante!

SIEBENTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. DER NOTARIUS.

NOTAR tritt zwischen Dorsigny und seine Tante.

Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

FR. v. DORSIGNY.

Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

NOTAR.

Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebte Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu verfügen —

FR. v. DORSIGNY.

Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

NOTAR.

Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen! Sieh, sieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billet liessen mir Hochdieselben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchlesen.

(Reicht der Frau von Dorsigny das Billet.)

CHAMPAGNE leise zu Dorsigny.

Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

DORSIGNY.

Ja, wegen Lormeuils Heirath.

CHAMPAGNE leise.

Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

DORSIGNY.

Stille! Hören wir, was er schreibt!

FR. v. DORSIGNY liest.

« Haben Sie die Güte, mein Herr, Sich noch diesen » Abend in mein Haus zu bemühen, und den Ehekon- » trakt mit zu bringen, den Sie für meine Tochter » aufgesetzt haben. Ich habe meine Ursachen, diese » Heirath noch in dieser Nacht abzuschliessen — Dor- » signy. »

CHAMPAGNE.

Da haben wir's schwarz auf weiss! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

SOPHIE.

Es ist also gar nicht nöthig, dass der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

FR. v. DORSIGNY.

Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

NOTAR.

Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

FR. v. DORSIGNY.

In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann selbst den Notar herschickt!

DORSIGNY.

Frisch, Champagne! Einen Tisch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

ACHTER AUFTRITT.

OBERST DORSIGNY. VALCOUR. VORIGE.

FR. v. MIRVILLE.

Himmel! Der Onkel!

SOPHIE.

Mein Vater!

CHAMPAGNE.

Führt ihn der Teufel zurück?

DORSIGNY.

Ja wohl, der Teufel! Dieser Valcour ist mein böser Genius.

FR. v. DORSIGNY.

Was seh' ich! Mein Mann!

VALCOUR den ältern Dorsigny präsentirend.

Wie schätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schoss seiner Familie zurückführen zu können! (*Wie er den jüngern Dorsigny gewahr wird.*) Wie Teufel, da bist du ja — (*Sich zum ältern Dorsigny wendend.*) Und wer sind *Sie* denn, mein Herr?

OBERST.

Sein Onkel, mein Herr.

DORSIGNY.

Aber erkläre mir, Valcour —

VALCOUR.

Erkläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, dass eine Ordre ausgefertigt sey, dich nach deiner Garnison zurück zu schicken — Nach unsäglicher Mühe erlange ich, dass sie widerrufen wird — Ich werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde noch wirklich —

OBERST.

Ihren gehorsamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

VALCOUR.

Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reissen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorsigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

DORSIGNY.

Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

OBERST.

Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre grosse Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

FR. v. DORSIGNY.

Sie waren also nicht unterwegs nach Russland?

OBERST.

Was Teufel sollte ich in Russland?

FR. v. DORSIGNY.

Nun wegen der wichtigen Kommission, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

OBERST.

Also wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, dass er so hoch mit mir hinaus will — Herr Gaspar, Sie werden zu Hause mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb seyn, wenn der Ehekontrakt noch diese Nacht unterzeichnet würde.

NOTAR.

Nichts ist leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieses Geschäft auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

OBERST.

Sehr wohl! Man verheirathet sich zuweilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das ist mir doch nie vorgekommen.

FR. v. DORSIGNY.

Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Neffe.

DORSIGNY.

Ja, bester Onkel! Ich bins.

OBERST.

Mein Neffe ist ein ganz hübscher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

FR. v. DORSIGNY.

Nun, wer soll sie denn sonst bekommen?

OBERST.

Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil soll sie bekommen.

FR. v. DORSIGNY.

Er ist also nicht todt, der Herr von Lormeuil?

OBERST.

Nicht doch, Madam! Er lebt, er ist hier. Sehen Sie sich nur um! Dort kommt er.

FR. v. DORSIGNY.

Und wer ist denn der Herr, der mit ihm ist?

OBERST.

Das ist ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

NEUNTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. LORMEUIL *mit seinem Unteroffizier, der sich im Hintergrunde des Zimmers niedersetzt.*

LORMEUIL zum Obersten.

Sie schicken also Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Strassburg? Das wird Ihnen nicht so hingehen, mein Herr.

OBERST.

Sieh, sieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt schlagen willst, Lormeuil, so schlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

LORMEUIL erkennt ihn.

Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, dass Sie so schnell zurückkommen?

OBERST.

Hier, bei diesem Herrn von Valcour bedanken Sie sich, der mich aus Freundschaft für meinen Neffen spornstreichs zurückholte.

DORSIGNY.

Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die besten Freunde von einander geschieden — Haben Sie mir nicht selbst, noch ganz kürzlich, alle Ihre Ansprüche auf die Hand meiner Cousine abgetreten.

OBERST.

Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zusammen sollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzusetzen.

LORMEUIL.

Herr von Dorsigny! Mich freut's von Herzen, dass Sie von einer Reise zurück sind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathspläne schmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

OBERST.

Ich verstehe nichts von diesem Allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris gesprengt haben, dass er als ein Junggesell zurückkehren soll.

DORSIGNY.

Was das betrifft, mein Onkel — so liesse sich vielleicht eine Auskunft treffen, dass Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schwester.

FR. v. MIRVILLE.

Mich? Ich habe nichts zu sagen.

LORMEUIL.

Nun, so will ich denn reden — Herr von Dorsigny, Ihre Nichte ist frei; bei der Freundschaft, davon Sie mir noch heute einen so grossen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluss bei Ihrer Nichte, dass *sie* es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

OBERST.

Was? Wie? — Ihr sollt ein Paar werden — Und dieser Schelm, der Champagne, soll mir für Alle zusammen bezahlen.

CHAMPAGNE.

Gott soll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht selbst zuerst von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen liess! Es geschah meinem Herrn zum Besten.

OBERST zu beiden Paaren.

Nun, so unterzeichnet!

NACHLASS.

DEMETRIUS.

ERSTER AUFZUG.

Der Reichstag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man die polnische Reichs-Versammlung in dem grossen Senats- Saale sitzen. Auf einer drei Stufen hohen Estrade, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen.

Der König sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Estrade stehen die zehn *Kronbeamten*. Unter der Estrade zu beiden Seiten des Theaters sitzen die *Bischöfe, Palatinen* und *Kastellane*. Diesen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupt die *Landboten* in zwei Reihen, Alle bewaffnet. Der Erzbischof von *Gnesen* als der Primas des Reichs sitzt dem Proscenium am nächsten; hinter ihm hält sein Kaplan ein goldnes Kreuz.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

So ist denn dieser stürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgesinnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widerspenst'ge Rokossz *, sich zu lösen,
Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhülf' zu leisten den gerechten Klagen.
— — — — — — — — —
Und nun im Innern Fried' ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.
— — — — — — — — —
Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Dass Prinz Demetrius, der Russlands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht,
Vor diesem *Seym Walny* ** zu erweisen.

KASTELLAN VON KRAKAU.

Die Ehre fordert's und die Billigkeit;
Unziemlich wär's, ihm dies Gesuch zu weigern.

BISCHOF VON WERMELAND.

Die Dokumente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man *kann* ihn hören.

MEHRERE LANDBOTEN.

Hören *muss* man ihn.

LEO SAPIEHA.

Ihn hören, heisst, ihn anerkennen.

ODOWALSKY.

Ihn
Nicht hören, heisst, ihn ungehört verwerfen.

* Aufstand des Adels.
** Reichstag.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Ist's euch genehm, dass er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweiten — und zum Drittenmal.

KRONGROSSKANZLER.

Er stelle sich vor unserm Thron!

SENATOREN.

Er rede!

LANDBOTEN.

Wir wollen ihn hören.

(Krongrossmarschall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe, dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

LEO SAPIEHA.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

(*Demetrius* tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Alsdann stellt er sich so, dass er einen grossen Theil der Versammlung und des Publikums, von welchem angenommen wird, dass es im Reichstag mit sitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.)

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Zung' dir bindet,
So magst du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwald wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

DEMETRIUS.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht stünde mir's vor einem edeln Volk,
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir gross,
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

— — — — — — Die erlauchte Republik,
Ist wohl geneigt, — — — — — —

DEMETRIUS.

Grossmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Hass entzweite blutig beide Reiche,

Und Friede wurde nicht, so lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Dass ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhass in sich sog, als Flehender
Vor euch erscheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir suchen muss. Drum eh' ich rede,
Vergesset edelmüthig, was geschehn,
Und dass der Czaar, dess Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich stehe vor euch, ein beraubter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht seyn auf der Erde,
Wenn es ein grosses tapfres Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben,
Und unbeschränkt — — — — —
Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Ihr gebt Euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anstand widerspricht
Noch Eure Rede diesem stolzen Anspruch.
Doch überzeuget uns, dass Ihr der seyd,
Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld gefürchtet; Beides liebt sie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu seyn.

DEMETRIUS.

Iwan Wasilowitsch, der grosse Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanov gab ihm den *Feodor,*
Der nach ihm herrschte. Einen einz'gen Sohn
Dimitri, die späte Blüthe seiner Kraft,
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Czaar Feodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geists, liess seinen obersten
Stallmeister walten, *Boris Godunov,*
Der mit verschlagner Hofkunst ihn beherrschte.
Födor war kinderlos, und keinen Erben
Versprach der Czarinn unfruchtbarer Schoss.
Als nun der listige Bojar die Gunst
Des Volks mit Schmeichelkünsten sich erschlichen,
Erhub er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der unterm Aug' der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Wittwensitz, heranwuchs.
Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czaarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und blieb's, als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Dass Prinz Dimitri bei der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweise.
Wodurch beglaubigt Ihr, dass Ihr *der* seyd?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bliebt Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechzehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

DEMETRIUS.

Kein Jahr ist's noch, dass ich mich selbst gefunden:
Denn bis dahin lebt' ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Mönch unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbstbewusstseyn zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Kloster-Zwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der muth'ge Geist, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entschlossen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienst erzog.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

— — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals schon der Ruf
Die Welt, dass Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf seinem Thron,
Und stellte seine Sassafs an die Grenzen,
Um scharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

DEMETRIUS.

Ich erzähle was ich weiss.
Ging ein Gerücht umher von meinem Daseyn,
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter seiner Dienerschaft verloren,
Lebt' ich der Jugend fröhlich dunkle Zeit.
— — — — Mit stiller Huldigung,
Verehrt' ich seine reizgeschmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunsch zu solchem Glück empor zu wagen.
Den Kastellan von Lemberg, ihren Freier,
Beleidigt meine Leidenschaft. Er setzt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergisst er sich so weit, nach mir zu schlagen.
So schwer gereizet greif' ich zum Gewehr;
Er, sinnlos, wüthend, stürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenlose Hand.

MEISCHEK.

Ja, so verhält sich — — — — —

DEMETRIUS.

Mein Unglück war das höchste! Ohne Namen,
Ein Russ' und Fremdling, hatt' ich einen Grossen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschützers,
Ihm seinen Eidam, seinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unschuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes; nicht die Gunst
Des edeln Palatinus kann mich retten,
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich sollte sterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblösste meinen Hals dem Schwert. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit kostbar'n Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf mir umgehangen ward.

Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süssen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen.)

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiss ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, dass drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethisten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Westislowskoy dem jüngsten Sohn
Des Czaaren bei der Taufe umgehangen.
Sie sehn mich näher an, und sehn erstaunt
Ein seltsam Spielwerk der Natur, dass ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte
Vom Igumen * mit eigner Hand hinein
Geschrieben. Selbst hatt' ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt herbeigeholt, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: Dass Bruder Wasili Philaret,
(Dies war mein Klosternam') des Buchs Besitzer,
Prinz Dmitri sey, des Iwans jüngster Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden dessen lägen aufbewahrt
In zweien Klöstern, die bezeichnet waren.
Hier stürzten die Bojaren mir zu Füssen,
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und grüssten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riss mich das Schicksal auf des Glückes Höhn.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

— — — — — — —

DEMETRIUS.

Und jetzt fiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnrungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewusstseyns.
Ich sah mich *fliehn* in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts sah.
Ein uralt frühes Denken musst' es seyn;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniss da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten Einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielt's für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.

* Abt des Klosters.

Dies alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewissheit,
Ich sey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es lötsen sich mit diesem einzigen Wort
Die Räthsel alle meines dunkeln Wesens.
Nichts blos an Zeichen, die betrüglich sind,
In tiefster Brust, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis versprützen,
Als meinem Recht entsagen und der Krone.

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Und, sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniss ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiss nicht eines Lügners;
Doch könntet Ihr *selbst* der Betrogne seyn;
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem grossen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

DEMETRIUS.

Ich stelle fünfzig Eideshelfer auf,
Piasten alle, freigeborne Polen
Untadelichen Rufs, die Jegliches
Erhärten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Kastellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — —

ERZBISCHOF VON GNESEN.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muss sich der Zweifel überwunden geben.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, dass Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe!
Czaar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist des grossen Anspruchs werth.
Aus Kloster-Mauern ging er wunderbar,
Geheimnissvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniss noch von frommen Händen
Beglaubigt seine fürstliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der hüllt sich täuschend ein in grosse Worte,
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

ERZBISCHOF VON LEMBERG.

Ich stimme wie der Primas.

MEHRERE BISCHÖFE.

Wie der Primas.

MEHRERE PALATINEN.

Auch ich!

ODOWALSKY.

Auch ich!

LANDBOTEN rasch aufeinander.

Wir Alle!

SAPIEHA.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!

Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreissen zu — — —

ODOWALSKY.

Hier ist
Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit handeln mit erhabnem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, dass hier
Zu Krakau auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Czaar von Moskau feile Sclaven habe.

DEMETRIUS.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Dass ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun *der* wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! so duldet nicht,
Dass sich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmasse, und den Scepter länger schände,
Der mir, dem ächten Czaarowitsch, gebührt.
— — — — —
Die Gerechtigkeit hab' *ich*, ihr habt die Macht.
Es ist die grosse Sache aller Staaten
Und Thronen, das gescheh', was Rechtens ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder, sicher seines Erbs,
Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — —
Gerechtigkeit
Heisst der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles stürzt und fällt.
— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beistimmen.)

DEMETRIUS.

O! sieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Grossmächt'ger König! Greif' in deine Brust,
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnissmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreier,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Grossmuth hast du erfahren;
O! übe Grossmuth auch an mir! — —
— — — — — — —
Und ihr erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kastellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entzweite Völker zu versöhnen.
Erwerbet Euch den Ruhm, dass Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbar'n Freund.
Und ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermesslich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,
Soll sich der Aermste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.

(Es entsteht eine grosse Bewegung unter den Landboten.)

KORELA Kosacken-Hettmann.

(Erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

ODOWALSKY.

Soll der Kosack uns Ruhm und Beute rauben?
— — — — — — — — — — —
Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt sich unser tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unsre Schwerter rosten.
Auf! Lasst uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Grösse mehren.

VIELE LANDBOTEN.

Krieg! Krieg mit Moskau!

ANDERE.

Man beschliesse es!
Gleich sammle man die Stimmen!

SAPIEHA steht auf.

Krongrossmarschall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

EINE MENGE VON STIMMEN.

Krieg! Krieg mit Moskau!

SAPIEHA.

Ich verlang' das Wort.
Marschall! thut Euer Amt!

(Grosses Getöse in dem Saale und ausserhalb desselben.)

KRONGROSSMARSCHALL:

Ihr seht, es ist
Vergebens.

SAPIEHA.

Was? Der Marschall auch bestochen?
Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!
Ich fordr' es, ich begehr's und will's.

(Krongrossmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich.)

Was denkt ihr? Was beschliesst ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?
Ich selbst als euer königlicher Bote
Errichtete den zwanzigjähr'gen Bund;
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kremel,
Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

DEMETRIUS.

Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr *nicht;* denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Majestät; ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schliessen will mit Russland,
Mit mir muss es geschehen; eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

ODOWALSKY.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

SAPIEHA.

Ist es dahin gekommen? Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun so will ich's.
Zerreissen will ich das Geweb' der Arglist;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiss.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? Bist du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen?
Seyd ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wisst nicht, wollt nicht wissen,
Dass ihr ein Spielwerk seyd des list'gen Woywoda

Von Sendomir, der diesen Czaar aufstellte,
Dess ungemess'ner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muss *ich's* euch sagen, dass bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen Beiden;
Dass er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republick sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woywoden gross, um seine Tochter
Zur Czaarinn und zur Königinn zu machen?
Bestochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiss ich wohl, will er beherrschen;
Ich sehe seine Faktion gewaltig
In diesem Saal, und nicht Genug, dass er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitausend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überschwemmt
Mit seinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber.
So lang *ich* Leben habe, soll kein Schluss
Durchgehn, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, dass man ihn halte.

ODOWALSKY.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Bischöfe von Krakau und Wilna stehen auf, und gehen jeder an seiner Seite hinab, um die Stimmen zu sammeln.)

VIELE.

Krieg! Krieg mit Moskau!

ERZBISCHOF VON GNESEN zu Sapieha.

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr seht, dass Euch die Mehrheit widerstrebt.
Treibt's nicht zu einer unglücksel'gen Spaltung!

KRONGROSSKANZLER kommt von dem Thron herab, zu Sapieha.

Der König lässt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu spalten.

THÜRHÜTER heimlich zu Odowalsky.

Ihr sollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

KRONGROSSMARSCHALL zu Sapieha.

Es sind so gute Schlüsse durchgegangen;
O! gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

BISCHOF VON KRAKAU hat auf seiner Seite die Stimmen gesammelt.

Auf dieser rechten Bank ist Alles einig.

SAPIEHA.

Lasst Alles einig seyn. — Ich sage *Nein*.
Ich sage *Veto*, ich zerreisse den Reichstag.
Man schreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Ist Alles, was beschlossen ward!

(Allgemeiner Aufstand, der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingestürzt; es entsteht ein tumultuarisches Getöse. Landboten greifen zu den Säbeln, und zucken sie links und rechts auf Sapieha. Bischöfe treten auf beiden Seiten dazwischen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn;
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muss dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muss untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt, und Unverstand entscheidet.

ODOWALSKY.

Hört den Verräther! —

LANDBOTEN.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken.

ERZBISCHOF VON GNESEN reisst seinem Kaplan das Kreuz aus der Hand und tritt dazwischen.

Friede!
Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fliessen?
Fürst Sapieha! Mässigt Euch!

(Zu den Bischöfen.)

Bringt ihn
Hinweg! Macht eure Brust zu seinem Schilde!
Durch jene Seiten-Thür entfernt ihn still,
Dass ihn die Menge nicht in Stücken reisse!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal aus, dass nur *Demetrius, Meischek, Odowalsky* und der *Kosacken-Hettmann* zurück bleiben.)

ODOWALSKY.

Das schlug uns fehl — — — — —
Doch darum soll Euch Hülfe nicht entstehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führens aus mit unsern eignen Kräften.

KORELA.

Wer hätt' auch das gedacht, dass er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

MEISCHEK.

Der König kommt.

KÖNIG SIGISMUND, *begleitet von dem* KRONGROSSKANZLER, KRONGROSSMARSCHALL *und einigen* BISCHÖFEN.

KÖNIG.

Mein Prinz, lasst Euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt Euch endlich
Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich Euer Schicksal. Wohl muss es
Die Herzen aller Könige bewegen.

DEMETRIUS.

Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Brust fühl ich mich neugeboren.

KÖNIG.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er selbst, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angesehn.
Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

MEISCHEK.

In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

KÖNIG.

Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen,
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,
Will der Kosack des Krieges Glücksspiel wagen,
Er ist ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

MEISCHEK.

Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, so kann der wilde Strom,
Der gegen deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergiessen.

KÖNIG.

Die besten Waffen wird dir Russland geben;

Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.
Russland wird nur durch Russland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einst friedlich den ererbten Thron bestiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

MARINA tritt auf.

— — — — — — — — — — —

MEISCHEK.

Erhabne Majestät, zu deinen Füssen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz; —
Du bist der hohe Schirmvoigt unsers Hauses;
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König.)

KÖNIG.

Wohl, Vetter! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Czaar vertreten.

(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)

So führ' ich Euch in diesem schönen Pfande
Des Glückes heitre Göttinn zu. — Und mög' es
Mein Aug erleben, dieses holde Paar
Sitzen zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

MARINA.

Herr! Demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sclavinn bleib' ich, wo ich bin.

KÖNIG.

Steht auf, Czaaritza! Dieser Platz ist nicht
Für Euch, nicht für die czaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Woywods.
Ihr seyd die Jüngste unter Euern Schwestern;
Doch Euer Geist fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchsten strebt Ihr hochgesinnt.

DEMETRIUS.

Sey Zeuge, grosser König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürst ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein kostbares Pfand des Glücks. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie festlich heimzuführen,
Wie's einer grossen Königinn geziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut,
Die Fürstenthümer Pleskow und Gross-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Czaar
Bestätigen in meiner Haupstadt Moskau.
Dem edlen Woywod zahl' ich zum Ersatz
Für seine Rüstung eine Million
Ducaten polnischen Geprägs. — —
— — — — — — — — — — —
So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dies treulich schwur und halten werde.

KÖNIG.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergessen,
Was Ihr dem edeln Woywod schuldig seyd,
Der sein gewisses Glück an Eure Wünsche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So seltner Freund ist köstlich zu bewahren!
Drum wenn Ihr glücklich seyd, vergesset nie,
Auf welchen Sprossen Ihr zum Thron gestiegen.
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!
Denkt, dass Ihr Euch in Polen selbst gefunden,
Dass Euch dies Land zum Zweitenmal geboren.

DEMETRIUS.

Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit;
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

KÖNIG.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten nnd Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König selbst, wiewol am Glanz der höchste,
Muss oft des mächt'gen Adels Diener seyn;
Dort herrscht des *Vaters* heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.
— — — — — — —

DEMETRIUS.

Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sclaven-Seelen.

KÖNIG.

Thut's nicht zu rasch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Befolgt sie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eurer Jugend kann sie nutzen.

DEMETRIUS.

O, lehrt mich Eure Weisheit, grosser König!
Ihr seyd geehrt von einem freien Volke, —
Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

KÖNIG.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch, als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;
Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron,
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch stürzen.
Hochhaltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande
— — — — — — —
Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter —

DEMETRIUS.

O, mein König!

KÖNIG.

Wohl habt Ihr Ursach, kindlich sie zu ehren.
Verehrt sie — Zwischen Euch und Eurem Volk,
Steht sie ein heilig theures Band. — Frei ist
Die Czaargewalt von menschlichen Gesetzen;
Dort ist nichts Furchtbares, als die Natur;
Kein bessres Pfand für Eure Menschlichkeit
Hat Euer Volk, als Eure Kindesliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' Ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlass' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet;
Es wird sein Werk vollenden und Euch krönen.

MARINA. ODOWALSKY.

ODOWALSKY.

Nun, Fräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl

Erfüllt, und wirst du meinen Eifer loben?

MARINA.

Recht gut, dass wir allein sind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Lass *ihn* nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter grosser Thaten ist. —
Wir aber müssen *hell* sehn, müssen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeisterung;
Wir müssen die Besinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wähn' er immerhin,
Dass es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

ODOWALSKY.

Gebiete, Fräulein! Deinem Dienste leb' ich.
Bekümmert mich des Moscowiters Sache?
Du bist es, Deine Gröss' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunst.
Dich gross zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

MARINA.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Dass sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, dass sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegerzug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Loos.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.
— — — — — —
Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir,
Mir, hörst du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht.
— — — — — — —

ODOWALSKY.

— — — — — — —

MARINA.

Nicht deinen Arm blos will ich, auch dein Auge.

ODOWALSKY.

Gebiete, sprich, — — — — —

MARINA.

Du führst den Czarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

ODOWALSKY.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

MARINA.

Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czaar,
Schnell wird er unsre Fessel von sich werfen.
— — — — — —
Der Russe hasst den Polen, muss ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.
— — — — — — —

MARINA. ODOWALSKY. OPALINSKY. BIELSKY, *und mehrere* POLNISCHE EDELLEUTE.

OPALINSKY.

Schaff' Geld, Patroninn, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Russlands Königinn.

MARINA.

Der Bischof von Kalminieck und von Kulm
Schiesst Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Versilbert Alles, steckt's in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wiederfinden.

BIELSKY.

Es sitzen noch Zweihundert in der Trinkstub;
Wenn du dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein, — ich kenne sie.

MARINA.

Erwarte mich! Du sollst mich hingeleiten.

OPALINSKY.

— — — — — — — —
Gewiss, du bist zur Königinn geboren.

MARINA.

So ist's. Drum musst' ich's werden.

BIELSKY.

Ja, besteige
Du selbst den weissen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweite Vanda, führe du
Zum sichern Siege deine muth'gen Schaaren.

MARINA.

Mein Geist führt euch. Der Krieg ist nicht für Weiber.
In Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufziehn mit dreitausend Pferden.
Mein Schwager gibt zweitausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfs-Heer von Kosacken.
Schwört ihr mir Treue?

ALLE.

Ja! wir schwören.

(Ziehn die Säbel.)

EINIGE. *Vivat Marina.*

ANDERE. *Russiæ regina!*

(Marina zerreisst ihren Schleier, und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, ausser Marina.)

MEISCHEK. MARINA.

MARINA.

Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt;
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

MEISCHEK.

Das eben, mein Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
— — — — — — —

MARINA.

— — — — — — —

MEISCHEK.

Gefährlich Mädchen, wozu hast du mich
Gebracht! Was bin ich für ein schwacher Vater,
Dass ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ich bin der reichste Woywoda des Reichs,
Der erste nach dem König — Hätten wir
Uns *damit* nicht bescheiden, unsres Glücks

Geniessen können mit vergnügter Seele?
Du strebtest höher — nicht das mäss'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schwestern ward.
Erreichen wolltest du das höchste Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzuschwacher Vater möchte gern
Auf dich, mein Liebstes, alles Höchste häufen;
Ich lasse mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewisse!

MARINA.

Wie? — Theurer Vater, reu't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern sich bescheiden,
Wenn ihm das Höchste über'm Haupte schwebt?

MEISCHEK.

Doch tragen deine Schwestern keine Kronen,
Und sind beglückt — — — —

MARINA.

Was für ein Glück ist das, wenn ich vom Hause
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus
Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus diesem Tausch?
Und kann ich mich des nächsten Tages freun,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O! unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des Daseyns!
Lohnt sich's der Müh', zu hoffen und zu streben?
Die Liebe oder Grösse muss es seyn,
Sonst alles Andre ist mir gleich gemein.

MEISCHEK.

— — — — —

MARINA.

Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Lass' uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringest,
Denk' an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen sitzen sehen wirst,
Im Schmuck der Czaarinn auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel diese Welt beherrschen!

MEISCHEK.

Ich denke nichts, ich sehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königs-Krone.
Du forderst es; ich kann dir nichts versagen.

MARINA.

Noch eine Bitte, lieber, bester Vater,
Gewähre mir!

MEISCHEK.

Was wünschest du, mein Kind?

MARINA.

Soll ich zu Sambor eingeschlossen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnsucht in der Brust?
Jenseit des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endlose Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geist
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieses Raumes ungeheure Länge
Mit Angst ausmessen und mit Herzensschlägen.

MEISCHEK.

Was willst du? Was verlangst du? — —

MARINA.

Lass mich in Kiow des Erfolges harren!
Dort schöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Grenzmark beider Reiche, — —
— — — — — —

MEISCHEK.

Dein Geist strebt furchtbar. Mäss'ge dich, mein Kind.

MARINA.

Ja, du vergönnst mir's, ja, du führst mich hin.

MEISCHEK.

Du führst *mich* hin. *Muss* ich nicht, was du willst?

MARINA.

Herzvater, wenn ich Czaarinn bin zu Moskau,
Sieh dann muss Kiow *unsre* Gränze seyn.
Kiow muss mein seyn, und du sollst's regieren.

MEISCHEK.

Mädchen, du träumst! Schon ist das grosse Moskau
Zu eng für deinen Geist; du willst schon Land
Auf Kosten deines Vaterlandes — —

MARINA.

Kiow
Gehörte nicht zu unserm Vaterlande.
Dort herrschten der Waräger alte Fürsten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Russen ist es abgerissen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

MEISCHEK.

Still! Still! das darf der Woywoda nicht hören!

(Man hört Trompeten.)

Sie brechen auf — — —

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

(Ansicht eines griechischen Klosters in einer öden Wintergegend am See Belosero. Ein Zug von *Nonnen* in schwarzen Kleidern und Schleiern geht hinten über die Bühne. *Marfa* in einem weissen Schleier steht von den übrigen abgesondert an einen Grabstein gelehnt. *Olga* tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.)

OLGA.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freie der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet ist die Welt, uns Alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosters-Zelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.
Und du nur willst, versenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

MARFA.

Lass mich allein, und folge deinen Schwestern!
Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

OLGA.

Beweinst du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam giesst in jede Herzens-Wunde,
Verliert sie ihre Macht an dir allein?
Du warst die Czaarinn dieses grossen Reichs,
Warst Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
Ins öde Kloster sahst du dich verstossen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch sechzehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt.
Nur deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

MARFA.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit
Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!

Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz für's Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermesslich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schliesst mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

OLGA.

O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her von bewohnten Grenzen;
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Strassen wieder frei;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

(*Nonnen* kommen zurück mit einem *Fischerknaben*.)

XENIA. HELENA.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

ALEXIA.

Was draussen lebt im Seculum, erzähle.

FISCHER.

Lasst mich zu Worte kommen, heil'ge Frauen!

XENIA.

Ist's Krieg? — Ist's Friede?

ALEXIA.

Wer regiert die Welt?

FISCHER.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.

OLGA.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

FISCHER.

Es ist ein engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

ALEXIA.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

XENIA.

So ist die Welt doch nirgends zu verschliessen!

FISCHER.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

ALEXIA.

O, sprich, erzähle!

OLGA.

Sage, was geschehn.

FISCHER.

Erstaunliches erlebt man in der Welt:
Die Todten stehen auf, Verstorbne leben.

OLGA.

Erklär' dich, sprich!

CHER.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen sechzehn Jahr',
Er lebt, und ist in Polen aufgestanden.

OLGA.

Prinz Dmitri lebt!

MARFA auffahrend.

Mein Sohn!

OLGA.

O! fasse dich! O! halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

ALEXIA.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitsch und im Feuer umgekommen?

FISCHER.

Er ist entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.

OLGA zur Marfa.

Du zitterst, Fürstinn, du verbleichst?

MARFA.

Ich weiss,
Dass es ein Wahn ist, — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Dass mir das Herz in meinem Busen wankt.

OLGA.

Warum wär' es ein Wahn? O! Hör' ihn! Hör' ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?

FISCHER.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der grosse Fürst erbebt in seiner Hauptstadt!

(*Marfa* an allen Gliedern zitternd muss sich an *Olga* und *Alexia* lehnen.)

XENIA.

O rede! Sage Alles! Sage, was du weisst.

ALEXIA.

Sag' an, wo du das Neue aufgerafft?

FISCHER.

Ich aufgerafft? Ein Brief ist ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande seiner Herrschaft;
Den hat uns der Posadmik* unsrer Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Darinnen steht, dass man uns täuschen will,
Und dass wir den Betrug nicht sollten glauben!
Drum eben glauben wir's; denn wär's nicht wahr,
Der grosse Fürst verachtete die Lüge.

MARFA.

Ist dies die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Dass mich ein leeres Wort im Innersten erschüttert?
Schon sechzehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, dass er lebe?

OLGA.

Du hast ihn sechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch seine Asche hast du nie gesehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr als du begreifst,
Geschieht — wer kann der Allmacht Grenzen setzen?

MARFA.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeschieden war?
— — — — — —
Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O! sagt mir nichts mehr! Lasst mein Herz sich nicht
An dieses Trugbild hängen! Lasst mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O! meine Ruh ist hin, hin ist mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kanns
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen!
Weh mir! Erst jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiss ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll.
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!

(Man hört eine Glocke, *Schwester Pförtnerinn* kommt.)

* Richter, Schultheiss.

OLGA.

Was ruft die Glocke? Schwester Pförtnerinn?

PFÖRTNERINN.

Der Erzbischof steht draussen vor den Pforten :
Er kommt vom Grossen Czaar, und will Gehör.

OLGA.

Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Ausserordentliches her? —

XENIA.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der *Erzbischof* ein, sie lassen sich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechische Kreuz über sie.)

HIOB.

Den Kuss des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geists,
Der ausgeht von dem Vater!

OLGA.

Herr! Wir küssen
In Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!

HIOB.

An Schwester Marfa lautet meine Sendung.

OLGA.

Hier steht sie und erwartet dein Gebot.

(Alle Nonnen entfernen sich.)

HIOB *und* MARFA.

Der grosse Fürst ist's, der mich an dich sendet,
Auf seinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So ist das Aug' des Herrschers überall;
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, späht sein Blick umher.

MARFA.

Wie weit sein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

HIOB.

Er kennt den hohen Geist, der dich beseelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein verwegner dir zu bieten wagt.

MARFA.

— — — — — —

HIOB.

Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der sein Gelübd' als Mönch
Ruchlos abschwörend seinen Gott verläugnet,
Missbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindes-Alter.
Der dreiste Gaukler rühmt sich deines Bluts,
Und gibt sich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in unsre Grenzen ein;
Das treue Herz der Reussen führt er irre,
Und reizt sie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich schickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrst die Manen deines Sohns; du wirst
Nicht dulden, dass ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt,
Und sich verwegen drängt in seine Rechte.
Erklären wirst du laut vor aller Welt,
Dass du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastartblut ernähren
An deinem Herzen, das so edel schlägt;
Du wirst, der Czaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.

MARFA hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft.

Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich? — O! Sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kecke Abenteurer,
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

HIOB.

Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.

MARFA.

Was für ein Kleinod? O! Das sagt mir an!

HIOB.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäss Iwan Mestislowskoy,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.

MARFA.

Was sagt Ihr? — Dieses Kleinod weist er auf?

(Mit gezwungener Fassung.)

— Und wie behauptet er, dass er entkommen?

HIOB.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entrissen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

MARFA.

Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Dass er bis diese Stunde sich verborgen?

HIOB.

Im Kloster Tschudow sey er aufgewachsen,
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet,
Wo er dem Fürst von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entdeckt!

MARFA.

Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?

HIOB.

O, Czaarinn! Falsches Herzens ist der Pole,
Und neidisch sieht er unsers Landes Flor.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen,
Den Krieg in unsern Grenzen anzuzünden!

MARFA.

Doch gäb' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?

HIOB.

Der Völker Herz ist wankelmüthig, Fürstinn!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuversicht reisst hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.
Drum wünscht der Czaar, dass du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freut's, dich so bewegt zu sehen. Dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

MARFA.

Und wo, — das sagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?

HIOB.

Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiow, hört man, sey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug donischer Kosacken.

MARFA.

O! höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!

Dass du mir endlich Rettung, Rache sendest.

HIOB.

Was ist dir, Marfa? — Wie versteh' ich das?

MARFA.

O! Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen!

HIOB.

Ist's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger, —

MARFA.

Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprössling noch von Ruriks Stamm;
Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.

HIOB.

Wahnsinnige! Bedenkst du, was du sagst?

MARFA.

Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unschuld an das Licht.
Der stolze Godunow, mein Todfeind, muss
Zu meinen Füssen kriechend Gnade flehn;
O meine heissen Wünsche sind erfüllt!

HIOB.

Kann dich der Hass zu solchem Grad verblenden?

MARFA.

Kann deinen Czaar der Schrecken so verblenden,
Dass er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermesslich schwer Beleidigten?
— — — — —
Ich soll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu gefallen,
Der über mich unsäglich Weh gehäuft,
Die Rettung von mir stossen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet.

HIOB.

— — — — — —

MARFA.

Nein, du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.
O! Endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer war's, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstiess,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riss den theuern Sohn mir von der Seite,
Und sandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgestirnten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh den Mächtigen in meiner Macht.

HIOB.

Du glaubst, es fürchte dich der Czaar, —

MARFA.

Er ist
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dein Herrscher mich beschickte!
Das ganze Volk der Reussen und der Polen
Sieht jetzt auf *mich*. Wenn ich den Czarowitsch
Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich ist sein.
Verläugn' ich ihn, so ist er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, dass die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?
Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt
Verlässt ihn als Betrüger. — Ist's nicht so?
Dies Wort will man von mir. — Den grossen Dienst,
Gesteh's, kann ich dem Godunow erzeigen!

HIOB.

Dem ganzen Vaterland erzeigst du ihn;
Aus schwerer Kriegsnoth rettest du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibst. Du selbst,
Du zweifelst nicht an deines Sohnes Tod,
Und könntest zeugen wider dein Gewissen?

MARFA.

Ich hab' um ihn getrauert sechzehn Jahr,
Doch seine Asche sah' ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme seinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchsten Allmacht Gränzen setzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er soll der Sohn doch meiner Rache seyn.
Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

HIOB.

Unglückliche! Dem Starken trotzest du?
Vor seinem Arme bist du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

MARFA.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Dass sie nicht mächtig durch die Welt erschalle,
Das kann er; doch mich reden lassen, was
Ich *nicht* will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine List, — *den* Zweck hat er verloren!

HIOB.

Ist dies dein letztes Wort? Besinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

MARFA.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

HIOB.

Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. —

MARFA *allein.*

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.
Die wilden Stämme selbst der freien Wüste
Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An seiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, seine Mutter?
Und mich allein durchschauerte der Sturm
Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erschüttrung bringt die Erde?
Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!
Er ist's, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!
Hört seine Trommeln! Seine Kriegstrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!

Zäumet das Ross, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen strömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O! Warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sey du die Botinn meiner Wünsche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O! trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.

ZWEITER AUFTRITT.

(Eine Anhöhe, mit Bäumen umgeben. Eine weite und lachende Ferne öffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. *Odowalsky* und *andere Offiziere* treten auf; gleich darauf *Demetrius*.)

ODOWALSKY.

Lasst die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indess wir uns hier umschaun auf der Höhe.

(Einige gehen. *Demetrius* tritt auf.)

DEMETRIUS zurückfahrend.

Ha! Welch ein Anblick!

ODOWALSKY.

Herr! Du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das ist russisch Land.

RAZIN.

Hier diese Säule trägt schon Moskau's Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.

DEMETRIUS.

Ist das der *Dnieper*, der den stillen Strom
Durch diese Auen giesst?

ODOWALSKY.

Das ist die Desna.
Dort heben sich die Thürme Tschernigows.

RAZIN.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.

DEMETRIUS.

Welch heitrer Anblick! Welche schönen Auen!

ODOWALSKY.

Der Lenz hat sie mit seinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

DEMETRIUS.

Der Blick schweift hin im Unermesslichen.

RAZIN.

Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des grossen Russenreichs. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgen-Sonne sich entgegen,
Und keine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

— — — — — —

RAZIN.

Sieh, unser Czaar ist ganz nachdenkend worden.

DEMETRIUS.

Auf diesen schönen Au'n wohnt noch der Friede,
Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erschein' ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!

ODOWALSKY.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hintendrein.

DEMETRIUS.

Du fühlst als Pole, ich bin Moskau's Sohn,
Es ist das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'sche Erde,
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich fasse,
Auf den mein Vater seinen Adler grub,
Dass ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurück zu fordern komm' ich her,
Und den geraubten edeln Vaternamen.
Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', seit dreissig Menschen-Altern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entrissen durch ein göttliches Verhängniss.

— — — — — —

DRITTER AUFTRITT.

(Ein russisches Dorf. Freier Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. *Gleb*, *Ilia* und *Timoska* eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.)

GLEB aus dem Hause kommend.

Was rennt das Volk?

ILIA aus einem andern Hause kommend.

Wer zog die Feuerglocke? —

TIMOSKA.

Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

(*Oleg* und *Igor* mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.)

GLEB.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

IGOR.

Flieht, flieht, der Pole ist ins Land gefallen
Bei Moromesk, und mordet, was er findet.

OLEG.

Flieht, flieht in's innre Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

TIMOSKA.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

(*Iwanska* und *Petruschka* mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengesetzten Seite auf.)

IWANSKA.

Es leb' der Czaar! Der grosse Fürst *Dimitri!*

GLEB.

Wie? Was ist das?

ILIA.

Wo wollt ihr hin?

TIMOSKA.

Wer seyd ihr?

PETRUSCHKA.

Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

TIMOSKA.

Was ist denn das? Da flieht ein ganzes *Dorf*
Landeinwärts von den Polen sich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

PETRUSCHKA.

Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen, und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris siegt gewissermassen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten, und wird mit Mühe von Konla und Odowalsky

daran verhindert. Uebermuth der Kosacken selbst gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und dies schadet seiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig, und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiednen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen: ein grosser Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich; aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufstand in Moskau hält ihn ab zur Armee zu gehen. Auch schämt er sich als Czaar in Person gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vordringen. Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, dass die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und dass die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und *Axinia*. Der Czaar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schliesst sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, dass es ihm unmöglich ist, seine Grösse zu überleben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht; aber noch *ist* er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschliesst.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksboten, und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er lässt sich das Schlimmste erzählen, und beschenkt sogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt seine Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bei ber Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des Czaaren seinem Sohn Feodor den Eid der Treue, und nöthigt die Bojaren, seinem Beispiel zu folgen. Rache und Ehrsucht sind fern von seiner Seele; er folgt blos dem Rechte. Axinien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wissen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reisst die Bojaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Feodor und der Axinia, setzt sie gefangen, und schickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bei der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die knechtischen Ehrenbezeigungen der Russen, und will sie abschaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh, und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt noch eine Zusammenkunft mit seiner Mutter, und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er freut sich höchlich ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle Andere, und sobald er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen, als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, dass Demetrius allerdings eine grosse Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine grössere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand musste benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte

ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wusste, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Russland an Boris Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeusserste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stösst ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit sich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit seyn sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beide Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düstre Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen Beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Versuch sich zu nähern; Marfa ist die erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen. —

DEMETRIUS.

Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?

(Marfa schweigt.)

Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bei meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Fürstinn, fasse dich als Königinn! Das Schicksal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geschenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warst, gezogen, und auf den Fürstenstuhl zurückgeführt. — Dass dein Schicksal an meines befestigt ist, begreifst du. Die Völker alle sehen auf uns. —

Ich hasse die Gaukelei, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dies Gefühl, das meine Knie vor dir beugt, es ist mein Ernst.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

DEMETRIUS.

Entschliesse dich! Lass deines Willens freie Handlung seyn, was die Natur dir versagt. Ich fordere keine Heuchelei, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. *Scheine du nicht meine Mutter, sey es* — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub! er hat kein Herz dich zu lieben, kein Auge dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

O diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Lass sie fliessen! Zeige dich so dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die versammelten Russen werden Zeugen dieser Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Grosse Pracht, aber kriegerische Anstalten. Polen und Kosacken sind es, die den Zug anführen. Das Düstre und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Misstrauen und Unglück umschweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Axinia flüchtet zur Czaarinn Marfa und fleht zu ihren Füssen um Schutz vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Axinia verabscheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trügt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewusstseyn erzeugt ein allgemeines Misstrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Kosacken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit, und Verschmähung des steifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. —

Odowalsky weiss sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe, und behauptet seinen überwiegenden Einfluss.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die Polen zu entfernen, seinem Wunsche entgegen kommt, und ihm von der czaarischen Gewalt eine hohe Vorstellung gibt.

Marina erscheint in Moskau mit einem grossen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Falscher und kalter Empfang von beiden Seiten; jedoch weiss sie sich besser zu verstellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anstalten zu einem rauschenden Feste gemacht.

Auf Geheiss der Marina wird Axinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod ist ihr wilkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müssen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerrissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, dass sie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überlässt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.

Unterdessen benutzt *Schinskof*, einer der ehemaligen Feldherrn des Czaaren *Boris*, das wachsende Missvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniss wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Axiniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige schönere Zeiten, und befiehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen, und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, dass er selbst zum Thron berufen sey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht sich bittre Vorwürfe, dass er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweitenmale ein Verräther seyn und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider sein Gefühl, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern, und die Macht der Polen zu schwächen. Er bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dies sterbend dem Demetrius selbst.

Casimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hause des Woiwoden von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrige Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Casimir allein ihm getreu, und opfert sich für ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bei der Czaarinn Marfa und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe, sie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen Preis geben will. Aber jetzt stürzt *Schinskoj* mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarinn wird eine bestimmte Erklärung gefordert: sie soll das Kreuz darauf küssen, dass Demetrius ihr Sohn sey. Auf eine so feierliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius, und will sich entfernen. « Sie schweigt? » ruft die tobende Menge, « Sie verläugnet ihn? So stirb denn, Betrüger! » — Und durchbohrt liegt er zu den Füssen der Marfa.

WARBECK.

PERSONEN.

MARGARETHA von YORK, Herzoginn von Burgund.
ADELAIDE, Prinzessinn von Bretagne.
ERICH, Prinz von Gothland.
WARBECK, vorgeblicher Herzog von York.
SIMNEL, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
EDUARD PLANTAGENET, der wirkliche Prinz von Clarence.
GRAF HEREFORD, ausgewanderter englischer Lord.
SEINE FÜNF SÖHNE.
SIR WILLIAM STANLEY, Botschafter Heinrichs VII von England.
GRAF KILDARE.
BELMONT, Bischof von Ypern.
SIR RICHARD BLUNT, Abgesandter des falschen Eduards.
BÜRGER VON BRÜSSEL.
HOFDIENER DER MARGARETHA.

ERSTER AUFZUG.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen, auf die Nachricht, dass sich Richard von York, zweiter Sohn Eduards IV, den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befinde, und sein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzoginn Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII abzufallen, und seine Besitzungen an seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Palast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks aufgestellt findet; er freut sich nun, auf einem Boden zu seyn, wo er seine Neigung zu dem Hause York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botschafter Heinrichs VII am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und sucht umsonst, ihm die Augen über den gespielten Betrug zu öffnen. Beide gerathen in Hitze, und der Streit der zwei Rosen erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischof von Ypern, vertrauter Rath der Herzoginn, kommt dazu, und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzoginn gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schutzlosen Verwandten, und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten seyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzoginn mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstösst, in eine solche Wuth, dass sie ihn zu zerreissen drohn. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguirt das Volk, und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessinn von Bretagne und andern Grossen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen, mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtinn. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äussert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach seiner Geschichte —

Richard will ausweichen.

Die Herzoginn übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geschichte, welche grossen Eindruck macht, und öfters von dem Affekt der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löscht den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen und verspricht dem Herzog Richard einen zuströmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntheit mit sich selbst, und vergleicht jenen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, dass er seine Rechte behaupten muss. Er scheint sich noch einmal zu bedenken, und es der Herzoginn zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweier Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Ver-

mählung Adelaidens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gothland soll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzessinn von Bretagne zurück, und spottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide ist noch in einer grossen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühllose Kälte. Er verspottet sie und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt und stellt zwischen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbecks Benehmen, dass jener kein Fürst seyn könne und führt solche Beweise an, welche seine eignen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und setzt ihn aufs tiefste neben dem Yorkschen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, dass Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist grösser, als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, dass jene Beide sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessinn besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süssen Genuss, dem Warbeck, den er hasst, die Geliebte zu entreissen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schicksale; Beide leben von der Gnade einer stolzen, gebieterischen Verwandtinn und sind hülflose Opfer der Gewalt.

ZWEITER AUFZUG.

Der erste Akt zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniss; jetzt erblickt man ihn in seinem Innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deswegen; Andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist, und von der Gnade seiner Anverwandtinn lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermisst in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluss seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, mit einer gewissen Gravität und mit eignem Glauben. So lange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermassen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitansteller des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muss mehr ein Amt seyn, das er bekleidet und mit dem er sich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fliessen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzoginn zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbissnem Unmuth und Gutes thut er mit stolzer Grösse und einer gewissen Trockenheit, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muss fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, dass in dem Herzen der Prinzessinn sich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch so nahe lag. Es ist tragisch, wie ein schönes Gemüth durch die menschlichste Empfindung in ein unglückliches Verhältniss verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säete, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessinn ist ein einfaches Mädchen ohne alles Fürstliche — Ihre Geburt und ihr Stand erscheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Grösse hat für sie keinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, dass sie mit einer gewissen Exaltation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er ausser ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Adelaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal besitzen soll. Er muss eine reiche oder mächtige Königs-Tochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtinn lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebenden Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft; sein Verhältniss zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Delicatesse, ohne alle Rücksicht auf sein eignes Ehrgefühl. Umsonst will er empor streben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniss erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja das er vergessen haben muss, um seine Rolle gut zu spielen. Oeffentlich ehrt, liebkost sie ihn; insgeheim macht sie seine Tyranninn. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm,

was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Grossmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äusserst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beschämt.

Die Herzoginn ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt selbst, die beiden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, dass Warbeck dem Feind seine Hand biete, und, da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, dass sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, dass Erich ein Prinz *sey*, und lässt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um sich eine Sauvegarde nach Brüssel zu erbitten, damit er sich der Herzoginn seiner Tante vorstellen und die Beweise seiner Geburt beibringen dürfe. Er sey aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprüche an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerei; aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigne gebieterische Art, in seine Schranken zurück und lässt ihn fühlen, dass er hier keine Stimme habe. Warbeck muss schweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, dass er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Belmont allein, und bemerkt mit stolzem Unwillen, dass Warbeck anfange, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen seine Anmassungen an, ihren Hass zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug; der Betrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig und seine Existenz als York, als ihr Neffe, beschämt ihren Fürstenstolz.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in grosser Bewegung kommt, sie zu bitten, dass sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreiet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzoginn noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzusehn. Die Hochzeit wird aufs schnellste beschlossen und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniss.

DRITTER AUFZUG.

Ein offener Platz, Thron für die Herzoginn, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet lässt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Simnels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das grösste Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguirt das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und misstrauisch, und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende, unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet bekennt, und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falsch und frevelhaft erklärt, und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine grosse Gemüthsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzoginn und der Prinzessin erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzoginn. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreiend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug, und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessinn öffentlich seine Liebe zu erklären, und die Herzoginn um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzoginn knirscht vor Zorn, ruft die Prinzessinn hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Beistand, und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich, als sein Recht. Er entschliesst sich dennoch, sich der Herzoginn zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und versucht, ihn hinweg zu ängstigen.

VIERTER AUFZUG.

Die Herzoginn kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Hass gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; diese erhaltene Nachricht von der Entspringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen und fängt gleich damit an, dass sie der Prinzessinn, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbietet, an ihn zu denken und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck lässt sich melden; sie schickt die Prinzessinn, welche zu bleiben bittet, in Thränen von sich.

Warbeck und die Herzoginn. Warbeck, kühn gemacht durch sein Glück und auf seinen A: hang bauend, zugleich durch seine Liebe erhoben, und entschlossen, seine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzoginn einen muthigen Ton an, und wagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie erstaunt über seine Dreistigkeit, und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er beruft sich darauf, dass *sie* es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, dass sie verpflichtet sey, ihn zu halten, dass sie kein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Fürstenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück bekümmert, er ist ihr blos das Werkzeug ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, so bald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzoginn genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verlässt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessinn wird durch die Furcht vor einer verhassten Verbindung und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzoginn zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überlässt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses, zu dem wollten sie mit einander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerei; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geständniss der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich; er verlässt sie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück, und macht sich Vorwürfe, dass sie vielleicht zu weit gegangen sey, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend, und den theuern Familienboden mit schmerzlicher Rührung begrüssend. Er erblickt die York'schen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über sein Geschlecht und sein eigenes Schicksal.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessinn Alles zu sagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erstaunt, fixirt ihn, lässt sich mit ihm ins Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt seinen Schrecken und sein Erstaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, dass er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edeln und bedeutenden Aeusserung und lässt ihn schreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Botschafter eintritt und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helfe. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Hass gegen Lancaster und seine bessre Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

Aber gehandelt muss werden. Der rechtmässige York ist da; er kann zurück fordern, was sein ist; die Herzoginn wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; Alles ist auf dem Spiel; die Prinzessinn ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, dass ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, dass er nie geboren wäre.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, dass der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sey, dass er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dort hin. Die Herzoginn ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sey geraden Wegs nach Brüssel, so könnte er schon da seyn. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor 9 Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie, wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

FÜNFTER AUFZUG.

Herzoginn. Ihr Rath. Prinzessinn. Lords. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzoginn hat einen grässlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehn seyn müsste; sie hätten um Hülfe schreien hören; wie sie herbei geeilt, sey Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzoginn und Prinzessinn in der grössten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzoginn empfängt ihn mit den Worten: Wo ist mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeschafft? Wie er stutzt, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, dass sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreisst der Zorn ihr Geheimniss; Herzog, sagt sie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessinn wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessinn stürzt der Herzoginn in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzoginn sagt: « Er kommt » zur rechten Zeit. Ich habe seine Ankunft nie ge- » wünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt » meine Neffen, er hat ihre Kindheit erzogen » — Sie wendet sich zu Warbeck: « Verbirg' dich, wenn » du kannst! Sieh zu, ob du dich auch gegen diesen » Zeugen behaupten wirst. »

Kildare tritt herein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzoginn geht ihm entgegen. « Ihr kommt, » einen York zu umarmen; unglücklicher Mann, ihr » findet keinen, » *u. s. w.* Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: Was seh' ich! Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht dem Grafen ins Gesicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? wiederholen Alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kildare steht voll Erstaunen, weiss nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, dass man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzoginn eilt ab, sie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten York seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apostrophirt die Vorsicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, dass er nicht sein Sohn sey — dass er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sey ein natürlicher Sohn Eduards IV, ein geborner York. Das Räthsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm; das Knäuel seines Schicksals entwirrt sich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

Kildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den gespielten Betrug und beklagen ihre verlorne Existenz, ihre zerstörte Hoffnung.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieser weiss nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimniss löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen, und ihn, als seinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem Yorkschen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwei Mördern geret-

tet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzoginn kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schliesst ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, dass sie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füssen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, dass sie geht, um die Prinzessinn abzuholen.

Zwischen-Handlung, so lang sie weg ist. Erichs und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehn und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, dass sie Beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzoginn kommt mit der Prinzessinn zurück. Schluss.

FRAGMENTE

Aus den ersten Scenen des ersten Akts.

ERSTER AUFTRITT.

Hof der Herzoginn *Margaretha* zu Brüssel. Eine grosse Halle.

GRAF HEREFORD *mit seinen fünf Söhnen tritt auf.*
SIR WILLIAM STANLEY *steht seitwärts an dem Proscenium und beobachtet ihn.*

HEREFORD.

Dies ist der heil'ge Herd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palast,
Wo Margaretha, die Beherrscherinn
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten alten Königsstamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —
Der edlen Yorks erhabene Gestalten.
Erkennt ihr sie — — — —
Die weise Rose glänzt in ihrer Hand,
— — — — — — —
Mit diesem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unsre Hüte stecken — — —
— — — — — — —

(Streit zwischen Stanley und Hereford.)

ZWEITER AUFTRITT.

BELMONT. DIE VORIGEN.

BELMONT.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig ist dies Haus.

HEREFORD.

Hinweg mit diesem Sclaven Lancasters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muss ein verhasster
Lancastrier die freche Stirn mir zeigen.

STANLEY.

Verräther nenn' ich sie, wo ich sie finde.

BELMONT.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — —
Geöffnet hat sie ihren Fürstenhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln ist ihr schönster Ruhm.

STANLEY.

Wohl! Ein willkommner Gast ist Jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinnt.

BELMONT.

Sie ist die Schwester zweier Könige
Von York — — —
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt sie ihres (fürstlichen) Geschlechts,
Das unterm Missgeschick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindsel'gen Erde,
Wo sonst, als hier an ihrem frommen Herd?
Doch auch dem Feind erweist sie sich gerecht,
Und in dem Haupte dieses edlen Lords
Ehrt sie den Abgesandten — —
— — — — — —

VIERTER AUFTRITT.

— — — — — — —
— — — — — — —

HEREFORD.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir spricht es laut im innern Eingeweide,
Er ist es! Das sind König Eduards Züge,
Das ist das edle Antlitz meines Herrn,
Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(Sich zu seinen Füssen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — —

WARBECK.

Steht auf, Mylord! Nicht hier ist euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

HEREFORD.

— — — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungshand — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erscheinen?

WARBECK.

— — Jetzt nicht — Lasst mich
Den Schleier ziehen über das Vergangne.
Es ist vorüber — ich bin unter euch —
Ich sehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.

— — — — — — —
— — — — — — —

MARGARETHA.

— — — — — — —
— — — — — — —

Richard von Gloster stieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne schloss der Tower ein.
Das ist die Wahrheit und die Welt will wissen,
Das Tirrel sich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, selbst den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren soll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniss
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniss
Im Tower — nur die späte Folgezeit
Hat jetzt den Schleier davon weggezogen.
Wahr ist's, der Mörder Tirrel ward geschickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch seinen Dolch.
Den Bruder sollte gleiches Schicksal treffen;
Doch sey's, dass das Gewissen des Barbaren
Erwachte, dass des Kindes rührend Flehn
Sein eisern Herz im Busen wankend machte —
Er führte einen ungewissen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

DIE MALTHESER.

Maltha ist von der ganzen Macht Solimans belagert, der dem Orden den Untergang schwur. Mit den türkischen Befehlshabern Mustapha und Pialy sind die Korsaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Hascem nnd Candelissa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beiden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und schon grosse Vortheile darüber gewonnen. Der Besitz dieses Forts macht sie zu Herren der zwei Seehäfen und setzt sie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Success anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten ist.

La Valette ist Grossmeister zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet. Die Ritter sind nach der Insel berufen worden, und in grosser Anzahl darauf erschienen. Ausser ihnen sind noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwohl ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hat alle Ursache von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die grösste Gefahr setzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vicekönig in Sicilien desshalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüstet in den Häfen dieser Insel; viele Ritter und andere Krieger sind herbeigeströmt, sich nach Maltha einschiffen zu lassen; die Geschäftsträger des Grossmeisters sind bei dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese grosse Sache etwas Grosses zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dies hoffen sie von dem Widerstand des Ordens bei der Tapferkeit seiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leistet nichts.

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst, wegen des engen Raumes, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz, und fasst wenige Mannschaft. Die Türken haben schon einige Aussenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt, und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Grossmeister an, sich an einen haltbaren Ort zurückziehn zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Grossmeister vor, dass er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfre, dass es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, dass es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Grossmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, dass St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, dass St. Elmo so lange als möglich halte, um der Sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschliessen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweitens muss die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erschwert ihnen die fernern Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, dass sie an der Gewissheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Grossmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen *aufzuopfern*. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der *reine Geist des Ordens*, weil eine solche That *von innen heraus* geschehen muss, und nicht durch äussere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigne Weise seyn, und sich nicht mit *blinder* Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen *geistlichen* Sinn, und ihr Sinn ist *weltlich*. Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeist ausgeartet; sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen, und trotzen darauf, dass Krieg und Gefahr die Freiheit begünstigen. La Valette war zeither nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewissen Menschlichkeiten nicht frei wusste; aber jetzt sieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen, und gleichsam neu zu erschaffen.

FRAGMENT

DES ERSTEN AUFTRITTES.

Eine offne Halle, die den Prospekt nach dem Hafen eröffnet.

ROMEGAS *und* BIRON *streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefasst, jener will sich ihrer bemächtigen.*

ROMEGAS.

Verwegner, halt! die Sclavinn raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?

BIRON.

Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

ROMEGAS.

Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Korsarenschiff gewann ich sie.

BIRON.

Den rohkorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freien Herzen zu gefallen weiss.

ROMEGAS.

Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

BIRON.

Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.

ROMEGAS.

Sankt Elm vertheidige! Dort ist dein Platz.

BIRON.

Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

ROMEGAS.

Wohl sichrer ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widerstehn.

BIRON.

Vom heissen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Lässt sich's gemächlich hier im Kloster reden.

ROMEGAS.

Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

BIRON.

Auf deiner Flotte herrsche du, nicht hier!

ROMEGAS.

Das grosse Kreuz auf dieser Brust verehre!

BIRON.

Das kleine hier bedeckt ein grosses Herz.

ROMEGAS.

Ruhmredig ist die Zunge von Provence.

BIRON.

Noch schärfer ist das Schwert.

ROMEGAS.

— — —
— — — — — — —

RITTER kommen herzu.

Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muss gezüchtigt werden.

ANDERE RITTER kommen von der andern Seite.

Drei Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf'! Zu Hülfe! Drei Klingen gegen Eine!
Auf den Kastilier! Frisch, wackrer Bruder!
Wir stehn zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.

RITTER.

Zu Boden mit den Provençalen!

ANDRE RITTER.

Nieder
Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der *Chor* tritt auf und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechzehn geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die übrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, dass sie sich selbst in diesem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniss, die auf die äussere Lage des Ordens und seinen innern Zustand sich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Grossmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Beistande zu erwarten, sondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, dass von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen sey, dass St. Elmo behauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und dass sie zurücksegeln würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschliesst sich freiwillig, auf der Insel zu bleiben und das Schicksal des Ordens zu theilen.

Ein alter Christensclave wird vom Ritter Montalto zum Grossmeister gebracht. Er ist vom türkischen Befehlshaber unter dem Vorwand abgesendet, eine Unterhandlung wegen des Forts Sankt Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Grossmeister will von keinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören, und droht jeden künftigen Herold tödten zu lassen. Dem Christensclaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freigestellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, dass Maltha sich nicht halten könne. Ehe er abgeht, lässt er ein Wort von Verrätherei fallen.

Es erscheinen zwei Abgeordnete von der Besatzung in St. Elmo. Diese Besatzung ist nicht von dem Grossmeister ausgewählt, sondern ohne sein Zuthun durch eine gesetzliche Ordnung bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von Allen geliebt und vom Grossmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er ist eine Geissel der Türken, und so sehr man ihn zu schonen sucht, bei jedem Kampfe der Erste. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles, Gefühl an ihn gefesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung, und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Crequi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Grossmeister schlägt es ab. Er gibt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und Festigkeit erklärt er, St. Elmo *müsse* behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Grossmeister. Crequi fragt ängstlich nach St. Priest und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensclaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Grossmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Missvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Grossmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Grossmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Missbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechinn. La Valette gesteht seinen Fehler, und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechinn hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechinn. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie geniessen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Grossmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs Höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Grossmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Crequi kommt herzu, und spricht ohne Schonung über die Härte des Grossmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Aussenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniss zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfalle entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Grossmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wohl eine Wirkung seiner Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber Niemand weiss davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Grossmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überlässt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bei. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Grossmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Grossmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Grossmeister hat Verdacht auf Montalto und lässt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto läugnet beharrlich und dreist, und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Grossmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Grossmeister, und entlässt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Grossmeisters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Grossmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am meisten. Auf den Vorwurf, dass La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortete er, der Orden sey schon untergegangen, sey in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Grossmeisters erschüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ohngeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit grossen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sey zu dem Feinde entflohn. Die Ritter besinnen sich, dass er es war, der am meisten die Erbitterung gegen den Grossmeister nährte.

Miranda, der spanische Gesandte, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter und

zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Grossmeister mit Castriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, dass es noch möglich sey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Grossmeister die jüngsten und ältesten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Grossmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug, entlässt die aufrührischen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette spricht mit ihm als ein sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt habe, sey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger gewählt, und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürsten gestellt, wo er fähig ist zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Aeusserst beschämt durch die Grossmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, dass er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sey.

St. Priest erscheint, um vom Grossmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist aufs Aeusserste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn, und sagt ihm, dass er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor ist hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrührischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen und Jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, dass S. Priest der Sohn des Grossmeisters ist, und dass er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert sich anfänglich, von seinem ersten Entschluss abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt ist. Endlich willigt er ein, dass die Vertheidiger von St. Elmo diesen Posten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt sich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, sich selbst als Grossmeister in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, sich nicht von seinem Sohne zu trennen. Jeder ist bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Priest widersetzt sich und bleibt unbeweglich. Die höchste Begeisterung spricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner persönlichen Rücksicht etwas hören. St. Priest nimmt Abschied vom Grossmeister und von Crequi.

Der Chor allein in der höchsten Würde, begeistert durch Alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird gestürmt. Crequi ist nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu sterben. — La Valette tritt auf, äusserst bekümmert, aber mit männlichem Ernst. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo ist erobert. Ein Grieche Lascaris, aus einem Geschlecht, das auf dem griechischen Kaiserthron regiert hat, entflieht mit äusserster Lebensgefahr aus dem türkischen Heer, wo er einen hohen Posten bekleidete, zu den Malthesern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die ersten Eindrücke der Jugend fesseln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verlust der Türken, von ihrem Entsetzen, als sie den Zustand der Festung und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer besonders wichtigen Einbusse der Feinde in der Person eines ihrer ersten und erfahrensten Befehlshaber des Beherrschers von Pripoli, Dragut, der bei dieser Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherei ist nichts weiter zu fürchten. Er ist bei dem Sturme auf St. Priest getroffen und hat seinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Priest ist aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in stummer Trauer. La Valette erhebt sich über sich selbst. Er preist die hohe Bestimmung seines verklärten Sohns, sieht in allen Rittern seine Söhne, und vertraut fest auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich dasteht. Durch ein grosses Opfer ist der Sieg so gut als entschieden, so wie in dem persischen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat diesen Glauben bewährt.

DIE KINDER DES HAUSES.

VORERINNERUNG.

Die Idee eines dramatischen Gemähldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV, hat Schillern einige Zeit beschäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporschweben, dessen Blick ein unermessliches Feld überschaut und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist.

« Paris erscheint in seiner Allheit. Die äussersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld, wie die naturwidrigste Verderbniss, die idyllische Ruhe, wie die düstere Verzweiflung. »

« Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, und immer andre Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der seine Aeste weit herum mit andern verschlungen hat, und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muss. So wird ganz Paris durchwühlt und alle Arten von Existenz werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen. »

« Der Fall ist scheinbar unauflöslich, aber *Argenson* — an der Spitze der Polizei — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt sogleich seine Aufträge. »

« Nach langem Forschen verliert er die Spur des Wildes, und sieht sich in Gefahr, sein dreist gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniss selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts. »

« Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als dass er einen edlen Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist unglaubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden, aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend. »

« Er erscheint im Lauf des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialischen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist, Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlinn. »

« Der Polizeiminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blössen vieler Familien, und hat eben so wie dieser die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet. »

« Scene Argensons mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt sich die Ueberlegenheit des Realisten über den Theoretiker. »

« Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowohl, als die Schuld. Er lässt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorsicht zeigt. »

« Auch die Nachtheile der Polizeiverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eigenen Officianten haben eine gewisse Straflosigkeit. » —

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, dass sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sey früher — etwa bei Lesung der *Causes célèbres* des Pitaval — entstanden, und vielleicht eben desswegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so grossen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

Narbonne ist ein reicher angesehener Partikulier, in einer französischen Provinzialstadt — Bourdeaux, Lyon oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen 40 und 50. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinem Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Uebriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterliess; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönem, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Aeltern sich durch seine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonne's Haus als eine hülflose Waise aufgenommen worden, und hatte viele Wolthaten, besonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuss ei-

nes Haus-Bedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Grossmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben liess. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waisen nicht recht zuzukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wolthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Uebermuth, eine gewisse Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtsinn zu gränzen. Er war verschwenderisch, frei und eifersüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Foix zu sehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein sonderbares Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfter an sie geschickt wurde. Saint-Foix betete Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein andres Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen grossen Dienst geleistet hatte. Für diese hat er eine zärtliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt; aber er unterschied sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehasst und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn, als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte desswegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Lasst die Gerichte ruhen! sagt sie! Nehmt das kleine Unglück willig hin! — « Es ist kein kleines Unglück. » — Nehmt's an als eine Busse! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlstandes bekümmert. — « Ich will aber mein Recht verfolgen. » — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch grössere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, dass eine Zigeunerinn im Hause gewesen sey, welche man des Schmuckes wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, dass sie nicht hier gewesen. « Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams loszuwerden. »

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe, es ist ihm zu enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort, dabei hat er etwas Geheimnissvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht, wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines grossen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs Höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reisst er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt, und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten war, und wie es jetzt ist.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unschuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerinn entsprungen, die sie tirannisirte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Foix hat sie in einer hülflosen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Kostbarkeit, verkaufen wollen; der Goldschmidt, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dies veranlasst die Einziehung Adelaidens.

Die Policeidiener erscheinen, und fordern von Adelaiden, dass sie ihnen zum Baillif folgen soll. Saint-Foix widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr ausser diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, dass man dem gestohlnen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in grosser Bewegung zur Victoire, um ihren Beistand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affektvolle Scene zwischen Beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, dass ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in grosse Bestürzung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Grossmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen, und beide verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Baillif gemeldet, dass man die Zigeunerinn aufgebracht habe, und dass Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerinn erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie ausprengte, dass sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, dass Adelaide die Tochter sey, aber wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, dass sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und dass die Zigeunerinn beide vor sechszehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht, und war ihr schon in seinem zehenten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Aeltern der Kinder entdeckt haben; und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber Beide weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, sie an Kindes statt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in grösster Verlegenheit; er weiss keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne liess er ein Paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, dass er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeiveranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

PROSAISCHE SCHRIFTEN

DER ERSTEN PERIODE.

UEBER DAS GEGENWÄRTIGE

DEUTSCHE THEATER.

(*Aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur* 1782.)

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, dass er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, dass man noch nie so oft Seelengrösse zu beklatschen, und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieser Epoche — Schade, dass dies nur auf der Bühne ist. Die Egyptier bestellten für jedes Glied einen eignen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Aerzte zu Grunde — Wir halten jeder Leidenschaft ihren eignen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derselben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Mich däucht, es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Schätzen in den Gespenstermährchen: *Beschreiet den Geist nicht!* ist die ewige Bedingung des Beschwörers. — Mit Stillschweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter sinkt zehntausend Klafter die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimsten Winkelzüge des Herzens illuminirt und fresko zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laster, alle die verworrensten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, dieses Alles in kleinern Flächen und Formen aufgefasst, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Elend, um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Tradition und Sentenzen. *Sollte*, sage ich — und was *sollten* die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was *sollten* jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten sie verdaute, wenn nur seinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkasten der Komödie gucken, so viele Tartüffes ihre Masken, so viele Fallstaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eselsohr, und beklatscht den witzigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anzuhängen gewusst hat. Gemählde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflösen, — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hysterischen Nervensystems reissen; — Situationen voll schwankender Erwartung, die den leisern Odem fesselt, und das beklommene Herz in ungewissen Schlägen wiegt, — Alles dieses, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle? — Der ganze Himmel scheint in der Fluth zu liegen, — Ihr stürzt euch wonnetrunken hinein, und — tappt in kalt Wasser. Wenn der teuflische Macbeth, die kalten Schweisstropfen auf der Stirne, bebenden Fusses, mit hinschauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Macbeth unter dem Volke lässt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gift büsset? Eifert ein einziger Ehmann weniger, weil der Mohr von Venedig sich zu tragisch übereilte? Tyrannisirt etwa die Konvenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter nach der That reuig, vor euren Ohren das rasende Gelächter trillert? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schön dahin sinkt, so voll Delicatesse und Grazie ausröchelt, nicht noch mit sterbenden Reizen die wollüstige Lunte entzündet, und eurer tragischen Kunst aus dem Stegreif hinter den Koulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machinisten ermuntern, die Garrickischen Künste in ihre hölzerne Helden zu verpflanzen, so würde doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlichermassen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten, und sich mehr auf dem ersten versammeln. Eine abgefeimte italienische Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weiss mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerstören, Iphigenia und Aulis sind weggehaucht, die Sympathie stirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerinn. Wir sollten ja die Neigungen des schönen Geschlechts aus seiner Meisterinn kennen? Die hohe Elisabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majestät, als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Aktrice philosophischer denken? Sollte diese — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm ausserhalb den Koulissen, als hinter denselben bedacht seyn? Ich zweifle gewaltig. So lang die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, so lang die Scenen des Jammers, der Furcht

und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füsse, die Grazienwendungen der Spielerinn zu Markte zu tragen, mit einem Wort, so lang die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherinn verwöhnter Wollüste spielen muss — ich will weniger sagen — so lang das Schauspielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das grosse Heer unserer süssen Müssiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lang es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet; so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu seyn. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.

Aber dass wir auch hier nicht zu weit gehen — dass wir dem Publikum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äussersten Enden, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind frostige Behorcher ihrer Leidenschaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten, und seine Gemüthsbewegungen sorgfältig, wie eine Pariserinn ihre Grimassen, vor dem Spiegel durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. — Ihr Kothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geschmachs über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blösse auf, vergrössert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantasie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer, und trommelt von ihr die schändlichsten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Granen, und schneidet die Speisen des Geists diätetisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquisinn zu schonen; wir Deutsche muthen uns wie die starkherzigen Britten kühnere Dosen zu, unsere Helden gleichen einem Goliat auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemahlt. Zu einer guten Kopie der Natur gehört Beides, eine *edelmüthige Kühnheit*, ihr Mark auszusaugen, und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine *schüchterne Blödigkeit*, um die grossen Züge, die sie sich in grossen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemählden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum, wie die Ameise vor einem grossen majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insektenblick verweilet auf diesem Flügel, und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfasst auch den gegenüberstehenden Flügel, und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Kamerädinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter mahle für Ameisenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Grossen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriss der *Welt*, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten beurtheilt sein will.

Bei der *getreuesten* Kopie der Natur, so weit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorsehung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Drama misslinget. Man trete auf die Bühne selbst, und gebe Acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im *Spieler* verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer aber nothwendig. Einmal muss er sich selbst und die horchende Menge vergessen, um in der Rolle zu leben; dann muss er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmack des Letztern reflektiren, und die Natur mässigen. Zehnmal finde ich das Erste dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Akteurs nicht Beides ausreichen kann — möchte er immerhin gegen Dieses, zum Vortheil Jenes verstossen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnelle und ewig bestimmte Succession, als von Wetterleuchten zu Donnerschlag, und bin ich des Affektes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, dass es mir viel mehr schwer, ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des Letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermassen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwischen Beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der Letztere bei einer *anscheinenden* völligen Abwesenheit des Bewusstseyns, in der Grabesruhe der äussern Sinne auf seinem mitternächtlichen Pfade mit der unbegreiflichsten Bestimmtheit jeden Fusstritt gegen die Gefahr abwägen, die die grösseste Geistesgegenwart des Wachenden auffordern würde; — kann die *Gewohnheit* seine Tritte so wunderbar sichern; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsre Zuflucht nehmen müssen — kann eine *Sinnesdämmerung*, eine superficielle und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu Stande bringen: warum sollte der Körper, der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getreulich begleitet, in diesem Falle so zügellos über seine Linien schweifen, dass er ihren Ton missstimmte? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Extravagation (und das kann sie nicht, wenn sie ächt ist, und das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiss ich gewiss, dass auch die Organe sich in kein Monstrum verirren. Sollte dann bei der grössesten Abwesenheit der Perception, deren die Illusion den Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben so leicht an dem Ueberspannten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewusstseyn seiner gegenwärtigen Lage sorgsam und ängstlich unterhält, und das künstliche Traumbild durch die Idee der *wirklich* ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiss, dass vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Geberden hangen, dass eben so viel Ohren jeden Laut seines Mundes verschlingen. — Ich war einst zugegen, als dieser unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung schleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachspitze schwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine — aber der steilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erschrockene Spieler stand steif und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beu-

gung — als ob er sich eben ein Kleid wollte anmessen lassen. — Die Sympathie der Zuschauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jede Gattung von Leidenschaft eine aparte Leibesbewegung einstudirt, die sie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affekte vorspringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achsel, und das Anstemmen des Ellenbogens selten. — Der Zorn sitzt in einer geballten Faust, und im Knirschen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlicherweise durch einen Stoss mit dem Fusse charakterisiren gesehen;—die Traurigkeit der Theaterheldinnen retirirt sich hinter ein weissgewaschenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzesten wegkommt, wirft sich auf dem nächsten dem besten Block seine Bürde, und dem Publikum einen — Stümper vom Halse. Die Spieler starker tragischer Rollen — und dies sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne pflegen ihre Empfindung murrköpfisch herzuzanken, und ihre schlechte Bekanntschaft mit dem Affekt, den sie wie einen Missethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die sanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Deklamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehresten Schauspieler scheitern, und Deklamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illusion. Der Weg des Ohrs ist der gangbarste und nächste zu unsern Herzen — Musik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Mahlerkraft vergebens erschöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schliessen, als die misshandelten Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. *

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garstiger Bruch zurück bleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigern Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet, und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen summt doch zum mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.

* Es ist noch die Frage, ob eine Rolle durch einen blossen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauspieler gewinne? Bei dem Letzten wenigstens geht die Empfindung so bald, als bei einem occupirten Praktikus in der Heilkunst das Judicium über die Krankheit verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechanische Fertigkeit, eine Affektation, eine Koketterie mit den Grimassen der Leidenschaft.

DER SPAZIERGANG

UNTER DEN LINDEN.

(*Aus dem würtembergischen Repertorium* 1782.)

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einsiedelei beisammen, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Musse die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfasste die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Missgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einst an einem lieblichen Maientag spazierten sie wieder; ich erinnere mich folgendes Gespräches:

EDWIN.

Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgeheitert, und Sie so nachdenkend, Wollmar?

WOLLMAR.

Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, dass ich ihr ihre Launen verderbe.

EDWIN.

Aber ist es denn möglich, den Becher der Freude so anzueckeln?

WOLLMAR.

Wenn man eine Spinne darin findet—warum nicht? Sehen Sie, Ihnen mahlt sich jetzt die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Deukalion, eben so parfümirt, und eben so bunt verbrämt. Jahrtausende lang verzehrt sie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, kocht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eignen Kinder, und stutzt die Verwesung zu blendenden Flittern. Junger Mensch, weisst du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht jetzo spazierest? Dachtest du je, dass dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist, dass dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstobene Kraft des Arminius in die Nase blasen, dass du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unsrer grossen Heinriche kostest? — Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehischen Brunst in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerstreut. Sie scheinen das lustig zu finden, Edwin?

EDWIN.

Vergeben Sie. Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Scenen. Wie? wenn unsre Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müssten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, *quæ cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.*

WOLLMAR.

So mag die Asche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

EDWIN.

Hören sie dort die zärtliche Philomele schlagen? Wie? Wenn sie die Urne von Tibulls Asche wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts, flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephir ein Atom Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Süsslinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Rost an die verscharrten Münzen gefesselt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Presse zu ächzen, und den Unsinn ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittre Galle schöpfen, schöpft meine Laune lustige Scherze.

WOLLMAR.

Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernst wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Lassen Sie mich fortfahren. Die gute Sache scheut die Besichtigung nicht.

EDWIN.

Wollmar besichtige, wenn er glücklicher ist.

WOLLMAR.

O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine waschhafte Mäklerinn, die in jedem Hause schmarutzen geht, und geschmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verläumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verschwätzt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Teufel vergöttern. Wenn unsre Launen die Modelle unsrer Philosophieen sind, — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weise seyn, wenn Sie erst finster werden.

EDWIN.

Das möcht' ich nicht, um weise zu werden!

WOLLMAR.

Sie haben das Wort glücklich genannt. Wie wird man das, Edwin? Arbeit ist die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel fliegen ausgespannt, die glückliche Insel zu suchen im gestadlosen Meere, und dieses goldene Vliess zu erobern. Sage mir doch, du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stossend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu stossen. Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen, und das Takelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind diejenigen, die heute sich abmüden, auf dass sie sich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. Wieder Andere reisst der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. — Es sind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daseyns verschwenden, den Schweiss der vorigen zu geniessen. Man rechne sie weg; und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und schüchtern segelt es ohne Kompass, im Geleit der betrüglichen Sterne auf dem furchtbaren Ocean fort; schon flimmt wie weisses Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste, Land ruft der Steuermann, und siehe! ein elendes Brettchen berstet, das lecke Schiff versinkt hart am Gestade. *Apparent rari nantes in gurgite vasto.* Ohnmächtig kämpft sich der geschickteste Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätherischen Zone irrt er einsam umher, und sucht thränenden Auges seine nordische Heimath. So ziehe ich von der grossen Summe eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, dass sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts, und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf, antworten Sie, Edwin!

EDWIN.

Der Töpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

WOLLMAR.

Antworten Sie.

EDWIN.

Ich sage, wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

WOLLMAR.

Etwa das Auge an den mahlerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin! Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüste einem dreifachen Tode um den Rachen zu schwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram ist beredter als Ihre Zufriedenheit.

EDWIN.

Und soll ich darum das Veilchen unter die Füsse treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinstern kann? Ich schöpfe Heiterkeit unter der wolkenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht. —

WOLLMAR.

Umsonst! Vergebens. Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdamniss empor. Es ist ein betrügliches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarschisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atomen lese ich die trostlose Aufschrift: *Vergangen!*

EDWIN.

Und warum nicht gewesen? Mag jeder Laut der Sterbegesang einer Seligkeit sein — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieser Linde küsste ich meine Juliette zum erstenmal.

WOLLMAR heftig davon gehend.

Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

EINE

GROSSMÜTHIGE HANDLUNG

AUS DER NEUESTEN GESCHICHTE.

(*Aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur.*)

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Züge des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Gluth, worein es auf diese Weise versetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungestüm ab. Wer weiss, ob nicht eben diese gekünstelte Existenz in einer idealischen Welt unsere Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schweben hier gleichsam um die zwei äussersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutschen — mit stolzer Freude schreib' ich das nieder — hat ein unabstreitbares Verdienst — sie ist wahr. — Ich hoffe, dass sie meine Leser wärmer zurück lassen werde, als alle Bände des Grandison und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten sich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr verliebt, ohne dass der eine um des andern Leidenschaft wusste. Beider Liebe war zärtlich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön, und zur Empfindung geschaffen. Beide liessen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniss, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniss ihren Empfindungen das ganze Geheimniss entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglückseligste Affekt, der im Geschlechte der Menschen beinah so grausame Verwüstungen angerichtet hat, als sein abscheuliches Gegentheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, dass wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausschliessend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen allezeit so fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern : « Ich weiss, dass du mein Mädchen liebst, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, dass ich sie vergesse. Kann ich das — Bruder, dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin — und thu' ein Gleiches. »

Er verliess gählings Deutschland, und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloss, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt, und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amsterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Einzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Aerzte zweifelten für sein Leben, nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riss ihn mühsam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erschrecklichste Bild des zehrenden Kummers, kam er in seiner Vaterstadt an, — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

« Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiss der Himmel — Mehr kann ich nicht. »

Ohnmächtig sank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da :

« Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will versuchen ihn weiter zu tragen. Führe sie nicht zum Altar, bis ich dir weiter schreibe. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du — In Gottes Namen, so sey sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht — Nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieses versiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin — Ich geh' nach Batavia » —

Hier sprang er in den Wagen.

Halb entseelt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden stürmte die Liebe, und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdonnerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst ging mit holländischen Kauffahrern unter Segel, und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so übersandte er dem Bruder folgende Zeilen :

« Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner, und unserer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schicksale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geschenkt, der Freundschaft das höchste Opfer zu bringen, dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — *Dein ist das Fräulein.* Bruder, ich habe sie nicht besitzen sollen, das heisst, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder —! Bruder —! Schwer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiss nicht, wie schwer sie dir erworben werden musste — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniss eines Bruders, den deine Arme nimmer umstricken werden. Lebe wohl. Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du bist. Meine That ist mir Bürge, dass auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird. »

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen — Dann starb die Frau. Sterbend

erst bekannte sie ihrer Vertrautesten das unglückseligste Geheimniss ihres Busens : Sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gedieh zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

DIE SCHAUBÜHNE,

ALS EINE MORALISCHE ANSTALT BETRACHTET.

(*Vorgelesen bei einer öffentlichen Sitzung der churfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim im Jahr* 1784.)

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Ausserordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erschöpft von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs, und von Sinnlichkeit gesättigt, musste der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsre Natur, gleich unfähig, länger im Zustande des Thiers fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittlern Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselsweisen Uebergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nur der ästhetische Sinn, oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk seyn muss, unter zwo Wirkungen die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht begnügen, die Neigungen seines Volkes nur entwaffnet zu haben ; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen, und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht seyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, dass eines Staates festeste Säule *Religion* sey — dass ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen, oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der politischen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluss der Bühne. Gesetze, wellte er sagen, drehen sich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Jene herrschen nur über die offenbaren Aeusserungen des Willens, nur Thaten sind ihnen unterthan — diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort, und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese grosse Gewalt über jedes Menschen Herz einräumen, wird sie, oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion, (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen) Reilgion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unfehlbar. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem grössern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemählde von Himmel und Hölle zernichten — und doch sind es nur Gemählde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemählden fasslich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet, und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage, und reisst die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft stehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen, und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen verfluchen wir ihr Gedächtniss. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns *Medea* noch anschauern, wenn sie die Treppe des Palastes herunter wankt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn *Lady Macbeth*, eine schreckliche Nachtwandlerinn, ihre Hände wäscht, und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den hässlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiss sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstab und kalte Erzählung, so gewiss wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier *unterstützt* sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster, und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nacheiferung aus! — Wenn der gütige August dem Verräther Cinna, der schon den tödt-

lichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, gross wie seine Götter, die Hand reicht: « Lass uns Freunde seyn, Cinna! » — Wer unter der Menge wird in *dem* Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn *Franz von Sickingen*, auf dem Wege einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu Kämpfen, unversehens hinter sich schaut, und den Rauch aufsteigen sieht von seiner Veste, wo Weib und Kind hülflos zurückbleiben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie gross wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Eben so hässlich, als liebenswürdig die Tugend, mahlen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hülflose kindische *Lear* in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Tochter pocht, wenn er sein weisses Haar in die Lüfte streut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Regan gewesen, wenn sein wüthender Schmerz zuletzt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: « Ich gab euch Alles! » — Wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist *sie* für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Eine Erfahrung lehrt es, die so alt ist als die Welt, dass im Gewebe menschlicher Dinge oft die grössten Gewichte an den kleinsten und zärtesten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehenmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniss von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moralische Verschuldung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuern Extreme von Lastern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir zuletzt alle einstimmig belächeln und lieben, warum sollte die Natur bei dem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen seyn? Ich kenne nur *ein* Geheimniss, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen grossen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der grossen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält, und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott beschämt. Was sie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier, (schneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satyre. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maass der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabscheuung uns im Gewissen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht sich unsere Feigheit, aber eben diese Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satyre. Gesetz und Gewissen schützen uns *oft* für Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht, dass wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz anzugreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unserer Empfindlichkeit schont, und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr grosser Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, dass Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, dass sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, dass vielleicht Molieres Harpagon noch keinen Wucherer besserte, dass der Selbstmörder Beverlei noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, dass Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstrassen nicht viel sicherer machen wird — aber wenn wir auch diese grosse Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht seyn wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt von ihrem Einfluss zurück? Wenn sie die Summe der Laster weder tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben, ohne ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniss verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. *Sie* zog dem Heuchler die künstliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns List und Kabale umstrickten. Betrug und Falschheit riss sie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, dass die sterbende Sara nicht *einen* Wollüstling schreckt, dass alle Gemählde gestrafter Verführung seine Gluth nicht erkälten, und dass selbst die verschlagene Spielerinn diese Wirkung ernstlich zu verhüten bedacht ist — glücklich genug, dass die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, dass die Bühne sie lehrte, seinen Schwüren misstrauen, und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht blos auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam; und lehrt uns die grosse Kunst, sie zu ertragen. Im Gewebe unsers Lebens spielen *Zufall* und *Plan* eine gleich grosse Rolle; den letztern lenken *wir*, dem erstern müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Fassung finden, wenn unser Muth, unsere Klugheit sich einst schon in ähnlichen übten, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menschlicher Leiden vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Bedrängnisse, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen, und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen *Ariadne* durch das wiederhallende Naxos, steigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolinos hinunter, betreten mit ihr das entsetzliche Blutgerüste, und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsere Seele in leisen Ahnungen fühlte, die überraschte Natur

laut und unwidersprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verlässt den betrogenen Liebling die Gunst seiner Königinn. — Jetzt da er sterben soll, entfliegt dem geängstigten *Moor* seine treulose sophistische Weisheit. Die Ewigkeit entlässt einen Todten, Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger wissen kann, und der sichere Bösewicht verliert seinen letzten grässlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, dass uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn, und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wann wir die Tiefe seiner Bedrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändender, als das Verbrechen des Diebs — aber mischen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin *Eduard Ruhberg* die That vollbringt? — Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürmt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, *Marianne* das Gift trinkt, wer von uns will der erste seyn, der über dem beweinenswürdigen Schlaftopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menschlichkeit und Duldung fangen an, der herrschende Geist unserer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle, und noch weiter — in das Herz unserer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind *sie* es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten, und das geheime Räderwerk aufdecken, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu seyn. Hier nur hören die Grossen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So gross und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in dieser höhern Sphäre weiss der grosse Kopf, der feurige Patriot, sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie sclavisch die grössere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegen arbeiten — dass die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige *einzelne* Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter strömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fliessen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude, und Saladin der Sarazene beschämten, und die göttliche Lehre uns predigten, dass Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so gar nicht abhängig sey — ehe noch Joseph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemählde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionshass vermeiden — in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab. Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der *Erziehung* bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinn des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden erschütternden Gemählden an ihm vorüberführen; hier könnten unsere Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit *Methode* brüsten, und den zarten Schössling in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.

Nicht weniger liessen sich — verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus, die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen Klagen, noch ehe sie laut würden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen. So gar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den grossen Einfluss übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden, und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts Anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das grosse überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne — ein Verdienst, das ich jetzt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermuthe, dass ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, dass sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — dass sie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den

Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuss, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern auserlesenern Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Hinfall beschleunigen, und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müssiggang ausheckt, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiss. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so grossmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen abzubüssen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum Erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch *eine* allwebende Sympathie verbrüdert, in *Ein* Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne geniesst die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und seine Brust gibt jetzt nur *Einer* Empfindung Raum — es ist diese: ein

Mensch zu seyn.

PROSAISCHE SCHRIFTEN

DER ZWEITEN PERIODE.

DER VERBRECHER

AUS VERLORENER EHRE.

Eine wahre Geschichte.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem grossen Verbrechen war eine verhältnissmässig grosse Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiss, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schliessen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen, und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges, und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht, ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizirte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in einer engen bürgerlichen Sphäre, und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muss, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammen fände.

Von dieser Seite betrachtet, lässt sich manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen, und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Kontrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, dass es dem Letztern schwer, ja unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet, und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, so wie in der, wo er dafür büsset, Mensch war, wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unserige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unserige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Rührung gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewusstseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muss sich mit einem armseligen Verdienste um unsere Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren grossen Endzweck erreichen, so muss sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen — Entweder der Leser muss warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiss, dass von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten, und das Herz ihres Lesers durch hinreissenden Vortrag bestochen haben. Aber diese Manier ist eine Usurpation des Schriftstellers, und beleidigt die republikanische Freiheit des lesenden Publikum, dem es zukommt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Grenzen-Gerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschliessend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muss kalt werden, wie der Leser, oder, was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht blos vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele, und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von aussen bestimmten, und in diesen beiden findet er sie gewiss. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in *einer* Wiege beisammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungsart der Geschichte zieht, so behält

sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger statt findet, kein angesteckles Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruche des Lesers nicht vorgreifen. Unsere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung seines Lasters unterrichtet vieileicht die Menschheit, und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer... schen Landstadt (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muss) und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft besorgen. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müssige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führen Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollne Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte, und den Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er missfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich, und beredete sich, dass er liebe. Das Mädchen, das er wählte, misshandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, dass seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Betheuerungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Aussenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauern zu vertauschen, und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern *Hannchens* war *Robert*, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleissiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirthshause — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floss. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthause verdammte. *Robert* war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. *Wolf* wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbusse abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. *Wolf* kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner *Johanne*. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze. Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum Zweitenmal Wilddieb; aber *Roberts* verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum Zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner *Johanne* zu zeigen. Er erscheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt, und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äusserste verlorne Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum Drittenmal Wilddieb, und zum Drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und *Wolf* wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand, und vor Gerichte bekannt hat. « Ich betrat die Festung, » sagte er, « als ein Verirrter, und verliess sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu drei und zwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setze mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lüderlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte, aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk, und

verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedauerung, und diese musste ich mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahre hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

» Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts, und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zweifache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederliess, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken, und machten mir meine Gefangenschaft desto grässlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Hass Allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

» Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von Weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmale aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

» Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; Jedermann, der mir aufstiess, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, dass ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an, und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, dass der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Grässlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

» Der Knabe weiss nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halb laut zu mir selbst, und doch meidet er mich, wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, dass ich keinen mehr lieben kann! — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galliottendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan, und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

» Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiss ich nicht; doch ich weiss noch, dass ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grusses gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verliess ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. « Sonnenwirth! » schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung mich zu umarmen. « Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sey Dank, dass du wieder kommst! » Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte, ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnete schnell, was hier geschehen seyn möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, liessen mich errathen, dass Garnison in dem Städtchen lag. « Soldatendirne! » rief ich, und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, dass noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

» Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren, und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

» Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

» Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, soviel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also fasste ich den Vorsatz, sie zu verletzen: ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

» Mein Erstes war, dass ich mein Wildschiessen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und ausserdem musste ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wusste ich, dass mein Schuss seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstiess, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste liess ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der grossen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

» Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schussgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber

plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger *Robert*, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuss bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am grässlichsten hasste, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuss läge, und der Hass meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen, wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiss zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

» Mein Gewehr fiel mit dem Schusse.... Mörder.... stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, dass ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. « Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund! » sagte ich, und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft, und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an, seltsam zu werden.

» Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüsst hatte. Eine Stunde vorher glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, dass es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmassen, dass ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

» Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiss nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Exekution einer Kindesmörderinn, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, dass von jetzt an mein Leben verwirkt sey. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, dass er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtniss war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

» Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstrasse, wo die That geschehen war. Ich musste auf meine Sicherheit denken.

» Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, dass der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plotzlich ein, und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrössern — Trotz, glaube ich, war es, dass ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten seyn.

» Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wusste, dass das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte, und dort an die Grenzen des Landes stiess. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend grässliche Gestalten gingen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht, und einer gewaltsamen Entleibung, war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich musste wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens, und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepresst von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiss.

» In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fusssteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: Halt! rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf, und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine grosse knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenmässige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weisse eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

« Wer da? » sagte diese Erscheinung.

« Deinesgleichen, » war meine Antwort, « wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst! »

« Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen? »

« Was hast du hier zu fragen? » versetzte ich trotzig.

« Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuss bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige, und meine Antwort gegen meine Figur

halten wollte — » Du sprichst brutal, wie ein Bettler, « sagte er endlich.

« Das mag seyn. Ich bin's noch gestern gewesen. »

« Der Mann lachte. « Man sollte darauf schwören, » rief er, « du wolltest auch noch jetzt für nichts Bessers gelten. »

« Für etwas Schlechteres also » — Ich wollte weiter.

« Sachte, Freund! Was jagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren? »

« Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiss nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, » das Leben ist kurz, « sagte ich langsam, « und die Hölle währt ewig. »

« Er sah mich stier an. » Ich will verdammt seyn, « sagte er endlich, « oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift. »

« Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad! »

« Topp, Kamerade! » schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebot'ne Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floss mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine, und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, dass ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

« Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

« Dein Trunk hat mir wohl gethan, » sagte ich. « Wir müssen bekannter werden. »

« Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

« Treibst du das Handwerk schon lange? »

« Er sah mich fest an. « Was willst du damit sagen? »

« War das schon oft blutig? » Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

« Wer bist du? » sagte er schrecklich, und legte die Pfeife von sich.

« Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger. »

« Der Mensch sah mich steif an, und nahm seine Pfeife wieder.

« Du bist nicht hier zu Hause? » sagte er endlich.

« Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L..., wenn du von mir gehört hast. »

« Der Mann sprang auf, wie ein Besessener. « Der Wildschütze *Wolf?* » schrie er hastig.

« Der nämliche. »

« Willkommen, Kamerad! Willkommen! » rief er, und schüttelte mir kräftig die Hände. « Das ist brav, dass ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiss um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet. »

« Auf mich gerechnet? Wozu denn? »

« Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, *Wolf!* Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen. »

« Der Mann wurde hitzig — « Weil du ein Paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aeckern und Feldern füttert, haben sie dich Jahre lang im Zuchthause und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, dass der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden? »

« Konnt' ich's ändern? »

« Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde? »

« Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. « Komm, Bruder Sonnenwirth, » sagte er, « jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir! »

« Wo willst du mich hinführen? »

» Frage nicht lange. Folge! » Er schleppte mich mit Gewalt fort.

« Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hiess er warten, bis er wieder käme. Erst muss ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu, du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreissen. Damit ging er.

» Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wusste recht gut, dass ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entschluss gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, dass ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschliesse diese Flucht — schon streckte ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnerts in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: « Was hat ein Mörder zu wagen? » und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder, und kündigte mir an, dass ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

» Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. « Hier, Kameraden, » sagte mein Führer, und stellte mich mitten in den Kreis. « Unser Sonnenwirth! heisst ihn willkommen! »

» Sonnenwirth! schrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf, und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich, Vertrauen, Achtung sogar, erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war, wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort, und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und Alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

« Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wie gross war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. *Margarethe*, die älteste und schönste von beiden, liess sich Jungfer nennen, und konnte kaum fünf und zwanzig seyn. Sie sprach sehr frech, und ihre Geberden sagten noch mehr. *Marie*, die jüngere, war verheirathet, aber einem Manne entlaufen, der sie misshandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blass aus und schmächtig, und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarinn. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne *Margarethe* kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne *Marie* auf immer gefangen.

« Du siehst, Bruder Sonnenwirth, » fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, « du siehst, wie wir unter einander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden? »

« Jeder Tag, wie der heutige! » wiederholte die ganze Bande.

« Kannst du dich also entschliessen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Kameraden? »

« Ein fröhliches Ja! antwortete aus allen Kehlen.

« Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluss kostete mir wenig. « Ich bleibe bei euch, Kameraden, » rief ich laut mit Entschlossenheit, und trat mitten unter die Bande, « ich bleibe bei euch, » rief ich nochmals, « wenn ihr mir meine schöne Nachbarinn abtretet! » — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H***, und das Haupt einer Diebesbande. »

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das blos Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herunter sank, musste sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstrassen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mussten ausssprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, und könne hexen. Der Distrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Aussenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft musste er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener *brüderlichen* Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war, von jetzt an, dahin; ewige Todesangst zerfrass seine Ruhe; das grässliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh; peinigte ihn, wenn er wachte; bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Hass wandte sich jetzt von der Menschheit, und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wusste er gewiss, dass er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, dass er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, dass er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand, und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

« Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht ausserhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen

Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben, und fürchte den Tod nicht, aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Heinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, dass mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

« Ich weiss, dass ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

« Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

« Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet seyn. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muss das Meinige thun. »

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterstelle im Dienst des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er fasste also den Entschluss, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienste des Königs von Preussen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande, und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage sass, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, kontrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor, und forderte dem Reiter den Pass ab, indem er sich seines Zügels versicherte. *Wolf* war auf Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Pass bei sich, den er ohnlängt von einem geplünderten Kaufman erbeutet hatte. Aber dieses einzele Zeugniss war nicht genug, eine vierzigjahrige Observanz umzustossen, und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und *Wolf* war genöthigt, ihm nach dem Amthause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Pass, und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit, und liebte besonders, bei einer Bouteille, über die Zeitung zu plaudern. Der Pass sagte ihm, dass der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und schickte einen Sekretair mit dem Pass zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amthause; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens scharenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Ross und den Reiter; der Muthwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sey in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Ober-Amtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, dass die Betrügerei seines Passes verrathen, und diese Einladung nur die Schlinge sey, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf; er gibt seinem Pferde die Sporen, und rennt davon; ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

« Ein Spitzbube! » ruft Alles, und Alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muss rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lerm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. « Dieser Schuss, ruft er, soll dem Tollkühnen, der mich halten will » — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm, und fasst den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen, und im Triumphe nach dem Amthause zurück geschleppt.

« Wer seyd Ihr? » fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

« Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet. »

« Wer sind Sie? »

« Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist, und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden. »

« Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie? »

« Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu seyn. »

« Sie drohten, Feuer zu geben. »

« Meine Pistole war nicht geladen. » Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

« Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?

« Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll. »

Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.

« Ich werde bei meiner Aussage bleiben. »

« Man führe ihn nach dem Thurm. »

« Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern. »

« Ich werde sie Ihnen geben, so bald Sie gerechtfertigt sind. »

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig seyn; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mässigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts, und liess den Gefangenen vorführen.

« Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anliess. »

« Sehr gern, wenn Sie mich so fassen. »

« Unsere Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht freigeben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte. »

« Wenn ich nun nichts wüsste? »

« So muss ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung. »

« Und dann? »

« Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden, oder, wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen. »

Er schwieg einige Minuten, und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

« Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein seyn? »

« Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

« Nun, was verlangen Sie? »

« Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständniss gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, dass Sie ein edler Mann sind. »

« Was haben Sie mir zu sagen? »

« Ich sehe, dass Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie, Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.

« Wo will das hinaus? »

« Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden. »

« Mein Herr — Wozu soll das? »

« Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, dass Sie reden? »

« Was ist das? Sie erschrecken mich. »

» Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und dass ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — dass ihm Gott einmal gnädig seyn werde, wie er jetzt mir es seyn wird— Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen : Ich bin der Sonnenwirth.

SPIEL DES SCHICKSALS.

EIN BRUCHSTÜCK.

AUS

EINER WAHREN GESCHICHTE.

Aloysius *von* G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ****schen* Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine lieberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von grossen Verdiensten und noch grössern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wusste G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugiessen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besass. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Grösse; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riss diese verführerische Aussenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere, stifteten in Kurzem ein Verhältniss zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft, und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besass. G*** flog von einer Beförderung zur andern : aber diese äusserlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschliessen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schosse müssiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Grösse begnügen, zu

deren gründlichem Gebrauch er sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während dass der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern, und widmete sich mit lasttragendem Fleiss den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, dass jede Angelegenheit, die nur einigermassen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden, alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Grösse emporgestiegen, um ihrer mit Mässigung zu geniessen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verliess ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse *Härte* in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und gross, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern: denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Mass hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben so viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurichteten, war ein Piemontesischer Graf, *Joseph Martinengo*, von der Suite des Fürsten, den G***selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werk seiner Hände betrachtete, das er, so bald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: so hielt er sich desselben, durch Furcht sowohl, als durch Dankbarkeit, versichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den *Richelieu* beging, da er *Ludwig* dem Dreizehnten den jungen *le Grand* zum Spielzeug überliess. Aber, ohne diesen Fehler mit *Richelieu's* Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenern Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben, und seinem Wohlthäter fühlen zu lassen, dass man seiner nun entübrigt sey, war *Martinengo* vielmehr aufs Sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten, und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschliessen. Zu gleicher Zeit aber unterliess er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen, und sich diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wusste er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zweckes auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewusst war, dass der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und dass nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheimgehaltener Blössen; so weckte er Leidenschaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riss ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniss ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen liess, dass er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, dass eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Letztern entging: aber G*** war seines eignen Werthes zu gewiss, um sich einen Mann, wie *Martinengo*, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reissen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G*** zum Falle — zu grosse Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen *Martinengo* und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnten, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig liess er die Leiter hinter sich fallen, so bald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniss endlich so lästig, dass er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem

Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G*** s Favoritschaft dahin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen; darum begriff *Martinengo* wohl, dass der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich seyn müsse. Was G*** an des Fürsten *Liebe* vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner *Ehrfurcht* gewonnen; jemehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniss zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmasst, dass er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so ausser allen Zweifel gesetzt war, dass man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniss zwischen *Martinengo* und seinem Herrn verhandelt, dass G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung heruntersinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Grösse und Herrlichkeit genoss, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wussten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Vezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Letztern zu missfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der sich eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, in Begleitung einiger Adjutanten, *Martinengo*, nicht mehr der geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reichte ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblösste Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fusstritt entzwei und lässt die Splitter zu G*** s Füssen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der Eine beschäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der Andere, beide Achselbänder, nebst den Aufschlägen der Uniform, abzulösen, und Kordon und Federbusch von dem Hute zu reissen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend Andere an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und liessen ihn alles Grässliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer, bis ans äusserste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Strassen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniss, seinen Namen wiederholen. Endlich sieht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstrasse lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranfährt. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Strasse ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung — stille hält. Des Bewusstseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer scheusslichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An seiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem

hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückswechsel zum Erstenmal, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden, und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluss über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Orte der Verdammniss vierhundert und neunzig grässliche Tage an den kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinuntergereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseyns macht, vollendet das Maas seines Elends. Er kennt diesen Ort — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigner Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen, und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs Aeusserste zu treiben, muss es sich fügen, dass derselbe Offizier für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Kommandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung, und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Grossmuth eines Feindes abzuhängen, dem *er* keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedere Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruktion ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonsprediger der Festung, der, von dem Elende des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle unzusammenhängende Gerüchte, Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluss fasste, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Kommandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigner Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fussfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschliessen könne, hülflos verschmachtete, und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewusstseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenanlitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraume von sechszehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Elende; sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweinet sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus seinem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Scheusslichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem Allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblick noch ausser sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruktion entschuldigt, entschliesst er sich grossmüthig zu einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, dass er sich, ohne die Würde des Sakraments zu verletzen, nimmermehr entschliessen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlichern Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und Andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfängt seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, blos aus mündlichen Ueberlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können; und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundinn der Unglücklichen, die eine langsame aber unaus-

bleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit.—Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Uebereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuss des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch 19 Jahre genoss G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befelhshaber von der Festung***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, dass er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen; aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

DER GEISTERSEHER.

AUS DEN PAPIEREN

DES

GRAFEN VON O**.

ERSTES BUCH.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich grossentheils selbst Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfalle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluss darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig seyn. Man wird über die *Kühnheit des Zwecks* erstaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande ist; man wird über die *Mittel* erstaunen, die sie aufzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu versichern. Reine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn diese Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schicksal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreise nach Kurland, im Jahre 17** um die Karnavalzeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in **schen Kriegsdiensten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedies wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach ** zurückzureisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten, und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, so lange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Inkognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Apanage ihm auch nicht verstattet hätte, die Hoheit seines Ranges zu behaupten. Zwei Kavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren, nebst einigen treuen Bedienten, sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu seinem fünf und dreissigsten Jahre hatte er allen Reizungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschte in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Uebermaas, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuschvollen Gewühle von Menschen ging er einsam. In seine eigene Phantasienwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wusste, wie schlecht er beobachtete, so verbot er sich jedes Urtheil, und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu seyn. Dabei war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt war, und besass gleich grossen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen, und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den seinigen Niemand zum Gesetze auf; die geräuschlose Ruhe eines zwanglosen Privatlebens begrenzte alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachlässige Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntnisse, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines

Lebens Schwärmer darin gewesen war. Maçon ist er, so viel ich weiss, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgesondert auf dem Platze St. Markus spazieren gingen — es fing an, spät zu werden, und das Gedränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, dass eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unsers Weges irre zu machen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. « Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt? sagte endlich der Prinz zu mir. Die Ehemänner in Venedig sind gefährlich. » — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. « Lassen Sie uns hier niedersitzen und Deutsch sprechen, » fuhr er fort. « Ich bilde mir ein, man verkennt uns. » Wir setzten uns auf eine steinerne Bank und erwarteten, dass die Maske vorübergeben sollte. Sie kam gerade auf uns zu, und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstund : « Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, dass man uns im Louvre erwartet. » Dies erdichtete er nur, um die Maske von unserer Spur zu entfernen. « *Neun Uhr* » wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. « Wünschen Sie sich Glück, Prinz (indem sie ihn bei seinem wahren Namen nannte). *Um neun Uhr ist er gestorben.* » Damit stand sie auf und ging. Wir sahen uns bestürzt an. — « Wer ist gestorben? » sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. « Lassen Sie uns ihr nachgehen, sagte ich, und eine Erklärung fordern. » Wir durchkrochen alle Winkel des Markus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthofe zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein, und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. « Es ist doch lächerlich, sagte er, dass ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten so erschüttern soll. » Wir wünschten uns eine gute Nacht, und sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz : « Wollen wir nicht einen Gang über den Markusplatz machen, und unsern geheimnissvollen Armenier aufsuchen? Mich verlangt doch nach der Entwickelung dieser Komödie. » Ich war's zufrieden. Wir blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende, und jedesmal mit demselben schlechten Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verliessen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich, oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht, und lobte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein grosses Gedränge auf dem Markusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreissig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron v. F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. « Er ist schwarz gesiegelt, setze er hinzu. Wir vermutheten, dass es Eile hätte. » Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu lesen. « Mein Cousin ist gestorben, » rief er. Wann? stürzte ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. « Vorigen Donnerstag. Abends um neun Uhr. »

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, so stand der Armenier unter uns. « Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr, » sagte er zu dem Prinzen. « Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von F** vergass, Ihnen zu sagen, dass Ihre Wechsel angekommen sind. » Er verlor sich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen, und ihn mit Pracht nach der Assemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, dass ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Eilf kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlassen hatte. « Graf, » sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, « es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen. »

« Gnädigster Herr, » antwortete ich : « Sie scheinen zu vergessen, dass Sie um eine grosse Hoffnung reicher zu Bette gehen. » (Der Verstorbene war der Erbprinz.)

« Erinnern Sie mich nicht daran, sagte der Prinz, Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieser Armenier nicht blos errathen hat » — —

« Wie ist das möglich, Prinz? » fiel ich ein.—

« So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten. »

Ich führe dieses mit Fleiss hier an, weil ich glaube, dass es zu einem Beweise dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrschsüchtigen Absicht gewesen ist.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Markusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguss nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzukehren, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers, und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstossendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lermen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaufhörlich im Verluste gewesen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone — er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb ; dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der Letztere glaubte, dass der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen : « Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Balordo verständlich machen soll? « Zugleich stand er auf und

wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; diesen verliess hier die Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand, und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen. « Nehmen Sie sich in Acht, Prinz, setzte ich mit Unbesonnenheit hinzu, wir sind hier in Venedig. » Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesenden Italiener rotteten sich zu Haufen, und traten bei Seite. Einer um den Andern verliess den Saal, bis wir uns Beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. « Sie sind verloren, gnädigster Herr, sagten diese, wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen. Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dingen. Es kostet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen. » Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen, und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch, und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bedienten der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Kanal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mussten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine grosse steinerne Treppe hinauf, und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo schloss, das unter unsern Füssen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Todtenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, warscheinlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen, und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte :

« Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat? »

« Ja, » antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener sich zu dem Gefangenen : « Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?

Der Gefangene antwortete mit *Ja*.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. « Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden? » fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter — « Gehen Sie nun, » fuhr Jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich gegen mich wandte, « und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig. »

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe. —

« Wie gut war es, dass Sie geschickt haben! » sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — « Eine Nachricht, die der Baron von F*** gleich nachher von dem St. Markusplatze nach hause brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichste Angst gesetzt. »

« Geschickt hätte ich? Wann? Ich weiss nichts davon. »

« Diesen Abend nach acht Uhr. Sie liessen uns sagen, dass wir ganz ausser Sorgen seyn dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen. »

Hier sah der Prinz *mich* an. « Haben Sie vielleicht, ohne mein Wissen, diese Sorgfalt gebraucht?

Ich wusste von gar nichts.

« Es musste doch wohl so seyn, Ihro Durchlaucht, » sagte der Kammerjunker — « denn hier ist ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitschickten. » Der Prinz griff nach der Uhrtasche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. « Wer brachte sie? « fragte er mit Bestürzung.

« Eine unbekannte Maske, in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte. »

Wir standen und sahen uns an. — « Was halten Sie davon? » sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillschweigen. « Ich habe hier einen verborgenen Aufseher in Venedig. »

Der schreckliche Auftritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte unser Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächstfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überschwemmten uns von allen Seiten. Jeder suchte nach seiner Art, sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Banquiers in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Bitten entschloss ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermisste der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich auf das Genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verschlossen zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mussten davon abstehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren, und bat uns, nicht weiter davon zu isprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine mahlerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete—reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmücken — hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Masten, Alles dies gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überliessen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieser schönen Natur, unsere Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst, und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir,

zwei italienische Meilen von der Stadt, ans Land stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde, hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beseelten jede Bewegung. Eh' der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerinn desselben, welche eine Königinn vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und *sie* stand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erstarrung. Auf einmal fuhr sie mit Wuth der Begeisterung in die Höhe, blickte wild um sich her, « Ein König ist unter uns, » rief sie, riss ihre Krone vom Haupte, und legte sie — zu den Füssen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiss, ob Bedeutung in diesem Gaukelspiel wäre, so sehr hatte der affektvolle Ernst dieser Spielerinn getäuscht — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, dass er nicht wenig betroffen war, und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüsser sich durch das Volk arbeitete, und dem Prinzen in den Weg trat. « Herr, » sagte der Mönch, « gib der Madonna von deinem Gelde! du wirst ihr Gebet brauchen. » Er sprach dies mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riss ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Nizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen, und ein russischer Offizier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele *Züge*, und so wenig *Charakter*, so viel anlockendes Wohlwollen mit so viel zurückstossendem Frost in Einem Menschengesichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaften schienen darin gewühlt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenkenners, der jedes Auge verscheuchte, worauf er traf. Dieser seltsame Mensch folgte uns von Weitem, schien aber an Allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir Andern folgten ihrem Beispiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blass zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

« Was ist das? » sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. « Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muss den Armenier aufsuchen, und muss Licht von ihm haben. »

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen servirt war. Der Name des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu sechszehn Personen vergrössert. Ausser den oben erwähnten waren noch ein Virtuose aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug, und sich für einen Kapitain ausgab, zu uns gestossen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, dass alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielerei hinausliefen; der Abbé, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, dass man sein Urtheil über diese Dinge zurückhalten müsse: während dessen unterhielt sich der russische Officier mit den Frauenzimmern, und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, dass der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluss einer halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. « Sie haben vorhin die Bravour geäussert, es mit allen Geistern aufzunehmen — Wollen Sie es mit *einem* versuchen? »

« Topp! » sagte der Abbé — « wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbeizuschaffen. »

« Das will ich, » antwortete der Sicilianer (indem er sich gegen uns kehrte) « wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben. »

« Warum das? » rief der Engländer. « Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft. »

« Ich stehe nicht für den Ausgang, » sagte der Sicilianer.

« Um des Himmels willen! Nein! schrien die Frauenzimmer an dem Tische, und fuhren erschrocken von ihren Stühlen.

« Lassen Sie Ihren Geist kommen, sagte der Abbé trotzig, « aber warnen Sie ihn vorher, dass es hier spitzige Klingen gibt » (indem er einen von den Gästen um seinen Degen bat).

« Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen, » antwortete der Sicilianer kalt, « wenn Sie nachher noch Lust dazu haben. » Hier kehrte er sich zum Prinzen. « Gnädiger Herr, » sagte er zu diesem, « Sie behaupten, dass Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen— Können Sie vermuthen, in welchen? »

« Nein. »

« Rathen Sie auch auf Niemand? »

« Ich hatte freilich einen Gedanken » —

« Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen? »

« Ohne Zweifel. »

Hier schlug der Sicilianer seinen Mantel zurück, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

« Ist es diese? »

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

« Was haben Sie gesehen? » fragte ich.

« Den Armenier. »

Der Sicilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter den Mantel. «War es dieselbe Person, die Sie meinen?» fragte die ganze Gesellschaft.

« Die nämliche. »

Hier veränderte sich jedes Gesicht, man hörte auf zu lachen. Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

« *Monsieur l'Abbé*, das Ding wird ernsthaft, » sagte der Engländer, « ich rieth Ihnen, auf den Rückzug zu denken. »

« Der Kerl hat den Teufel im Leibe, « schrie der Franzose, und flog aus dem Hause — die Frauenzimmer stürzten mit Geschrei aus dem Saale — der Virtuose folgte ihnen — der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel — der Russe blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

« Sie wollen vielleicht nur einen Grosssprecher zum Gelächter machen, » fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — « oder hätten Sie wohl Lust, uns Wort zu halten? »

« Es ist wahr, » sagte der Sicilianer. « Mit dem Abbé war es mein Ernst nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wohl wusste, dass die Memme es nicht so weit würde kommen lassen. Die Sache selbst ist übrigens zu ernsthaft, um blos einen Scherz damit auszuführen. »

« Sie räumen also doch ein, dass sie in Ihrer Gewalt ist? »

Der Magier schwieg eine lange Zeit, und schien den Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

« Ja, » antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchsten Grad gespannt. Dies war jederzeit seine Lieblingsschwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung des Armeniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Vernunft und eine bessere Lektüre so lange abgewiesen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

« Sie haben hier einen Mann vor sich, » fuhr er fort, « der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen ersten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute, und die Decke von meinen Augen zöge. —Wollen Sie sich dieses grosse Verdienst um mich erwerben?»

« Was verlangen Sie von mir? » sagte der Magier mit Bedenken.

« Vor jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen. »

« Wozu soll das führen? »

« Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntschaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin. »

« Ich schätze Sie über Alles, durchlauchtigster Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick unwiderstehlich an Sie gebunden. Sie sind mächtiger, als Sie selbst wissen. Sie haben unumschränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —

« Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen. »

« Aber ich muss erst gewiss seyn, dass Sie diese Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unsichtbaren Kräfte mir einigermassen zu Willen sind, so ist es unter der heiligen Bedingung, dass ich meine Gewalt nicht missbrauche. »

« Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit. »

Hier verliessen sie ihren Platz und traten zu einem entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

« Ihr Prinz ist ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, dass er mit einem Schurken zu thun hat. »

« Es wird darauf ankommen, » sagte ich, « wie er sich aus dem Handel zieht. »

« Wissen Sie was? » sagte der Engländer: « Jetzt macht der arme Teufel sich kostbar. Er wird seine Kunst nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser Neune. Wir wollen eine Kollekte machen. Das bricht ihm den Hals, und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen. »

« Ich bin's zufrieden. »

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Russen gefiel unser Vorschlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verschwendung, über welche der Engländer erschrak. Wir brachten die Kollekte dem Prinzen. « Haben Sie die Güte, » sagte der Engländer, « bei diesem Herrn für uns fürzusprechen, dass er uns eine Probe seiner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unserer Erkenntlichkeit annehme. » Der Prinz legte noch einen kostbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieser bedachte sich einige Sekunden — « Meine Herren, » fing er darauf an, « diese Grossmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch soll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so werden Sie mir erlauben, dass ich es in dem nächsten Benediktinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Diesen Ring behalte ich als ein schätzbares Denkmal, das mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll.

Hier kam der Wirth, dem er das Geld sogleich überlieferte.

« Und er ist dennoch ein Schurke, « sagte mir der Engländer ins Ohr. « Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen ist. »

« Was verlangen Sie? » fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — « Lieber gleich einen grossen Mann, » rief der Lord. « Fordern Sie den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig kosten. »

Der Sicilianer biss sich in die Lippen — « Ich darf keinen citiren, der die Weihung empfangen hat. »

« Das ist schlimm, » sagte der Engländer. « Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er gestorben ist. »

« Der Marquis von Lanoy, » nahm der Prinz jetzt das Wort, « war französischer Brigadier im vorigen Kriege, und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hastinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb. Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu sich. » « Prinz, » fing er an, « ich werde mein Vaterland nicht wieder sehen, erfahren Sie also ein Geheimniss, wozu Niemand, als ich, den Schlüssel hat. In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt eine — — » Hier verschied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden seiner Rede, ich möchte ihn hier haben, und die Fortsetzung hören. »

« Viel gefordert, bei Gott! » rief der Engländer. « Ich erkläre Sie für den grössten Künstler des Erdbodens, wenn Sie diese Aufgabe lösen. » —

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen, und gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unterdessen ging der Magier mit starken Schritten auf und nieder, und schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

« Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlassen hatte? »

« Alles. »

« Thaten Sie keine weitern Nachfragen desswegen in seinem Vaterlande? »

« Sie waren alle vergebens. »

« Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen. »

« Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner Jugend. »

« Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei sich? »

« Ja » — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Emaille war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt).

« Ich verlange es nicht zu wissen — — lassen Sie mich allein. Sie sollen den Verstorbenen sehen. »

Wir wurden gebeten, uns so lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich liess er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben, und die Läden auf das Genaueste verschliessen. Dem Wirth, mit dem er schon vertraut zu seyn schien, befahl er, ein Gefäss mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir weggingen, nahm er von Jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Russe, ob wir geladene Pistolen bei uns hätten? — « Wozu? » sagte ich — « Es ist auf alle Fälle, » versetzte er. « Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen. » Er entfernte sich. Der Baron von F*** und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern, und ein Geräusch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmassung, und ich getraute mir nicht, sie für wahr auszugeben. Der Russe kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie ihn scharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien, und uns ankündigte, dass es Zeit wäre. Ehe wir hineintraten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im blossen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde, wie das erstemal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle zehn bequem fassen konnte. Rings herum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, dass wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreise errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Todtenkopfe aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Kruzifix war darauf fest gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen Kapsel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinsterte den Saal, davon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuss; um den blossen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menschenhaaren, um die Lenden hatte er eine weisse Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffern und symbolischen Figuren bezeichnet war. Er hiess uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich befahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns Beide schien er das meiste Misstrauen zu hegen) ersuchte er, zwei blosse Degen unverrückt und kreuzweise, einen Zoll hoch, über seinem Scheitel zu halten, so lange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond um ihn herum, der russische Offizier drängte sich dicht an den Engländer, und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden, und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, dass sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal streckte er nach dem Kruzifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir Alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, dass unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schlösser klangen, alle Thüren schlugen zusammen, der Deckel an der Kapsel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand, über dem Kamine, zeigte sich eine menschliche Figur, in blutigem Hemde, bleich und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

« Wer ruft mich? » sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

« Dein Freund, » antwortete der Beschwörer, « der dein Andenken ehret, und für deine Seele betet, zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr grossen Zwischenraume.

« Was verlangt er? » fuhr diese Stimme fort.

« Dein Bekenntniss will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast. »

« In einem Kloster auf der flandrischen Grenze lebt » — — —

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür sprang freiuillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere *körperliche* Gestalt, blutig und blass, wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an, wieder zu brennen, und der Saal wurde helle, wie zuvor. « Wer ist unter uns? » rief der Magier erschrocken, und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — « Dich hab' ich nicht gewollt. » Die Gestalt ging mit majestätischem leisem Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich, und uns gegenüber, und fasste das Kruzifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

« *Wer ruft mich?* » fragte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riss sie mir aus der Hand, und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

« Was wird das? » rief der Engländer voll Erstaunen, und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angstschweiss auf meine Stirn. Baron F** gestand uns nachher, dass er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

« Ja! Ich erkenne dich, » rief er endlich voll Rührung aus, « du bist Lanoy, du bist mein Freund — — Woher kommst du? »

« Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben. »

« Wer lebt in dem Kloster, das du mir bezeichnet hast? »

« Meine Tochter. »

« Wie? Du bist Vater gewesen? »

« Weh mir, dass ich es nicht war! »

« Bist du nicht glücklich, Lanoy? »

« Gott hat gerichtet. »

« Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen? »

« Keinen, als an dich selbst zu denken. »

« Wie muss ich das? »

« In Rom wirst du es erfahren. »

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerflossen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich stiess einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier auf seiner Betäubung zurück. « Wo sind wir? » rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Offizier stand dicht hinter ihm, und sah ihm über die Schulter « Taschenspieler, » sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm : « *du wirst keinen Geist mehr rufen.* »

Der Sicilianer drehte sich um, sah ihm genauer ins Gesicht, that einen lauten Schrei, und stürzte zu seinen Füssen.

Jetzt sahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Russen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstottern wollte, erstarb auf seinem Munde. Schrecken und Ueberraschung hatten uns Alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnissvolle Wesen an, das uns mit einem Blicke stiller Gewalt und Grösse durch schaute. Eine Minute dauert dies Schweigen — und wiede eine. Kein Odem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. « Hier finden wir sie ja beisammen! » rief der Anführer, und wandte sich zu seinen Begleitern. « Im Namen der Regierung! » rief er uns zu. « Ich verhafte euch. » Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Offizier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häscher auf die Seite, und, soviel mir diese Verwirrung zuliess, bemerkte ich, dass er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte, und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verliess ihn der Häscher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte sich darauf zu uns, und nahm seinen Hut ab. « Vergeben Sie, meine Herren, » sagte er, « dass ich Sie mit diesem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mir, dass ich Männer von Ehre vor mir habe. » Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulassen. Den Sicilianer befahl er, wohl zu bewachen und zu binden. « Der Bursche da ist überreif, » setzte er hinzu. » Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert. »

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er liess sich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem todtenähnlichen Gesichte, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustossen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Konvulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustande, und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

« Gnädigster Herr, » sagte dieser, « wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so grossmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt. »

Unterdessen sahen wir auch den Wirth, nebst seinen Hausgenossen, mit Stricken gebunden über den Hof führen — « Auch dieser? » rief der Prinz. « Was hat denn dieser verschuldet? » — « Er war sein Mitschuldiger und Hehler, » antwortete der Anführer der Häscher, « der ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behülflich gewesen, und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt seyn, gnädigster Herr » (indem er sich zu seinen Begleitern kehrte). « Man durchsuche das ganze Haus, und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat. »

Jetzt sahe sich der Prinz nach dem Armenier um— aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn aufsuchen und mich mit sich fortreissen. Ich eilte ans Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen dieses vor. Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiss er unfehlbar die Schliche besser als wir, und alle unsre Nachforschungen werden vergebens seyn. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entdeckt hat. »

Jetzt erinnerten wir uns, dass wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Geschwindigkeit in unsere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Haussuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt, und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thür versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrisirmaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche letztere, so wie die Elektrisirmaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Kruzifixe Kommunication hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüber stand, war durchbrochen, und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran grosse bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich um das Geräusch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchsuchte, fand man in einem Etui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Merkur in Phiolen und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stälernen Knopfe hängen blieb, dem er von ohngefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. « Lass' doch sehen, ob sie geladen sind, » sagte einer von den Häschern, indem er eines von den Terzerolen nahm, und ins Kamin abschoss. « Jesus Maria! » rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben

Augenblicke sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterstürzen. — « Noch nicht zur Ruhe, armer Geist? » rief der Engländer, während dass wir Andern mit Schrecken zurückfuhren. « Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du seyn, was du schienest. »

« Jesus Maria! Ich bin verwundet, » wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, dass die Wunde verbunden wurde.

« Aber we bist du denn, und was für ein böser Dämon muss dich hieher führen? »

« Ein armer Barfüsser, » antwortete der Verwundete. « Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, dass ich — »

« Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht? »

« Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen. »

« Und wie heisst denn die Formel, die er dir eingelernt hat? »

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, dass nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häscher gewendet.

« Sie haben uns, » sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, « Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet, und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsere Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein Paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen? »

« Wen meinen Sie? » fragte der Anführer der Häscher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

« Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies, und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben. »

« Sie kennen diesen Herrn also nicht? » fragte der Häscher wieder. « Er war nicht von Ihrer Gesellschaft? »

« Nein, » sagte der Prinz — « und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden. »

« Näher, » antwortete der Häscher, « kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen. »

« Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein Paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, dass Sie ihn selbst und uns Alle für unschuldig erklärten? »

« Allerdings, durch ein einziges Wort. »

« Und dieses war? — Ich gestehe, dass ich es wissen möchte. »

« Dieser Unbekannte, gnädigster Herr » — indem er die Zechinen in seiner Hand wog — « Sie sind zu grossmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniss daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Offizier der Staatsinquisition. »

« Der Staatsinquisition! — Dieser! — »

« Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte. »

« Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich. »

« Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben dieser war es, auf dessen Denunciation ich hierher geschickt worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften. »

Wir sahen uns mit noch grösserm Erstaunen an.

« Da hätten wir es ja heraus, » rief endlich der Engländer, « warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei, und stürzte zu seinen Füssen — »

« Nimmermehr, » rief der Prinz. « Dieser Mensch ist Alles, was er sein will, und Alles, was der Augenblick will, dass er seyn soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zusammensinken, als er ihm die Worte ins Ohr schrie: Du wirst keinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Dass man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich Niemand überreden. »

« Darüber wird uns der Magier selbst wohl am besten zurechtweisen können, » sagte der Lord, « wenn uns dieser Herr (sich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen. »

Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, dass wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (diess war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsdiener abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnisse zu führen. Ich habe vergessen, zu erzählen, dass der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermisste, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen, oder auch entlaufen war, wusste Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrscheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Kameraden sich besinnen konnten, war, dass er in der letzten Zeit sehr schwermüthig gewesen, und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, dass er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen seyn möchte, und sich katholisch gemacht hätte, und weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgültig dachte, so liess er's, nach einigen fruchtlosen Nachforschungen, dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Feldzügen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm gehangen, und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, auszugehen, liess sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Prokurators als Sekretär gestanden, Französich und auch etwas Deutsch sprach, übrigens mit den besten Zeugnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und da er sich übrigens erklärte, dass sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so liess er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängnisse, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniss in Venedig, unter dem

Dache des St. Markuspallastes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt, und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gefesselt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thür.

« Ich komme, » sagte der Prinz, « über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen. »

« Meine Rolle ist ausgespielt, » versetzte der Sicilianer. « Mein Schicksal steht in Ihren Händen. »

« Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, die es erleichtern kann. »

« Fragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. »

« Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie dieses? »

« Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein blosses Pastellgemählde hinter einem Glase, das einen Mann in armenischer Kleidung vorstellte, hat Sie getäuscht. Meine Geschwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erstaunen unterstützten diesen Betrug. Das Bild selbst wird sich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gasthofe in Beschlag genommen hat. »

« Aber wie konnten Sie meine Gedanken so gut wissen, und gerade auf den Armenier rathen? »

« Dieses war gar nicht schwer, gnädigster Herr. Ohne Zweifel haben Sie sich bei Tische, in Gegenwart Ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelassen, die sich zwischen Ihnen und diesem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weise in der Giudecca Bekanntschaft, aus welchem er nach und nach so viel zu ziehen wusste, als mir zu wissen nöthig war. »

« Wo ist dieser Jäger? » fragte der Prinz. « Ich vermisse ihn, und ganz gewiss wissen Sie um seine Entweichung. »

« Ich schwöre Ihnen, dass ich nicht das Geringste davon weiss, gnädigster Herr. Ich selbst hab' ihn nie gesehen, und nie eine andere Absicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete. »

« Fahren sie fort, » sagte der Prinz.

« Auf diesem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erste Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und sogleich entschloss ich mich, sie zu nützen. Sie sehen, gnädigster Herr, dass ich aufrichtig bin. Ich wusste von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf versehen, und ein Schlüssel, der Ihnen von ungefahr entfiel, gab mir die erste Gelegenheit, meine Kunst an Ihnen zu versuchen. »

« Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüssel war Ihr Werk, und nicht des Armeniers? Der Schlüssel sagen Sie wäre mir entfallen? »

« Als Sie die Börse zogen — und ich nahm den Augenblick war, da mich Niemand beobachte, ihn schnell mit dem Fusse zu verdecken. Die Person, bei der Sie die Lotterieloose nahmen, war im Verständniss mit mir. Sie liess Sie aus dem Gefässe ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüssel lag längst in der Dose, ehe sie von Ihnen gewonnen wurde. »

« Nunmehr begreif' ich's. Und der Barfüssermönch, der sich mir in den Weg warf, und mich so feierlich anredete? »

« War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es ist einer von meinen Kameraden, der mir unter dieser Verhüllung schon manche gute Dienste geleistet. »

« Aber zu welchem Ende stellten Sie dieses an? »

« Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszustand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen sollte. »

« Aber der pantomimische Tanz, der eine so überraschende seltsame Wendung nahm — dieser war doch wenigstens nicht von Ihrer Erfindung? »

« Das Mädchen, welches die Königinn vorstellte, war von mir unterrichtet, und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, dass es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an diesem Orte bekannt zu seyn, und, verzeihen Sie mir, gnädigster Herr, das Abenteuer mit dem Armenier liess mich hoffen, dass Sie bereits schon geneigt seyn würden, natürliche Auslegungen zu verschmähen und nach höhern Quellen des Ausserordentlichen zu spüren. »

« In der That, » rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdrusses und der Verwunderung indem er mir besonders einen bedeutenden Blick gab, « in der That, » rief er auf, « das habe ich nicht erwartet. » *

« Aber, » fuhr den Prinz nach einem langen Stillschweigen wieder fort, « wie brachten Sie die Gestalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erschien? »

« Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberstehenden Fensterladen angebracht war, wo Sie die Oeffnung dazu bemerkt haben werden. »

« Aber wie kam es denn, dass kein einziger unter uns sie gewahr wurde? » fragte Lord Seymour.

« Sie erinnern sich, gnädigster Herr, dass ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinsterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorsicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenster anlehnen zu lassen, wo die Laterna magica eingefügt war, dadurch verhinderte ich, dass Ihnen dieser Fensterladen nicht sogleich ins Gesicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch so lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle Ihre Plätze genommen hatten, und keine Untersuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war. »

* Und wahrscheinlich auch die wenigsten meiner Leser. Diese zu den Füssen des Prinzen so unerwartet und so feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeihung des Armeniers zusammengenommen, scheint so natürlich und ungezwungen auf einen gewissen Zweck zu zielen, dass mir beim ersten Lesen dieser Memoires sogleich die verfängliche Anrede der Zauberschwestern in Macbeth: *Heil dir. Than von Glamis, der einst König seyn wird!* dabei eingefallen ist; und vermuthlich ist es mehreren so ergangen. Wenn eine gewisse Vorstellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, so kann es nicht fehlen, dass alle darauf folgende, welche nur der geringsten Beziehung auf sie fähig sind, sich an dieselbe anschliessen, und in einen gewissen Rapport mit ihr setzen. Der Sicilianer, der wie es scheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat, als den Prinzen dadurch zu überraschen, dass er ihn merken liess, sein Stand sey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber so sehr die Sache auch Interesse verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen sie Anfangs angelegt schien, so wenig darf ich doch der historischen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden.

Anm. des Herausg.

« Mir kam vor, » fiel ich ein, « als hörte ich in der Nähe dieses Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenster sah. War dem wirklich so? »

« Ganz recht. Eben diese Leiter, auf welcher mein Gehülfe zu dem bewussten Fenster empor kletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren. »

« Die Gestalt, » fuhr der Prinz fort, « schien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Freunde zu haben; besonders traf es ein, dass sie sehr blond war. War dieses blosser Zufall, oder woher schöpften Sie dieselbe. »

« Eure Durchlaucht erinnern sich, dass Sie über Tische eine Dose neben sich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Offiziers in ** scher Uniform in Emaille war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei sich führten? worauf Sie mir Ja antworteten; daraus schloss ich, dass es vielleicht die Dose seyn möchte. Ich hatte das Bild über Tische gut ins Auge gefasst, und weil ich im Zeichnen sehr geübt, auch im Treffen sehr glücklich bin, so war es mir ein Leichtes, dem Bilde diese flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um so mehr, da die Gesichtszüge des Marquis sehr ins Auge fallen. »

« Aber die Gestalt schien sich doch zu bewegen. — »

« So schien es — aber es war nicht die Gestalt, sondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war. »

« Und der Mensch, welcher aus dem Schlot herabstürzte, antwortete also für die Erseheinung? »

« Eben dieser. »

« Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören. »

« Dieses brauchte er auch nicht. Sie besinnen sich, gnädigster Prinz, dass ich Ihnen Allen auf das Strengste verbot, selbst eine Frage an das Gespenst zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten sollte, war abgeredet; und damit ja kein Versehen vorfiele, liess ich ihn grosse Pausen beobachten die er an Schlägen einer Uhr abzählen musste. »

« Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen; dies geschah ohne Zweifel — »

« Um meinen Mann im Kamine ausser Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause in einander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu seyn glaubte. »

« Wie kam es aber, » fragte Lord Seymour, « dass Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten? »

« Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber so lange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendigt war, liess ich das Gefäss, worin der Spiritus flammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflektirt hatte. »

« Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir Alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?

« Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, dass ich auf einem seidenen Fussteppich stand. Ich liess Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Kruzifix war der Konduktor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte. »

« Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir, » sagte Lord *Seymour*, « zwei blosse Degen kreuzweise über Ihrem Scheitel zu halten, so lange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun dieses? »

« Zu nichts weiter, als um Sie Beide, denen ich am wenigsten traute, während des ganzen Aktus zu beschäftigen. Sie erinnern sich, dass ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte; dadurch, dass Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mussten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gern haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefasst. »

« Ich gestehe, » rief Lord *Seymour*, dass dies vorsichtig gehandelt heisst — aber warum mussten wir ausgekleidet seyn? »

« Blos um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen. »

« Die zweite Erscheinung liess Ihren Geist nicht zum Worte kommen, » sagte der Prinz. « Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen? »

« Beinahe dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Absicht, ob Sie mir auch Alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande gethan; dieses fand ich nothig, um nicht gegen Thatsachen anzustossen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte, gewisser Jugendsünden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung. »

« Ueber diese Sache, » fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, « haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluss gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange. »

« Wenn es in meiner Gewalt steht, und — »

« Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederstürzen sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniss mit dieser zweiten Erscheinung? »

« Gnädigster Prinz — »

« Als Sie ihm genauer ins Gesicht sahen, stiessen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das? »

« Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz » — — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger, und sah uns Alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an. — « Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen. »

« Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen. » —

« Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, dass er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht? »

« Wo? Wer? » riefen wir Alle zugleich, und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um — « Das ist ja nicht möglich. »

« O! diesem Menschen — oder wer er seyn mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind. »

« Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an dem, wofür er sich ausgibt? »

« Keines von Allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die

Bayerische Staatsbibliothek München

Maske getragen. Wer er sey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiss Niemand. Dass er lange in Aegypten gewesen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Katakombe seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn unter dem Namen des *Unergründlichen*. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn? »

« Nach dem äussern Anschein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben. »

« Und wie alt denken Sie, dass ich sey? »

« Nicht weit von funfzig. »

« Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, dass ich noch ein Bursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Grossvater von diesem Wundermanne erzählte, der ihn ohngefähr in eben dem Altar, worin er jetzt zu seyn scheint, in Famagusta gesehen hat. — »

« Das ist lächerlich, unglaublich und übertrieben. »

« Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Fesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen sollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Speise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen, von allen Stunden des Tages weiss man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher Niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat. »

« So? » sagte der Prinz. « Und was ist dies für eine Stunde. »

« Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch seyn mag, er muss fort, welches Geschäft er auch verrichtet, er muss es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reisst ihn aus den Armen der Freundschaft, reisst ihn selbst vom Altar, und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiss, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen, denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, dass Jedem der Muth entfällt, ihm ins Gesicht zu blicken, oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille endigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und Alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen ist. »

« Aber, » fragte einer von uns, « bemerkt man nichts Ausserordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft? »

« Nichts, als dass er bleich und abgemattet aussieht, ohngefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafte Operation ausgestanden, oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; dieses aber lasse ich dahin gestellt seyn. »

« Und hat man es zum wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen, oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, dass er sie übersehen musste? »

« Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiss falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riss ihn dahin. Als die gesetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich, und wurde starr, alle seine Gliedmassen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte, seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf, und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Bestürzung verrieth ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernste, dass man sich glücklich preisen dürfte, mit dem blossen Schrecken davon gekommen zu seyn. Aber die Stadt, worin ihm dieses begegnet war, verliess er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, dass er in dieser geheimnissvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sey ein Verstorbener, dem es verstattet sey, drei und zwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und Andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heisst, dass er bleiben würde bis zum jüngsten Gericht. »

« Ueber einen so ausserordentlichen Mann kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmassungen fehlen. Alles bisherige aber haben Sie blos von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie, und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Verhehlen Sie uns nichts! »

Der Sicilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blicke an, und schwieg.

« Wenn es eine Sache betrifft, » fuhr der Prinz fort, « die Sie nicht gern laut machen wollen, so versichere ich Sie, im Namen dieser beiden Herren, der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverholen. »

« Wenn ich hoffen kann, » fing der Mann, nach einem langen Stillschweigen, endlich an, « dass Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Aber es muss mir erlaubt seyn, » setzte er hinzu, « einige Namen dabei zu verschweigen. »

« Kann es nicht auch ohne diese Bedingung geschehen? »

« Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich Ursache habe zu ehren. »

« Lassen Sie uns hören! » sagte der Prinz.

« Es mögen nun fünf Jahre seyn, » fing der Sicilianer an, dass ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Kavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte, und für meine Geheimnisse grosse Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, dass der Marchese del M**nte, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre, und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ohngefähr sieben Meilen von Neapel, wo

er beinahe in gänzlicher Abgeschiedenheit von Menschen das Andenken eines theuern Sohnes beweinte, der ihm durch ein Schreckliches Schicksal entrissen ward. Der Chevalier liess mich merken, dass er und seine Familie in einer sehr ernsthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluss über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgendergestalt. Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, wesswegen er auch zu dem geistlichen Stande bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. *Jeronymo,* so hiess dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht, und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauses, von *C***tti,* zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet diese Verbindung blos das Werk der älterlichen Konvenienz war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, so hatten sie sie doch stillschweigend schon beschworen. *Jeronymo del M**nte* und *Antonie C***tti* waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweier Kinder auflegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verständniss zwischen Beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward, und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert als erkältet, und *Jeronymo* kehrte eben so treu und eben so feurig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

» Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das Lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — verschwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht aufs Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergn gen. Nach einem solchen Abende geschah es, dass er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermisst; dass ihn also keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein *Jeronymo.* Schon fing man an, den schrecklichsten Muthmassungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet und verschiedene von den Einwohnern seyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken sie den Korsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, dass Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihn die beschädigten Schiffe aus; aber die Prise ist verschwunden, und die Noth zwingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos rauft sich der alte Marchese die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfinn.

» Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber Niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, dass jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, dass Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und dass seine ganze Mannschaft in den Fluthen umgekommen sey.

» So scheinbar diese Vermuthung war, so fehlte ihr doch noch viel zur Gewissheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, dass der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber gesetzt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder musste dem geistlichen Stande entsagen, und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So wenig dieses die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit, der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuche sank die Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschliessen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern, zu begünstigen. Um seine Verbindung mit dem gräflichen Hause *von C***tti* zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfinn *Antonie* mochte nun *Lorenzo's* oder *Jeronymo's* Gattinn heissen. Die schwache *Möglichkeit* einer Wiedererscheinung des Letztern kam gegen das *gewisse* und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.

« Wer diesen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigsten bekämpfte, war derjenige, der das Meiste dabei gewann — *Lorenzo.* Ungerührt von dem Reiz unermesslicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebenswürdigsten Geschöpfes, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre, und sein Eigenthum zurückfordern könnte. Ist das Schicksal meines theuern *Jeronymo,* sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, dass ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das theuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um seine Wiederkunft anflehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und gesetzt, er ist uns auf ewig entrissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unsern Zirkel gerissen hat? Als wenn wir alle unsere Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und das, was sein war, gleich einem Heiligthume unberührt lassen?

« Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delikatesse ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszusöhnen, einen Stamm erlö-

schen zu sehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was *Lorenzo* ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen aufs Eifrigste fortgesetzt. *Lorenzo* selbst that verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wiederzufinden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorigen. »

« Und Gräfinn *Antonie?* » fragte der Prinz. « Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben. »

« *Antoniens* Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Hass und Bewunderung. Die uneigennützige Grossmuth der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenschaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen misslangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, zeigte ihn ihrer um so würdiger, und die Grossmuth, mit der er sie ausschlug, diente nur dazu, ihre Widersetzlichkeit jeder Entschuldigung zu berauben.

« So standen die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, dass es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Geständnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige schliessen. Da ich mir alle mystischen Bücher zu Nutze machte, die sich in den sehr ansehnlichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden, und mein System von der unsichtbaren Welt mit den abenteuerlichsten Erfindungen aufzustutzen. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben so zuversichtlich auf die Begattungen der Philosophen mit Salamandrinnen und Sylphiden, als auf einen Artikel des Kanons geschworen. Da er überdies sehr religiös war, und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Mährchen bei ihm desto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mystizität so umstrickt und umwunden, dass nichts mehr bei ihm Kredit hatte, sobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur, und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf *von Gabalis*. Die junge Gräfinn, die seit dem Verluste ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte, und überdies eine grosse Mischung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit schauderndem Wohlbehagen auf; ja sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaschen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

« Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Rittersitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram mahlte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Geberden der Verzweiflung.

« Kapitain, » sagte er, « mit mir ist es vorbei. Ich muss fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten. »

« Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie? »

« O diese fürchterliche Leidenschaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf, und warf sich in meine Arme). — Ich habe sie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr. »

« Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie? »

« Vater! Familie! Was ist mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ging' es auch bis ans Ende der Welt. Ich muss meinen Bruder finden. »

« Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung — »

« Hoffnung! — In *meinem* Herzen starb sie längst. Aber auch *in* jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, so lange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in *Antoniens* Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen. »

« Ist es diese Gewissheit also, die Sie glücklich machen kann? »

« Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder seyn kann! — Aber Ungewissheit ist die schrecklichste Verdammniss! (Nach einigem Stillschweigen mässigte er sich, und fuhr mit Wehmuth fort). Dass er meine Leiden sähe! — Kann sie *ihn* glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schmachten, der nicht mehr geniessen kann? — Wüsste er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) vielleicht — ja vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen. »

« Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar seyn? »

« Freund! Was sagen Sie? — er sah mich erschrocken an. »

« Weit geringere Anlässe, » fuhr ich fort, « haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders — »

« Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit! »

« Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung seyn? Gewiss! wenn je eine irdische Angelegenheit dazu berechtigen kann, die

Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen — »

« Um Gotteswillen, Freund! unterbrach er mich, nichts mehr davon! Ehmals wohl, ich gesteh' es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir däucht, ich sagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen. »

« Sie sehen nun schon, » fuhr der Sicilianer fort, « wohin uns dieses führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu zitiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, dass sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfinn, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Flug ihrer Leidenschaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, dass der Todtgeglaubte noch lebe, und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Misstrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst war das einzige Hinderniss, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

« Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angesetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mussten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Akte, welche auch so sehr nach Wunsche einschlugen, dass die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie erhitzte, und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit anstrengen musste. Endlich kam die erwartete Stunde — »

« Ich errathe, » rief der Prinz, « *wen* Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort — »

« Nein, gnädigster Herr. Die Beschwörung ging nach Wunsche vorüber. »

« Aber wie? Wo bleibt denn der Armenier? »

« Fürchten Sie nicht, » antwortete der Sicilianer, « der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen. »

« Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gaukelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marchese, die junge Gräfinn nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, dass es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen. Verschiedene Gemählde, die ich da von ihm vorfand, setzen mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen liess, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte selbst erschien in barbarischem Sclavenkleide, eine tiefe Wunde am Halse. Sie bemerken, » sagte der Sicilianer, « dass ich hierin von der allgemeinen Muthmassung abging, die ihn in den Wellen umkommen lassen; weil ich Ursache hatte zu hoffen, dass gerade das unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig vermehren würde; so wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher schien, als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche. »

« Ich glaube, dass dies sehr richtig geurtheilt war, » sagte der Prinz. « In einer Reihe ausserordentlicher Erscheinungen musste, däucht mir, just die *wahrscheinlichere* stören; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der blos gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen, » setzte der Prinz hinzu. « Vollenden Sie Ihre Erzählung. »

« Ich liess, » fuhr dieser fort, « die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr *sein* nenne auf dieser Welt, und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt, und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fussboden liegend fand. Als die Gräfinn ihn genauer ins Gesicht fasste, war es ihr Trauring. »

« Ihr Trauring! » rief der Prinz mit Befremdung. « Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem? »

« Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter. — »

« Ein nachgemachter! » wiederholte der Prinz. « Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiss nie vom Finger brachte? » —

« Das ist wohl wahr, » sagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte — »

« Die Ihnen *wer* gemacht hatte? »

« Schon vor langer Zeit, » sagte der Sicilianer — — « Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfinn, glaub' ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht — »

« Wie erging es weiter? » sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

« Jetzt hielt man sich für überzeugt, dass *Jeronymo* nicht mehr am Leben sey. Die Familie machte, von diesem Tage an, seinen Tod öffentlich bekannt, und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch *Antonien* keinen Zweifel mehr, und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen grössern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen ihres Beichtvaters, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängstigen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag seyn, den der alte Marchese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmässigen

Erben noch festlicher zu machen gesonnen war.

« Es erschien dieser Tag, und *Lorenzo* empfing seine bebende Braut vom Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hellerleuchteten Hochzeitsaale, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, dass alle Welt seine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unsern Odem — —

« Unter diesem Gedränge also, » fuhr er fort, « liess mich derjenige, welcher zunächst an mir sass, einen *Franziskanermönch* bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, stand, langer hagrer Statur und aschbleichen Angesichts, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem Einzigen vorüberzugehen; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Büste unter lebenden Figuren. Das Ausserordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überraschte, und gegen Alles, was mich in diesem Augenblicke umgab, auf eine so grelle Art abstach, um so tiefer auf mich wirkte, liess einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, dass ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physionomie des Russen (denn Sie begreifen wohl schon, dass er mit diesem und Ihrem Armenier eine und dieselbe Person war) wieder zu erkennen, welches sonst schlechterdings unmöglich würde gewesen seyn. Oft versucht' ich's, die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf, und fanden sie jedesmal unverändert. Ich stiess meinen Nachbar an, dieser den seinigen; dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch störte sie nicht. Der Mönsch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Jeden entsetzte diese Erscheinung; die junge Gräfinn allein fand ihren eigenen Kummer im Gesichte dieses Fremdlings wieder, und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstande in der Versammlung, der ihren Gram zu verstehen, zu theilen schien. Allgemach verlief sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es, und immer öder im trüberleuchteten Hochzeitsaale; der Mönch stand unbeweglich, und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engern Kreise. Ich weiss nicht, woher es kam, dass Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepresste erwartungsvolle Stille — « Dass wir unter einander da so glücklich sind, » hub endlich der Greis an, der allein unter uns allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien : « Dass wir so glücklich sind, » sagte er, und mein Sohn *Jeronymo* muss fehlen! » — « Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben? » fragte der Mönch. Es war das erste Mal, dass er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an. »

« Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt, versetzte der Alte. Ehrwürdiger Herr, ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn *Jeronymo* ist todt. »

« Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen, » fuhr der Mönch fort — Wer weiss, wie er aussehen mag, dein Sohn *Jeronymo!* — Lass ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn *Lorenzo!* dass er ihn rufe! »

« Was soll das bedeuten? murmelte Alles. *Lorenzo* verändert die Farbe. Ich läugne nicht, dass mir das Haar anfing zu steigen.

» Der Mönch war unterdessen zum Schenktische getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte — « Das Andenken unsers theuern *Jeronymo!* » rief er. « Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach! »

« Woher ihr auch seyn mögt, ehrwürdiger Herr, » rief endlich der Marchese; « Ihr habt einen theuern Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde! (indem er sich gegen uns kehrte und die Gläser herumgehen liess) lasst einen Fremdling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes *Jeronymo!* »

« Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmem Muthe getrunken.

» Ein Glas steht noch voll da — Warum weigert sich mein Sohn *Lorenzo,* auf diesen freundlichen Trunk Bescheid zu thun? »

« Bebend empfing *Lorenzo* das Glas aus des Franziskaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — « Meinem vielgeliebten Bruder *Jeronymo!* » stammelte er, und schauernd setzte er's nieder.

» Das ist meines Mörders Stimme, rief eine fürchterliche Gestalt, die auf einmal in unserer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleide und entstellt von grässlichen Wunden. — —

« Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr, » sagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesichte. « Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang *Lorenzo* mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geistliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Paters versenkt, der seine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, dass man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt, und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durcheinander störte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo sich dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del *M**nte* ist erloschen, und in einem Kloster, ohnweit Salerno, zeigt man Ihnen *Antoniens* Grab.

« Sie sehen nun, » fuhr der Sicilianer fort, als er sah, dass wir noch Alle stumm und betreten standen, und Niemand das Wort nehmen wollte, « Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Offiziere, oder diesem Franziskanermönche, oder diesem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern,

dass sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf.

« Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage, » sagte der Prinz, und stand auf. « Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen? »

« Ich weiss nicht anders, » versetzte der Sicilianer.

« Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten? »

« Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich, » antwortete jener.

« Auch da noch, als er Ihnen den bewussten Ring gab? »

« Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht gesagt, dass *er* mir den Ring gegeben. »

« Gut, » sagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. « Und den Geist des Marquis von Lanoy, (fragte er, indem er noch einmal zurückkam) den dieser Russe gestern auf den Ihrigen folgen liess, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist? »

— — — « Ich kann ihn für nichts anders halten, » antwortete jener.

« Kommen Sie, » sagte der Prinz zu uns. Der Schliesser trat herein. « Wir sind fertig, » sagte er zu diesem. « Sie, mein Herr, sollen weiter von mir hören. »

Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie selbst thun, sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und ächten?

« Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr. »

« Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan? »

« Ich läugne nicht, dass ich mich einen Augenblick habe hinreissen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten. »

Und ich will *den* sehen, rief ich aus, der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurücknehmen? Nach dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

« Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat? » fiel mir der Prinz mit Ernsthaftigkeit ins Wort. « Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, dass wir mit einem solchen zu thun gehabt haben? » —

Nein, sagte ich. Aber sollte desswegen sein Zeugniss — —

« Das Zeugniss eines Nichtswürdigen — gesetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft nicht in Anschlag kommen. Verdient ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muss, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, *da* Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben so, als wenn ich einen gebrandmarkten Bösewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie bescholtene Unschuld zu klagen. »

Aber was für Gründe sollte er haben, einem Manne, den er so viele Ursachen hat zu hassen, wenigstens zu fürchten, ein so glorreiches Zeugniss zu geben?

« Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie desswegen weniger haben? Weiss ich, in *wessen* Solde er mich belog? Ich gestehe, dass ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, dass er sich mir als einen Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmres — entlarvte. »

Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig.

« Er ist *mehr* als das, » sagte der Prinz, « er ist entscheidend. Diesen Ring empfing er von dem Mörder, und er musste in demselben Augenblicke gewiss seyn, dass es der Mörder war. Wer, als der Mörder, konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiss nie vom Finger liess? Uns suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuschen. Wozu diesen Winkelzug, wenn er nicht selbst bei sich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein verständniss mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts, als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preis zu geben für gut fand. Und ich solle grösseres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Missklange betrat? »

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, sagte ich. Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

« Auch mir, » versetzte der Prinz, « ob ich gleich in Versuchung gerathen bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen. »

Wie? sagte ich.

« Erinnern Sie sich nicht, dass die zweite Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zuging, das Kruzifix in die Hand fasste, und auf den Teppich trat? »

So schien mir's. Ja.

« Und das Kruzifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Konduktor. Daraus sehen Sie also, dass sie eilte, sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord *Seymour* mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte. »

Mit dem Degen hätte dieses seine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf sie abschoss, und welche wir langsam auf dem Altare rollen hörten?

« Wissen Sie auch gewiss, dass es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, dass die Marionette, oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umpanzert seyn konnte, dass er schuss- und degenfest war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, *wer* es war, der die Pistolen geladen. »

Es ist wahr, sagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — Der Russe hatte sie geladen. Aber dieses Geschah vor unsern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

« Und warum hätte er nicht sollen vorgehen können? Setzten Sie denn schon damals ein Misstrauen in diesen Menschen, dass Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, eh' er sie in den Lauf brachte, die eben so gut eine quecksilberne oder auch nur eine bemahlte Thonkugel seyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er sie auch wirklich in den Lauf der Pistole, oder nicht nebenbei in seine Hand fallen liess? Was überzeugt Sie — gesetzt, er hätte sie auch wirklich scharf geladen — dass er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm, und nicht vielmehr ein andres Paar unterschob, welches so

leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andre Kugel, womit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?»

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

« Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als dass die Täuschung aufs Höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, nach einigen wenigen verstohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in *sein* Gemählde eine Aehnlichkeit zu bringen wusste, die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoss, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch ausserdem im Vertrauen entdeckt hatte, *wer* mit dem Bilde auf der Dose gemeint sey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — dass das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung? »

Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluss über Ihren Freund?

Wie? sagte uns denn der Sicilianer nicht, dass er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesetzt habe? Beweist dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geistes so orakelmässig dunkel, dass er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruche betreten zu werden. Setzen Sie, dass die Kreatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besass, und von den Umständen nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können? »

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesetzten Betruge, von Seiten des Armeniers, hätten seyn müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumahlen, als hier vorausgesetzt wird! Wie viele Zeit, diesen untergeschobenen Geist so gut zu unterrichten, dass man vor einem groben Irrthum gesichert war! Wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden musste! Und nun erwägen Sie, dass der Russe nicht über eine halbe Stunde abwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichste war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenakt so viel Handlung aufgelastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben zugemuthet haben.

« Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, dass in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können? »

In der That, rief ich, für so gut als unmöglich. —

« Diese Redensart verstehe ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, dass ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hülfe seiner vielleicht eben so gewandten Kreaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, dass ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stande bringen könnte? Ist es geradezu undenkbar und abgeschmackt zu glauben, dass er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke, seinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zusammengesetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders, als eine hell eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrscheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Kombination dieser Kräfte sich gefallen lassen? »

Wenn die Sache auch eine so kühne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehen, dass sie weit über unsere Begriffe geht.

« Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch dieses abzustreiten, » sagte der Prinz mit schalkhafter Munterkeit. « Wie, lieber Graf? Wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, dass nicht blos während und nach dieser halben Stunde, nicht blos in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, dass der Sicilianer drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte. »

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

« Und womit beweisen Sie mir denn, dass der Sicilianer an dem zweiten Gespenste nicht eben so vielen Antheil gehabt habe, als an dem ersten? »

Wie, gnädigster Herr?

« Dass er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — dass Beide nicht mit einander unter *einer* Decke liegen? »

Das möchte schwer zu erweisen seyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

« Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, dass sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlage auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, dass sich unter ihren beiderseitigen Operationen eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständniss fände, dass einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er schuf sich einen Hektor, um sein Achilles zu seyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuspähen; um sich durch diesen Versuch, der, unbeschadet seines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit seinem Subjekte zu familiarisiren; kurz, um sein Instrument damit anzuspielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, dass er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsetzlich aufforderte und wach erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlummern zu lassen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, dass sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen. »

Wie meinen Sie das?

« Lassen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute bestochen, um durch ihn gewisse geheime Nach-

richten — vielleicht gar Dokumente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermisse meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, dass der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sey? Aber der Zufall kann es fügen, dass ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muss. Von dem Daseyn und den Absichten dieses Menschen unterlässt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf Niemand anders, als auf diesen Gaukler, fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer seinen Namen geben. Dieses war die Puppe, mit der er mich spielen lässt, während dass er selbst, unbeobachtet und unverdächtig, mit unsichtbaren Seilen mich umwindet. »

Sehr gut! Aber wie lässt es sich mit diesen Absichten reimen, dass er selbst diese Täuschung zerstören hilft, und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preisgibt?

« Was sind es für Geheimnisse, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverlässig, die er Lust hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat also durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerei mich *sicher* und zuversichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbestimmt umherschweifenden Argwohn auf Gegenständen zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, dass ich, früher oder später, aus eignem Misstrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst aufsuchen würde. — Was konnte er Besseres thun, als dass er sie selbst neben einander stellte, dass er mir gleichsam den Massstab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künstliche Grenze setzte, meine Begriffe von den erstern desto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmassungen hat er durch diesen Kunstgriff auf einmal abgeschnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen! »

« So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, dass er die Augen derer, die er täuschen wollte, schärfte, und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaupt sinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

« Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig raisonnirt. Konnte er voraussehen, dass mir gerade dasjenige im Gedächtnisse bleiben würde, welches der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plane, dass mir die Kreatur, deren er sich bediente, solche Blössen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sicilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Ringe gewiss — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Misstrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunstaltet werden? Sicherlich war es seine Meinung nicht, dass uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreiertone vorposaunen sollte — dass er uns jene Mährchen aufschüsseln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Stirn kann dieser Charlatan behaupten, dass sein Wunderthäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unserer Mitte gesehen? »

Das ist wahr, rief ich. Das muss er vergessen haben!

« Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, dass sie solche Aufträge übertreiben, und durch das Zuviel Alles verschlimmern, was ein bescheidener und rechtmässiger Betrug vortrefflich gemacht hätte. »

Ich kann es dessungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr, als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zustand dieses Menschen, der uns selbst Erbarmen einflösste — Alles dieses wäre nur eine eingelernte Rolle gewesen? Zugegeben, dass sich das theatralische Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Akteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.

« Was das anbetrifft, Freund — Ich habe *Richard* den Dritten von *Garrick* gesehen — Und waren wir in diesem Augenblick kalt und müssig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unserige übermeisterte? Ueberdies ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, dass bei *ihm* die *Erwartung* gar leicht so gewaltsame Symptome erzeugen kann, als die *Ueberraschung* bei dem *Betrogenen*. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erscheinung der Häscher — »

Eben diese, gnädigster Herr — Gut, dass Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloss zu stellen? Die Treue seiner Kreatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — und zu welchem Ende?

« Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muss. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wohl kosten, diesem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat, als ihn? »

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in diesem Stücke nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen liessen, erhielten wir zur Antwort, dass er unsichtbar geworden sey.)

« Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf diesem gewaltsamen, konnte er dem Sicilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Beichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschliessen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt? »

Alles zugegeben, gnädigster Prinz, sagte ich endlich. Beide Erscheinungen sollen Gaukelspiele gewesen seyn; dieser Sicilianer soll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn sein Principal einlernen liess, beide sollen zu einem Zwecke, mit einander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständnisse sollen alle jene wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben; jene Prophezeihung

auf dem Markusplatze, das erste Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichts desto weniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?

« Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf, » gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. « Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, dass auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeihung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Fassungskraft. Stünde sie *einzeln* da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiss nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser *niedrigen* Gesellschaft ist sie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er seine Hand auf die meinige legte, und eine sehr ernsthafte Miene annahm) ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Gaukelspiels bedürfen, oder er wird es verachten. »

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hierher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besiegen waren; und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, dass er sich blind und unbesonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht Alle — fährt der Graf O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf seine Schwachheit herabsehen, und im stolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung dessen ungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichts desto weniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, so wird man weniger über seine Thorheit spotten als über die Grösse des Bubenstücks erstaunen, dem eine so wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben, denn Er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt, längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt dieses liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuersten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit schrieb' ich es nieder: Er war ein edler Mensch, und gewiss wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen ersteigen zu wollen, sich bethören liess.

ZWEITES BUCH.

Nicht lange nach diesen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von O** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zusammenfluss mehrerer zufälliger Umstände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden, und sich damit begnügt, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupt, gestand er mir mehrmals, seyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloss vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuss setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtische Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben liess, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Aeltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen, selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte, und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende, Ergebung. Auf allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand ihm die Religion im Wege; mit Allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geissel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählig eine stille Indignation gegen sie in seinem Herzen, welche, mit einem respektvollen Glauben und blinder Furcht in seinem Kopfe und Herzen, die bizarreste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, dass er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigener Sclave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt, weil er nicht gewartet hatte, bis seine reife gereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entsprungen war, auf den die Eigenthumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so musste er auch, nach so grossen Distraktionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum musste er der Raub eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Dass sich ein solcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieser Geschichte ausweisen.

Die Geständnisse des Sicilianers liessen in seinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand werth war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getragen, hatte die Zuversicht zu seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, *diesen* Betrug aufzulösen, schien ihn selbst überrascht zu haben; in diesem Kopfe hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander gesondert, dass es ihm nicht oft begegnet wäre,

die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechseln; daher kam es, dass der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menschen, der in der Freundschaft oder Liebe hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken lässt, weil er blosse Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph gefiel ihm um so mehr, je schwerer der Druck gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkte an regte sich eine Zweifelsucht in ihm, die auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemüthslage zu erhalten, und noch mehr darin zu befestigen. Die Zurückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf, und musste einer zerstreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerksamkeiten, die er erwiedern musste, Etikette, die er seinem Range schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der grossen Welt. Sein Stand sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, öffneten ihm die geistvollesten Zirkel in Venedig; bald sah er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Gelehrten sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniss höherer Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontraste, und seine Fremdheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus: nichts fürchtete er so sehr, als das Lächerliche. Das ungünstige Vorurtheil, das auf seinem Geburtslande haftete, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in seinem Charakter, dass ihn jede Aufmerksamkeit verdross, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werthe danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphirten. In einer solchen Gesellschaft sich als Prinz unterschieden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Konkurrenz ausgeschlossen zu seyn. Alles dieses zusammengenommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lektüre, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, liess ihn unglücklicherweise immer auf solche stossen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gebessert waren. Und auch hier waltete sein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtniss; seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Fächer seines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des einen riss seine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des andern seine Vernunft verstrickten. Beiden wurde es leicht, sich einen Geist zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit aufdrang. Eine Lektüre, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem konsequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Dass ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verliess es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist.

Unter den Zirkeln, in die man ihn zu ziehen gewusst hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der *Bucentauro* genannt, die unter dem äusserlichen Scheine einer edeln vernünftigen Geistesfreiheit die zügelloseste Licenz der Meinungen wie der Sitten begünstigte. Da sie unter ihren Mitgliedern viele Geistliche zählte, und sogar die Namen einiger Kardinäle an ihrer Spitze trug, so wurde der Prinz um so leichter bewogen, sich darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben seyn, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mässigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergass hier, dass Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Zügel weniger findet. Und dieses war der Fall bei dem Bucentauro, dessen mehrste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie, und durch Sitten, die einer solchen Führerinn würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben dass man ihn des innersten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, musste, wenigstens so lange er ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz alle konventionellen Unterscheidungszeichen ablegen, und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng, weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetsten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkte, zusammenfloss, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl, als Sorge für seine Sicherheit, zwangen ihn, sein inneres Missfallen zu verbergen. Aber schon durch blosse Vertraulichkeit mit dieser Menschenklasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinrissen, ging die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Seine durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe

die feinen Trugschlüsse nicht lösen, womit man sie hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Corrosiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen und *nothwendigen* Stützen seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblicke verliessen, und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten Willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrunde zurückzuziehen — aber, ausserdem dass ich mit dem Innern des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel schon geschehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord *Seymour*, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Täuschung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer sichern Stütze hätte dienen können, verliess uns in dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen liess, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äusserst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Uebel, als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wussten sie nichts, als die Machtsprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder aufbrachten oder belustigten; er übersah sie gar zu leicht, und sein überlegner Verstand brachte diese schlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beispiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die sich in der Folge seines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da schon Alles!

Der Einfluss dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte, und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tag weniger; auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der grossen Welt hatte ihn gefasst. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andere, ein Fest das andere, eine Glückseligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Zirkel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den grossen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm Alles so entgegen, Alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und wenn er schwieg, so war es ein Raub an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen, und durch eine feine Nachhülfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas *mehr*, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu ihm selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eignen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren liess, die ihm, ohne dieses vergrösserte und gewissermassen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme nur die Bekräftigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im Stillen sagte — ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen seyn, hätte man ihn zu Athem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Musse gegönnt, seinen eignen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber seine Existenz war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Anspannung verzehrte ihn langsam; selbst aus seinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte seine Blössen durchschaut, und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mussten es seine redlichen Kavaliers entgelten, dass ihr Herr zum grossen Kopfe geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenstände seines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpfte, so war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in seinem Witze. Sein Naturell fing an, sich zu ändern, Launen stellten sich ein. Die schönste Zierde seines Charakters, seine Bescheidenheit, verschwand; Schmeichler hatten sein treffliches Herz vergiftet. Die schonende Delikatesse des Umgangs, die es seine Kavaliers sonst ganz vergessen gemacht hatte, dass er ihr Herr war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äusserlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders, als finster, mürrisch und unglücklich, während dass er fremde Zirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beseelte. Mit theilnehmenden Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsetzen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren, und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen musste durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm war er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich liess mir desswegen von dem Baron von F*** versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch auf's Gewissenshafteste gehalten hat. Von jetzt an bin ich also auf lange Zeit kein Augenzeuge dieser Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und diese Lücke durch Auszüge aus seinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorstellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige ist, so habe ich dennoch an seinen Worten nichts ändern wollen, aus denen

der Leser die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

ERSTER BRIEF.

May 17**.

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, dass Sie mir die Erlaubniss ertheilt haben, auch abwesend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseyns meine beste Freude ausmachte. Hier, das wissen Sie, ist Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen. — Was Sie mir auch dagegen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhasst. Seitdem der Prinz einer davon geworden ist, und seitdem vollends Sie uns entrissen sind, bin ich mitten in dieser volkreichen Stadt verlassen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muss. Und was hätte *er* sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in dem Prinzen nichts, als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wissen, wie nahe ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechszehn Jahre sind's, dass ich um seine Person lebe, dass ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter seinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle seine grossen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in seiner Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen; wie in einem heitern Sonnenscheine hab' ich in seinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und Alles dies soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** ist vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt, und hat unserm Zirkel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er und unser Prinz so nahe verwandt sind, und jetzt auf einem ziemlich guten Fuss zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfest dauern soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestens gemacht; seit zehen Tagen ist der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich sehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angesteckt, weil er sich nicht wohl davon ausschliessen konnte, und bei dem besondern Verhältnisse, das zwischen beiden Häusern obwaltet, dem bestrittenen Range des seinigen hier etwas schuldig zu seyn glaubte. Dazu kommt, dass in wenigen Wochen auch unser Abschied von Venedig herannaht; wodurch er ohnehin überhoben wird, diesen ausserordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man sagt, ist in Geschäften des *** Ordens hier, wobei er sich einbildet, eine wichtige Rolle zu spielen. Dass er von allen Bekanntschaften unsers Prinzen sogleich Besitz genommen haben werde, können Sie sich leicht einbilden. In den Bucentauro besonders ist er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm seit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den starken Geist zu spielen, wie er sich denn auch in seinen Korrespondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den *Prince philosophe* nennen lässt. Ich weiss nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Ein vielversprechendes Aeussere, beschäftigte Augen, eine Miene voll Kunstverständigkeit, viel Prunk von Lektüre, viel erworbene Natur, (vergönnen Sie mir dieses Wort) und eine fürstliche Herablassung zu Menschengefühlen, dabei eine heroische Zuversicht auf sich selbst, und eine Alles niedersprechende Beredsamkeit. Wer könnte, bei so glänzenden Eigenschaften, einer K. H. seine Huldigung versagen? Wie indessen der stille wortarme und gründliche Werth unsers Prinzen neben dieser schreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muss der Ausgang lehren.

In unserer Einrichtung sind seit der Zeit viele und grosse Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Prokuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unsere Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt in's Grosse. Sie haben während Ihres Hierseyns über Aufwand geklagt — jetzt sollten Sie erst sehen!

Unsere innern Verhältnisse sind noch die alten — ausser, dass der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einsylbiger und frostiger gegen uns geworden ist, und dass wir ihn jetzt, ausser dem An- und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, dass wir das Französische schlecht, und das Italienische gar nicht reden, weiss er uns von seinen mehrsten Gesellschaften auszuschliessen, wodurch er mir für meine Person eben keine grosse Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzusehen; er schämt sich unserer — und das schmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jetzt fast ganz allein des *Biondello,* den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers, in seine Dienste nahm, und der ihm jetzt, bei dieser neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt Alles in Venedig, und Alles weiss er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte, tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstellige dieses mit Hülfe der Gondoliers, sagte er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu Statten, dass er ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei spricht und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, wodurch er sich auch bereits zum Sekretär des Prinzen aufgezwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muss ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich liess ein angesehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über *Biondello.* Der Prokurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen seyn mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben sollte. Sein ganzes ausschliessendes Vertrauen hatte *Biondello,* bei dem er alle Geheimnisse niederzulegen pflegte; dieser musste ihm noch am Todbette angeloben, sie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen; ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit

belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich grosse Lücken und Verwirrungen, worüber *Biondello* allein den Aufschluss geben konnte. Dieser läugnete hartnäckig, dass er etwas wisse, liess den Erben das sehr beträchtiche Legat, und behielt seine Geheimnisse. Grosse Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil sie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Haupterbe, dieser Kaufmann, und that noch grössere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn *Biondello* seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürsprache des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, dass ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er läugnete auch nicht, dass der Verstorbene im Hasse gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sey, aber, setzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verliess — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich liess er merken, dass diese Eröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, dass der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wankend zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebster Freund. Wie sehne ich mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr ist. Das Element, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich seyn kann, oder eine sechszehnjährige Erfahrung müsste mich betrügen.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

ZWEITER BRIEF

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, dass unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgesöhnt.

Der Prinz liess sich neulich, bei später Nacht, aus dem Bucentauro nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen *Biondello* war, begleiteten ihn. Ich weiss nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz sieht sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fusse zu machen. *Biondello* geht voran, der Weg führte durch einige dunkle abgelegene Strassen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, so brannten die Lampen dunkel, oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als *Biondello* die Entdeckung machte, dass er verirrt sey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuscht, und anstatt in St. Markus überzusetzen, befand man sich im Sestiere von Kastello. Es war in einer der abgelegensten Gassen und nichts Lebendes weit und breit, man musste umkehren, um sich in einer Hauptstrasse zu orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reisst einem Bedienten den Stock aus den Händen, und eilt mit dem entschlossenen Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerle sind eben im Begriff, einen Vierten niederzustossen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen bestürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Orte auf keine Ueberraschung versehen hatten, dass sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, dass er den Marchese *von Civitella*, den Neffen des Kardinals A***i, gerettet habe. Da der Marchese viel Blut verlor, so machte *Biondello*, so gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, dass er nach dem Pallaste seines Oheims geschafft wurde, der am nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verliess er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der *Biondello* erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erschien der Kardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentauro. Der Besuch dauerte eine Stunde, der Kardinal war in grosser Bewegung, als sie herauskamen, Thränen standen in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgestattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stösse unsicher gemacht, und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfalle verstrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Kardinals Besuche gegeben oder empfangen hätte, und eine starke Freundschaft fängt an sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Kardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehn, voll Heiterkeit und frischer Gesundheit. Man hält ihn für einen der reichsten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermessliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten, und bei einer vernünftigen Sparsamkeit keine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Oheim nicht immer im besten Vernehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens ist, so soll doch die Aufführung des Neffen auch die höchste Toleranz erschöpfen. Seine freien Grundsätze und seine zügellose Lebensart, unglücklicherweise durch Alles unterstützt, was Laster schmücken, und die Sinnlichkeit hinreissen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch diesen letzten Angriff soll er sich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlinn des **schen Gesandten angesponnen hatte: anderer schlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Ansehen und das Geld des Kardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetste Mann in ganz Italien, weil er Alles besitzt, was das Leben wünschenswürdig machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Gaben zurück, und vergällt ihm den Genuss seines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von *Biondello*. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz

erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erhitzt, und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlicht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der ausser dem Hause bei einer Operistinn schlafen gegangen war. Der Prinz entschliesst sich also, selbst aufzustehen, um einen seiner Leute zu errufen. Er ist noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegenschallt. Er geht wie bezaubert, dem Schalle nach, und findet *Biondello* auf seinem Zimmer auf der Flöte blasend, seine Kameraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen, und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieser nun dasselbe schmelzende Adagio mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, dass er sich getrost in der besten Kapelle hören lassen dürfte.

« Ich muss diesen Menschen entlassen, » sagte er mir den Morgen darauf, « ich bin unvermögend, ihn nach Verdienst zu belohnen. » *Biondello,* der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigster Herr, sagte er, wenn Sie das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.

« Du hist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen, » sagte mein Herr. « Ich darf dir nicht vor deinem Glücke seyn. »

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.

« Und ein solches Talent zu vernachlässigen—Nein! Ich darf es nicht zugeben. »

So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, dass ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. *Biondello* erhielt ein Zimmer, zunächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schlummer wiegen, und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, diese zugedachte Gnade als ein Kapital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, dass er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch seyn möge, es ist ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

DRITTER BRIEF.

4. Junius.

Der Marchese von *Civitella,* der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Kardinal, bei dem Prinzen einführen lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marchese hat mir *Biondello* doch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr liebenswürdiger Mensch von Ansehn, und unwiderstehlich im Umgange. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie sich die bezauberndste Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offne einladende Miene, einen einschmeichelnden Ton der Stimme, die fliessendste Beredsamkeit, die blühendste Jugend, mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolze, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili so unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausschweifungen muss man mir weit übertrieben haben; nie sah ich ein vollkommneres, schöneres Bild der Gesundheit. Wenn er wirklich so schlimm ist, als mir *Biondello* sagt, so ist es eine Sirene, der kein Mensch widerstehen kann.

Gegen mich war er gleich sehr offen. Er gestand mir mit der angenehmsten Treuherzigkeit, dass er nicht am besten bei seinem Onkel angeschrieben stehe, und es auch wohl verdient haben möge. Er sey aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Kardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieses Verhältniss gibt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiss. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentauro ist er -- und das ist sein Glück! bis jetzt nur zu jung gewesen. Ueberall, wo er sich mit dem Prinzen einfindet, entführt er diesen der Gesellschaft, durch die feine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiss. Niemand, sagen sie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Riesenwerk aufbehalten sey. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Zöglinge in die Schule gehn, wozu sich auch bereits alle Umstände anzulassen scheinen.

Der Prinz von **d** ist nun abgereist, und zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus gesagt habe, liebster O***, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengesetzten Charakteren, bei so unvermeidlichen Kollisionen konnte dieses gute Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, so entstand ein bedenkliches *Schisma* in der spirituellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr setzte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen liess, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gehörige Dosis kleiner List und selbstgefälliger Eitelkeit besass, um jeden noch so kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunstgriffe zu Gebote standen, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbstgefühl untersagte, so konnte es nicht fehlen, dass er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die seiner würdig war *. Das Vernünftigste wäre freilich wohl gewesen,

* Das harte Urtheil, welches sich der Baron von F*** hier und in einzigen Stellen des ersten Briefes über einen geistreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, diesen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieses jugendlichen Beurtheilers zu Gute halten.

*Anm. des Grafen v. O***.*

mit einem Gegner dieser Art sich in gar keinen Wettkampf einzulassen, und einige Monate früher wäre dies gewiss die Partie gewesen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er schon zu weit in den Strom gerissen, um das Ufer so schnell wieder erreichen zu können. Diese Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umstände, einen gewissen Werth bei ihm erlangt, und hatte er sie auch wirklich verachtet, so erlaubte ihm sein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluss, als für ein Geständniss seiner Niederlage würde gegolten haben. Das unselige Hin- und Wiederbringen vernachlässigter, schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um also seine Eroberungen zu bewahren, und sich auf dem schlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewiesen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müssen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dies konnte nur durch einen fürstlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel. Und weil sich diese seltsame Raserei bald auch der beiderseitigen Suite und Dienerschaft mittheilte, die, wie Sie wissen, über den Artikel der Ehre noch weit wachsamer zu halten pflegt, als ihre Herrschaft, so musste er dem guten Willen seiner Leute durch seine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armseligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblicke überschleichen liess!

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los, aber, was er verdorben hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle ist erschöpft; was er durch eine weise Oekonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin; wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovor er sich bis jetzt auf das Sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschlossen, sobald nur erst frische Wechsel da sind.

Möchte indess aller dieser Aufwand gemacht seyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, dass er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst, und stürzt sich in neue Zerstreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hinein reisst. Ich sehe nicht, wie das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andere Rettung — Wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muss ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

VIERTER BRIEF.

12. Junius.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Trient und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jetzt so glücklich vermieden haben. — Die Wechsel sind ausgeblieben, jetzt in diesem dringenden Bedürfnisse zum ersten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit gesetzt, unsere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniss gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfalle ist, dass es unsere Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Geschäft war durch *Biondello's* Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieser Extremität gebracht zu sehen, presste mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, dass ich freilich etwas grämlich und düster ausgesehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin sehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische, ich stand am Fenster, und beschäftigte mich, die Scheiben in der Prokuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

« F***! » fing er an : « Ich kann keine finstern Gesichter um mich leiden. »

Ich schwieg.

« Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, dass es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruss auszugiessen? und ich will haben, dass Sie reden. Sie dürften sonst Wunder glauben, was für weise Dinge sie verschwiegen. »

Wenn ich finster bin, gnädigster Herr, sagte ich, so ist es nur, weil ich *Sie* nicht heiter sehe.

« Ich weiss, » fuhr er fort, « dass ich Ihnen nicht recht bin — schon seit geraumer Zeit — dass alle meine Schritte missbilligt werden — dass — Was schreibt der Graf von O***? »

Der Graf von O*** hat mir nichts geschrieben.

« Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Herzensergiessungen zusammen — Sie und der Graf. Ich weiss es recht gut. Aber gestehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse eindringen. »

Der Graf von O***, sagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.

« Ich habe Unrecht gethan, » fuhr er fort. « Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend).. Ich hätte das nicht thun sollen ? »

Ich sehe wohl ein, das dies *nothwendig* war.

« Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit setzen sollen? »

Ich schwieg.

« Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über *das* hinaus wagen sollen, und darüber zum Greise werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumschaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genusses für mich springt — weil ich — »

Wenn es ein Versuch war, gnädigster Herr, dann hab' ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verschafft haben wird, noch mit Dreimal so viel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir weh, ich gestehe es, dass die Meinung der Welt

über eine Frage, *wie* Sie glücklich seyn sollen, zu entscheiden haben sollte.

« Wohl Ihnen, dass *Sie* verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muss ihr Sclave seyn. Was sind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung. Die Meinung ist unsere Amme und Erzieherinn in der Kindheit, unsere Gesetzgeberinn und Geliebte in männlichen Jahren, unsere Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den untersten Klassen ist besser daran als wir, denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Daseyn eines Gottes läugnet. »

Und dennoch, gnädigster Prinz —

« Ich weiss, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtnisse herausreissen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hunderttausend Thoren von euch immer fester und fester darin gegründet haben? Jeder will doch gern *ganz* seyn, was er ist, und unsere Existenz ist nun einmal, *glücklich scheinen*. Weil wir es nicht *seyn* können auf Eure Weise, sollen wir es darum gar nicht seyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genusse hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen? »

Sonst fanden Sie *diese* in Ihrem Herzen.

« Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O wie kommen wir darauf? Warum mussten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu diesem Sinnentumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu betäuben, die das Unglück meines Lebens macht — um diese grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine schneidende Sichel in meinem Gehirne hin und her fährt, und mit jeder neuen Forschung einen neuen Zweig meiner Glückseligkeit zerschneidet? »

Mein bester Prinz! — Er war aufgestanden, und ging im Zimmer herum, in ungewöhnlicher Bewegung. *

« Wenn Alles vor mir und hinter mir versinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der Versteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daseyns ganzen Kreis im schmalen Raume der Gegenwart beschlossen sehe — wer verargt es mir, dass ich dieses magere Geschenk der Zeit, feurig und unersättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male sehe, in meine Arme schliesse? Wenn ich mit diesem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit seiner Tiare? — O ich hab' ihn schätzen lernen, den Augenblick! Der Augenblick ist unsere Mutter, und wie eine Mutter lasst uns ihn lieben! »

Gnädigster Herr, sonst glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

« O machen Sie, dass mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum schlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erscheinungen zu beglücken, die morgen dahin seyn werden, wie ich? — Ist nicht Alles Flucht um mich herum? Alles stösst sich und drängt seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseyns einen Tropfen eilend zu trinken, und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, ist schon ein werdendes Leben an meine Verwesung angewiesen. Zeigen Sie mir ein Wesen, das dauert, so will ich tugendhaft seyn.

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuss und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen. —

« Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und seiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Gesetz untergeschoben hat — was bleibt uns dann übrig? »

« Was mir vorherging und was mir folgen wird, sehe ich als zwei schwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen stehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter seyn möchte. Viele sehen ihren eigenen Schatten, die Gestalten ihrer Leidenschaft, vergrössert auf der Decke der Zukunft sich bewegen, und fahren schaudernd vor ihrem eigenen Bilde zusammen. Dichter, Philosophen und Staatenstifter haben sie mit ihren Träumen bemahlt, lachender oder finsterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von Weitem täuschte die Perspektive. Auch manche Gaukler nützten diese allgemeine Neugier, und setzten durch seltsame Vermummungen die gespannten Phantasien in Erstaunen. Eine tiefe Stille herrscht hinter dieser Decke; keiner, der einmal dahinter ist, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Wiederschall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter diese Decke müssen Alle, und mit Schaudern fassen sie sie an, ungewiss, wer wohl dahinter stehe, und sie in Empfang nehmen werde; *quid sit id, quod tantum morituri vident*. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die behaupteten, dass diese Decke die Menschen nur narre, und dass man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter sey; aber um sie zu überweisen, schickte man sie eilig dahinter. »

Ein rascher Schluss war es immer, wenn sie keinen bessern Grund hatten, als weil sie nichts sahen.

« Sehen sie nun, lieber Freund, ich bescheide mich gern, nicht hinter diese Decke blicken zu wollen — und das Weiseste wird doch wohl seyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich diesen unüberschreitbaren Kreis um mich ziehe, und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einschliesse, wird mir dieser kleine Fleck desto wichtiger, den ich schon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachlässigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daseyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen, ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiss aber und glaube fest, dass ich

* Ich habe mir Mühe gegeben, liebster O***, das wichtige Gespräch, das sich jetzt zwischen uns entspann, Ihnen ganz so wie es vorfiel, getreu zu überliefern; aber dies war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demselbigen Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtnisse nachzuhelfen, musste ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewisse Ordnung binden, die sie nicht hatten; und so entstand denn dieses Mittelding von freiem Gespräch und philosophischer Vorlesung, das besser und schlechter ist als die Quelle, aus der ich es schöpfe; doch versichere ich Ihnen, dass ich dem Prinzen eher genommen als gegeben habe, und dass nichts davon mein ist, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit schon erkennen werden.

*Anmerk. des Barons v. F***.*

einen solchen Zweck erfüllen muss und erfülle. Aber das Mittel, das ihre Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, ist mir desto heiliger — es ist Alles, was mein ist, meine Moralität nämlich, meine Glückseligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen versiegelten Brief an den Ort seiner Bestimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei seyn — er hat nichts, als sein Botenlohn dabei zu verdienen. »

O wie arm lassen Sie mich stehn!

« Aber wohin haben wir uns verirret? » rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tisch sah, wo die Rollen lagen. « Und doch nicht so sehr verirret! » setzte er hinzu — « denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieser neuen Lebensart wiederfinden. Auch ich konnte mich nicht so schnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückseligkeit nicht so schnell von dem lieblichen Traume ablösen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, so fest verschlungen war. Ich sehnte mich nach dem Leichtsinne, der das Daseyn der mehrsten Menschen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir selbst entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen gestehn? Ich wünschte zu *sinken,* um diese Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerstören. »

« Hier unterbrach uns ein Besuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürften. »

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***

FÜNFTER BRIEF.

1 Julius.

Da unser Abschied von Venedig nunmehr mit starken Schritten herannaht, so sollte diese Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemählden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verschiebt. Besonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des *Paul Veronese* gesprochen, die auf der Insel St. Georg in einem dortigen Benediktinerkloster zu sehen ist. Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses ausserordentlichen Kunstwerks, das mir im Ganzen zwar einen sehr überraschenden, aber nicht sehr genussreichen, Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Komposition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreissig Fuss in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengesetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in Einem Eindruck geniessen! Schade ist es indessen, dass ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refektorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend liessen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr gross war, zerstreute sich bald, und mich zog *Civitella,* der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Boskage.

« Sie sind der Freund des Prinzen, » fing er an, « vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiss. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirn standen Wolken, als ich zu ihm hereintrat » — Ich wollte ihn unterbrechen — « Sie können es nicht läugnen, » fuhr er fort, « ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut ins Auge gefasst — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht seyn, in einem dringenden Falle sich solcher Kreaturen zu bedienen? Sey'n Sie aufrichtig, Baron! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen Sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei einem Manne gewiss, dem jedes Geheimniss feil ist. »

Herr Marchese —

« Verzeihen Sie. Ich muss indiskret scheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind? Es stünde in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten? »

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewissheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dies ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. « Verkennen Sie meine Absicht nicht, » sagte er. « Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besitzt ein grosses Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, dass dem Prinzen, von Allem, was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ich weiss, » fuhr er fort, « was die Delikatesse dem Prinzen auflegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre grossmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gönnen, geschäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen. »

Er liess nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er sich von dem Letztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, dass es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf dem Fuss eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z*** uns entgegen kam.

« Ich suche den Prinzen bei Ihnen — Ist er nicht hier? » —

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

« Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiss gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist. »

Hier erinnerte sich *Civitella,* dass ihm vielleicht eingefallen seyn könnte, die anstossende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg,

ihn dort aufzusuchen. Schon von weitem entdeckten wir *Biondello,* der am Eingange der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas hastig aus einer Seitenthür; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten *Biondello,* den er herbeirief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. *Biondello* eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte sich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marchese, ohne unser Wissen, ein kleines Konzert veranstaltet hatte, das ganz auserlesen war. Besonders liess sich eine junge Sängerinn dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen; er sprach wenig, und antwortete zerstreut; seine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher *Biondello* kommen musste; eine grosse Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. *Civitella* fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wusste nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzüglichen Gemählden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemählde gesehen. Wir merkten, dass unsere Fragen ihn belästigten und schwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und *Biondello* kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld stieg auf's Höchste; er hob die Tafel frühzeitig auf, und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, dass ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungeduld erwartete ich *Biondello's* Zurückkunft, der mir dieses Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wiederkam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, diesen gesprächiger zu machen. Missmuthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, *Biondello* zu sprechen; ich musste mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen, aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich aufsah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

« Es ist mir heute etwas vorgekommen, » fing er an, « davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die *** Kirche, worauf mich *Civitella* neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie noch Er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein; *Biondello* liess ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabesstille herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms, und überliess mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählich traten die grossen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernster ergetzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte sanft in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von Weitem meine Aufmerksamkeit erweckt; ich trat näher, sie zu betrachten; unvermerkt hatte ich diese ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenstehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebenkapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stehen. Wie ich in die Kapelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wispern, wie wenn Jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Nein! ich kann sie nicht nachschildern, diese Gestalt! — Schrecken war meine erste Empfindung, die aber bald dem süssesten Hinstaunen Platz machte. »

Und diese Gestalt, gnädigster Herr? — Wissen Sie auch gewiss, dass sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein blosses Gemählde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

« Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dies Geschlecht nie gesehen! Alles war düster ringsherum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Kapelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth—halb knieend, halb liegend — war sie vor einem Altare hingegossen — der gewagteste, lieblichste, gelungenste Umriss, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. In schwarzen Mohr war sie gekleidet, der sich spannend um den reizendsten Leib, um die niedlichsten Arme schloss, und in weiten Falten, wie eine spanische Robe, um sie breitete; ihr langes, lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floss in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Krucifixe, und sanft hinsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelschöne Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelseele, wie auf ihrem Thronsitze, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsonne spielte darauf, und ihr luftiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie sich die Madonna unsers Florentiners zurückrufen? Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmässigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde so anziehend, so unwiderstehlich fand. »

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz nachdem Sie abgereist waren, lernte er einen florentinischen Mahler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu mahlen. Er hatte drei andere Gemählde mitgebracht, die er für die Gallerie im Kornarischen Pallaste bestimmt hatte. Die Gemählde waren eine Madonna, eine Heloise, und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und, bei der höchsten Verschiedenheit, am Werthe einander so gleich, dass es beinahe unmöglich war, sich für eins von den dreien ausschliessend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig; man hatte sie kaum vor ihm ausgestellt, als das Madonnastück seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewun-

dert, bei diesem vergass er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von dem Stücke kaum losreissen. Der Künstler, dem man wohl ansah, dass er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte 1500 Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieses einzige an — der Künstler bestand auf seiner Bedingung, und wer weiss, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entschlossener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemählde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

« Ich stand, » fuhr er fort, « ich stand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, sie liess sich durch meine Dazwischenkunft nicht stören, so ganz war sie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — Ja, ich betete sie an — Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, diese brennenden Kerzen hatten mich nicht daran erinnert; jetzt zum ersten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke felsenfest an den, den ihre schöne Hand umfasst hielt. Ich las ja seine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle seine Himmel.

« Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräusch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes musste sie überraschen, meine Dreistigkeit konnte sie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Sprosse des Gebets — sie hatte die Erde noch nicht berührt.

« In einer andern Ecke der Kapelle regte es sich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchstuhl aufstand. Ich hatte sie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Diess bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber. »

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

« Sonderbar! » fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort; « Kann man etwas nie gekannt, nie gemisst haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit, zurückzukehren, seit ich *das* sah, seitdem dieses Bild hier wohnet — dieses lebendige mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als *das*, und in dieser Welt wird nichts mehr auf dich wirken! »

Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung Sie überraschte, und wie Vieles zusammen kam, Ihre Einbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen, blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Strasse plötzlich in diese stille Dunkelheit versetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst gestehen, die Stille, die Majestät dieses Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung schöner Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einsam, Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengestalt überrascht, wo Sie sich keines Zeugen versahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeisterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als dass Ihre entzündete Phantasie sich etwas Idealisches, etwas Ueberirdischvollkommenes daraus zusammensetzte?

« Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darstellung ist nichts, was ich mit diesem Bilde zusammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieses Bild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten! »

Gnädigster Prinz, das ist Liebe.

« Muss es denn nothwendig ein Name seyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen missbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem neuen einzigen Wesen, und für dieses Wesen nur möglich! Liebe! Vor der Liebe bin ich sicher! »

Sie verschickten *Biondello* — ohne Zweifel, um die Spur ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

« *Biondello* hat nichts entdeckt — so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann, der eher einem hiesigen Bürger, als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorüberging, und verliess sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt *Biondello*, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterinn sprach sie Einiges, das *Biondello* nicht verstand; er behauptet, es sey Griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Kanale zu gehen hatten, so fing schon etwas Volk an, sich zu sammeln; das Ausserordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehen. Niemand kannte sie — aber die Schönheit ist eine geborne Königinn. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie liess einen schwarzen Schleier über das Gesicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Kanale der Giudecca behielt *Biondello* das Fahrzeug im Gesicht, aber es weiter zu verfolgen, untersagte ihm das Gedränge. »

Aber den Gondelier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wieder zu erkennen?

« Den Gondelier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als dass Signora sich schon seit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige, und noch allemal ein Goldstück unter sie vertheilt habe. Es war ein höllandischer Dukaten, den er eingewechselt, und mir überbracht hat. »

Eine Griechinn also, und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens, und wohlthätig. Das wäre für's Erste genug, gnädigster Herr — genug, und fast zu viel! Aber eine Griechinn und in einer katholischen Kirche!

« Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlassen haben. Ueberdies — etwas Geheimnissvolles ist hier

immer — Warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in diese Kirche, wo diese gewöhnlich verlassen seyn soll, wie mir *Biondello* sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muss dies entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir diese Kluft von Zeit überspringen! Aber umsonst! Stunden gehen ihren gelassenen Schritt, und meine Seele glühet! »

Und wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?

« Was geschehen soll? — Ich werde sie sehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforschen. Ich werde erfahren, wer sie ist? — Was kann mich dieses bekümmern? Was ich *sah*, machte mich glücklich; also weiss ich ja schon Alles, was mich glücklich machen kann! »

Und unsere Abreise aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats festgesetzt ist?

« Konnte ich im Voraus wissen, dass Venedig noch einen solchen Schatz für mich einschliesse? — Sie fragen mich aus meinem gestrigen Leben. Ich sage Ihnen, dass ich nur von heute an bin und seyn will. »

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Marchese Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, dass sein längeres Bleiben in Venedig mit dem geschwächten Zustande seiner Kasse durchaus nicht bestehen könne, und dass, im Falle er seinen Aufenthalt über den zugestandenen Termin verlängerte, auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen seyn. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniss gewesen, dass ihm von seiner Schwester, der regierenden*** von***, ausschliessend vor seinen übrigen Brüdern, und heimlich, ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gern bereit seyn würde zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche liesse. Diese Schwester, eine fromme Schwärmerinn, wie Sie wissen, glaubt die grossen Ersparnisse, die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufgehoben, als bei einem Bruder, dessen weise Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie enthusiastisch verehrt. Ich wusste zwar schon längst, dass zwischen Beiden ein sehr genaues Verhältniss statt findet, auch viele Briefe gewechselt werden, aber weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten liess, so war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es ist also klar, dass der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniss waren, und es noch jetzt sind; und wenn ich aus seinem übrigen Charakter schliessen darf, so sind es gewiss keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um so weniger glaubte ich, nach dieser Entdeckung, anstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzuthun, und dann sogleich mit dem Wucherer aufzuheben. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Vorfall, aus mehr als einer Ursache, ist und seyn muss, so ist doch das Allerverdrüsslichste daran, dass er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich viel mehr Gutes, als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen: sie wird die gewöhnliche Krise haben, und, wie eine künstliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Ich habe Ihnen Alles dies nach frischer That hingeschrieben. Die Post geht sogleich; Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

SECHSTER BRIEF.

20. Junius.

Dieser *Civitella* ist doch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlassen, als schon ein Billet von dem Marchese erschien, worin mir die Sache auf's Dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung, in des Prinzen Namen, auf 6000 Zechinen; in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück, nebst der doppelten Summe, in Wechseln sowohl, als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Verschreibung aber, die nur auf sechs Wochen gestellt war, musste angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnissvollen Griechinn hin. *Biondello* setzte alle seine Maschinen in Bewegung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als dass er beide Damen auf der Insel Murano ausgesetzt habe, wo zwei Sänften auf sie gewartet hätten, in die sie gestiegen seyen. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabrikant aus Murano. Nun wussten wir wenigstens, dass wir sie nicht in der Giudecca zu suchen hätten, und dass sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf der Insel Murano zu Hause sey; aber das Unglück war, dass die Beschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdings nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenschaftliche Aufmerksamkeit, womit er ihren Anblick verschlang, hatte ihn gehindert, sie zu sehen; für Alles das, worauf andere Menschen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind gewesen; nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Petrarch oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Ausserdem musste diese Nachfrage selbst mit grösster Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszusetzen, noch sonst ein anstössiges Aufsehen zu erregen. Weil *Biondello*, ausser dem Prinzen, der Einzige war, der sie, durch den Schleier wenigstens, gesehen hatte, und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn; das leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein beständiges Rennen durch alle Strassen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber Alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, musste sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend vertrösten.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fieberischer Bewegung, für alle Gesellschaft

war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einsamkeit. Nun wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt, Alles drängte sich herbei. Man musste diese Menschen beschäftigen, um ihre [illegible]höhnische Aufmerksamkeit von ihm abzuziehen; man musste *ihn* beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnisse verfiel *Civitella* auf das Spiel, und um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geschmack an dem Spiel zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald ersticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. « Die Karten, » sagte *Civitella*, « haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war, zu begehen, manche wieder gut gemacht, die schon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar schöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotische wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu spielen. »

Ich lasse dahingestellt seyn, in wie weit *Civitella* Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wusste, fand bald keine Grenzen mehr darin. Er war einmal aus seiner Achse. Alles was er that, nahm eine leidenschaftliche Gestalt an; Alles geschah mit der ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Sie kennen seine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde sie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldstücke zerrannen wie Wassertropfen in seinen Händen. Er verlor fast ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebster O***, mit Herzklopfen schreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftausend Zechinen — und noch darüber, verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich selbst genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorstellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich kann mich nicht schuldig finden.

Auch *Civitella* verlor beträchtlich; ich gewann gegen sechshundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlassen. *Civitella*, dem man die Freude ansieht, ihn zu verbinden, streckte ihm sogleich die Summe vor. Die Lücke ist zugestopft, aber der Prinz ist dem Marchese 24000 Zechinen schuldig. O wie sehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwester! — Sind alle Fürsten so, liebster Freund? Der Prinz beträgt sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine grosse Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Civitella suchte mich damit zu beruhigen, dass gerade diese Uebertreibung, dieses ausserordentliche Unglück das kräftigste Mittel sey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht, und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Kardinal gab mir die Versicherung, dass die Gesinnung seines Neffen aufrichtig sey, und dass er selbst bereit stehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigste war, dass diese ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Theilnehmung gespielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und Alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen *Biondello*, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angesichte zu stehlen. *Biondello* brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Excellenzen, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus, und verliessen es als wohlhabende Leute. *Civitella* zeigte sie mir. « Sehen Sie, » sagte er, « wie vielen armen Teufeln es zu Gute kommt, dass es einem gescheidten Kopfe einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein grosser Mensch muss auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten. »

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm 24000 Zechinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr liess sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Kapelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch so, dass er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. *Biondello* hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu stehen, und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derselben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige misslingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich, nach des Gondoliers Aussage, das vorige Mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberflusse hiess der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer besondern Gondel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. *Civitella* blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe stand, um durch seine Einmischung die Dame nicht misstrauisch zu machen. Sie sehen, liebster Graf, dass es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Nie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden, als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Kapelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Griechinn! Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemüthslage. Sie wissen, was eine fehlgeschlagene Hoffnung ist — und eine Hoffnung, von der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

SIEBENTER BRIEF.

Julius.

Die geheimnissvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese *Civitella* an eine romantische Er-

scheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerstreuen, liess er sich bereit finden, sie uns mitzutheilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eigenen Worten. Aber der muntere Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiss, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachstehendes Fragment, das früher im 8. Hefte der Thalia erschien und anfänglich für den 2. Band des Geistersehers bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geistersehers aufgegeben hatte.)

« Voriges Frühjahr, « erzählte *Civitella*, « hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahre die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerinn für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte. »

« Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stiess, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verliessen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig, diese herrliche Erscheinung zu geniessen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es ist ein entzückendes Schauspiel! »

« Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdecke ich auf Einmal, dass ich nicht der einzige Zeuge desselben, bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen, und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, dass es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Neger bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiss gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr lässt mich die Dämmerung nicht unterscheiden. »

« Meine Neugier wird rege. Ganz gewiss ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drei Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten. »

« In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft [illegible]ntwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Tasso[illegible] und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille. »

« Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände liessen sich deutlicher erkennen. Ich suche meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters stehen, aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges lässt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelschöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schliessen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen. »

« Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir diese sonderbare Erscheinung so nahe zu bringen als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen; sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge floh zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend!—Umsonst versuch' ich, es Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick. »

« Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe und ich habe volle Musse, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu seyn in seinen besten Jahren, etwas hager und von grosser edler Statur — aber von keiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbraunen blitzewerfend hervorschoss. Um seine Augen lag eine stille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den ausserordentlichen Eindruck seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Geberden und äusserer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat. »

Z***, der, wie sie wissen, Alles heraus sagen muss, was er denkt, konnte hier nicht länger an sich halten. Unser Armenier! rief er aus. Unser ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? sagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? sagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an

mich für Ihren Mann zu interessiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

« Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft auf ihr, wenn sie weg sah, und sie fielen zu Boden, wenn sie auf die ihrigen trafen. Ist dieser Mensch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich stehen und nichts Anders betrachten. »

« Das Gebüsche raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange, sie wieder hervor kommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich entdeck' ich sie auf's Neue. »

« Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offnes, seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm, und schien jeden aufkeimenden Gedanken von seiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstohlen ihr Bild in der spiegelnden Fluth, oder blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken spritzte. Wer weiss, wie lange dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, fasste, den Arm um seinen Nacken flechtend, eine seiner Hände, und führte sie zum Munde. Gelassen liess der kalte Mensch es geschehen, und ihre Liebkosung blieb unerwiedert. »

« Aber es war Etwas an diesem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affeckt schien in seiner Brust zu arbeiten, und eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgner Arm ihn zurückzureissen. Still, aber schmerzhaft, war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muss unterliegen. »

« Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem Allem. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge. »

« Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf einmal ist er weg im Gebüsche. »

« Vorn sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends. »

« Auf einmal hör' ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stösst vom Ufer. Er ists, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreien. Jetzt also war's am Tage — Es war eine Abschiedsscene. »

« Sie schien zu ahnen, was ich wusste. Schneller, als die Andere ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weisses Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh' ich auch die Frauenzimmer überfahren. »

« Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, musste ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiss, dies schien mir eine Komposition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weisse Gewand meiner Unbekannten entgegen schimmerte. Sie war es selbst. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht blos geträumt. »

« Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingerichtetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen. »

« Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süssen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Gluth setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muss mein seyn. »

« Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verlässt die Dame ihren Platz, und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen. »

« In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem Andern diese Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muss ich in dieser peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, diese Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles. »

« Der Garten ist ganz leer, als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiss weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, schimmert mir von fern etwas Weisses im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte? Glücklicher Fund, rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniss aufschliessen; er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen. »

« Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Ueberschrift und in Chiffern verfasst; dies schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verstehe. Ich kopire ihn geschwind, denn es war zu erwarten, dass sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so musste ihr dies ein Beweis seyn, dass der Garten von mehrern Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen? »

« Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterinn, Beide ängstlich suchend. Ich befestige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und lasse ihn an einem Ort herabfallen, an dem sie vorbei muss. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Grossmuth. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einsteckte, bewies, dass sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniss ihres Herzens so treu gehütet hatten. »

« Jetzt eile ich den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehrern Sprachen; endling gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, dass ich ihn auswendig behalten habe. » —

Ich werde unterbrochen. Den Schluss ein andermal.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

ACHTER BRIEF.

August.

Nein, liebster Freund. Sie thun dem guten *Biondello* Unrecht. Gewiss, Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehrlich.

Sie finden es sonderbar, dass ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufführung, sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluss, dass diese Absichten verdächtig seyen. Wie? Ist es denn so etwas Neues, dass ein Mensch von Kopf und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Lässt *Biondello* nicht deutlich genug merken, dass seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sey? Er hat ihm ja gestanden, dass er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniss erklären. Geheime Absichten mag er immer haben, aber können diese nicht unschuldig seyn?

Es befremdet Sie, dass dieser *Biondello* in den ersten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die grossen Talente, die er jetzt an den Tag kommen lasse, verborgen gehalten, und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente musste der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiss nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo *Biondello* öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiss es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da, er findet eine Gesellschaft beisammen, Advokaten und Officianten der Regierung, lustige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert sich, man ist erfreut, ihn wieder zu sehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, *Biondello* soll auch die seinige zum Besten geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etablissement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimniss zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Kardinal A***i ist weltbekannt, er liebt das Spiel u. s. f. *Biondello* stuzt — Man scherzt mit ihm, dass er den Geheimnissvollen mache, man wisse doch, dass er der Geschäftsträger des Prinzen von *** sey. Die beiden Advokaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleissig, man nöthigt ihn zu trinken, er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Schein zu betrinken.

« Ja, » sagte endlich der eine Advokat, « *Biondello* versteht sein Handwerk, aber ausgelernt hat er noch nicht. Er ist nur ein Halber. »

Was fehlt mir noch? fragte *Biondello*.

« Er versteht die Kunst, » sagte der andere, « ein Geheimniss bei sich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden. »

Sollte sich ein Käufer dazu finden? fragte *Biondello*.

Die übrigen Gäste zogen sich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Dass ich es kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Kardinal und seinem Neffen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geschrieben würden, in die Hände spielen. *Biondello* beschied sie auf ein andermal, aber wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu schliessen, musste die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Gestern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieser war Anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen, aber *Biondello* machte Einwendungen. Auf freien Fuss würde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Kredit unter dieser Klasse, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alle dieses Volk hange unter sich zusammen, alle stehen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrieen werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volksklasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dies wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Kardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniss von dem Prinzen von **d** seyn? Oder regt sich etwa der Armenier wieder?

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

NEUNTER BRIEF.

August.

Der Prinz schwimmt in Wonne und Liebe. Er hat seine Griechinn wieder. Hören Sie, wie dies zugegangen ist.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war, und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen wusste, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Gestern wurde dies ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte Niemand ihn begleiten, als Z*** und ich, nebst *Biondello,* und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und mietheten uns darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber unbedeutend, und die Hinreise hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza ist auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und soll gegen vierzigtausend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte stösst man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perücke und einen Mantel trägt, heisst ein Reicher; Mütze und Ueberschlag sind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Passagiers hatte, musste zeitig wieder in Venedig seyn, und den Prinzen fesselte nichts in Chiozza. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sey? Ein Dominikaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehen, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechinn war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verstrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns versahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus, der Dominikaner war unter diesen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erst erfuhren, nur durch ein dünnes Bret von uns geschieden waren, und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Insel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung schien durch seine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, stürzte *Biondello* herein. « Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen? » — Der Prinz sprang auf — « Sie ist hier! Sie selbst! » fuhr *Biondello* fort. « Ich komme eben von ihrem Begleiter. »

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in diesem Augenblicke gewesen. Tausend Empfindungen stürmten in ihm, seine Knie zitterten, Röthe und Blässe wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Gesicht des Prinzen, dass sie's war. Ihr Anblick liess mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen; alle Beschreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen, sie konnte auch nicht zweifeln, dass sie der Gegenstand desselben gewesen sey. Mit einem bedeutenden Blicke sah sie ihre Begleiterinn an, als wollte sie sagen: das ist er! und mit Verwirrung schlug sie ihre Augen nieder. Ein schmales Bret ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie auszugleiten fürchtete, als weil sie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz schon den Arm ausstreckte, ihr beizustehen. Die Noth siegt über die Bedenklichkeit. Sie nahm seine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienst wartete, vergass er — was hätte er in diesem Augenblicke nicht vergessen? Ich erwies ihr endlich diesen Dienst, und dies brachte mich um das Vorspiel einer Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Zerstreuung, denke ich, und ohne dass er es selbst wusste.

« Es ist nicht das erste Mal, Signora, dass — — dass — — Er konnte es nicht heraussagen.

» » Ich sollte mich erinnern, lispelte sie —

» In der *** Kirche, sagte er —

» » In der *** Kirche war es, sagte sie —

» Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen so nahe —

Hier zog sie ihre Hand leise aus der seinigen — Er verwirrte sich augenscheinlich. *Biondello,* der indess mit dem Bedienten gesprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hierher bestellt. Aber wir sind früher zurückgekommen, als sie sich's vermutheten. Es ist hier ein Garten in der Nähe, wo sie so lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beschäftigen, dass der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Dass er diese Augenblicke gut zu benutzen gewusst habe, können Sie daraus abnehmen, dass er die Erlaubniss empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Flammen setzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat sogleich in einem ähnlichen geantwortet, und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinreichend, um die Zinsen von dem Kapitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

BARON VON F*** AN DEN GRAFEN VON O***.

ZEHNTER BRIEF.

September.

Der Prinz ist mit seinem Hofe zerfallen, alle unsere Ressourcen von daher abgeschnitten.

Die sechs Wochen, nach deren Verfluss mein Herr den Marchese bezahlen sollte, waren schon um einige

Tage verstrichen, und noch keine Wechsel, weder von seinem Cousin, von dem er aufs Neue und aufs Dringendste Vorschuss verlangt hatte, noch von seiner Schwester. Sie können wohl denken, dass *Civitella* nicht mahnte; ein desto treueres Gedächtniss aber hatte der Prinz. Gestern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Kontrakt, unsers Hotels wegen, abgeschlossen, und der Prinz hatte sein längeres Bleiben schon öffentlich deklarirt. Ohne ein Wort zu sagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt schon auf seiner Stirn.

Können Sie sich vorstellen, lieber O***? Man ist in *** von allen hiesigen Verhältnissen meines Herrn unterrichtet, und die Verläumdung hat ein abscheulicheres Gewebe von Lügen daraus gesponnen. « Man habe missfällig vernommen, » heisst es unter Anderm, « dass der Prinz seit einiger Zeit angefangen habe, seinen vorigen Charakter zu verläugnen, und ein Betragen anzunehmen, das seiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengesetzt sey. Man wisse, dass er sich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs Ausschweifendste ergebe, sich in Schulden stürze, Visionnärs und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigen Verhältnissen stehe, und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl, als seine Einkünfte überschreite. Es heisse sogar, dass er im Begriff stehe, dieses höchst anstössige Betragen durch eine Apostasie zur römischen Kirche vollkommen zu machen. Um sich von der letztern Beschuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungesäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat seiner Schulden übergeben solle, habe Anweisung, *sogleich nach seiner Abreise,* seine Gläubiger zu befriedigen, denn unter diesen Umständen finde man nicht für gut, das Geld in seine Hände zu geben.

Was für Beschuldigungen, und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufsuchen, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an *Biondello* ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umstände kamen überein. Wir hatten sie fälschlich dem Armenier zugeschrieben. Jetzt war's am Tage, von wem sie herrührte. Apostasie! — Aber wessen Interesse kann es seyn, meinen Herrn so abscheulich und so platt zu verläumden? Ich fürchte, es ist ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchsetzen will, unsern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieser schwieg noch immer, die Augen starr vor sich hingeworfen. Sein Stillschweigen ängstigte mich. Ich warf mich zu seinen Füssen. Um Gotteswillen, gnädigster Prinz, rief ich aus, beschliessen Sie nichts Gewaltsames! Sie sollen, Sie werden die vollständigste Genugthuung haben. Ueberlassen Sie *mir* diese Sache! Senden Sie mich hin! Es ist unter Ihrer Würde, sich gegen solche Beschuldigungen zu verantworten, aber *mir* erlauben Sie, es zu thun. Der Verläumder muss genannt, und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieser Lage fand uns *Civitella,* der sich mit Erstaunen nach der Ursache unserer Bestürzung erkundigte. Z*** und ich schwiegen. Der Prinz aber, der zwischen ihm und uns schon lange keinen Unterschied mehr zu machen gewohnt ist, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in diesem Augenblicke der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riss ihn mir aus der Hand und gab ihn selbst dem Marchese.

« Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marchese, » fing der Prinz an, nachdem dieser den Brief mit Erstaunen durchlesen hatte, « aber lassen Sie sich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden. »

Gnädigster Prinz, rief *Civitella* heftig bewegt, verdien' ich dieses?

« Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delikatesse und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie gesagt, sollen Sie völlig befriedigt werden. »

« Was ist das? fragte *Civitella* mich mit Bestürzung. Wie hängt dies zusammen? Ich fass' es nicht. »

Wir erklärten ihm, was wir wussten. Er kam ausser sich. Der Prinz, sagte er, müsse auf Genugthuung dringen, die Beleidigung sey unerhört. Unterdessen beschwöre er ihn, sich seines ganzen Vermögens und Kredits unumschränkt zu bedienen.

Der Marchese hatte uns verlassen, und der Prinz noch immer kein Wort gesprochen. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Ausserordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still, und murmelte vor sich zwischen den Zähnen. « Wünschen Sie Sich Glück » — sagte er — « Um Neun Uhr ist er gestorben. »

Wir sahen ihn erschrocken an.

« Wünschen Sie Sich Glück, » fuhr er fort; « Glück — Ich soll mir Glück wünschen — Sagte er nicht so? Was wollte er damit sagen? »

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was soll das hier?

« Ich habe damals nicht verstanden, was der Mensch wollte. Jetzt verstehe ich ihn — O es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich haben! »

Mein theuerster Prinz!

« Der es uns fühlen lassen kann! — Ha! Es muss süss seyn! »

Er hielt wieder inne. Seine Miene erschreckte mich. Ich hatte sie nie an ihm gesehen.

« Der Elendeste unter dem Volke, » fing er wieder an, « oder der nächste Prinz am Throne! Das ist ganz dasselbe. Es gibt nur *einen* Unterschied unter den Menschen — Gehorchen und Herrschen!

Er sah noch einmal in den Brief.

« Sie haben den Menschen gesehen, fuhr er fort, der sich unterstehen darf, mir dieses zu schreiben. Würden Sie ihn auf der Strasse grüssen, wenn ihn das Schicksal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es ist etwas Grosses um eine Krone! »

In diesem Tone ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umstand, der mich in nicht geringes Erstaunen und Schrecken setzte, und der die gefährlichsten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältnisse am *** Hofe sind wir bisher in einem grossen Irrthume gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, so sehr ich mich auch dagegensetzte, und die Art, wie er es gethan hat, lässt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig seyn, liebster O***, von der Griechinn endlich etwas Positives zu erfahren; aber eben dies ist es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Auschluss geben kann. Aus dem Prinzen ist nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniss gezogen ist, und sich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müssen, es zu bewahren. Dass sie aber die Griechinn *nicht* ist, für die wir sie hielten, ist heraus. Sie ist eine Deutsche, und von der edelsten Abkunft. Ein gewisses Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine sehr hohe Mutter, und

macht sie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie, laut dieser Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforschen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr spricht, und gewisse Rücksichten, die er gegen sie beobachtet, scheinen dieser Vermuthung Kraft zu geben.

Er ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit wurden die Besuche sparsam zugestanden; doch schon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verschwinden, ohne dass wir ihn zu Gesicht bekommen; und ist er auch nicht in ihrer Gesellschaft, so ist *sie* es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen scheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebster Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit seinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menschen, von dem Marchese *Civitella,* gesetzt. Dieser ist jetzt Herr unserer Geheimnisse, unsers ganzen Schicksals. Wird er immer so edel denken, als er sich uns jetzt noch zeigt? Wird dieses gute Vernehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgethan, einem Menschen, auch dem vortrefflichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

DER GRAF VON O*** ZUR FORTSETZUNG.

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Bestürzung, als ich endlich im December dieses Jahres folgendes Schreiben erhielt, das blos ein glücklicher Zufall (weil *Biondello,* der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

« Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht.
» Kommen Sie — o kommen Sie auf Flügeln der
» Freundschaft! Unsere Hoffnung ist dahin! Le-
» sen Sie diesen Einschluss. Alle unsere Hoffnung
» ist dahin!
» Die Wunde des Marchese soll tödtlich seyn.
» Der Kardinal brütet Rache, und seine Meu-
» chelmörder suchen den Prinzen. Mein Herr —
» o mein unglücklicher Herr! — Ist es dahin
» gekommen? Unwürdiges, entsetzliches Schick-
» sal! Wie Nichtswürdige müssen wir uns vor
» Mördern und Gläubigern verbergen.
» Ich schreibe Ihnen aus dem *** Kloster, wo
» der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben
» ruht er auf einem harten Lager neben mir und
» schläft — ach! den Schlummer der tödtlichsten
» Erschöpfung, der ihn nur zu neuem Gefühle
» seiner Leiden stärken wird. Die zehn Tage,
» dass sie krank war, kam kein Schlaf in seine
» Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man
» fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man
» sie begraben.
» Ach, liebster O***, mein Herz ist zerrissen.
» Ich habe einen Auftritt erlebt, der nie aus
» meinem Gedächtniss verlöschen wird. Ich stand
» vor ihrem Sterbebette. Wie eine Heilige schied
» sie dahin, und ihre letzte sterbende Beredsam-
» keit erschöpfte sich, ihren Geliebten auf den
» Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte
» — Alle unsere Standhaftigkeit war erschüttert,
» der Prinz allein stand fest, und ob er gleich
» ihren Tod dreifach mit erlitt, so behielt er doch
» Stärke des Geistes genug, der frommen Schwär-
» merinn ihre letzte Bitte zu verweigern. »

In diesem Brief lag folgender Einschluss:

AN DEN PRINZEN VON ***.

VON SEINER SCHWESTER.

« Die allein seligmachende Kirche, die an dem
» Prinzen von *** eine so glänzende Eroberung ge-
» macht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehl-
» en lassen, die Lebensart fortzusetzen, der sie diese
» Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet
» für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr
» für einen Unwürdigen! »

Henriette ***.

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines schwachen Beistandes nicht mehr benöthigt war. F*** lag krank und war nicht zu sprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von seiner Hand:

« Reisen Sie zurück, liebster O***, wo Sie hergekommen sind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Kardinal versöhnt, der Marchese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren wusste? In *seinen* Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — — die erste Messe hörte. »

Ich drängte mich nichts desto weniger zum Prinzen, ward aber abgewiesen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

ENDE DES ERSTEN BANDES.

PHILOSOPHISCHE BRIEFE.

VORERINNERUNG.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der morali-

schen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmässigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben desswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muss das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrössert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschliessen und eine Quelle von Glückseligkeiten und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerm Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweier Jünglinge von ungleichen Karakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und keiner andern, spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitigen, oft überspannten, oft widersprechenden, Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Scepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxismen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto grösser die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewissheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniss der Krankheit musste der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, eben so wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verläugnet.

Dies musste vorausgesetzt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

JULIUS an RAPHAEL.

Du bist fort, *Raphael* — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgestorbenen Gefilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, dass mein *Raphael* mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzte Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohltätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehest du, gleich deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf, und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatze unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermessliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligthume dieser Buchen ersannen wir zuerst das kühne Ideal unserer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum ersten Male auseinander rollten, und *Julius* einen so nahen Verwandten in *Raphael* fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unserer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, *Raphael?* Was ist seit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher grosser Mensch! dass ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Palläste, die du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen liess, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespenstermährchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte, und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. *Raphael* hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wusste, wo von mir Niemand wusste, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, dass ich erschaffen sey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiss man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen, und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Enstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein *Raphael?* — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott

glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen, und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muss die Lehre seyn, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt, und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Eben so Viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmensäule und zu Jupiters Tempel, eben so Viele haben eben so freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzstoss bestiegen. Was du am Heidenthume so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takte meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben— wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlage wanken!

JULIUS AN RAPHAEL.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermessliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses; ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heissen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Grossen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein grösserer übrig war, den ich beklagen musste. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, dass meine Ansprüche auf Genuss so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, dass eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. *Raphael* schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir *Raphael*, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesteht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu geniessen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniss! aber — unglückseliger Widerspruch nach der Natur! — —dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muss erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuss zu erschöpfen, muss er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu gross. Jede neu erworbene Freude kostet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussetzender Aderschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, *Raphael*, wie beschränkt ist der Mensch! Wie gross der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sey. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wusste nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterer zurücklässt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des *Oedipus*, der nicht nachliess zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

« Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist! »

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum musstest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wusstest, dass der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines *Julius* auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah
Was gar zu Schlimmes grenzt, so thu ich lieber
Das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen todten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde giessen.

RAPHAEL AN JULIUS.

Ein Glück, wie das unserige, *Julius*, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos.

Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke in vollem Genusse unserer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unserer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksale abzuverdienen. Du wusstest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sey. Du leidest zum ersten Male. —

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, dass ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfalle sicher zu seyn. Je verlassener du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Dass ich aus deinem süssen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deinige, früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dies heisse, habe ich in seinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein *Julius?* In voller Jugendkraft standst zu vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den grossen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausschweifungen zurückzureissen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir verekelt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweihter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts du fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, *Julius!*

Undankbarer! du schmähst die Vernunft, du vergissest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warst. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmtest, bot dir Ersatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiss noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffasstest, hat deine Alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erschrocken zurückschauderst.

Ich muss dem Gange deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier, und dann will ich dir antworten. — —

JULIUS AN RAPHAEL.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. *Raphael*, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister—schwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, dass sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung.

Du wirst dies Fragment durchlesen, mein *Raphael.* Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszusöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, dass auch *Raphaels* Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

THEOSOPHIE DES JULIUS.

DIE WELT UND DAS DENKENDE WESEN.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborne Welt den Riss ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufaufzusuchen, und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriss zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die grosse Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannichfaltigen Aeusserungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und ausser mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des *Linnäus*, heissen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, in Herkulanum hervorgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein *Raphael*, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein

Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom, der reissend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Zirkel; ein Geheimniss hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, dass sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt lieg'. Jeder kommende Frühling, der die Sprösslinge der Pflanzen aus dem Schosse der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes, und widerlegt meine ängstliche Besorgniss eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarrt finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die todte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, *Raphael*, ist Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Anferstehn seyn wird.

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

IDEE.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeusserung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Objekt. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müssen wir seyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jedem schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Grossmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewusstseyn in unserm Herzen, dass wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsere Wangen färbt, dass unsere Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert, dass wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredlung unsers Wesens erwerben muss? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menschen, und zeigt offenbar, dass unsere Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du zugegen warst, *Raphael*, wo eine grosse Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschtest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, *Raphael*, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, dass es dir dann nur den Lorber missgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein grosses Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam fasst.

Wende mir nicht ein, dass bei lebendiger Erkenntniss einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, dass selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandle, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus hoher herkulischer Grösse durchflamme. Ich weiss z. B. dass unser bewunderter *Haller*, der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Grösse ich so viel Bewunderung zollte, dass eben dieser das noch eitlere Nichts eines Rittersternes, der seine Grösse beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, dass in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die grossen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei Vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschern Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben desswegen so flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, dass der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere ist, dass die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue, in den Armen des Lasters, nur desto süsser erholen.

Ich wollte erweisen, mein *Raphael*, dass es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, dass die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, dass unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewusstseyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüste und finster—Gott ruft: Licht.— — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten.

Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuss ich ausser mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, vernachlässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

LIEBE.

Jetzt, bester *Raphael*, lass mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermesslichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräusserten Eigenthums — Menschenhass ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als *Raphael* sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriss meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schönern Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsere Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine grossen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn, denn das Erste hatte mich zu *Raphael* gemacht.

» War's nicht dies allmächtige Getriebe,
» Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
» Unsre Herzen an einander zwang?
» *Raphael*, an deinem Arm — o Wonne!
» Wag' auch ich zur grossen Geistersonne
» Freudig den Vollendungsgang.

» Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
» Hab' aus Millionen dich umwunden,
» Und aus Millionen mein bist du.
» Lass' das wilde Chaos wiederkehren,
» Durch einander die Atomen stören,
» Ewig fliehn sich unsre Herzen zu.

» Muss ich nicht aus deinen Flammenaugen
» Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
» Nur in dir bestaun' ich mich.
» Schöner mahlt sich mir die schöne Erde,
» Heller spiegelt in des Freund's Geberde,
» Reizender der Himmel sich.

» Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
» Süsser von des Leidens Sturm zu rasten,
» In der Liebe Busen ab.
» Sucht nicht selbst das folternde Entzücken,
» *Raphael*, in deinen Seelenblicken
» Ungeduldig ein wollüst'ges Grab?

» Stünd' im All der Schö[pfung] ich alleine,
» Seelen träumt' ich in die Felsensteine
» Und umarmend küsst' ich sie.
» Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
» Freute mich, antworteten die Klüfte,
» Thor genug, der süssen Sympathie. » —

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte *Desdemona* liebt ihren *Othello* wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche *Othello* liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten. Du verstehst mich, mein *Raphael*. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Grösse, Vortrefflichkeit im Kleinen und Grossen der Natur aufzulesen, und zu dieser Mannichfaltigkeit die grosse Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfliesst in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besässe jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich befürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen seyn lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen, und ihre eigene Beschränkung zum Massstab des Schöpfers gemacht — Entartete Sclaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verschreien. *Swift*, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, *Swift* selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen, als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken, und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermesslichen leeren Raume.

AUFOPFERUNG.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, dass ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, dass es mich nichts kosten sollte, für *Raphaels* Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, dass wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unserer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseyns sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schliesst die Liebe aus. Es muss eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fliessen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn ausserhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit : Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerinn eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsteten Schöpfung. Egoismus sä't für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuss des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein *Raphael,* die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Lass' in seiner Seele das vollständige Ideal jener grossen Wirkung emporsteigen — — lass' in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — lass' die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammenfliessen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!

GOTT.

Alle Volkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Grössen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck) die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weisser Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einem hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiel es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Akkorde in einer Harmonie in einander fliessen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müsste endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es aussprechen, *Raphael?*) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein *Raphael,* ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewusst, zielen wir dahin.

» Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
» Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
» Lechzen nach dem süssen Fesselzwang.
» Aufwärts, durch die tausendfachen Stufen
» Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
» Waltet göttlich dieser Drang.

» Arm in Arme, höher stets und höher,
» Vom Barbaren bis zum griesch'schen Seher,
» Der sich an den letzten Seraph reiht,
» Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
» Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
» Sterbend untertauchen Mass und Zeit.

» Freundlos war der grosse Weltenmeister,
» Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
» Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
» Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
» Aus dem Kelch des ganzes Wesenreiches
» Schäumt ihm die Unendlichkeit. »

Liebe, mein *Raphael,* ist das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalke wieder herzustellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das grosse Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Lasst uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Lasst uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschliessen an einander. Lasst uns Schönheit und Freude pflanzen, so ärnten wir Schönheit und Freude. Lasst uns hell denken, so werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblasste bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher : liebet euch unter einander.

» Weisheit mit dem Sonnenblick,
» Grosse Göttinn tritt zurück,
» Weiche vor der Liebe!
» Wer die steile Sternenbahn
» Ging dir heldenkühn voran
» Zu der Gottheit Sitze?
» Wer zerriss das Heiligthum,
» Zeigte dir Elisium
» Durch des Grabes Ritze?

» Lockte sie uns nicht hinein,
» Möchten wir unsterblich seyn?
» Suchten auch die Geister
» Ohne sie den Meister?
» Liebe, Liebe leitet nur
» Zu dem Vater der Natur,
» Liebe nur die Geister. »

Hier, mein *Raphael,* hast du das Glaubensbekenntniss meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriss meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest, ging

der Samen auf, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz geadelt, und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, mein Bester, dass das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen. — Die Welt, wie ich sie hier mahlte, ist vielleicht nirgends, als im Gehirne deines *Julius* wirklich — — vielleicht, dass nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücken reisse — Alles dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner seyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, dass sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner grossen Vollendung, und der süsseste Triumph für den höchsten Geist, dass auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, dass alle Schlangenkrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. *Raphael* — welche Idee erweckt mir der Künstler, der in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unächt seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, dass sie es nothwendig seyn muss, und dennoch ist es möglich, dass alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern blos ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig, und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äussert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äussert, so lange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Grössenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalkuls geht der Weltenentdecker *Kolumbus* die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die grosse Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmisst, und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechselweise trösten; diese wird *Raphael* dem Knabenalter seines *Julius* vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag seyn, dass ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, dass ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, dass die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der Andere ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiss in den Formen kann zuweilen die massive Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit musste Daseyn erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfasst auch das bedingungsweise Nothwendige, jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem grössern Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige grosse Haushalter seiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert lässt, wo noch irgend ein Lebensgenuss Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anfeindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das todte Gebiet der Verwesung noch Pflanzen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnwitze sprossen kann, noch wirthschaftlich ausspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die grosse Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsternheit des *Tarquinius Sextus* zu spinnen wusste — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen grossen Zwecken verbrauchen, und diese weitläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniss der Wahrheit.

Lass', theurer Freund meiner Seele, lass' mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders mahlt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für Alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — «Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!»

RAPHAEL AN JULIUS.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, *Julius*, als den Glauben an die Erstlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die deinige, werth, aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter, und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer musste es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, dass so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wiederausgesöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünschenswertheste vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müsstest.

Aber dies Alles ist nicht in meinem Plane. Du sollst zu einer höhern *Freiheit des Geistes* gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken gelingt dies fast immer am ersten. Selbst du, bei aller Elasticität deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend Andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interressante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die dir auffallen mussten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtest du, als bübische Rache einer Sclavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit deinen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genusse deines blühendsten Lebens, und in Aeusserung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloss ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen, und dir Zutrauen zu deinen eignen Kräften einzuflössen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt, als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner theuersten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuss in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwickelung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, nnd du bedarfst keiner Schonung mehr.

Dass ein System, wie das deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als dass deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der *erste* Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die grössten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grenzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wissbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter duchstreifte das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnissvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst *willkürlich* zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiss, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und dies sind nicht etwa blos Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewusst zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt,

in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, *Julius*, müssen dich diese Aeusserungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu müsste ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniss vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniss seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich *gerecht* waren?

« Ein leidiger Trost, wirst du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grenzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Musste ich einen höhern Genuss nur desswegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen? »

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genusse deines Daseyns hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewusstseyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Mass von Grösse, wozu du bestimmt bist, würdest Du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte dies hingehen, und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mussten nothwendig der Thätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sey, würden dich deine eignen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war blos, diesen Zeitpunkt, womöglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die *Grösse* des Menschen nach dem *Stoffe* zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der *Art*, wie er ihn *bearbeitet*. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiss das *Gepräge der Vollendung* auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, dass es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiss auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild, als die *Kunst*. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein *reiner* Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile geschont, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. *Leben* und *Freiheit*, im grössten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefasst werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der grössern Menge von Misstönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für *diesen* Kunstgenuss empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiss seinen Werth nur als *Mittel*, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Grösse kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre *Schöpfer* zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der deinige, *Julius*. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wissbegierde nicht überschreiten kann.

Und dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muss dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiersten Aeusserung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

BRIEFE ÜBER DON KARLOS.

ERSTER BRIEF.

Sie sagen mir, lieber Freund, dass Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des *Don Carlos* noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, dass der grösste Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken führen zu lassen, dass Uebertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl den Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und dass Sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den *Gründen* zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn es anders in den Augen desjenigen, dem er sich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den

Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die *Divinationsgabe* und *Billigkeit* seiner Kritiker ankommen liess, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchem sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, dass das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme also, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständnisse desselben dient, nnd ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, dass es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie Sich's also gefallen, lieber Freund, dass ich Sie eine Zeitlang von diesem Gegenstande unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet seyn, dass ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. *St. Reals* Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeusserungen darüber im ersten Stücke der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, dass ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden, ergangen sind, musste nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indess bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; *Carlos* selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis *Posa* seinen Platz eingenommen. So kam es denn, dass ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustossen — Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Theil meiner Leser gedankt), oder ich musste die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, dass es einer geschicktern Hand, als der meinigen, nicht viel besser würde gelungsn seyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, dass Marquis *Posa* das uneingeschränkteste Vertrauen *Philipps* davon trug; aber zu dieser ausserordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschlüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Möchten sie indessen doch nur die vielen Deklamationen beschliessen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

ZWEITER BRIEF.

Der Charakter des Marquis *Posa* ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; in wie fern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengesetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Klasse natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müsste also dargethan werden, in wie fern er mit der Menschennatur zusammenhängt, in wie fern seine Gesinnungen, wie seine Handlungen, aus sehr menschlichen Trieben fliessen, und in der Verkettung äusserlicher Umstände gegründet sind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Blössen an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die Gesinnungen, die der Marquis äussert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beseelen, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als blosse Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihn mit Recht aus der Klasse natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopfe nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht seyn, die, so selten dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines *Curtius, Regulus* und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müsste also entweder in dem Widerspruche dieser Gesinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als dass in *Philipps des Zweiten* Jahrhundert kein Mensch so, wie Marquis *Posa*, gedacht haben konnte, — dass Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen, — und dass eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr *für* als *wider* ihn zu sprechen. Nach dem Beispiele aller grossen Köpfe entsteht er zwischen Finsterniss und Licht, eine hervorragende isolirte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstunde ausserordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisirte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen, und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das

Geheimniss, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, musste die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heut zu Tage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren grossen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf sie wirkt, und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sclaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das kühnste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser, und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe *Philipps II.* und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um *republikanische* Tugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von aussen, sein Stand als Malteserritter selbst, schenkten ihm die glückliche Musse, diese spekulative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Aussendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig seyn, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben seyn können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, dass man für *Meinungen* alles Irdische hintansetzen kann, wenn man dem grundlosesten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, dass sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der *Wahrheit* diese Kraft abzustreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der so reich, wie jener, an Beispielen ist, dass Menschen Gut und Leben um Lehrsätze wagen, die an sich so wenig Begeisterndes haben, sollte, däucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenste aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müsste denn annehmen, dass Wahrheit minder fähig sey, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist ausserdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äussern soll. Begeisternde Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müssten, däucht mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoss genommen hat. Sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für seinen Freund. Aber es könnte seyn, dass die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gesinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntniss von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von *Philipp II.* unterhalte; jetzt hätte ich es blos mit *Posa's* Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

DRITTER BRIEF.

Sie wollten neulich im *Don Carlos* den Beweis gefunden haben, dass *leidenschaftliche Freundschaft* ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als *leidenschaftliche Liebe*, und meine Antwort, dass ich mir das Gemählde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als ausgemacht an, dass es *schwärmerische Freundschaft* gewesen, was ich mir in dem Verhältnisse zwischen *Carlos* und Marquis *Posa* zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkte haben Sie folglich diese beiden Charaktere, und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser *Freundschaft* wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellte, dass sie dieses Ziel *nicht* gewesen, und auch schlechterdings nicht seyn konnte? Wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen, die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen liesse?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden konnte irre geführt haben; aber dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstechende Benehmen Beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, dass der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieser aus keinem bessern Faden gesponnen werden. Das Verhältniss, in welchem Beide zusammen auftreten, war Reminiscenz ihrer frühern akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Grosse und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie *Posa's*, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, musste frühe angefangen haben, diese lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben: ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, musste von einem engern Bande ausgegangen seyn. Dieser schöpferische und feurige Geist musste bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte sich ihm ein schönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, seiner Ergiessungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegen eilender Fürstensohn? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Ernst dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist *Posa* der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einziges Wesen zusammenzuziehen, muss durch ein schweres Opfer errungen werden.

« Da fing ich an mit Zärtlichkeiten
» Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
» Du stolzes Herz gabst sie mir kalt zurück.
» — Verschmähen konntest du mein Herz, doch nie
» Von dir entfernen. Dreimal wiesest du

» Den Fürsten von dir, dreimal stand er wieder
» Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. s. f.
» — — — — Mein königliches Blut
» Floss schändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
» So hoch kam mir der Eigensinn zu stehn,
» Von Rodrigo geliebt zu seyn. »

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf *persönliche* Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als *Königssohn,* frühe drängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen bittenden Freund. *Carlos* öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif, als Freundschaft für *Carlos;* dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen stärkern Stamm gepfropft. Selbst in dem Augenblicke, wo sein Stolz durch das grosse Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Fürstensohn nicht aus den Augen. « Ich will bezahlen, » sagt er, « wenn *Du — König* bist. » Ist es möglich, dass sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, *Freundschaft* erzeugen konnte, deren wesentliche Bedingung doch *Gleichheit* ist? Also auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mussten mitgetheilt, in einer andern Seele angeschaut werden, und *Carlos* war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwiederte. Ein Geist, wie *Posa's,* musste seine Ueberlegenheit frühzeitig zu geniessen streben, und der liebevolle *Carl* schmiegte sich so unterwürfig, so gelehrig an ihn an! *Posa* sah in diesem schönen Spiegel sich selbst, und freute sich seines Bildes. So entstand die akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. *Carlos* kommt an den Hof seines Vaters, und *Posa* wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreise eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, labt er sich an süssen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzehrt sich in nie befriedigten Träumen. So versinkt er allmählig in einen Zustand *müssiger* Schwärmerei, *unthätiger Betrachtung.* In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine düstere Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Begeisterung. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgescheucht, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die *erste Liebe.* In diesem Zustande kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden; sie beherrscht ihn mit despotischer Gewalt; so versinkt er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des *Leidens.* Auf einen einzigen Gegenstand sind seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Universum ausströmen? Unfähig, diesen Wunsch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu besiegen, schwindet er halb lebend, halb sterbend, in sichtbarer Zehrung hin; keine Zerstreuung für den brennenden Schmerz seines Busens, kein mitfühlendes sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen könnte.

« Ich habe Niemand — Niemand
» Auf dieser grossen weiten Erde, Niemand.
» So weit das Scepter meines Vaters reicht,
» So weit die Schiffahrt unsre Flaggen sendet,
» Ist keine Stelle, keine, keine, wo
» Ich meiner Thränen mich entlasten kann. »

Hülflosigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen lassen. Heftiger fühlt er das Bedürfniss der Sympathie, weil er *allein* ist, und *unglücklich.* So findet ihn sein zurückkommender Freund.

Ganz anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Universum geworfen, sieht er den Menschen, im Grossen, wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, sein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in *Beziehung* auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks, lernt er ihn kennen. So erzeugt sich in ihm allmählig eine zusammengesetzte und erhabene Vorstellung des Menschen im *Grossen* und *Ganzen,* gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniss verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im grossen Weltraume dehnt sich seine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affekt erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müssigen Enthusiasten ist ein thätiger handelnder Mensch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müssige Entwürfe in Handlung gesetzt, ein allgemeiner unbestimmter Drang zu wirken ist in zweckmässige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein *Wilhelm von Oranien, Coligny* u. A. nehmen ihnen das Romantische, und stimmen sie allmählig zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den grossen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückseligkeit dieses grossen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war *,

*) In seiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, sagt er ihm, und neuerschaffen

so kommt er jetzt von der grossen Aernte zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsquellen dieses Volks bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das grosse Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republikanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

« So viele reiche blühende Provinzen!
» Ein kräftiges und grosses Volk, und auch
» Ein gutes Volk, und *Vater dieses Volks*,
» Das dacht' ich, das muss göttlich seyn. »

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und *hier* erst, erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Alkala verliess. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblings angelegenheit seines Herzens zusammendenkt, eilt er nach Madrid in seine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines *geträumten Staats* zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit fieberischer Heftigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

« Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
» Die deinige allmächtig an mir schlagen.
» O, jetzt ist Alles wieder gut. Ich liege
» Am Halse *meines* Rodrigo! »

Der Empfang ist der feurigste: aber wie beantwortet ihn *Posa?* Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verliess, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? Forscht er lange und ängstlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleinern Angelegenheiten seines Freundes herunter? Bestürzt und ernsthaft erwiedert er diesen unwillkommenen Empfang.

« So war es nicht, wie ich Don Phillpps Sohn
» Erwartete — — Das ist
» Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
» Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
» Denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
» Nicht als des Knaben Carlos Spielgeselle —
» Ein abgeordneter der ganzen Menschheit
» Umarm' ich Sie — es sind die flandrischen
» Provinzen, die an Ihrem Halse weinen u. s. f. »

Unfreiwillig entwischt ihm seine Herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und *Carlos* muss alles Rührende seiner Lage aufbieten, muss die entlegensten Scenen der Kindheit hervorrufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken, und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu hefter. Schrecklich sieht sich *Posa* in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entzweigebrochene Hostie gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlinn seines Vaters —

« Das ist der *Carl* nicht mehr,
» Der in Alkala von dir Abschied nahm.
» Der *Carl* nicht mehr, der sich beherzt getraute,
» Das Paradies dem Schöpfer abzusehn,
» Und dermaleinst, als unumschränkter Fürst,
» In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
» War kindisch, aber göttlich schön. Vorbei
» Sind diese Träume! » —

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgsamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur *Freund* allein, und *mehr nicht* gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? Und wie hat *Posa*, der Weltbürger, gehandelt? *Posa*, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines *Carlos* gezittert, als dass er es hätte wagen sollen, zu einer gefährlichen Zusammenkunft mit seiner Königinn die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es gewesen, auf Erstickung dieser Leidenschaft, und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. *Posa*, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das Schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagestück kosten. So lange sein Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Leiden nicht fühlen; so lange seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen *Carlos* hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heissesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füssen seiner Königinn; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erhoben hatten: was kann er anders thun, als diesen erloschenen Heldengeist an fremdem Feuer entzünden, und die einzige Leidenschaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muss er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königinn Herz überzeugt ihn, dass er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erste Enthusiasmus ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu geholfen, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiss seyn, dass sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniss, dass sich seiner grossen Angelegenheit entgegen

wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Lassen Sie

« Grossmüthig wie der Starke, Menschenglück
» Aus Ihrem Füllhorn strömen, Geister reifen
» In Ihrem Weltgebäude.
» Stellen Sie der Menschheit
» Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
» Sey wiederum, was er zuvor gewesen,
» Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,
» Als seiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
» Der Landmann rühme sich des Pflugs, und gönne
» Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone.
» In seiner Werkstatt träume sich der Künstler
» Zum Bildner einer schönern Welt. Den Flug
» Des Denkers hemme keine Schranke mehr,
» Als die Bedingung endlicher Naturen. »

warf, selbst diese unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zwecke umgeschaffen, und Flanderns Schicksal muss durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

« — In dieser hoffnungslosen Flamme
» Erkenn' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
» Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
» Die stolze königliche Frucht, woran
» Nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
» Ein schneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
» Beschleunigen. Mir sollte seine Tugend
» An diesem kräft'gen Sonnenblicke reifen. »

Aus den Händen der Königinn empfängt jetzt *Carlos* die Briefe, welche *Posa* aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königinn ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbarer zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist fehlgeschlagen; dieses und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, stürzen ihn heftiger in diese zurück, und *Posa* glaubt zu bemerken, dass sich Sinnlichkeit in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf *Carlos* Liebe zur Königinn für seine Niederlande gegründet hat, stürzten dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe herunter-sank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag.

« O, ich fühle,
» Wovon ich mich entwöhnen muss. Ja, einst,
» Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
» So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
» In deinem weiten Busen Raum. Das Alles
» Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
» Von einem kleinen Eigennutz verschlungen.
» Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne,
» Dem ungeheuern Schicksal der Provinzen
» Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Carl,
» Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
» Seitdem du Niemand liebst, als dich! »

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltsamen Schritt wagen zu müssen. So lange *Carl* in der Nähe der Königinn bleibt, ist er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben; er steht also keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

« Er soll
» Dem König ungehorsam werden, soll
» Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
» Mit offnen Armen die Flamänder ihn
» Erwarten. Alle Niederlande stehen
» Auf seine Losung auf. Die gute Sache
» Wird stark durch einen Königssohn. »

Würde der *Freund* des *Carlos* es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber *Posa*, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, *Posa*, der Weltbürger, musste gerade so und nicht anders, handeln. Alle Schritte, die im Verlauf des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine *wagende Kühnheit*, die ein heroischer Zweck allein einzuflössen im Stande ist; Freundschaft ist oft verzagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfs, dieser Alles ausschliessenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Fest und beharrlich geht der Marquis seinen grossen kosmopolitischen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

VIERTER BRIEF.

Um einen grossen Theil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständniss bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte sich ein Charakter, wie der seinige, niemals Hoffnung machen. Hohes wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schliesst keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Wesens aus. Dass er das Menschengeschlecht mehr liebt, als *Carl*, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniss vor allen Uebrigen unterschieden haben; im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben, wie *Hamlet* seinen *Horatio*. Man hält dafür, dass das Wohlwollen um so schwächer und lauticher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen: aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollesten Lichte der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten. Da es *Carlos* ist, der dieses Ideal von Menschenglück wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so fasst er zuletzt Beides in Einem Gefühle unzertrennlich zusammen. In *Carlos* allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von jenem zusammengesetzten Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in Einem Gegenstande auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfasst.

« Mein Herz,
» Nur einem Einzigen geweiht, umschloss
» Die ganze Welt. In meines Carlos Seele
» Schuf ich ein Paradies für Millionen. »

Hier ist also Liebe zu einem Wesen, ohne Hintansetzung der allgemeinen, sorgsame Pflege der Freundschaft, ohne das Unbillige, das Ausschliessende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, Alles umfassende Philanthropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengedrängt.

Und sollte eben das dem Interesse geschadet haben, was es veredelt hat? Dieses Gemählde von Freundschaft sollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des *Carlos* sollte darum weniger Anspruch auf unsere Thränen und unsere Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Aeusserung des wohlwollenden Affekts seine weiteste Ausdehnung verbindet, und das Göttliche der universellen Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

FÜNFTER BRIEF.

Leidenschaft für die Königinn hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze liess ihn dem lauernden Argwohne seiner Feinde die gefährlichsten Blössen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes, und einer verschmähten Buhlerinn zu werden. Seine Lage von aussen fordert die dringendste Hülfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muss der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustande muss er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem Könige ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniss der Mittheilung zum Erstenmale fühlen lässt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurück versetzt, haben ihn das Leere und Gekünstelte seiner Despotengrösse fühlen, und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

« *Kônig ! Kônig* nur,
» Und wieder *Kônig !* — Keine bess're Antwort,
» Als leeren hohlen Wiederhall ! Ich schlage
» An diesen Felsen und will Wasser, Wasser,
» Für meinen heissen Fieberdurst. Er gibt
» Mir glühend Gold — »

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie *Philipp II* war, einen solchen Zustand erzeugen; und gerade so ein Zustand musste in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten, und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muss; auf ganz verschiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von *Posa* hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammendrängt. Durch *Carlos* Leidenschaft für die Königinn und deren unausbleibliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen; darum war es nöthig, dass auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie musste der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden, und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, dass sie bis hieher als Haupthandlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von *Carlos* Liebe, als die blos vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern sind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schicksal der Nation, Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft blos geahnet hat, treten jetzt sichtbar hervor, und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. *Carlos*, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das *einzige unentbehrliche Werkzeug* zu *jenem* feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet, und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus, wie der Zweck selbst, umfasst. Aus diesem universellern Motive musste eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Weh seines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeug seiner Liebe fliessen, als nur immer die stärkste *persönliche* Sympathie hätte hervorbringen können. *Carls* Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuss seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschenglück wirklich zu machen, als der ihm in *Carlos* geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, dies auf einem andern Wege zu suchen; am allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den *König zu nehmen*. Als er daher zu diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

« Mich will er haben ? — Mich ? Ich bin ihm nichts.
» Ich warlich nichts ! — Mich hier in diesen Zimmern !
» Wie zwecklos und wie ungereimt ! — Was kann
» Ihm viel dran liegen, ob ich bin ? — Sie sehen,
» Es führt zu nichts. »

Aber nicht lange überlässt er sich dieser müssigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereigniss in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der sich von dem jetzigen Augenblicke machen lässt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig anvertrautes Pfand, womit gewuchert werden muss. Noch ist es nicht klarer zusammenhängender Plan, was er sich denkt; blosse dunkle Ahnung; und auch diese kaum; blos flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll vor denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muss den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiss, wie wichtig ihn die Vorsicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

SECHSTER BRIEF.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich *Posa* gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene, und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich blos, bei demjenigen

stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarsten Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem Könige vernünftiger Weise hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, dass seine grosse Idee von sich selbst, und seine geringe Meinung von Menschen, doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem grossen Geiste. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch blos dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern; wenn sie ihn fühlen liess, dass es noch jenseits seines gezogenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck musste desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beispiel war.

Aber *Posa* hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der *damaligen Gemüthslage* desselben zu wenig unterrichtet, um sie *mit* in Berechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äusserst günstig für ihn, und bereitete seinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung, und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertraf, und durch einige Spuren von *Humanität,* die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verirrt er sich auf einen Angenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück u. s. w. unmittelbar an die Person des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt, und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt, in diesem Zustande der Leidenschaft, werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; im Feuer seiner Begeisterung *veredelt er sich den König,* der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergisst sich so weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An *Carlos* wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich *Carlos* Busenfreund so weit vergessen, würde eine andere Leidenschaft, als die herrschende, den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse der Freundschaft so beweglich, dass man es mit weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber Alles ist erklärt, so bald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft *unterordnet.* Dann ist es natürlich, dass diese, bei dem nächsten Anlasse, ihre Rechte reklamirt, und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit *Posa* seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen *Carlos* und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, dass dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund *Carl* schuldig machte. *Posa,* der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde *Carls* wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich seyn würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung, der Leidenschaft vergibt man sie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Dass sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen wo er darüber scherzt, oder sich ernsthaft davon reinigt. « Gesetzt, » sagt er der Königinn, « ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen? »

KÖNIGINN.

« Nein, Marquis,
» Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieser
» Unreifen Einbildung Sie zeih'n. Sie sind
» Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
» Was nicht geendigt werden kann.

MARQUIS.

» Das eben
» Wär' noch die Frage, denk' ich. »

Carlos selbst hat tief genug in die Seele seines Freundes gesehen, um einen solchen Entschluss in seiner Vorstellungsart gegründet zu finden, und das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers ausser Zweifel zu setzen. « Du selbst, » sagt er ihm, noch immer im Wahne, dass der Marquis ihn aufgeopfert,

« Du selbst wirst jetzt vollenden,
» Was ich gesollt und nicht gekonnt — Du wirst
» Den Spaniern die goldnen Tage schenken,
» Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir
» Ist es ja aus, auf immer aus. Das hast
» Du eingesehn. O diese fürchterliche Liebe
» Hat alle frühern Blüthen meines Geist's
» Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
» Für deine grossen Hoffnungen gestorben.
» Vorsehung oder Zufall führen dir
» Den König zu — Es kostet mein Geheimniss,
» Und er ist *dein!* Du kannst sein Engel werden;
» Für mich ist keine Rettung mehr. Vielleicht
» Für Spanien! » u. s. f.

Und an einem andern Orte sagt er zum Grafen *von Lerma,* um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen.

« — Er hat
» Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,
» Wie seine eigne Seele. O, das weiss ich!
» Das haben tausend Proben mir erwiesen.
» Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
» Das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?
» Sein Busen war für Einen Freund zu gross,
» Und Carlos Glück zu klein für seine Liebe,
» Er opferte mich seiner Tugend. »

SIEBENTER BRIEF.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde *Carlos* dadurch entzogen worden, dass er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, dass diese Lieblingsgefühle das *eigentliche*

Band ihrer Freundschaft waren, so wusste er auch nicht anders, als dass er dieses in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wusste *Carlos* nicht, aber *Posa* wusste es recht gut, dass diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige *Palladium ihrer Freundschaft* und der wichtige Titel waren, unter welchem *Carlos* sein Herz besass; eben weil er das wusste, und im Herzen voraussetzte, dass es auch *Carl* nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, dass er dieses Palladium veruntreut hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem Könige vorgegangen war, musste in seinen Gedanken eben so viel heissen, als ihm ankündigen, dass es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber *Carlos* künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königssohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas für sich Bestehendes und durchaus *nur* Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerrissen worden seyn; so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delikatesse, es war Mitleid, dass *Posa*, der Weltbürger, dem *künftigen* Monarchen die Erwartungen verschwieg, die er auf den *jetzigen* gegründet hatte; aber *Posa*, *Carlos* Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche *Posa* sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Akt. 6. Auftritt.

» Der König glaubte dem Gefäss, dem er
» Ein heiliges Geheimniss übergeben,
» Und glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
» Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
» Nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? — Warum
» Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
» Die über seinem Scheitel hängt? »

Und in der dritten Scene des fünften Akts.

« — — Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bestochen,
» Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
» Das Wagestück zu enden, unterschlage
» Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniss. »

Aber jedem, der nur wenige Blicke in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, dass sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen, (die an sich selbst bei Weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergehen sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahrern Aufschluss über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, dass es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte? Es stand bei mir, sagt er zu der Königinn,

« — einen neuen Morgen
» Heraufzuführen über diese Reiche.
» Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
» Mich seinen Sohn. Ich führe seine Siegel.
» Und seine Alba sind nicht mehr, u. s. f.

» Doch geb' ich
» Den König auf. In diesem starren Boden
» Blüht keine meiner Rosen mehr. Das waren
» Nur Gaukelspiele kindischer Vernunft,
» Vom reifen Manne schamroth widerrufen.
» Den nahen hoffnungsvollen Lenz sollt' ich
» Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
» Im Norden zu erkünsteln? eines müden
» Tyrannen letzten Ruthenstreich zu mildern,
» Die grosse Freiheit des Jahrhunderts wagen?
» Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
» Verhängniss reift in meinem grossen Freunde.
» Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe!
» Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte!
» Wenn ich das Schlimmere Gewählt? Wenn ich
» Den grossen Wink der Vorsicht missverstanden,
» Der *mich*, nicht *ihn*, auf diesem Thron gewollt. » —

Also hat er doch *gewählt*, und um zu wählen, musste er also ja den Gegensatz sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, dass das Interesse der Freundschaft einem Höhern nachsteht, und dass ihr nur durch dieses Letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieses Verhältniss zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als *Philipp* selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschlossen werden.

« Und wem bracht' er dies Opfer?
» Dem *Knaben*, meinem Sohne? Nimmermehr.
» Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
» Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
» Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
» Der ganzen Menschheit. *Seine Neigung war*
» *Die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern.* »

ACHTER BRIEF.

Aber, werden Sie sagen, wozu diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander, oder von aussen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieselben, und im Gange des Stücks selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeholte Mühe, den Leser aus einem Irrthume zu reissen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Erscheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten, und sie gleichsam *werden* sehen müsste? Genug für uns, dass Alles, was Marquis *Posa* liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn *repräsentirt* wird, oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, dass es dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliehene Interesse mit dem Wesen desselben zuletzt unzertrennlich zusammenfasst, und dass Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äussert. Wir geniessen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsgemähldes als ein einfaches moralisches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieses Unterschieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte Ziel von *Posa's* Bestrebungen über den Prinzen *hinaus* gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt

er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb, als *nur* diese Freundschaft, so kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Grenze gesteckt seyn — so muss der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das grosse Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl *Episode zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat.* Haben wir einander also über *Posa's* Freundschaft missverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letztern Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, dass manche Missverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoss genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stücks, wenn es *Liebe* nicht seyn soll, und *Freundschaft* nie seyn konnte? Von jener handeln die drei ersten Akte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder diese, noch jene ist es, der dieses Opfer von der andern gebracht wird. Also muss noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in diesem Dritten, könnte sie liegen?

Rufen Sie Sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehends — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der *Individuen* bei des Staats höchster Blüthe, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, dass es dem Zufalle, der wohl grössere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit, und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgebornen Sohne eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräche blosses Spielwerk war, durfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerke, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich diesem geistvollen Jünglinge an, dass er wohl gar derjenige seyn dürfte, mit dem wir unserm Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienstbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitssinn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausendjährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um die glückliche Konstellation zu vollenden, eine schöne organisirte Jünglingsseele am Throne, in einsamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — müsste der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

« Sey'n Sie
» Ein Mensch auf König Philipps Thron! Sie haben
» Auch Leiden kennen lernen — »

Aus dem Schosse der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechszehnten Jahrhundert — *Philipps des Zweiten* Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung sich läutert — einen geistreichen, gefühlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst, — was hindert mich, dieses anzunehmen? ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgner Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine *erste Liebe*. Dem Marquis liegt äusserst viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königinn auf:

« Dass er für die Träume seiner Jugend
» Soll Achtung tragen, wenn er Mann seyn wird,
» Nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
» Gerühmter besserer Vernunft das Herz
» Der zarten Götterblume, dass er nicht
» Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
» Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
» Ich hab' es ihm zuvor gesagt — »

Unter beiden Freunden bildet sich also ein *enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheint,* handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war also davon, einen *Fürsten* aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn dieses musste längst vorhergegangen seyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenstande eines solchen Kunstwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde dieses die engen Grenzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Rede war davon, diesen Fürsten nur zu *zeigen*, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muss, und ihre *subjektive* Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, un-

bekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen?

NEUNTER BRIEF.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser ausserordentlichen Wirkung versehen sollen, musste zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer musste er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, dass er Manns genug sey, über den Schmerz zu siegen; er musste durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem *innerlichen* Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äusserlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, dass sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in grösserem Masse leisten, als die mächtigste von allen, *die Liebe?*

Alle Leidenschaften, von denen für den grossen Zweck, wozu ich ihn aufsparte, zu fürchten seyn könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten sittenlosen Hofe hat er die Reinigkeit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine *Liebe*, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinkt hat ihn vor dieser Befleckung bewahrt.

« Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust
» Lang' ehe noch Elisabeth hier herrschte. »

Der Prinzessinn von *Eboli* gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergisst, zeigt er eine Unschuld, die der *Einfalt* sehr nahe kommt. Wie Viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessinn weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuss, den er der Prinzessinn gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und dies war doch gewiss ein sehr tugendhafter Kuss! Aber auch über eine *feinere* Verführung sollte man ihn erhaben sehen; daher die ganze Episode der Prinzessinn von *Eboli*, deren buhlerische Künste an seiner *bessern Liebe* scheitern. Mit dieser Liebe allein hatte er also zu thun, und *ganz* wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen seyn wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade *so* und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelassen habe, dass die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unstäte Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Grosse und Schöne, Delikatesse, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Grossmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blicke des Geistes solle er zeigen, aber *weise* sollte er nicht seyn. Der künftige grosse Man sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu seyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was sich vereinigen muss, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, solle sich in diesem Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht seyn, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben so begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren *Philipps* und seiner Geistesverwandten einen so grossen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts, als die Maschinen hätten seyn sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem *geistlichen, politischen* und *häuslichen* Despotismus ein so weites Feld gelassen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen *Schöpfer des Menschenglücks* aus dem Stücke gleichsam *hervorgehen* zu lassen; so war es sehr an seinem Orte, den *Schöpfer des Elends* neben ihm aufzuführen, und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemählde des Despotismus sein reizendes Gegentheil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Throne, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, dass er unter allen seinen Millionen *allein* ist, dass die Furien des Argwohns seinen Schlaf anfallen, dass ihm seine Kreaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten, und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden, selbst das Geschenk zerstören, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Sclaven dienen; sind Augenzeugen, wie sie die Seile drehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Urheber seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, sehen wir vor einem herrischen Priester eine erniedrigende Rechenschaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büssen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, zu stolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, sich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüssen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfolgt; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mittelding von Geschöpf und Schöpfer — unser Mitleiden zu erregen. Wir verachten diese Grösse, aber wir trauern über seinen Missverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unsrigen machen, weil er auch blos durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemählde zurückstösst, desto stärker werden wir von dem Bilde sanfter Humanität angezogen, die sich in *Carlos*, in seines Freundes, und in der Königinn Gestalt vor unsern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für *Ueberladung* gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger seyn; in der *Einheit*, worüber wir uns jetzt verständigt haben, werden sich alle einzelnen Bestandtheile desselben auflösen lassen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es sey mir

genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, dass, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gearbeitet hat, muss sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muss sie sich beschäftigt haben, und nun höre man, wie *Carlos* von uns und seiner Königinn scheidet.

« — Ich habe
» In einem langen schweren Traum gelegen,
» Ich *liebte* — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
» Sey das Vergangne. Endlich seh' ich ein, es gibt
» Ein höher, wünschenswerther Gut, als dich
» Besitzen — Hier sind ihre Briefe
» Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
» Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
» Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
» Geläutert — Einen Leichenstein will ich
» Ihm setzen, wie noch keinem Könige zu Theil
» Geworden — Ueber seine Asche blühe
» Ein Paradies!

KÖNIGINN.

» — — So hab' ich Sie gewollt!
» Das war die grosse Meinung seines Todes. »

ZEHNTER BRIEF.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muss er mit demjenigen, den Marquis *Posa* sich vorsetzte, wenigstens sehr nahe verwandt seyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den grössten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird. In diesem einzigen Subjekte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrschend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fliessen muss. Vielen dürfte dieser Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstrakt und zu ernsthaft scheinen, und wenn sie sich auf nichts, als das Gemählde einer Leidenschaft gefasst gemacht haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht; aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth, « Wahr-
» heiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung
» meint, die *heiligsten* seyn müssen, und die bis jetzt
» nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in
» das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen,
» mit Licht und Wärme zu beseelen, und, als leben-
» dig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt,
» in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft
» zu zeigen. » Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzenverletzung an mir gerochen, so sind desswegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen, deren er sich aus seinem *Montesquieu* erinnert, in einem Trauerspiel angewandt und bestätigt zu sehen.

EILFTER BRIEF.

Ehe ich mich auf immer von unserm Freunde *Posa* verabschiede, noch ein Paar Worte über sein räthselhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über seinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, dass er, der von der Freiheit so hohe Begriffe hegt, und sie unaufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despotischen Willkür über seinen Freund anmasse, dass er ihn *blind*, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, sagen Sie, lässt es sich entschuldigen, dass Marquis *Posa*, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniss zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht, anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Massregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwisser seines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Misstrauen, Furcht und unbesonnene Hitze den Prinzen sonst hinreissen könnten, und auch wirklich nachher hingerissen haben, dass er, anstatt diesen so unschuldigen, so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber die äusserste Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und sie alsdann, wenn sie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das eben so unglücklich ausschlagen kann, als es brutal und unnatürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenksame Herz seines Freundes. Noch kürzlich liess ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei Worte hätten ihm diesen widrigen Befehl erspart. Warum nimmt er seine Zuflucht zur *Intrigue*, wo er durch ein *gerades* Verfahren ungleich schneller und ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen seyn?

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltesers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte man, ein wenig rasch, voraus, dass sich der Dichter von diesem unbedeutenden Gewinn habe hinreissen lassen, der innern Wahrheit dieses Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieses allerdings der bequemste und kürzeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des Maltesers zu finden, so suchte man in dem ganzen Zusammenhange dieses Charakters keinen *nähern* Aufschluss mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit seinem Urtheile blos darum zurückzuhalten, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf diese Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die *glänzendere Situation der Wahrheit* nachgesetzt worden ist.

Unstreitig! der Charakter des Marquis von *Posa* hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus *gerader* gehandelt hätte, und über die unedeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: « dass *Liebe* zu einem *wirklichen*
» *Gegenstande* und Liebe zu einem Ideale sich in ihren
» Wirkungen eben so ungleich seyn müssen, als sie
» in ihrem Wesen von einander verschieden sind —
» dass der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch
» aus enthusiastischer Anhänglichkeit an *seine Vorstel-*
» *lung* von Tugend und hervorzubringendem Glücke
» sehr oft ausgesetzt ist, eben so willkürlich mit den

» Individuen zu schalten, als nur immer der selbst-
» süchtigste Despot, weil der Gegenstand von Beider
» Bestrebungen *in* ihnen, nicht *ausser* ihnen, wohnt,
» und weil Jener, der seine Handlungen nach einem
» innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit Ande-
» rer beinahe eben so im Streite liegt, als dieser, des-
» sen letztes Ziel *sein eignes Ich* ist. » Wahre Grösse des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzung fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte. Die Tugend handelt gross um des Gesetzes willen; die Schwärmerei um ihres Ideals willen; die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Klasse wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten *Helden*, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste *verehren*, die zweite *bewundern*, die dritte *lieben* wir. *Carlos* hat Ursache gefunden, es zu bereuen, dass er diesen Unterschied ausser Acht liess, und einen grossen Mann zu seinem Busenfreunde machte.

« Was geht die Königinn dich an? Liebst du
» Die Königinn? soll deine strenge Tugend
» Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
» — — — — Ach, hier ist nichts verdammlich,
» Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
» Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
» Dass du *so* — *gross* als *zärtlich* bist. »

Geräuschlos, ohne Gehülfen, in stiller Grösse zu wirken, ist des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Dass er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe, und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde Beider Verderben. *Carlos* verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die Keinem, der sich nur einigermassen Zeit genommen hat, um sich herumzuschauen, oder dem Gange seiner eignen Empfindungen zuzusehen, ganz fremd seyn kann. Es ist diese: dass die moralischen Motive, welche von *einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit* hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen, und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einem schädlichen Missbrauche ausgesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein dieses, dass jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein, sage ich, müsste sie zu einem äusserst gefährlichen Instrumente in seinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden; Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen, und sich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beispielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter, oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von *Gewaltthätigkeit* gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der *Heimlichkeit* und der *Herrschsucht* immer rein erhalten hätte? Die bei Durchsetzung eines, von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken, und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen, und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniss erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnisse der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg *abzukürzen*, ihr Geschäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unsers Gemüths zur Herrschbegierde, oder dem Bestreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unserer Kräfte hindert. Ich wählte desswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen *Freiheitsgenusses* sogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerspruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren liess. Es lag in meinem Plane, dass er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die Allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen, und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuss aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich grössern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch sein Beispiel zu bestätigen, — diese meine ich, dass man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühle entfernt, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, dass sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens, oder dem schon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat; denn nichts führt zum *Guten*, was nicht *natürlich* ist.

ZWÖLFTER BRIEF.

Es ist nur noch übrig, ein Paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, dass er sich muthwillig in einen gewaltsamen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben so gut fliehen können als sein Freund? War er schärfer bewacht als dieser? Machte es ihm nicht selbst seine Freundschaft für *Carlos* zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? Und

konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen als wahrscheinlicherweise mit seinem Tode, selbst wenn Alles seinem Plane gemäss eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekonnt, und wie viel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirthschaftet haben! Schade nur, dass sich der Marquis weder dieser glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Musse zu erfreuen hatte, die zu einer so vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spitzfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht eben so gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem kurzsichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu seyn, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt) wenn er nicht *des Märtyrthums wegen sterben wollte,* so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurfe, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinanderzusetzen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, dass der Marquis *nur* für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr statt haben kann, nachdem bewiesen worden, dass *er nicht für ihn gelebt,* und dass es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandniss habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andere, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — « er » stirbt, um für sein — in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles zu thun und zu geben, was ein » Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das » Theuerste ist; um ihm auf die nachdrücklichste Art, » die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er » an die Wahrheit nnd Schönheit dieses Entwurfes » glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben » sey; » er stirbt dafür, warum mehrere grosse Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, *um* durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es werth sey, dass man Alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Orakel zu Delphi den Ausspruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, so lange sie *Lykurgus* Gesetzte ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen, und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Reise, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt seyn. Als ihm dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verliess *Lykurgus* das Gebiet von Sparta, hörte, von diesem Augenblicke an, auf, Speise zu nehmen, und die Republik harrte seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren, und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte *Lykurgus* im Ernste geglaubt haben, das lacedämonische Volk durch diese Spitzfindigkeit zu binden, und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, dass ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegeben haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, dass er es hingab, um durch das Grosse und Ausserordentliche dieses Todes einen unauslöschlichen Eindruck Seiner selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugiessen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Gegenstande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie *nothwendig*, wie *natürlich* und wie *nützlich* diese Auskunft *in der That* war, sondern wie sie demjenigen *vorkam,* der sie zu ergreifen hatte, und wie *leicht oder schwer* er darauf verfiel. Es ist also weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfassung dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muss. Sind die Ideen, welche den Marquis zu diesem Heldenentschlusse führen, ihm *geläufig,* und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluss auch weder gesucht noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vorbringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluss, den er fasst, *nothwendig;* haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluss bei jedem andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschlusse? — In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. *Schrecken:* er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindinn kennt, ein Geheimniss zu offenbaren, woran sein Leben hängt. *Zweifel:* er weiss nicht, ob dieses Geheimniss heraus ist oder nicht? Weiss es die Prinzessinn, so muss er gegen sie als eine Mitwisserinn verfahren; weiss sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. *Unwille über sich selbst:* Er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingerissen. *Schmerz und Verzweiflung:* er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

« Verlassen von dem Einzigen wirfst du
» Der Fürstinn Eboli dich in die Arme —
» Unglücklicher! in eines Teufels Arme
» Denn *diese* war's, die dich verrieth — Ich sehe
» Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
» Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät.
» Du liegst zu ihren Füssen. Das Geständniss
» Floh über deine Lippen schon. Für dich (Sinnen!
» Ist keine Rettung mehr—Da wird es Nacht vor meinen
» Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
» Im ganzen Umkreis der Natur! — »

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erdenken. Welches wird es seyn? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren, und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe — er ist also in

die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die grösste Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art sind nun diese? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, dass seine ganze Phantasie von Bildern romantischer Grösse angefüllt und durchdrungen ist, dass die Helden des *Plutarch* in seiner Seele leben, und dass sich also unter zwei Auswegen immer der *heroische* zuerst und zunächst ihm darbieten muss? Zeigte uns nicht sein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige, was und wie viel dieser Mensch für das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande sey? — Was ist wiederum natürlicher, als dass der Unwille, den er in diesem Augenblicke über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen lässt, die ihm etwas kosten; dass er es der Gerechtigkeit gewissermassen schuldig zu seyn glaubt, die Rettung seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, dass er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustande zu reissen, sich den freien Genuss seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist, wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht *in* sich, nicht *ausser* sich, Hülfe; und wenn der blos *kluge* Mensch sein Erstes hätte seyn lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen, so ist es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine ausserordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluss des Marquis gewissermassen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühle von *Dumpfheit* und *Verzagung*, dem schrecklichsten Zustande für einen solchen Geist, zu entreissen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, dass schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich *Carlos* freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese grossmüthige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblicke also nicht wenig verstärken muss. Dass ihm diese Erinnerung wirklich vorgeschwebt, beweist eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich entwischte. *Carlos* dringt darauf, dass er fliehen soll, ehe die Folgen seiner kecken That eintreffen. « War ich auch so gewissenhaft, *Carlos,* » gibt er ihm zur Antwort, « da du, ein Knabe, für mich geblutest hast? » Die Königinn, von ihrem Schmerze hingerissen, beschuldigt ihn sogar, dass er diesen Entschluss längst schon mit sich herumgetragen —

» Sie stürzten sich in diese That, die Sie
» Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
» Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach
» Gedürstet! »

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, dass sie im Zustande leidenschaftlicher Erhitzung nur allzuleicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschliesst, ist auch dieselbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluss in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiss, ob er ihn dann nicht anders gefasst hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königinn geht. O! ruft er aus, das Leben ist doch schön! — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Grösse seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

GESCHICHTE DES ABFALLS

DER

VEREINIGTEN NIEDERLANDE

VON DER

SPANISCHEN REGIERUNG.

VORREDE

DER ERSTEN AUSGABE.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter *Philipp II* in *Watsons* vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, dass das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen war, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu vervielfältigen, zu verstärken; diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlass zu dieser Geschichte, und dies ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter als ich Anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe liess mich bald Blössen darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, weite leere Strecken, die ich ausfüllen, anscheinende Widersprüche, die ich heben, isolirte Fakta, die ich an die übrigen anknüpfen musste. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzusuchen, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgeführten Geschichte, was Anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriss zu werden.

Gegenwärtiger erster Theil, der sich mit dem Abzuge der Herzoginn *von Parma* aus den Niederlanden endigt, ist nur als die *Einleitung* zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Regiment ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte dieser *vorbereitenden* Epoche um so mehr Sorgfalt und Genauigkeit widmen zu müssen, jemehr ich diese Eigenschaften bei den mehrsten Skribenten vermisste, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und jemehr ich mich überzeugte, dass alle nachfolgenden auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausführlich in geringen oder gering scheinenden, zu verschwenderisch in Wiederholungen, und überhaupt zu langsam im Fortschritte der Handlung, so erinnere man sich, dass eben aus diesen geringen Anfängen die ganze Revolution allmählig hervorging, dass alle nachherigen grossen Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diejenige war, die wir hier vor uns haben, thut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen, und ungewiss, aber die folgenden alsdann desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisirt, und in dem Schauplatze, auf welchem sie wirken, eingewohnt hat, mit desto raschern und sicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Perioden führen, wo mir die Anhäufung des Stoffes diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Armuth an Quellen lässt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielleicht eher über ihren Ueberfluss — weil man sie alle gelesen haben musste, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen *Vieler* in manchen Stücken leidet. Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweise versteckt, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind, ausser *de Thou, Strada, Reyd, Grotius, Meteren, Burgundius, Meursius, Bentivoglio* und einigen Neuern, die Memoires des Staatsraths *Hopperus*, das Leben und der Briefwechsel seines Freundes *Viglius*, die Prozessakten der Grafen von *Hoorne* und *von Egmont*, die Apologie des Prinzen *von Oranien* und wenige Andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Fleiss und Kritik zusammengetragene, und mit seltener Billigkeit und Treue verfasste Kompilation, die wirklich noch einen bessern Namen ver-

dient, hat mir sehr wichtige Dienste dabei gethan, weil sie, ausser vielen Aktenstücken, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von *Bor, Hooft, Brandt, le Clerc* und Andern, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufgenommen hat. Es ist dies die allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Holland erschienen ist. Ein übrigens mittelmässiger Skribent, *Richard Dinoth*, ist mir durch Auszüge aus einigen Broschüren jener Zeit, die sich selbst längst verloren haben, nützlich geworden. Um den Briefwechsel des Kardinals *Granvella*, der unstreitig vieles Licht, auch über diese Epoche, würde verbreitet haben, habe ich mich vergeblich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landsmanns, Herrn Professors *Spittler* in Göttingen, über die spanische Inquisition, kam mir zu spät zu Gesichte, als dass ich von ihrem scharfsinnigen und vollwichtigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Dass es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren erstén Quellen und gleichzeitigen Dokumenten zu studiren, sie unabhängig von der Form, in welcher sie mir von dem denkenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu erschaffen, und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, dass eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern das Geständniss abgewinnt, dass die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne desswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Weimar, in der Michaelismesse 1788.

EINLEITUNG.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechszehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dünkt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Gross und beruhigend ist der Gedanke, dass gegen die trotzigen Anmassungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, dass ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, dass ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuchs nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Ausserordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerm Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragenden, kolossalischen Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schosse der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger, als seine Nachbarn, jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Grösse auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Grösse, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. *Philipp der Zweite,* der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurfe hingegeben; Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muss — *Philipp der Zweite,* mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freie Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleisses, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Musse des

Wohlstandes verlässt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sclaven verschliessen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Ueberfluss und die Freiheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzureissen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hiess; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler; *Philipp der Zweite* sandte ihm einen Henker, und die Losung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem Alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder, die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muss eine Lehre seyn, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen grossen politischen Augenblick haschte, und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der Stille weiht sich, ein zweiter *Brutus*, dem grossen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich grossmüthig seines fürstlichen Daseyns, steigt zu einer freiwilligen Armuth herunter, und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrange einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er seine muthlosen Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Muth. *Philipp der Zweite* sendet so viele Verstärkungen, als seines Mittlers grausame Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland auswarf, suchen sich ein neues auf dem Meere, und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seehelden aus Korsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerissen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserfluth und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann. Faktionen zerreissen ihren Bund, selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem zarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souverainetät wegzuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, dass selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blüthe verschmähte — einem Fremdlinge endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollsten Zeitpunkte, wo der unerbittliche Feind vor den Thoren schon stürmet, tastet *Karl von Anjou* die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reisst noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit *Wilhelm von Oranien* alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiss, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewusstseyns kostet. Hartnäckig und ungewiss ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während dass der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiss zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Grösse erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung *Philipps* sterbendes Auge nicht erfreute, der ein Paradies in Europa vertilgte, und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüthe der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmalhundert Tonnen Goldes verschwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Hass der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblute ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu grenzen; aber Vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinette Europens Verräther zu besolden, die Unterstützung der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau vom Eskurial erschöpften endlich seine so unermesslich scheinenden Schätze, und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verliessen treulos ihre Führer

im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Masse, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlass in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretenen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müssiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und der Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder: diese Wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preis der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hoffnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten, oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiss war. Wenn wir den Zusammenfluss aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurück empfangen, was muss es damals gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beinahe der einzige Freihafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne dass man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblössen. Mitten unter dem Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoss im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Daseyn kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, diese vervielfältigte die Zeit. In eben dem Masse, wie sich die Hülfsquellen der Regierung bei der langen Fortdauer des Krieges erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem *Philipp* sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipps widriges Schicksal wollte, dass alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet: Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse grösstentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten, und den Preis aller Waaren bestimmten. Sogar während dieses Krieges konnte *Philipp* der Republik Holland den Handel mit seinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floss grösstentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was *Philipp* gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte unmittelbar für sie. Alle die unermesslichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen, und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Krieges that dem Könige von Spanien eben so viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war grösstentheils aus den Ueberresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter *Karl dem Fünften* bereits ihre Lorbern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; Viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimath zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht liessen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten, und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ernten anfingen. Dazu kam, dass Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden musste, der weniger mit Menschen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth, noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingebornen über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich schadete ihnen Eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, musste der schwächere Feind zuletzt von dem stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröff-

nung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüssig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer auseinander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzoginn *von Parma* theilte sich dem Kabinette zu Madrid mit, und liess es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog *Alba's* unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers *Requescens*, *Don Johanns von Oesterreich* Hinterlist und Tücke, und der lebhafte Cäsarische Geist des Prinzen *von Parma* gaben diesem Kriege eben so viel entgegengesetzte Richtungen, während dass der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das grössere Uebel war, dass die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden seyn mochte. Im Anfange der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluss und männliche Stätigkeit der Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, liess man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruche gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher, als *Wilhelm der Verschwiegene* war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleisse rückte er langsam sein grosses Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien *Philipp der Zweite* nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät musste jede Privatgrösse versinken, jedes andere Ansehen erlöschen. Anstatt dass die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floss, dass die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ungefährs Zeit liess, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihre Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien Anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern, und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwande, die Sache des Souverains gegen die willkürlichen Anmassungen seines Statthalters in Schutz zu nehmen. *Philipps* Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf einmal geendigt, Jetzt musste sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermesslichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mussten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Missbrauch angeborner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Missbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal *der* war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Hass und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten seyn sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigene zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser *Maximilian der Zweite,* obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlass zu der Beschuldigung, die Partei der Rebellen ingeheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittelung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern musste, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hofe aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte *Wilhelm von Oranien* schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der Letztern wurden grösstentheils mit französichem Gelde und Truppen vollführt. *Elisabeth von England* übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmässigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr sparsamer Beistand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkte schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Muth Hoffnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beiden Mächten stand *Philipp* damals noch im Bündnisse des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten. *Philipp* selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst, und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinetts gemacht. Ohne seiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, musste er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei Andern erweckte. Europa liess ihn für den Missbrauch einer Gewalt büssen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebernatürliche dieser Begebenheit, aber das Ausserordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Massstab gefunden, das eigene Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit angeben zu können. Doch denke man nicht, dass dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sey, oder dass sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewusst haben, an welchem sie nachher landeten. So reif als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig, als vor Luthers Geiste die ewige Glaubenstrennung, da er gegen den Ablasskram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzuge jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung, als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freistaats, der mit Königen als seinesgleichen unterhandelt, und in weniger als einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tyrannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von der Sehne gegeben war. Im Schosse des glücklichen Brabants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugebornes Kind, ihrer Mutter entrissen, das verachtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es anders ausschlug, als es gedacht worden war. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall. Wenn die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht unwürdig waren, dem sie unbewusst dienten — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und grosse Handlungen waren, so ist die Begebenheit gross, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstande unsere Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so, wie jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen misshandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotze ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, derselbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechszehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in Beider Heeren, dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzuge. Dort wie hier sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine ungeheure Macht ermüden, die sich durch Theilung entkräftet hat. Dort wie hier waffnet Privathass die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimniss ihrer Kräfte auf, und bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklärung. « Gestehet, Batavier! redet *Claudius Civilis* seine Mitbürger in dem heiligen Haine an, « wird uns von diesen Römern noch wie sonst, als Bundsgenossen und Freunden, oder nicht vielmehr als dienstbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie gesättigt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthätigkeit, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, dass uns Rom einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem prahlerischen theuern Gefolge, und noch unerträglicherm Stolze. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reissen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Lager enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fussvolk und Reiterei. Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten. » Feierliche Sakramente weihen diese Verschwörung, wie den Geusenbund, wie dieser, hüllt sie sich hinterlistig in den Schleier der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines grossen Namens. Die Cohorten des *Civilis* schwören am Rheine dem *Vespasian* in Syrien, wie der Kompromiss *Philipp dem Zweiten*. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beide vertrauten ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängnisse rettet *Civilis* seine Insel — wie funfzehn Jahrhundert nach ihm *Wilhelm von Oranien* die Stadt Leiden — durch eine künstliche Wasserfluth. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beider Zeiten lässt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so zweifelhaft enden, aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion. *

FRÜHERE

GESCHICHTE DER NIEDERLANDE

BIS

ZUM SECHSZEHNTEN JAHRHUNDERT.

Ehe wir in das Innere dieser grossen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zurückthun, und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volks in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs; von seinen Ueberwindern empfing es ein politisches Leben. Die weitläufige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begrenzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande be-

* *Tacit. Histor.* L. IV. V.

greifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkerschaften vertheilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes *. Der Rhein machte ihre Grenzen. Zur linken des Flusses wohnten die Belgen **, zu seiner Rechten die Friesen ***, und die Batavier **** auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieser einzelnen Nationen wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt *Cäsar* *****, waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbrer von ihren Grenzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns *Tacitus* ******, wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten, und wurde von seinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten gespart. Diese batavische Reiterei erklärten die Römer selbst für den besten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heut zu Tage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Muth erschreckte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Donau schwammen. Die nämlichen Batavier hatten den *Agricola* auf seinem Zuge nach Britannien begleitet, und ihm diese Insel erobern helfen *******. Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden, und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später, und kosteten ihnen mehr. Der Römer *Drusus*, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die Nordsee drang, und aus dieser durch die Mündung der Ems und Weser einen leichtern Weg in das innere Deutschland fand ********.

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des *Honorius* verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und ohnmächtigen Beherrscher zerbrochen, und erscheinen wieder als ein freies und sogar ein eroberndes Volk, das sich durch eigene Gebräuche und den Ueberrest der römischen Gesetze regiert, und seine Grenzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesetzen gelitten, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heut zu Tage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche seiner Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser mehrsten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer grossen Regentenkunst, durch den Fleiss fremder Hände vollendet. Die verlassenen Dämme ergeben sich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wunder der Menschenhand, die künstlichen Kanäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Grenzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlechte beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländischen Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf *Karl Martel*, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. *Karl der Grosse* vereinigte alle diese Länder, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses grosse Reich unter seinen Nachkommen durch Theilung wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen *.

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie, wie in allen übrigen, aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landschaften, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hülfe ihrer Untersassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, musste durch neue Belehnungen wirder erkauft werden. Durch fromme Ursurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig, und errang sich bald ein eigenes unabhängiges Daseyn in ihren Abteien und bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande im zehnten, eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetäten zersplittert, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthume, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse, oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter Einem Hauptstamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des grössten Theils von den Niederlanden **. *Philipp der Gütige*, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eilf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die *Karl der Kühne*, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese weitläufigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Grenznachbarn Frankreichs und versuchten *Karl des*

* *Cæsar de Bello Gall.* L. I, *Tacit. de Morib. Germ.* und *Hist.* L. IV.

** In den Landschaften, die jetzt grösstentheils die katholischen Niederlande und Generalitätslande ausmachen.

*** Im jetzigen Gröningen, Ost- und Westfriesland, einem Theile von Holland, Geldern, Utrecht und Oberyssel.

**** In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Oberyssel, dem heutigen Cleve u. s. f., zwischen der Leck und der Waal. Kleinere Völker, die Kannefater, Mattiaker, Maresaten, u. s. f., die einen Theil von Westfriesland, Holland und Seeland bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. *Tacit. Hist.* L. IV. C. 15. 56. *de Morib. Germ.* c. 29.

***** *De Bello Gall.*

****** *Hist.* L. IV, c. 11.

******* *Dio. Cass.* L. LXIX, *Tacit. Agricol.* c. 56. *Tacit. Annal.* L. II. c. 15.

******** *Tacit. Annal.* II, Cap. 8, *Sueton. in Claud*, Cap. I, n. 5.

* Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, 1. Theil, 4tes, 5tes Buch.

** *Grot. Annal.* L. I, p. 2, 3.

Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsass begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hülfsquellen dieses Fürsten rechtfertigen einigermassen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heeresmacht droht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verliess ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren*.

Die einzige Erbinn *Karls des Kühnen,* Maria, die reichste Fürstentochter und die unselige Helena jener Zeit, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei grosse Prinzen, König *Ludwig der Eilfte* von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und *Maximilian von Oesterreich,* Kaiser *Friederichs des Dritten* Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum ersten Male fing dieser Welttheil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. *Ludwig,* der Mächtigere von beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstinn vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber, und entschied für *Maximilian,* dessen entlegnere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem Schönen, der *Maria* und *Maximilians* Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläufige Monarchie, welche *Ferdinand* und *Isabella* kürzlich gegründet hatten; und *Karl von Oesterreich,* sein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus der Leibeigenschaft empor, und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daseyn. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und an grossen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiss ermunterte, Fremdlinge anlockte, und Wohlstand und Ueberfluss unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die kriegerische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung heruntersah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zuflossen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Geleite, Brückengeld, Marktschoss, Heimfallsrecht u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpressten, waren zu grosse Lockungen für sie, als dass sie gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verdankten. Ihre eigene Habsucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Barbarei selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluss gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichthum Gewicht verschafften, und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erringen wussten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbare Ausrüstung nothwendig machten, wie den Produkten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der hinreissende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im eilften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluss der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniss der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beschworner Konstitution in die Rechte des Vaters. *

Der erste Gesetzgeber ist die Noth; alle Bedürfnisse, denen in dieser Konstitution begegnet wird, sind ursprüngliche Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später, als ihre Gewerbe. Der letzte Artikel in dieser Konstitution, welcher Ausländer von aller Bedienung ausschliesst, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältniss des Souverains zu dem Volke, das sich in jeder Provinz, und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntniss derselben verbanden. Beides konnte bei einem Fremdlinge nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so dass in Brabant kein Flämminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter Einem Oberhaupte vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoss Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, dass viele Mütter aus den angrenzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebären, und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben so, sagt *Strada,* wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreiche veredelt **.

* *Grotius.* L. I, 5.

** *De Bello Belgic. Dec.* L. I, II, 34. *Guicciardini Deser. Belg.*

* Ein Page, der ihn fallen gesehn, und die Sieger einige Tage nach der Schlacht zu dem Orte führte, rettete ihn noch von einer schimpflichen Vergessenheit. Man zog seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entstellt aus einem Sumpfe, worin er festgefroren war, und erkannte ihn mit vieler Mühe noch an einigen fehlenden Zähnen und den Nägeln seiner Finger, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Mensch. Aber dass es, dieser Kennzeichen ungeachtet, noch immer Ungläubige gab, die seinen Tod bezweifelten, und seine Wiedererscheinung entgegen sahen, beweist eine Stelle aus dem Sendschreiben, worin *Ludwig der Eilfte* die burgundischen Städte aufforderte, zur Krone Frankreichs zurückzukehren. Sollte sich, heisst die Stelle, Herzog *Karl* noch am Leben finden, so seyd ihr eures Eides gegen mich wieder ledig. *Comines.* T. III, *Preuves des Mémoires,* 495, 497.

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provinzialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband, und alle bürgerlichen und peinlichen Händel als die letzte Instanz entschied. Die Souverainetät der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode *Karls des Kühnen* versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzoginn zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war *. Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen grossen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souverainetätsrechte versicherte **. Der Uebermuth der Genter verging sich so weit, dass sie die Günstlinge der *Maria*, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu missfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen, und vor den Augen dieser Fürstinn enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzoginn *Maria* bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaate sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlinn übernahm *Maximilian* aus eigener Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht, und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschwornen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer Kaiser geworden war. Er legte den Provinzen ausserordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügges seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und römischen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiss in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampfe mit dem Ocean und den Mündungen reissender Flüsse, die gegen das niedrige Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle musste gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiss und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den grossen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleissige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir friesische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses muthige Volk unterstand sich sogar, ohne Kompass, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nördlichen Spitze Russlands zu steuern *. Von den wendischen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfing, als die Kreuzzüge den indischen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröffneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen, und in Deutschland die grosse Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Kompasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs der Küsten. Die baltischen Seehäfen waren in den Wintermonaten mehrentheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich **. Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Belt in Einer Jahrszeit nicht wohl beschliessen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermessliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhingen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ausdrücklich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkte des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Britten, Deutsche, Dänen und Schweden flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer setzte den Preis der Waaren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf, und wussten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter Einem Beherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeihte im Schoss eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren ***, das Ansehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck, und machte die Versuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebunde selbst zu entsagen, und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu ver-

* *Mémoires de Philippe de Comines*, T. I. 314.
** A. G. d. v. N. II. Th.

* Fischers Geschichte des d. Handels. 1 Th. 447.
** Anderson III. 86.
*** *Mémoires de Comines. L. III. Chap. V.*

folgen. Die hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mussten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen, und die spanischen Waaren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels, und die grosse Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Kauffahrteischiffe gezählt, welche auf einmal in den Hafen von Sluys einliefen *. Ausser der reichen Niederlage des Hansebundes waren hier noch fünfzehn Handelsgesellschaften mit ihren Comptoirs, viele Faktoreien und Kaufmannsfamilien aus allen europäischen Ländern. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden, und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese gingen mit hansischen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberdeutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verführt.

Es ist der ganz natürliche Gang der Menschheit, dass eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstande folgte. Das verführerische Beispiel *Philipps des Gütigen* konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Grossen, die der spanischen nachher zum Muster diente, und mit den burgundischen Gebräuchen an den österreichischen Hof zuletzt überging, stieg bald zu dem Volke herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide **. « Dem Ueberflusse, » sagt uns *Comines* (ein Schriftsteller, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste) « war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beiden Geschlechtern zu einem ungeheuern Aufwande getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung, wie hier, war der Luxus der Tafel bei keinem andern Volke noch gestiegen. Die unsittliche Gemeinschaft beider Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzten, hatten alle Schamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Grossen die Rede; der gemeinste weibliche Pöbel überliess sich diesen Ausschweifungen ohne Grenze und Mass ***. »

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermass dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarische Tugend, die beinahe das ganze damalige Europa darniederdrückten! Der burgundische Zeitraum schimmert wohlthätig hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich diese flandrischen Städte zu ihrem Verfalle. Gent und Brügges, von Freiheit und Ueberfluss schwindelnd, kündigen dem Beherrscher von eilf Provinzen, *Philipp dem Guten,* den Krieg an, der eben so unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlor in dem Treffen bei Havre viele tausend Mann, und musste den Zorn des Siegers mit einer Geldbusse von viermalhundert tausend Goldgülden versöhnen. Alle obrigkeitliche Personen und die vornehmsten Bürger dieser Stadt, zweitausend an der Zahl, mussten im blossen Hemde, barfuss und mit unbedecktem Haupte, dem Herzoge eine französische Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten. Bei dieser Gelegenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entrissen; ein unersetzlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482 kriegten sie nicht viel glücklicher mit *Maximilian von Oesterreich,* ihm die Vormundschaft über seinen Sohn zu entreissen, deren er sich widerrechtlich angemasst hatte; die Stadt Brügges setzte 1487 den Erzherzog selbst gefangen, und liess einige seiner vornehmsten Minister hinrichten. Kaiser *Friedrich der Dritte* rückte mit einem Kriegsheere in ihr Gebiet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehn Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbei leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den wichtigsten Beistand, deren Eifersucht durch den Flor der flandrischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener fingen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwei wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund beleidigt, der sie jetzt auch verliess, und sein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516 wanderten alle fremden Kaufleute aus, dass nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war *.

Antwerpen empfing im sechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter *Karls des Fünften* Regierung war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatze aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei **. Die Industrie der Nation war im Anfange dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüthe gestiegen. Der Acker- und Leinenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann; Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flandrischen und brabantischen Fleisses in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meere

* Anderson III. 257. 259. 260.

** *Philipp der Gütige* war zu sehr Verschwender, um Schätze zu sammeln; dennoch fand *Karl der Kühne* in seiner Verlassenschaft an Tafelgeschirre, Juwelen, Büchern, Tapeten und Leinwand einen grössern Vorrath aufgehäuft, als drei reiche Fürstenthümer damals zusammen besassen, und noch überdies einen Schatz von dreimal hundert tausend Thalern an baarem Gelde. Der Reichthum dieses Fürsten und des burgundischen Volkes lag auf den Schlachtfeldern bei Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweizerischer Soldat *Karln dem Kühnen* den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den grössten von Europa galt, der noch jetzt als der zweite in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweizer verhandelten das gefundene Silber für Zinn, und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Golstoff in Stücken: der Werth der Beute, die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drei Millionen geschätzt. *Karl* und sein Heer waren nicht wie Feinde, die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. *Comines I.* 255. 259.

*** *Mémoire de Philippe de Comines, T.I.L. I. C.* 2. *L. V. C.* 9, 291. Fischers G. d. d. Handels II. B. 193 u. s. f.

* Anderson. III Theil. 200. 314. 315. 316. 488.

** Zwei solcher Messen dauerten vierzig Tage, und jede Waare, die da verkauft wurde, war zollfrei.

mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten *. Den niederländischen Seemann unterschied das Eigenthümliche, dass er zu jeder Zeit des Jahrs unter Segel ging, und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Specereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen **. Hieher flossen die westindischen Waaren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleis bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die *Fugger* und *Welser* hieher. Hieher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waaren, und die englische Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen ***.

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts suchte eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubniss an, sich hier niederzulassen, und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel. Ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Erde. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und grössere Geschäfte, als in zwei ganzen Jahren Venedig während seiner glänzendsten Zeiten ****.

Im Jahr 1491 hielt der ganze Hansebund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahr 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhundert tausend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei, drittehalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen; kein Tag verfloss, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehrere Kutschen durch seine Thore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreissigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, dass die ausserordentlichen Steuern, die sie *Karl dem Fünften* zu seinen vielen Kriegen entrichten musste, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden *****.

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederlande eben so sehr ihrer Freiheit, als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkür eines räuberischen Fürsten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleisses versichern und ihm jene glückliche Zuversicht einflössen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schosse des Ueberflusses und der Freiheit reiften alle edlern Künste. Aus dem erleuchteten Italien, dem *Cosmus von Medicis* jüngst sein goldnes Alter wiedergegeben, verpflanzten die Niederländer die Mahlerei, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preis, und gab, gemeinschaftlich mit dieser, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer ihren Wohlstand hauptsächlich gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Tapetenwirkerei, die Oelmahlerei, die Kunst auf Glas zu mahlen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, wie *Guicciardini* behauptet, sind ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte man noch jetzt unter niederländischen Namen kennt. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden, und das Schicksal wollte, dass diese nützliche Kunst ein Jahrhundert nachher ihr Vaterland mit der Freiheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden sie ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige mechanische Künste und Manufakturen werden seyn, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu grösserer Vollkommenheit gediehen sind.

DIE NIEDERLANDE UNTER KARL V.

Bis hieher waren diese Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Konstitution umzustossen; selbst *Karls des Kühnen* verwegenem Geiste, der einem auswärtigen Freistaate die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebieten, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andere Erfahrung geben. Ausserdem besassen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere, als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichthümer, als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich Alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andere Werkzeuge und andere Hülfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewaffnen konnte *. *Karl der Fünfte* schaltete willkürlich in

* Anderson. III Theil. 155.

** Der Werth der Gewürz- und Apothekerwaaren, die von Lissabon dahingeschafft wurden, soll sich, nach Guicciardini's Angabe, auf eine Million Kronen belaufen haben.

*** Meteren. I Theil. I B. 12. 15.

**** Fischers G. d. d. Handels II. 593 u. s. f.

***** A. G. der vereinigten Niederlande. II Theil. 562. Fischers G. d. d. Handels. II, 595 u. s. f.

* Die unnatürliche Verbindung zweier so widersprechenden Nationen, wie die Niederländer und Spanier sind, konnte nimmermehr glücklich ausschlagen. Ich kann mich nicht enthalten, die Parallele hier aufzunehmen, welche *Grotius* in einer kraftvollen Sprache zwischen beiden angestellt hat. « Mit den anwohnenden Völkern, sagt er, konn-

seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts, als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs musste ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete, und je grösser die Meinung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde, desto ungerner musste er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr musste er gereizt werden, dieses Hinderniss zu besiegen. Schon eine grosse Tugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht *Karls* weckte zu gleicher Zeit das Misstrauen bei den Niederländern auf, das stets die Ohnmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republikanischen Geistes und die Anmassungen der Nation oft bis zum Missbrauche getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Scheine von Rechtmässigkeit schmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräusserten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muss. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reissender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean, und gegen ihre Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, dass sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glücke einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. *Karl der fünfte* führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach aussen, oder eine politische Handlung war, so musste er vor allen Dingen seiner Gliedmassen mächtig seyn, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritte trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er musste sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüssel niedersetzte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders, als schlimme Hüter einer Gerechtsame seyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegerischen Regierung nöthigte ihn, seine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mussten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war, nicht ertrotzen zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in den Niederlanden ist beinahe nur ein fortlaufendes Verzeichniss eingeforderter, verweigerter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Konstitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, liess in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilliget hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigten ihnen die grosse Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war insoweit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war; als *Karls* vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiss nicht verletzte, den er anzustrengen sich genöthigt sah. Glücklicherweise füh-

ten die Niederländer leicht ein gutes Vernehmen unterhalten, da jene eines Stammes mit ihnen und auf denselben Wegen herangewachsen waren. Spanier und Niederländer aber gehen in den meisten Dingen von einander ab, und stossen, wo sie zusammentreffen, desto heftiger gegen einander. Beide hatten seit vielen Jahrhunderten im Kriege geglänzt, nur dass letztere jetzt, in einer üppigen Ruhe, der Waffen entwöhnt, jene aber durch die italienischen und afrikanischen Feldzüge in Uebung erhalten waren. Die Neigung zum Gewinn macht den Niederländer mehr zum Frieden geneigt, aber nicht weniger empfindlich gegen Beleidigung. Kein Volk ist von Eroberungssucht freier, aber keines vertheidigt sein Eigenthum besser. Daher die zahlreichen, in einen engen Erdstrich zusammengedrängten Städte, durch fremde Ankömmlinge und eigne Bevölkerung vollgepresst, an der See und den grössern Strömen befestigt. Daher konnten ihnen, acht Jahrhunderte nach dem nordischen Völkerzug, fremde Waffen nichts anhaben. Spanien hingegen wechselte seinen Herrn weit öfter; als es zuletzt in die Hände der Gothen fiel, hatten sein Charakter und seine Sitten mehr oder weniger — schon von jedem Sieger gelitten. Am Ende aller dieser Vermischungen beschreibt man uns dieses Volk als das geduldigste bei der Arbeit, das unerschrockenste in Gefahren, gleich lüstern nach Reichthum und Ehre, stolz bis zur Geringschätzung Anderer, andächtig und fremder Wohlthaten eingedenk, aber auch so rachsüchtig und ausgelassen im Siege, als ob gegen den Feind weder Gewissen noch Ehre gälte. Alles dieses ist dem Niederländer fremd, der listig ist, aber nicht tückisch, der, zwischen Frankreich und Deutschland in die Mitte gepflanzt, die Gebrechen und Vorzüge beider Völker in einer sanftern Mischung mässigt. Ihn hintergeht man nicht leicht, und nicht ungestraft beleidigt man ihn. Auch in Gottesverehrung gibt er dem Spanier nichts nach; von dem Christenthum, wozu er sich einmal bekannte, konnten ihn die Waffen der Normänner nicht abtrünnig machen; keine Meinung, welche die Kirche verdammt, hatte bis jetzt die Reinigkeit seines Glaubens vergiftet. Ja, seine frommen Verschwendungen gingen so weit, dass man der Habsucht seiner Geistlichen durch Gesetze Einhalt thun musste. Beiden Völkern ist eine Ergebenheit gegen ihren Landesherrn angeboren, mit dem Unterschiede nur, dass der Niederländer die Gesetze über die Könige stellt. Unter den übrigen Spaniern wollen die Kastilianer mit der meisten Vorsicht regiert seyn, aber die Freiheiten, worauf sie selbst Anspruch machen, gönnen sie andern nicht gern. Daher die so schwere Aufgabe für ihren gemeinschaftlichen Oberherrn, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt unter beide Nationen so zu vertheilen, dass weder der Vorzug der Kastilianer den Niederländer kränke, noch die Gleichstellung des Letzern den kastilianischen Hochmuth beleidige. » *Grotii Annal. Belg. L. I.* 4- 5. *seq.*

ren die entgegengesetzte Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein *Marcus Aurelius* zum Ziele setzt, wird unter einem *August* und *Ludwig* gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, dass Handel die Stärke der Nation war, und ihres Handels Grundfeste — Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfnisse des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung *Karls des Fünften* für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die grosse Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstandes, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst, führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmässig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der letztere in Anarchie und Aufruhr hinüberschweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äusserste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuss aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben, und sich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand musste das Wachsthum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der grössten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Faktionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhitzt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur, und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnissvollen Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch mahlerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheile, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet; einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: die katholische Religion wird im Ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, musste die neue Lehre, welche *Luther* in Deutschland, und *Kalvin* in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche *Karl* in diese Länder einführte, und die grosse Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein grosser Theil des niederländischen Adels studirte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Douai aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studirende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten geschlossenen Volke konnten diese ersten Keime erdrückt werden. — Der Zusammenfluss so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten musste ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen, und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettelei das verächtlichste Laster war, musste ein Orden des Müssiggangs, der Mönchsstand, lange anstössig gewesen seyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, dass sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellern Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Missbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten *.

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Secte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwogen hierinnen die Ausländer bei Weitem die gebornen Niederländer. *Karl der Fünfte,* der bei dieser grossen Glaubenstrennung die Partei genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als dass der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wiederauflebende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grenzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man Anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmässigsten und nothwendigsten Bande zerreissen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mussten jetzt dem abenteuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen

* A. G. d. v. Niederlande. II Theil, 599. Siehe die Note.

müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts, als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft, und wurde mit ihr verwechselt. *Luther* hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hiess jetzt *Lutheraner*. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe; die ungeheuersten Verbreeher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, dass eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, dass er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl musste sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen liess, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während dass er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung versicherte, liess er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bei strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondere Gerichte niedergesetzt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meinungen hegte, war, ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet, oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilssprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine Irrthümer abschwur, hatte nichts dabei gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart *.

Die Lehnsgüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht ausserhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So musste die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freiheiten, die dem weltlichen Arme unverletzlich waren, mit heiligem Griffe ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten **.

Karl der Fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte nun Alles wagen zu dürfen, und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute stunden im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke stunden stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn *Karl der Fünfte*, durch die Vorstellungen der Statthalterinn überführt, diesen gefährlichen Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunale wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquisition gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, dass während *Karls des Fünften* Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind *.

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wüthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. *Karls* gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Grösse erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Namens schloss ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere, und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die nunmehr Einen Beherrscher mit ihnen theilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten, und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt, und diesem Staate einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europens an die Seite setzte **. Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede liess sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ernten. *Karl* war also ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf sie zurückfloss, ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrika's um-

* *Thuan. Hist. P. I. L. VI.* 500. *Grot. L. I.*
** A. G. d. v. N. II. B. 547.

* Meteren. 1 Th. 1. Buch. 56. 57. *Grot. Annal. Belg. L. I.* 12. Der letztere nennt hunderttausend. A. G. d. v. N. II. Th. 519.

** Er war auch einmal Willens, ihn zu einem Königreiche zu erheben; aber die wesentlichen Verschiedenheiten der Provinzen unter einander, die sich von Verfassung und Sitte biss zu Mass und Gewicht erstreckten, brachten ihn von diesem Vorsatze zurück. Wesentlicher hätte der Dienst werden können, den er ihnen durch den burgundischen Vertrag leistete, worin ihr Verhältniss zu dem deutschen Reiche festgesetzt wurde. Diesem Vertrage gemäss sollten die siebenzehn Provinzen zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des deutschen Reichs zweimal so viel, als ein Churfürst, zu einem Türkenkriege dreimal so viel beitragen: dafür aber den mächtigen Schutz dieses Reichs geniessen, und an keinem ihrer besondern Vorrechte Gewalt leiden, die Revolution, welche unter seinem Sohne die politische Verfassung der Provinzen umänderte, hob diesen Vergleich wieder auf, der, des geringen Nutzens wegen, den er geleistet, keiner weitern Erwähnung verdient.

gab, erschreckte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heisse Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnisse, zu zehen verschiedenen Malen besuchte, hielt die Missvergnügten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souverainen Gewalt. *Karl* endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schosse er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniel, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein schelsüchtiger Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gern mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während dass seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthume wühlten, während dass seine Statthalter pressten, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gern hätte *Karl* diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn *Philipp* forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde liess er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare Organe der Willkür behandelt, und durch jede Aeusserung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren, und unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchsthums erwachsen, forderte er auch von Andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschaft verwundeten. Er sprach keine andere, als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person, und hing mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, dass der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen *. — *Philipps* Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergiessungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beifalls in seine Mienen locken **.

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämmingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuss nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an; sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an dies Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernst seines Sohnes desto widriger zu erheben. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf- und niederwälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem *Karl der Fünfte* herunterstieg. Vor einer feierlichen Versammlung in Brüssel löste er die Generalstaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König *Philipp,* seinen Sohn. « Wenn Euch mein Tod » (beschloss er endlich gegen diesen) « in den Besitz dieser » Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares » Vermächtniss schon einen grossen Anspruch auf » Eure Dankbarkeit geben. Aber jetzt, da ich sie Euch » aus freier Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, » um Euch den Genuss derselben zu beschleunigen; » jetzt verlange ich von Euch, dass ihr diesen Völkern bezahlet, was Ihr mir mehr dafür schuldig zu » seyn glaubt. Andere Fürsten wissen sich glücklich, » mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre » Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch » selbst mit geniessen, ich will Euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beispiele folgen, wenige sind mir darin vorangegangen. Aber » meine Handlung wird lobenswürdig seyn, wenn » Euer künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt, » wenn Ihr nie von der Weisheit weichet, die Ihr » bisher bekannt habt, wenn Ihr in der Reinigkeit » des Glaubens unerschütterlich verharret, der die » festeste Säule Eures Thrones ist. Noch eines setze » ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem » Sohne beschenkt haben, dem Ihr die Herrschaft » abtreten könnet — aber nicht müsset. »

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete *Philipp* vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum stand. Es war eine unvergessliche Stunde *.

Diesem rührenden Gaukelspiele folgte bald ein anderes. *Philipp* nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: « Ich, *Philipp,* » von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beiden Si- » cilien u. s. f. gelobe und schwöre, dass ich in den » Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein » guter und gerechter Herr seyn, dass ich aller Edeln, » Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und » Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verlie- » hen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Her- » kommen, Gebräuche und Rechte, die sie jetzt über- » haupt und insbesondere haben und besitzen, wohl » und getreulich halten und halten lassen, und ferner » Alles dasjenige üben wolle, was einem guten und » gerechten Prinzen und Herrn von Rechts wegen » zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine » Heiligen **! »

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeflösst hatte, und das Misstrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesforme sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfasst war, als *Karl der Fünfte* selbst und alle burgundischen Herzoge sie beschworen haben. *Philipp* musste nunmehr auch die Aufrechthaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände

* Die Stadt Antwerpen allein verschwendete bei dieser Gelegenheit 260,000 Goldgulden. Meteren. 1 Th. 1 B. 21. 22.

** A. G. d. v. N. II. 512.

* *Strad. Dec. I. L. I.* 4. 5. Meteren. 1 Buch, 28. *Thuan. Hist. P. I. L. VVI.* 769.

** A. G. d. v. Niederlande. II. Theil. 515.

ihm leisteten *, wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beistand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. *Philipp* endlich wird in diesem Huldigungseide der Stände nur der natürliche, der geborne Fürst, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte. Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Grossmuth des neuen Landesherrn bildete!

PHILIPP DER ZWEITE,

BEHERRSCHER DER NIEDERLANDE.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften, den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxembourg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen, und den fünf Herrlichkeiten Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, welche verbunden einen grossen und mächtigen Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in Amerika. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammengenommen kaum den fünften Theil Italiens betragen, und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuss und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Bollwerke fest, und ohne Mauern geschlossen, sechstausend dreihundert grössere Flecken, geringere Dörfer, Meiereien und Bergschlösser ohne Zahl, vereinigen dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft **. Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiss und Ueberfluss hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgehellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geistes erschien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengern Himmel gekältet, lässt die Leidenschaften hier weniger stürmen; Gleichmuth, Mässigkeit und ausdauernde Geduld, Geschenke dieser nördlichern Zone; Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube, die nothwendigen Tugenden seines Gewerbes und seiner Freiheit liebliche Früchte; Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanftern Mischungen mit menschlichern Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gaukler oder Tyrannen. Nirgends ist die Volksstimme eine so unfehlbare Richterinn der Regierung, als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlichern Probe versuchen, und sieche gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

* Ebendaselbst. 516.

** *Strad, Dec. I. L. I.* 17. 18. *Thuan. II.* 48.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und ausdauern, wenn das dringende Bedürfniss seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schonende Verwaltung seine Quellen eröffnete. *Karl der Fünfte* verliess seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemässigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republikanische Macht erhoben, und diese zusammengesetzte Maschine konnte nunmehr beinahe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in seinen Kriegen, oder buhlte in Aemtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Vertheilerinn war. Neue Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einfalt republikanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürftige Unabhängigkeit einer wollüstigen lachenden Sclaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken, oder zu plündern, war eine mächtigere Reizung für die Habsucht und den Ehrgeiz der Grossen, als den hundertsten Theil der Souverainetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein grosser Theil des Adels war überdies in Armuth und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwande von Ehrenbezeigungen hatte schon *Karl der Fünfte* die gefährlichsten Vasallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde *Wilhelm von Oranien* mit der Kaiserkrone nach Deutschland, und Graf *von Egmont* nach England geschickt, die Vermählung *Philipps* mit der Königinn *Maria* zu schliessen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog *von Alba* nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Madame *Elisabeth* zu stiften. Die Unkosten dieser Reise beliefen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersetzte. Als der Prinz *von Oranien,* an der Stelle des Herzogs *von Savoyen,* Feldherr geworden war, musste er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandten oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Grossen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste, und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch sinnreichere Mittel erfunden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den kastilianischen Grossen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete, und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unauslöschlichen Schimpf gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu übertreffen, und erschöpfte in diesen theuern Wettkämpfen sein Vermögen, indessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte, und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mässigkeit wieder gut machte. Mit jedem Ankömmlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut zu nutzen verstand. Freilich schlugen diese Künste nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Neuerung günstiger, weil derjenige, welcher Alles verloren, in der allgemeinen Verwüstung nur zu gewinnen hat *.

* *Reidanus. L. I.* 11.

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht, und musste es seyn. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten. Der bürgerliche Druck macht die Religion nothwendiger und theurer; blinde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, bequemen Glauben, und mit Wucher erstattet dem Despotismus die Hierarchie seine Dienste wieder. Die Bischöfe und Prälaten im Parlamente waren eifrige Sachwalter der Majestät, und immer bereit, dem Nutzen der Kirche, und dem Staatsvortheile des Souverains das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Besatzungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionsgezänke und Faktionen getrennt, und ihrer mächtigsten Stütze so ungewiss waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Uebergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer musste das Versehen seyn, wodurch es zu Grunde ging.

So gross *Philipps* Einfluss in diesen Ländern war, so grosses Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfboden wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg, und noch mehr durch innere Faktionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhuben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatze der Abscheulichkeit und des Elends gemacht hat. Kaum konnte *Elisabeth von England* ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue noch unbefestigte Kirche gegen die verborgenen Versuche der Vertriebenen schützen. Erst auf ihren schöpferischen Ruf sollte dieser Staat aus einer demüthigen Dunkelheit steigen, und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich darniederringt, von der fehlerhaften Politik dieses Letztern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das spanische geknüpft, und das wachsende Kriegsglück *Solimanns* zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa. Dankbarkeit und Furcht versicherten *Philipp* die italienischen Fürsten, und das Konklave beherrschten seine Geschöpfe. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht, oder fingen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldene Tribut, der nun erst anfing, regelmässig und sicher aus Westindien einzulaufen — welche furchtbaren Werkzeuge in der festen und steten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König *Philipp* seine Regierung.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun, und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süsseste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war Beides schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Manne erscheint sie als Trösterinn, als Erretterinn; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um *so* tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. *Karl der Fünfte* eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; *Philipp* that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener liess um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; *Philipp* entschliesst sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der Erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Massregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Klassifikation seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blicke die Uebersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in iede Menschenbrust gesäet; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirket. Jetzt gibt es eine Grenze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitenden Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung. *Philipp* musste um so viel mehr Despot seyn, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er musste sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. Was folgt aus diesem Allem? *Philipp der Zweite* konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil Er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man ge-

wöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. *Philipp* zählte beinahe dreissig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte, und mit grössern Hoffnungen nur allzuvertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen, tragen; das überlegene Genie des Vaters, und die Willkür des Alleinherrschers musste den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleinern Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süsse Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Uebergange anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regierung im Rausche einer müssigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten, um durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

DAS INQUISITIONSGERICHT.

Philipp der Zweite sahe sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem grossen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte: ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigener Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr *Innocentius der Dritte* einen eigenen Richterstuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu seyn, dass kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der sekularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch sass bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschliessen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung *Karls des Fünften* damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in ausserordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden *.

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge, und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit grösserer Theil, von dem geliebten Himmelsstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiele verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an christlichen Altären fort, seinem *Mahomed* und *Moses* zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Throne nicht gewisser, als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äusserliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen: es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten, und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so musste sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie musste die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs Innigte geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele musste sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen, und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung musste

* *Hopper mémoires d. Troubles des Pays-Bas in Vita. Vigl.* 65. *sq.*

jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur musste die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlichen Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal *Ximenes* zum Stifter; ein Dominikanermönch, *Torquemada,* stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heisst ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemählden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart, und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Messgewande, und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein heiliges Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemahlt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen, und scheussliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schliesst sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschliessen den schauerlichen Zug. Man glaubte eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Grossinqnisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt? *.

Die grosse Glaubensrevolution durch *Luther* und *Kalvin* brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben; und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniss der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an, sie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuss setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergisst man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf einem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelstriche, worin sie einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte *Karl der Fünfte* im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode *Adrians des Sechsten* bestellte sein Nachfolger, *Clemens der Siebente*, drei Inquisitoren für alle niederländischen Provinzen, und *Paul der Dritte* setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahr 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sahe sich *Karl der Fünfte* durch das schnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war, nach dem Genius des Landes, menschlicher, als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstössig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schien, und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniss hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte *Philipp* einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seyn schien, den Geist dieses Volks zu verderben, und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkürlicher, und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale

* *Burgund. Histor. Belg.* 126. 127. *Hopper.* 65. 66. 67. *Grot. Annal. Belg. L. I.* 8. 9. *sq. Essai sur les Mœurs. T. III. Inquisition.*

zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Blosser Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schosse der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniss berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Delinquent seinen Kläger, und sehr selten sein Verbrechen : ein ruchloser teuflicher Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdrusse einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen, oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mussten unnatürlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes, war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst; alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Misstrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst, und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine grosse blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen, und auseinandergeworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist *.

ANDERE EINGRIFFE

IN DIE

KONSTITUTION DER NIEDERLANDE.

Kein Wunder, dass ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsamern Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den er einflösste, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde, und, der Reichskonstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. *Karl dem Fünften* hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einsah, und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüstungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhassten Hierarchie. Eine ansehnliche Reiterei, von Eingebornen errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend, und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubsucht dieser Spanier, die noch grosse Rückstände zu fordern hatten, und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bewog, sie von den Grenzen zusammenzuziehen, und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermessenheit so weit, dass die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlassen wollten, als länger von dem viehischen Muthwillen dieser rasende Bande leiden *.

Sehr gern hätte *Philipp* diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Edikten mehr Kraft zu geben, und die Neuerungen zu unterstützen, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährmänner der allgemeinen Ruhe, und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Desswegen liess er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichsstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hülfsmittel der Chikane und Ueberredung. Bald fürchtet er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das von wüthenden Faktionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann; bald sollen sie seinen Sohn *Don Carlos* an der Grenze in Empfang nehmen, den er nie Willens war, aus Kastilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eignen Chatoulle alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserm Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiss ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig befriedigte, gewiss würde vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern, und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblingen des Volks, dem Prinzen *von Oranien* und dem Grafen *von Egmont*, den Oberbefehl über diese Truppen an; beide aber schlugen seinen Antrag aus, mit der edelmüthigen Erklärung, dass sie sich nie entschliessen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König blicken liess, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestunden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent musste er mitten im Kreise seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit hören. « Wozu fremde Hände zu unserm Schutze? » sagte ihm der Syndikus von Gent. « Etwa damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu vertheidigen? Warum haben wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärfte die Nothwendigkeit unsere Geduld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Leiden. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da deine eigene Gegenwart nicht so viel vermocht hat? Hier stehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen, und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum hast du uns doch nicht Frieden gegeben, dass unsere Städte zu Einöden werden,

* *Grotius. L. I.* 9. 10.

* Allg. G. der v. Niederlande, III Band. 21 Buch. S. 25 u. s. f.

wie sie nothwendig werden müssen, wenn du sie nicht von diesen Zerstörren erlösest? Vielleicht willst du dich gegen Ueberfall unserer Nachbarn verwahren? Diese Vorsicht ist weise, aber das Gerücht ihrer Rüstung wird lange Zeit ihren Waffen voran eilen. Warum mit schweren Kosten Fremdlinge miethen, die ein Land nicht schonen werden, das sie morgen wieder verlassen müssen? Noch stehen tapfere Niederländer zu deinen Diensten, denen dein Vater in weit stürmischern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willst du jetzt ihre Treue bezweifeln, die sie so viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten sie nicht vermögend seyn, den Krieg so lange hinzuhalten, bis deine Bundsgenossen unter ihre Fahnen eilen, oder du selbst aus der Nachbarschaft Hülfe sendest?» Diese Sprache war dem Könige zu neu und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als dass er sie sogleich hätte beantworten können. « Ich bin auch ein Ausländer; » rief er endlich, « will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen? » Sogleich stieg er vom Throne und verliess die Versammlung, aber dem Sprecher war seine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf liess er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewusst hätte, dass diese Truppen ihnen zur Last fielen, so würde er schon Anstalt gemacht haben, sie gleich selbst mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre dieses freilich zu spät, weil sie unbezahlt nicht abreisen würden; doch verspreche er ihnen auf das Heiligste, dass diese Last sie nicht über vier Monate mehr drücken sollte. Nichts desto weniger blieben diese Truppen statt dieser vier Monate noch achtzehn im Lande, und würden es vielleicht noch später verlassen haben, wenn das Bedürfniss des Reichs sie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte. *

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigsten Aemter des Landes veranlasste neue Klagen gegen die Regierung. Von allen Vorrechten der Provinzen war keines den Spaniern so anstössig, als dieses, welches Fremdlinge von Bedienungen ausschliesst, und keines hatten sie eifriger zu untergraben gesucht **. Italien, beide Indien, und alle Provinzen dieser ungeheuern Monarchie waren ihrer Habsucht und ihrem Ehrgeize geöffnet; nur von der reichsten unter allen schloss sie ein unerbittliches Grundgesetz aus. Man überzeugte den Monarchen, dass die königliche Gewalt in diesen Ländern nie würde befestigt werden können, so lange sie sich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Bischof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flamändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt sollte auch der Graf von *Feria,* ein Kastilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber diese Unternehmung fand einen herzhaftern Widerstand als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten lassen, und seine despotische Allmacht scheiterte diesmal an den Künsten *Wilhems von Oranien,* und der Festigkeit der Staaten ***.

* *Burgund. L. I. p.* 38. 39. 40. *Reidan. L. I. p.* 1. Meteren. 1 Theil. 1 Buch. 47.

** *Reidan. L. I. p.* 1.

*** *Grot. Annal. L. I. p.* 13.

WILHELM VON ORANIEN

UND

GRAF VON EGMONT.

So kündigte *Philipp* den Niederlanden seine Regierung an, und dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriffe stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so Vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Erinnerer fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Rüstungen *Solimanns* zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog *Emanuel Philibert von Savoyen* hatte seit der Abdankung der Königinn *Maria von Ungarn* diese Stelle bekleidet, welche aber, so lange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluss gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amte in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wornach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herzogs erledigt, den der Friede von Chateau-Cambresis wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden musste, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delikater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewagten Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausführung von ihm abhängen sollte, mussten nothwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig seyn kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören, denn die Eifersucht eines Brabanters würde einem Flamänder, der eine halbe Meile von seiner Grenze zu Hause wäre, kein grösseres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Erde und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Krone selbst einen niederländischen Bürger zu begünstigen. Ein geborner Brabanter, zum Beispiel, dessen Vaterland sich mit uneingeschränkterem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ehe ein Ausländer das Misstrauen überwand, das über seine geringfügigsten Handlungen wachte. Hatte die Regierung in Einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersetzung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das Strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren wusste, war für alle andern verloren.

Unter den niederländischen Grossen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem Grafen *von Egmont* und dem Prinzen *von Oranien* getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt, und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem

Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigsten suchte, so musste es nothwendig auf Einen von diesen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Ausser verschiedenen reichen Ländern in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besass er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. *Wilhelm* ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfinn *Stollberg* geboren. Sein Vater, der Graf *von Nassau*, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen liess; *Karl der Fünfte* aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und liess ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen grossen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, dass er als Knabe schon angefangen haben musste, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, dass dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre als, als *Karl* die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschliessung aller Grossen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder *Ferdinand* die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang liess ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hat, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschliessen. *Philipp*, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch *Karl der Fünfte* diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. *Wilhelm von Oranien* gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie *Cäsar* sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbarn, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein grösserer Meister, als *Wilhelm*; nicht dass er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen liess, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluss reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. *Wilhelm* zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthalsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das grosse Zaubermittel der Demagogen, war die Göttinn seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als *Wilhelm der Verschwiegene*. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmass zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt,

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem misstrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. *Philipp der Zweite* schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem

sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber *Wilhelm* hatte noch einen andern Berührungspunkt mit *Philipp dem Zweiten,* welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. *Philipp* hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten hasste, und so unnatürlich fürchtete,

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefasst hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. *Wilhelm* glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, dass ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, dass ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verliess. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht *.

Diese allgemeinen Gründe des Misstrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. *Wilhelm* war als Geissel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit *Heinrichs des Zweiten,* der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nah anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände **. *Philipp* wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über *Wilhelms* Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Grossen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der grösste der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

Nicht minder edeln Stammes, als *Wilhelm,* war *Lamoral,* Graf *von Egmont,* und Prinz *von Gavre,* ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter *Maximilian* die Statthalterschaft über Holland verwaltet. *Egmonts* Vermählung mit der Herzoginn *Sabina von Bayern* erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. *Karl der Fünfte* hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vliesses geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniss der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes gross, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung *Egmonts* war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. *Egmont* besass mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der blosse Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. *Egmont* vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als *Oranien,* aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, *Egmont* in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lobe überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie *Cäsar* seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war *Egmont*. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süssen Bewusstseyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. *Wilhelm von Oranien* brach mit dem Thron,

* *Strad. Dec. I. L. I. p.* 24 und *L. III. p.* 55. *sq. Grot. Annal. L. I. p.* 7. *Reidan. L. III.* 59. *Mœurs. Guil. Auriac. L. I. p.* 2. *sq. Burg.* 65. 66.

** *Strada. Dec. I.L. III. p.* 56. *Thuan. I.* 1010. *Reidan. L. I. p.* 2.

weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; *Egmont* war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, *Egmont* ist nie mehr als ein Fläminger gewesen *.

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterschaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu seyn. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für *Egmont* als für *Oranien,* und wenn dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten *Philipp* bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für Einen von Beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloss; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. *Philipp* konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. *Egmonts* Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hiess es, übergehe Beide, weil er keinen vorziehen möge **.

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen *von Oranien* die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluss in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch *Christina,* Herzoginn von Lothringen, und Muhme des Königs, die sich als Mittlerinn des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. *Wilhelm* hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, dass er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzoginn *Christina* wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hiess, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr desswegen, weil [illegible] niederländischen Volke und dem Prinzen *von Oranien* willkommen war ***.

MARGARETHA VON PARMA,

OBERSTATTHALTERINN DER NIEDERLANDE.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzoginn *Margaretha von Parma,* von dem Könige aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter *Karls des Fünften,* von einem niederländischen Fräulein *Vangeest* 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie Anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit, als Ehre besass, war nicht sehr besorgt, das Geheimniss ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaisertochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterinn *Margaretha,* ihrer Grosstante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor, und mit ihrer Nachfolgerinn, der Königinn *Maria von Ungarn,* einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen *von Ferrara* verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie *Alexandern von Medicis,* dem neuen Herzoge von Florenz, zur Gemahlinn, welche Vermählung auch wirklich, nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Afrika, in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahre einer unglücklichen Ehe entreisst ihr ein gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum dritten Male muss ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. *Octavius Farnese,* ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote *Pauls des Dritten,* erhält mit ihrer Person die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautschatz, und *Margaretha* wird, durch ein seltsames Schicksal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispiele ihrer Erzieherinn, der Königinn von Ungarn, und ihrer Urgrosstante, der Herzoginn *Maria von Burgund,* die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche Jägerinn, und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, dass sie alle Strapazen dieser Lebensart, trotz einem Manne, ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig Grazie, dass man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Grenzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Die so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den *Ignatius Loyola,* ihr Gewissensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte, in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Bussübungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, dass sie in der Charwoche jedes Jahr einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das Schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füsse wusch, sie bei Tische, wie eine Magd, bediente, und mit reichen Geschenken entliess.

Es braucht nicht viel mehr, als diesen letzten Charakterzug, um den Vorzug zu begreifen, den ihr der König, vor allen ihren Nebenbuhlern, gab; aber seine Vorliebe für sie wurde zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. *Margaretha* war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt, und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigenthümliche Volk am besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt, und nachher in der italienischen Schule zu grösserer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehrern Jahren an weibliche Regierungen

* *Grotii Annal. L. I. p. 7. Strad. L. I. p.* 23 und *L. III.* 84.
** *Strad. Dec. I. L. I.* 24. *Grot. Annal. p.* 12.
*** *Burgund. L. I.* 23. *sq. Strad. Dec. I. L. I.* 24. 25.

gewöhnt, und *Philipp* hoffte vielleicht, dass das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, dass er den Herzog *von Parma*, dem er damals eine Bitte abschlagen musste, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlinn verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzoginn von seinen italienischen Staaten umfangen, und zu jeder Zeit seinen Waffen blossgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch *Alexander Farnese*, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue, an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof *von Arras* und der Herzog *von Alba* sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitwerber hasste oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die grosse Befriedigung ahnete, die in dem schwankenden Gemüthe dieser Fürstinn für sie bereitet lag *.

Philipp empfing die neue Regentinn mit einem glänzenden Gefolge an der Grenze des Landes, und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, so bald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verliess, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen, und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine grössere Sanktion und gesetzmässige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnissvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eilf neue Ritter des goldnen Vliesses, liess seine Schwester auf einem Stuhle neben sich niedersitzen, und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherinn. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelegten Steuern, und die gesetzwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf diesem Reichstage in Bewegung, und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs *von Arras* zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade für's Künftige, und empfahl den Ständen noch einmal aufs Ernstlichste die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mässigung ve walten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterinn, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rathe gezogen, und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht und ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sey. Er ermahne sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren, und seiner Schwester, der Herzoginn, wie ihm selbst, zu gehorchen. Sollten, schloss er, unerwartete Hinderungen sich seiner Wiederkunft entgegensetzen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den Prinzen *Karl*, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residiren sollte *.

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volke, meinten sie, müsse nach seinem Nationalcharakter begegnet werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Leibeskonstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unerträglich fallen würde. Nimmermehr, setzten sie hinzu, würden sich die Fläminger zu einem Joche verstehen, worunter sich Spanier vielleicht geduldig beugten, und, wenn man es ihnen aufdringen wollte, lieber das Aeusserste wagen. Diese Vorstellung unterstützten auch einige Räthe des Königs, und drangen ernstlich auf Milderung jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber *Philipp* blieb unerbittlich. Lieber nicht herrschen, war seine Antwort, als über Ketzer **.

Nach einer Einrichtung, die schon *Karl der Fünfte* gemacht hatte, waren der Oberstatthalterinn drei Rathsversammlungen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der Reichsgeschäfte theilten. So lange *Philipp* selbst in den Niederlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erste von ihnen, der Staatsrath beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Heft der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrathe, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, sassen der Bischof *von Arras*, der Prinz *von Oranien*, der Graf *von Egmont*, der Präsident des geheimen Raths, *Viglius von Zuichem von Aytta*, und der Graf *von Barlaimont*, Präsident des Finanzraths. Alle Ritter des goldnen Vliesses, alle Geheimeräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des grossen Senats zu Mecheln, der schon durch *Karl den Fünften* dem geheimen Rathe in Brüssel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterinn ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes, und fertigte die Begnadigungsscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterschaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf *von Egmont;* Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland, mit der Grafschaft Burgund, der Prinz *von Oranien;* der Graf *von Aremberg* Ostfriesland, Oberyssel und Gröningen; der Graf *von Mansfeld* Luxemburg; *Barlaimont* Namur; der Marquis *von Bergen* Hennegau, Chateau-Cambresis und Valenciennes; der Baron *von Montigny* Tournay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. *Philipp von Montmorency*, Graf von Hoorn, dem der Graf *von Megen* in der Statthalterschaft über Geldern und Zütphen gefolgt war, wurde

* *Burgund. L. I.* 23 *seq. Strad. Dec. I. L.* 24. bis 30. Meteren. II. B. 61. *Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-Bas* (*autore Hoppero*) *T. II. Vita Vigl.* 18. 19.

* *Burg. L. I.* 34. 37. A. G. d. v. N. III. B. 25. 26. *Strad. L. I.* 32.

** *Bentivogl. Libr. I. p.* 10.

als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Vliesses und Mitglied des Staatsraths. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Kommando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtssachen nichts zu sagen hatte. Brabant allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterinn, welche, dem Herkommen gemäss, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitze erwählte. Die Einsetzung des Prinzen *von Oranien* in seine Statthalterschaften geschah eigentlich gegen die Konstitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Ländereien, die er in den Provinzen zerstreut besass, oder als Vormund seines Sohnes verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande, und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine Gesinnungen, ersetzten an wirklichem Anspruche, was ihm an einem zufälligen abging *.

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollzählig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Eskadronen vertheilt, über welche, ausser den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog *von Arschot,* die Grafen *von Hoogstraten, Bossu, Roeux* und *Brederode* den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebenzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu grössern Unternehmungen hinreichte, so war sie doch zur Aufrechthaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war geprüft, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet **. Ausser ihr sollte auch noch Fussvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienste, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche so viel Beschwerde geführt wurde, standen unter zwei spanischen Anführern, *Mendoza* und *Romero,* und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Grossen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen *von Egmont* und *Wilhelm von Oranien* oben an. So tief schon damals der Hass gegen diese beiden, und gegen den Letztern besonders, bei ihm Wurzel gefasst hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war, und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Beider Güter wurden steuerfrei erklärt ***, die einträglichsten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Kommando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war, wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wusste er ihn insgeheim desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, dass eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasallen zu kühnern Anschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwischen ihm und einer Prinzessinn dieses Hauses zu Stande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war: eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat *. Der Hass gegen diesen gewann es sogar einmal über seine angeborne Verstellungskunst, und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir *Philipp den Zweiten* gänzlich verkennen. Als er zu Vliessingen an Bord ging, und die Grossen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergass er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mässigung, dass nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den rechtmässigsten Beweggründen gethan. Nein, sagte *Philipp,* indem er seine Hand ergriff, und sie heftig schüttelte, nicht die Staaten, sondern Sie! Sie! Sie! Der Prinz stand verstummt, und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise, und ging nach der Stadt zurück **. So machte Privathass die Erbitterung endlich unheilbar, welche *Wilhelm* gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufforderung brachte zuletzt das grosse Unternehmen zur Reife, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entrissen hat.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch so gnädig entliess. Die gesetzmässige Form eines Reichstags, diese Willfährigkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefälligkeit, die wichtigsten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen *von Feria* aus dem Staatsrathe wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, deren sich seine Grossmuth in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistande, wo möglich, die grosse Schuldenlast zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden haftete. Dadurch, dass er sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wusste, in welchen Händen er sie liess. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglücklichen Volke zugedacht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländischen Adel mehr geschmeichelt, als wirklicher Einfluss gegeben. Der Geschichtschreiber *Strada,* der von Allem, was die Oberstatthalterinn betraf, aus ihren eigenen Papieren unterrichtet seyn konnte ***, hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruktion aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heisst es darin unter Anderm, dass die Räthe durch Faktionen getheilt, oder, was noch schlimmer wäre, durch Privatkonferenzen vor der Sitzung gerüstet und mit einander verschworen seyen, so sollte sie die ganze Rathsversammlung aufheben, und in einem engern Ausschusse eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engern Ausschusse, den man die Konsulta nannte, sassen der Bischof *von Arras,* der Präsident *Viglius* und der Graf *von Barlaimont*. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine

* Meteren. I. Band. I. Buch. 46. *Burgund. L. I. p.* 7. 25. 30. 34. *Strad. L. I.* 20. *sq.* A. G. d. v. N. III. 21.

** *Burgund. L. I.* 26. *Strad. L. I.* 21. *sq. Hopper.* 18. 29. folgend. *Thuan. T. II.* 489.

*** Wie auch des Grafen *von Hoorn.* A. G. d. v. N. III B. 8.

* *Watson. T. I.* 137.

** *Vie et Généalogie de Guillaume I, prince d'Orange.*

*** *Strad. L. II.* 49 und *L. I.* 81.

raschere Entschliessung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen: so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen, und selbst die republikanische Freiheit sie dulden. Bei grossen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinander stürmen, kann selten ein Rathsschluss mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefasst werden, wie noch wohl in einem engern Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, dass bei einer zahlreichen Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterinn in Ausübung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnung gestimmt hätten, nachdrücklich anzuhalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, eben so bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Verfechter gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Unwissenheit erhalten, sondern auch den Privatgezänken der Mitglieder steuern, und bei der Stimmengebung eine grössere Freiheit einführen *.

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte *Philipp* die Niederlande niemals ruhig verlassen können, so lange er die Obergewalt im Staatsrathe und den Gehorsam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wusste; um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen, und sich zugleich der Statthalterinn zu versichern, unterwarf er sie selbst, und in ihr alle Rechtsangelegenheiten, der höhern Einsicht des Bischofs *von Arras,* in welchem einzigen Manne er der furchtbarsten Kabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzoginn, als an ein untrügliches Orakel der Majestät, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war *Granvella* die einzige Ausnahme, die das Misstrauen *Philipps des Zweiten* erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wusste, konnte er in Segovien schlafen. Er verliess die Niederlande im September des Jahrs 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo, in Biscaya, gerettet ans Land stieg, und seine finstere Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abscheuliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwischte in seinem Betstuhle zu Madrid den Bitten und Klagen und Verwünschungen seines Volks **.

KARDINAL GRANVELLA.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtl. Niederlande, den uns der Hass seiner Zeitgenossen unter dem Namen des *Kardinals Granvella* verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besançon, in der Grafschaft Burgund, geboren. Sein Vater, *Nicolaus Perenot,* eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eigenes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzoginn *Margaretha von Savoyen,* damaliger Regentinn der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er *Karl dem Fünften* als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm, und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Kabinette des Kaisers, bekleidete die Würde seines Geheimenraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen, und erwarb sich ein grosses Vermögen*. Seine Würden, seinen Einfluss und seine Staatskunst erbte *Anton Perenot,* sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der grossen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. *Anton* hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, dass er sich durch eigene Kraft auf dem Platze behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser, als seinen Bevollmächtigten, auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier liess er die Erstlinge seiner Beredsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so grosse Obergewalt über zwei Könige gab**. *Karl* bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem grössten Beifalle seines Monarchen beendigte, und als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überliess, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem grössten Meisterstücke seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzugleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzoginn *von Lothringen* 1558 zwischen den französischen und spanischen Ministern in Peronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Kardinal *von Lothringen* die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Cambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mit arbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein tiefdringender, vielumfassender Verstand, eine seltene Leichtigkeit in verwickelten grossen Geschäften, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war mit lasttragendem Fleisse und nie ermüdender Geduld, das unternehmendste Genie mit dem bedächtlichsten Maschienengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringes wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Sekretaire zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben geredet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Anmuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Suade begleitet, riss gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechbar, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herrn, und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschickten Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trägern Geiste entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken, und gönnte ihm gross-

* *Strad. Dec. I. L. I.* 31.
** Allg. G. d. v. Niederlande. III. Band. 27, 28.

* Meteren. 60. *Strad.* 47.
** A. G. d. v. Niederlande. II. Band. 526.

müthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und sonützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem andern leibeigen zu machen, verstand *Granvella;* so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbarg, und nur so konnte *Philipp der Zweite* beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unersättlich nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, dass so ausserordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermächtniss der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche *Karl der Fünfte* in einem thatenvollen Leben gesammelt, und in diesem Kopf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstzufrieden dieser Letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsamen schleichenden Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen, und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Observanz nachzuhelfen. Keine politische Begebenheit des königlichen Hauses kam, so lange *Philipp* in den Niederlanden war, ohne Zuziehung *Granvella's* zu Stande, und als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterinn ein eben so wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen worden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Kreaturen verschenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschlossene Selbstsucht eines Charakters, wie *Philipp* war, so weit zu überwinden, dass sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Aufwallen des erlaubtesten Selbstgefühls, wodurch er sein Eigenthumsrecht auf einen Gedanken zurückzufordern geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geadelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluss gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habsucht, der Rachbegierde zu dienen, aber die einzige, die ihn wirklich beseelte, das süsse Bewusstseyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, musste er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blicke des Despoten verhüllen. Freiwillig begab er sich aller Vorzüge, die er eigenthümlich besass, um sie von der Grossmuth des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieser, fliessen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Purpur, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte; indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten *. Weniger Staatsman, als er, errichtete Herzog *Alba* eine Trophäe in Antwerpen, und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber *Alba* nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte *Granvella* seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu ersteigen. Mit eben der Leichtigkeit, womit er den gegründeten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wusste er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentinn wurden mehrentheils, selbst wenn sie in Einem Hause beisammen waren, durch Billets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten *Augusts* und *Tibers* herschreiben soll. Wenn die Statthalterinn ins Gedränge kam, wurden dergleichen Billets zwischen dem Minister und ihr, oft von Stunde zu Stunde, gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluss auf die Regentinn nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen, und sich im Nothfalle mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Beschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, dass nichts ohne den Minister geschehe.

Granvella besass alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Beichtstuhl erzogen, kannte er keine andern Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienste gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unversöhnlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, dass er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn, als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten, und den ersten Urheber alles Elends, welches nachher über sie gekommen ist *.

1559. Offenbar hatte *Philipp* die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Massregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd, und konnten durch ihn allein Sanktion und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen liess, mussten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet, und durch Observanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloss, die auf einmal die Fesseln der königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überliess dem schwachen Arme eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühte das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, dessen er kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äussern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schosse loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem

* *Strada.* 65.

* *Strad. Dec. I. L. II.* 47. 48. 49. 50. *Thuan. L. VI.* 50. *Burgundius.*

Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten, und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen, zu prüfen. Dieser fanatische Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschätzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatze machten, hatten eine gewisse Licenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der burgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt: lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimath herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen, und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen seyn, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. *Karl der Fünfte* hatte die niederländischen Grossen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem kastilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeize in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz aufschloss. Im letztern französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vortheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren grösstentheils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermissten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, dass durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und ausser ihrem Vaterlande wenig mehr für sie zu gewinnen war. *Philipp* stellte jetzt seine Spanier an, wo *Karl der Fünfte* Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorhergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellosen Triebe, denen ihr rechtmässiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicher Weise in den Beschwerden des Vaterlandes einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeitlang von neuern Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Missvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als die, welche man ganz überging, weil sie auf bessere gerechnet hatten. *Wilhelm von Oranien* erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengenommen den Werth einer fünften betrugen; aber *Wilhelm* hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf *Egmont* vergassen, was ihnen wirklich zu Theil geworden, und erinnerten sich nur, dass die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der grösste Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt, oder von der Regierung dazu hinreissen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf einmal dem Mangel blossgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten; wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Kalvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Fürsprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung, und stunden jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen *.

Diese gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was *Philipp* für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksale dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und den Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Aehnliche Zufälle hatten unter *Franz dem Ersten* und *Heinrich dem Andern* den Samen der Neuerung in dieses Königreich gestreut; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faktion hatte sein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugenotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampfe, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen, und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewaffnen. Die Grenze beider Länder zerfliesst im wallonischen Flandern; der Aufruhr kann, wie ein gehobenes Meer, bis hieher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Unterthanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Sekte, weiss sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln breitet, und die leiseste Erschütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es sind drohende Vulkane, die durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzünden. Die Niederlande mussten allen Völkern geöffnet seyn, weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schliessen? Wenn er diese Provinzen von dem Irrglauben reinigen wollte, so musste er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen **.

So fand *Granvella* die Niederlande beim Antritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einförmigkeit des Papstthums in diese Länder zurückzuführen, die mitherrschende Gewalt des Adels und der Stände zu brechen, und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die grosse Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu besiegen neue Hülfsmittel erdacht, neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mussten. Zwar schienen die Inquisition und die Glaubensedikte hinreichend zu seyn, der ketzerischen Ansteckung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgedehnten Ge-

* *Vita Vigl. T. II.* vid. *Recueil des Troubles des Pays-Bas. p. Hopper.* 22. *Strad.* 47.

** *Strad. L. III.* 71. 72. 75.

richtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den frühern Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoss, und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen verwandelte, hatte diese Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche ausserdem, durch die besondern Privilegien der Provinzen, vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebenzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten, und den Erzstiftern von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon *Philipp der Gütige*, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder, auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Rausche eines üppigen Lebens wieder verloren. *Karl den Kühnen* entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Länder, und *Maximilian* hatte schon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung untersagte *Karl dem Fünften* die Ausführung dieses weitläufigen Plans, welchen nunmehr *Philipp der Zweite* als ein Vermächtniss aller dieser Fürsten übernahm *. Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Noth der Kirche diese Neuerung entschuldigen, und die Musse des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuern Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europens in den niederländischen Städten zusammendrängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte, weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mussten sich ihre Distrikte nothwendig viel zu weit erstrecken, und vier Menschen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen seyn.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Anstoss für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, so lange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreissen, die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben, und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg *Philipp der Zweite* auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie musste den heftigsten Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr, konnte er voraussehen, würde der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam, und ihm selbst das Uebergewicht auf dem Reichstage genommen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mussten den Aebten und Mönchen entrissen werden, und diese machten einen ansehnlichen Theil der Reichsstände aus. Nicht zu rechnen, dass er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangelt haben würden, auf dem Reichstage verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das Heimlichste betrieben. *Franz Sonnoi*, ein Priester aus der Stadt Löwen, *Granvella's* unterrichtete Kreatur, tritt vor *Paul den Vierten*, und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seyen, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmässigen Genuss der Freiheit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Ketzer kommen auf. Diesem Uebel zu steuern, muss der römische Stuhl etwas Ausserordentliches thun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. *Paul der Vierte* setzt ein Gericht von sieben Kardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger, *Pius der Vierte* *. Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht; (1560) zu den bisherigen *vier* Bisthümern sind *dreizehn* neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und viere derselben zu Erzstiften erhoben. Sechs solcher bischöflichen Sitze, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügges, Ypern und Rühremonde, stehen unter dem Erzstifte zu Mecheln; fünf andere, Harlem, Mittelburg, Leuwarden, Deventer und Gröningen unter dem Erzstifte von Utrecht; und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen, und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzstifte Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabants und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen, und nebst mehrern reichen Abteien *Granvella's* Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitze ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstage beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthume sind zugleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen und unbescholtenen Wandel dieses Vorzugs am würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren, und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischofe von Mecheln, als Metropolitan aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischöfe und Bischöfe nach Willkür ein oder abzusetzen, und der römische Stuhl gibt nur die Genehmigung **.

Zu jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifalle aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich, und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhassteste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Die Konstitution, schreit man, ist unter die Füsse getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schaudern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt, und die festeste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen

* *Burgund.* 45. *Strad.* 22.

* *Burgund.* 46. Meteren. 57. *Vigl. Vit. T. I.* 54.

** *Burg.* 49, 50. *Dinoth. de Bello civil. Belg. L. I,* 8. *Grot.* 15. *Vit. Vigl.* 54, *Strad.* 23. *Reid.* 6. *Hopper Recueil des Troubles des Pays-Bas in Vit. Vigl. T. II.* 25. 28.

Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Distrikte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren, und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und indem Alles für einen kleinen Eigennutz kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen *.

Unter allen Provinzen widersetzt sich Brabant am lautesten. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbriefe des *fröhlichen Einzugs* vorbehalten, Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, dass in den stürmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sey. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mussten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Bürgern wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls, und folgsame Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdiess als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte **. Die Freiheit der Stimmengebung war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Auflaurer der Krone, Jedem fürchterlich machten. « Wer, » hiess es, « wird es künftighin wagen, vor solchen Aufsehern die Stimme im Parlamente zu erheben, oder die Rechte der Nation in ihrem Beiseyn gegen die räuberischen Griffe der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfsquellen der Provinzen ausspüren, und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie sperren; bald werden wir ihnen seine Höflinge folgen sehen; die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennutz ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten. Welche Gewaltthätigkeit, fuhren die Mönche fort, die heiligen Stiftungen der Andacht umzukehren, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen, und, was fromme Mildthätigkeit in diesen Archiven für die Unglücklichen niederlegte, der Ueppigkeit dieser Bischöfe dienen zu lassen, und mit dem Raube der Armuth ihren stolzen Pomp zu verherrlichen? » Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Scheine von Hoffnung sich schmeicheln konnten, dasselbe Benefiz dereinst zu geniessen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter ***.

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang *Wilhelms von Oranien* wahrnehmen lassen, der diese durcheinanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, dass die Brabanter sich von der Regentinn einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen andern, als den Prinzen *von Oranien* fallen. Aber *Granvella* zerriss diese Schlinge durch seine Besonnenheit. « Wer dieses Amt erhält, » liess er sich im Staatsrathe verlauten, « wird hoffentlich einsehen, das er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt. * » Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hofe in Rom verzögerte, gab den Missvergnügten Raum, sich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz ingeheim fertigten die Staaten von Brabant einen ausserordentlichen Botschafter an *Pius den Vierten* ab, ihr Gesuch in Rom selbst zu betreiben. Der Gesandte wurde mit wichtigen Empfehlungsschreiben von dem Prinzen *von Oranien* versehen, und bekam ansehnliche Summen mit, sich zu dem Vater der Kirche die Wege zu bahnen. Zugleich ging von der Stadt Antwerpen ein öffentlicher Brief an den König von Spanien ab, worin ihm die dringendsten Vorstellungen geschahen, diese blühende Handelsstadt mit dieser Neuerung zu verschonen. Sie erkennen, hiess es darin, das die Absicht des Monarchen die beste, und die Einsetzung der neuen Bischöfe zu Aufrechthaltung der wahren Religion sehr erspriesslich sey; davon aber könne man die Ausländer nicht überzeugen, von denen doch der Flor ihrer Stadt abhinge. Hier seyen die grundlosesten Gerüchte eben so gefährlich, als die wahrhaftesten. Die erste Gesandtschaft wurde von der Regentinn noch zeitig genug entdeckt und vereitelt; auf die zweite erhielt die Stadt Antwerpen so viel, dass sie bis zur persönlichen Ueberkunft des Königs, wie es hiess, mit ihrem Bischofe verschont bleiben sollte **.

Antwerpens Beispiel und Glück gab allen übrigen Städten, denen ein Bischof zugedacht war, die Losung zum Widerspruche. Es ist ein merkwürdiger Beweis, wie weit damals der Hass gegen die Inquisition, und die Eintracht der niederländischen Städte gegangen ist, dass sie lieber auf alle Vortheile Verzicht thun wollten, die der Sitz eines Bischofs auf ihr inneres Gewerbe nothwendig verbreiten musste, als jenes verhasste Gericht durch ihre Beistimmung befördern, und dem Vortheile des Ganzen zuwider handeln. Deventer, Rühremonde und Leuwarden setzten sich standhaft entgegen, und drangen (1561) auch glücklich durch; den übrigen Städten wurden die Bischöfe, alles Widerspruchs ungeachtet, mit Gewalt aufgedrungen. Utrecht, Harlem, St. Omer und Mittelburg sind von den ersten, welche ihnen die Thore öffneten; ihrem Beispiele folgten die übrigen Städte; aber in Mecheln und Herzogenbusch wird den Bischöfen mit sehr wenig Achtung begegnet. Als *Granvella* in ersterer Stadt seinen festlichen Einzug hielt, erschien auch nicht ein einziger Edler, und seinem Triumphe mangelte Alles, weil diejenigen ausblieben, über die er gehalten wurde ***.

Unterdessen war auch der bestimmte Termin verflossen, auf welchen die spanischen Truppen das Land räumen sollten, und noch war kein Anschein zu ihrer Entfernung. Mit Schrecken entdeckte man die wahre Ursache dieser Verzögerung, und der Argwohn brachte sie mit der Inquisition in eine unglückliche Verbindung. Der längere Aufenthalt dieser Truppen erschwerte dem Minister alle übrigen Neuerungen, weil er die Nation wachsam und misstrauisch machte; und doch

* *Grotius.* 15. *sq*, *Vita Vigl. T. II.* 28. *sq.*

** Abt von Affligem.

*** *Burgundius.* 55. 56. *Vita Vigl. Tom. II.* 24. *Strad.* 56.

* *Strad. III.* 80. 81.

** *Burgund.* 60. 61. Meteren. 59. *Vita Vigl. Tom. II.* 29. 30. *Strad. III.* 79. *Thuan. II.* 488.

*** *Vita Vigl. Tom. II. Recueil des Troubles des Pays-Bas, p. Hopper* 24.

wollte er sich nicht gern dieses mächtigen Beistandes berauben, der ihm in einem Lande, wo ihn Alles hasste, und bei einem Auftrage, wo ihm Alles widersprach, unentbehrlich schien. Endlich aber sahe sich die Regentinn durch das allgemeine Murren gezwungen, bei dem Könige ernstlich auf die Zurücknahme dieser Truppen zu dringen. Die Provinzen, schreibt sie nach Madrid, haben sich einmüthig erklärt, dass man sie nimmermehr dazu vermögen würde, der Regierung die verlangten ausserordentlichen Steuern zu bewilligen, so lange man ihnen hierin nicht Wort hielte. Die Gefahr eines Aufstandes wäre bei Weitem dringender, als eines Ueberfalls der französischen Protestanten, und wenn in den Niederlanden eine Empörung entstünde, so wären diese Truppen doch zu schwach, ihr Einhalt zu thun, und im Schatze nicht Geld genug, um neue zu werben. Noch suchte der König durch Verzögerung seiner Antwort wenigstens Zeit zu gewinnen, und die wiederholten Vorstellungen der Regentinn würden noch fruchtlos geblieben seyn, wenn nicht, zum Glück der Provinzen, ein Verlust, den er kürzlich von den Türken erlitten, ihn genöthigt hätte, diese Truppen im mittelländischen Meere zu brauchen. Er willigte also endlich in ihre Abreise; sie wurden in Seeland eingeschifft, und das Jubelgeschrei (1561) aller Provinzen begleitete ihre Segel *.

Unterdessen herrschte *Granvella* beinahe unumschränkt in dem Staatsrathe. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme der ganzen Versammlung. Die Statthalterinn selbst stand unter seinen Gesetzen. Er hatte es einzurichten gewusst, dass ihre Bestallung nur auf zwei Jahre ausgefertigt wurde, durch welchen Kunstgriff er sie immer in seiner Gewalt behielt **. Selten geschah es, dass man den übrigen Mitgliedern eine Angelegenheit von Belang zur Berathschlagung vorlegte, und wenn es ja einmal vorkam, so waren es längst schon beschlossene Dinge, wozu man höchstens nur die unnütze Formalität ihrer Genehmigung verlangte. Wurde ein königlicher Brief abgelesen, so hatte *Viglius* Befehl, diejenigen Stellen hinwegzulassen, welche ihm der Minister unterstrichen hatte. Es geschah nämlich öfters, dass diese Briefwechsel nach Spanien die Blösse des Staats, oder die Besorgnisse der Statthalterinn sichtbar machten, wovon man Mitglieder nicht gern unterrichten wollte, in deren Treue ein Misstrauen zu setzen war. Trug es sich zu, dass die Parteien dem Minister überlegen wurden, und mit Nachdruck auf einem Artikel bestanden, den er nicht wohl mehr abweisen konnte, so schickte er ihn an das Ministerium zu Madrid zur Entscheidung, wodurch er wenigstens Zeit gewann und sicher war, Unterstützung zu finden ***. Den Grafen *Barlaimont*, den Präsidenten *Viglius* und wenige Andere ausgenommen, waren alle übrigen Staatsräthe entbehrliche Figuranten im Senate, und sein Betragen gegen sie richtete sich nach dem geringen Werthe, den er auf ihre Freundschaft und Ergebenheit legte. Kein Wunder, dass Menschen, deren Stolz durch die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten souverainer Fürsten so äusserst verzärtelt war, und denen die ehrfurchtsvolle Ergebenheit ihrer Mitbürger als Göttern des Vaterlandes opferte, diesen Trotz eines *Plebejers* mit dem tiefsten Unwillen empfanden. Viele unter ihnen hatte *Granvella* persönlich beleidigt. Dem Prinzen *von Oranien* war es nicht unbekannt, dass er seine Heirath mit der Prinzessinn *von Lothringen* hintertrieben, und eine andere Verbindung mit der Prinzessinn *von Sachsen* rückgängig zu machen gesucht hatte. Dem Grafen *von Hoorn* hatte er die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen entzogen, und eine Abtei, um die sich der Graf *von Egmont* für einen Verwandten bemühte, für sich behalten. Seiner Ueberlegenheit gewiss, hielt er es der Mühe nicht einmal werth, dem Adel die Geringschätzung zu verbergen, welche die Richtschnur seiner ganzen Verwaltung war; *Wilhelm von Oranien* war der Einzige, den er seiner Verstellung noch würdigte. Wenn er sich auch wirklich über alle Gesetze der Furcht und des Anstands hinweggerückt glaubte, so hinterging ihn hier dennoch sein zuversichtlicher Stolz, und er fehlte gegen die Staatskunst nicht weniger, als er gegen die Bescheidenheit sündigte. Schwerlich konnte, bei damaliger Stellung der Dinge, eine schlimmere Massregel von der Regierung beobachtet werden, als diejenige war, den Adel hintanzusetzen. Es stand bei ihr, seinen Neigungen zu schmeicheln, ihn hinterlistig und unwissend für ihren Plan zu gewinnen, und die Freiheit der Nation durch ihn selbst unterdrücken zu lassen. Jetzt erinnerte sie ihn, sehr zur Unzeit, an seine Pflichten, seine Würde und seine Kraft, nöthigte ihn selbst, Patriot zu seyn, und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Grösse zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig, kein Wunder aber, dass diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, dass sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen, und seine Massregeln umzukehren, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen, und seine Verwaltung dem Spotte Preis zu geben. Offenbar sind der Lauigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Edikte, während seiner Regentschaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Adels versichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefürchteten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des *Bürgers* verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Künste und das Beispiel der *Edeln* hervorlockten *.

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Edikten gegen die Ketzer ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu edel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders, als durch den Tod aller ihrer Bekenner, vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Vortrefflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengrösse, *mit* der sie starben, nahm für den Glauben ein, *für* welchen sie starben. Aus *Einem* Ermordeten lebten zehn neue Bekenner wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstrassen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papstes, über die Heiligen, über das Fegfeuer, über den Ablass gestritten, wurden Predigten gehalten und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen

* *Strad.* 61. 62. 63.
** Meteren. 61. *Burgund.* 37.
*** Meteren. 61.

* *Grot.* 8 — 14. *Strad.* 51.

der Sbirren zu reissen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete schaarenweise die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche, und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Kalvinist, Namens *Launoi,* stand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, dass sie Krankheiten vorgeben, und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel schaarenweise mit sich dahin, und warf den Zunder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, dass sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen, und der Justiz ihre Opfer mit Gewalt zu entreissen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hülle von dem Geheimnisse hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Minister ihre ungeheure Anzahl errathen lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünftausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen, und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die Freiheit grösser und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrten? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel grösser war vielleicht die Zahl derer, welche sich im Herzen zu der neuen Sekte bekannten, und nur einem günstigern Zeitpunkte entgegen sahen, es laut zu thun *?

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentinn aufs Aeusserste. Der schlechte Gehorsam gegen die Edikte, das Bedürfniss des erschöpften Schatzes, welches sie nöthigte, neue Steuern auszuschreiben, und die verdächtigen Bewegungen der Hugenotten an der französischen Grenze, vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königinn Mutter in Frankreich stossen zu lassen, die in dem Bedrängnisse des Religionskriegs ihre Zuflucht zu *Philipp dem Zweiten* genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war *Philipps eigene* Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigenthum fremdem Bedürfnisse aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und gross, und die kühne Haltung dieser Maxime gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verloren.

Die Statthalterinn eröffnet dem Staatsrathe den königlichen Willen, wo sie von Seiten des Adels den heftigsten Widerstand findet. Die Zeit, erklären Graf *Egmont* und Prinz *von Oranien,* wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblössen, wo vielmehr Alles dazu riethe, neue zu werben. Die nahen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachsamkeit auf. Bis jetzt, sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder müssig zugesehn; aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verstärken? Werden wir nicht gegen *uns* ihre Rache wecken, und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Beinahe der ganze Staatsrath trat dieser Meinung bei; die Vorstellungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterinn selbst, wie der Minister, müssen ihre Wahrheit fühlen, und ihr eigener Vortheil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sie durch Entfernung des grössten Theils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen, und sich selbst, ohne Beistand, in einem aufrüherischen Lande, der Willkür eines trotzigen Adels wehrlos überliefern? Indem die Regentinn zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Räthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entscheidendes zu beschliessen wagt, steht *Wilhelm von Oranien* auf, und bringt in Vorschlag, die Generalstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnerte die Herzoginn, die Berathschlagung abzubrechen, und die Sitzung aufzuheben. « Die Regierung, » schreibt er nach Madrid, « kann nicht nachtheiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugibt, dass die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten misslich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern; wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigten der Städte durch die Künste des Prinzen *von Oranien* geleitet werden, und die Missvergnügten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben. » Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Bündigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Ketzer mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterinn zu schleuniger Absendung der verlangten Hülfstruppen angehalten.

Aber dazu war der Staatsrath nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien, Geld an die Königinn Mutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkte noch willkommener war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republikanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldnen Vliesses zu einer ausserordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staats zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident *Viglius* den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz *von Oranien* in seinem Pallaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch *vor* der Sitzung zu vereinigen, und gemeinschaftlich die Massregeln zu bestimmen, wornach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müsse. Viele stimmen diesem Vorschlage bei, nur *Barlaimont,* mit

* *Burgund.* 53. 54. 55. *Strad. L. III.* 75. 76. 77. *Dinoth. de Bello civil. Belgic. L. I.* 25.

einigen wenigen Anhängern des Kardinals *Granvella,* hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vortheile der Krone und des Ministers zu reden. « Ihnen, » erklärte er, « gebühre es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Vorhervereinigung der Stimmen sey eine gesetzwidrige, strafbare Anmassung, deren Er sich nicht schuldig machen wolle : » eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endigte *. Die Statthalterinn, durch den Grafen *Barlaimont* von diesem Vorfalle unterrichtet, wusste die Ritter, während ihres Aufenthalts in der Stadt, so geschickt zu beschäftigen, dass sie zu fernern Verständnissen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Beistimmung doch in dieser Sitzung beschlossen, das *Florenz von Montmorency,* Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien thun sollte, um den König von dem jetzigen Zustande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentinn schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen *von Oranien* und den Rittern ausgemacht worden war. Dem flämischen Botschafter schmeichelte man in Madrid mit leeren Betheuerungen königlicher Huld und väterlicher Gesinnungen für die Niederlande; der Regentinn ward anbefohlen, die geheimen Verbindungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und wo möglich Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften **.

Eifersucht, Privatvortheil und Verschiedenheit der Religion hatte viele von den Grossen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung, und der Hass gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. So lange sich der Graf *von Egmont* und der Prinz *von Oranien* um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, dass sie auf den verschiedenen Wegen, welche Jeder dazu erwählte, nicht zuweilen *gegen* einander stiessen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am *Throne* begegnet; beide trafen sich wieder in der *Republik,* wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mussten sich bald von einander entfremden, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander eben so bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfniss knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen seyn würde ***. Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentinn ihren Plan; und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese beiden ausschliessend beehrte, suchte sie den Neid und das Misstrauen der Uebrigen gegen sie zu reizen; und indem sie dem Grafen *von Egmont* vor dem Prinzen *von Oranien* einen Vorzug zu geben schien, hoffte sie, dem Letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, dass sie um eben diese Zeit einen ausserordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Königswahl schicken musste; sie erwählte dazu den Herzog *von Arschot,* den erklärtesten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Hass gegen den Letztern belohne.

Die Oranische Faktion, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen *von Hoorn* einen wichtigen Zuwachs erhalten, der, als Admiral der niederländischen Marine, den König nach Biskaya geleitet hatte, und jetzt in den Staatsrath wieder eingetreten war. *Hoorns* unruhiger republikanischer Geist kam den verwegenen Entwürfen *Oraniens* und *Egmonts* entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Freunden ein gefährliches Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschüttert, aber sich nicht für alle drei gleich geendigt hat.

(1562.) Unterdessen war auch *Montigny* von seiner Gesandtschaft zurückgekommen, und hinterbrachte dem Staatsrathe die günstigen Gesinnungen des Monarchen. Aber der Prinz *von Oranien* hatte durch eigene geheime Kanäle Nachrichten aus Madrid, welche diesem Berichte ganz widersprachen, und weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmen Dienste, welche *Granvella* ihm und seinen Freunden bei dem Könige leistete, und die verhasstesten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, so lange der Minister nicht vom Ruder der Regierung vertrieben war, und dieses Unternehmen, so verwegen und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen *von Hoorn* und *Egmont* beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister förmlich darin zu verklagen, und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu dringen. Der Herzog *von Arschot,* dem dieser Vorschlag vom Grafen *von Egmont* mitgetheilt wird, verwirft ihn, mit der stolzen Erklärung, dass er von *Egmont* und *Oranien* keine Gesetze anzunehmen gesonnen sey; dass er sich über *Granvella* nicht zu beschweren habe, und es übrigens sehr vermessen finde, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhält *Oranien* von dem Grafen *von Aremberg*. Entweder hatte der Same des Misstrauens, den die Regentinn unter den Adel ausgestreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschlossen vor diesem Antrage zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle drei unterzeichnen ihn *. (1565.)

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. So lange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sey, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widersetzlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Sr. Majestät gefiele, diesen Mann vom Ruder des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluss, noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs, und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sey, als dem Kardinal *Granvella*, in diesen Ländern zu erhalten **.

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die Herzoginn noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er, gegen alles Vermuthen, auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile voranschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbestimmt. « Der

* *Burgund.* 63, 65. *Vita Vigl. T. II.* 25. 26. *Strada.* 82.
** *Strada. L. III.* 83.
*** *Burgund.* 45. *Strad.* 83. 84.

* *Strad.* 85. 86.
** *Burg. L. I.* 67. *Hopper.* 30. *Strad.* 87. *Thuan. Pars. II.* 489.

König, » enthielt sie, « wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde ungehört zu verdammen. Blos die natürliche Billigkeit verlange, dass die Ankläger des Kardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabsteigen, und wenn sie nicht Lust hätten, dieses schriftlich zu thun, so möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden *. Ausser diesem Briefe, der an alle drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf *von Egmont* noch ein eigenes Handschreiben von dem Könige, worin der Wunsch geäussert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sey. Auch der Regentinn wird auf das Pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen dreien zugleich und dem Grafen *von Egmont* insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wusste, wie leicht auf den Grafen *von Egmont* zu wirken sey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte; darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aufsicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse *ungleich*, worin alle drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte *Oraniens* Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, dass der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war **.

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge; sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. « Es habe sie nicht wenig befremdet, » schrieben sie, « dass Se. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Räthe Sr. Majestät, deren Pflicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem *andern* Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zufrieden und glücklich zu wissen. Davon aber seyen sie auf das Vollkommenste überzeugt, dass sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefahrvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen, und um *Granvella's* willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Sr. Majestät nicht gefiele, ihrer *schriftlichen* Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu seyn, dem Senate beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdrusse aussetzten, den Minister zu treffen, und wo sie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschienen. Schliesslich baten sie, Se. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einfalt zu Gute halten, weil Leute *ihrer* Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden ***. Dasselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen *von Egmont*, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort, « man werde ihre Vorstellungen in Ueberlegung nehmen; indessen ersuche man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu besuchen. »

* *Vit. Vigl. T. II.* 32. 35. *Grot.* 16. *Burgund.* 68.
** *Strada.* 88.
*** *Vit. Vigl. T. II.* 34. 35.

Es war augenscheinlich, dass der Monarch weit davon entfernt sey, ihr Gesuch statt finden zu lassen; darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrathe weg, und verliessen sogar Brüssel. Den Minister gesetzmässig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen; sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wussten Allem, was er unternahm, den Anstrich des Lächerlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmuth dieses Priesters zu martern, und von seiner gekränkten Eigenliebe vielleicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. *Diese* Absicht erreichten sie zwar nicht, aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, so bald es gewahr worden war, dass er die gute Meinung des Adels verscherzt hatte, und dass Männer, denen es blindlings nachzubeten pflegte, ihm in der Verabscheuung dieses Ministers vorangingen. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weihte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verläumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die grosse Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Inquisitoren nur allzufreigebig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Uebung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Drangsale seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltsam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiss, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter treulose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — so stand er, blossgestellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteisucht, dem Neide, und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, dass der Hass, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, dass es seinen Anklägern schwer, ja unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungsspruch zu rechfertigen, den sie im Allgemeinen über ihn fällten. *Vor* und *nach* ihm riss der Fanatismus seine Schlachtopfer zum Altare, vor und nach ihm floss Bürgerblut, wurden Menschenrechte verspottet und Elende gemacht. Unter *Karl dem Fünften* hätte die Tyrannei durch ihre Neuheit empfindlicher schmerzen sollen — unter dem Herzoge *von Alba* wurde sie zu einem weit unnatürlichern Grade getrieben, dass *Granvella's* Verwaltung, gegen *die* seines Nachfolgers, noch barmherzig war, und doch finden wir nirgends, dass sein Zeitalter *den* Grad persönlicher Erbitterung und Verachtung gegen den Letztern hätte blicken lassen, die es sich gegen seinen Vorgänger erlaubte.

Die Niedrigkeit seiner Geburt im Glanze hoher Würden zu verhüllen, und ihn durch einen erhabenern Stand vielleicht dem Muthwillen seiner Feinde zu entrücken, hatte ihn die Regentinn durch ihre Verwendungen in Rom mit dem Purpur zu bekleiden gewusst; aber eben diese Würde, die ihn mit dem römischen Hofe näher verknüpfte machte ihn desto mehr zum

Fremdling in den Provinzen. Der Purpur war ein neues Verbrechen in Brüssel, und eine anstössige verhasste Tracht, welche gleichsam die Beweggründe öffentlich ausstellte, aus denen er ins Künftige handeln würde. Nicht sein ehrwürdiger Rang, der allein oft den schändlichsten Bösewicht heiligt, nicht sein erhabener Posten, nicht seine Achtung gebietenden Talente, selbst nicht einmal seine schreckliche Allmacht, die täglich in so blutigen Proben sich zeigte, konnten ihn vor dem Gelächter schützen. Schrecken und Spott, Fürchterliches und Belachenswerthes war in seinem Beispiele unnatürlich vermengt *. Verhasste Gerüchte brandmarkten seine Ehre; man dichtete ihm meuchelmörderische Anschläge auf das Leben *Egmonts* und *Oraniens* an; das Unglaublichste fand Glauben; das Ungeheuerste, wenn es *ihm* galt, oder von *ihm* stammen sollte, überraschte nicht mehr. Die Nation hatte schon einen Grad der Verwilderung erreicht, wo die widersprechendsten Empfindungen sich gatten, und die feinern Grenzscheiden des Anstands und sittlichen Gefühls hinweggerückt sind. Dieser Glaube an ausserordentliche Verbrechen ist beinahe immer ein untrüglicher Vorläufer ihrer nahen Erscheinung **.

Aber eben das seltsame Schicksal dieses Mannes führt zugleich etwas Grosses, etwas Erhabenes mit sich, das dem unbefangenen Betrachter Freude und Bewunderung gibt. Hier erblickt er eine Nation, die von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schrecken gehalten, *standhaft, unerbittlich* und *ohne Verabredung einstimmig,* das Verbrechen ahndet, das durch die gewaltsame Einsetzung dieses Fremdlings gegen ihre Würde begangen ward. Ewig unvermengt und ewig allein sahen wir ihn, gleich einem fremden, feindseligen Körper, über die Fläche schweben, die ihn zu empfangen verschmäht. Selbst die starke Hand des Monarchen, der sein Freund und sein Beschützer ist, vermag ihn gegen den Willen der Nation nicht zu halten, welche einmal beschlossen hat, ihn von sich zu stossen. Ihre Stimme ist so furchtbar, dass selbst der Eigennutz auf seine gewisse Beute Verzicht thut, dass seine Wohlthaten geflohen werden, wie die Früchte von einem verfluchten Baume. Gleich einem ansteckenden Hauche haftet die Infamie der allgemeinen Verwerfung auf ihm. Die Dankbarkeit glaubt sich ihrer Pflichten gegen ihn ledig, seine Anhänger meiden ihn, seine Freunde verstummen. So fürchterlich rächte das Volk seine Edeln, und seine beleidigte Majestät an dem grössten Monarchen der Erde.

Die Geschichte hat dieses merkwürdige Beispiel nur ein einziges Mal in dem *Kardinal Mazarin* wiederholt; aber es war, nach dem Geiste beider Zeiten und Nationen, verschieden. Beide konnte die höchste Gewalt nicht vor dem Spotte bewahren; aber Frankreich fand sich erleichtert, wenn es über seinen Pantalon lachte, und die Niederlande gingen durch das Gelächter zum Aufruhr. Jenes sahe sich aus einem langen Zustande der Knechtschaft unter *Richelieu's* Verwaltung in eine plötzliche, ungewohnte Freiheit versetzt; diese traten aus einer langen und angebornen Freiheit in eine ungewohnte Knechtschaft hinüber; es war natürlich, dass die Fronde wieder in Unterwerfung, und die niederländischen Unruhen in republikanische Freiheit oder Empörung endigten. Der Aufstand der Pariser war die Geburt der Armuth, ausgelassen, aber nicht kühn, trotzig ohne Nachdruck, niedrig und edel, wie die Quelle, woraus er stammte. Das Murren der Niederlande war die stolze und kräftige Stimme des Reichthums. Muthwille und Hunger begeisterten *jene, diese* Rache, Eigenthum, Leben und Religion. *Mazarins* Triebfeder war Habsucht, *Granvella's* Herrschsucht. Jener war menschlich und sanft; dieser hart, gebieterisch, grausam. Der französische Minister suchte in der Zuneigung seiner Königinn eine Zuflucht vor dem Hass der Magnaten und der Wuth des Volks; der niederländische Minister forderte den Hass einer ganzen Nation heraus, um einem Einzigen zu gefallen. Gegen *Mazarin* waren nur *Parteien* und der *Pöbel,* den sie waffneten; gegen *Granvella* die *Nation.* Unter jenem versuchte das Parlament eine Macht zu erschleichen, die ihm nicht gebührte; unter diesem kämpfte es für eine rechtmässige Gewalt, die er hinterlistig zu vertilgen strebte. Jener hatte mit den Prinzen des Geblüts und den Pairs des Königreichs, wie dieser mit dem eingebornen Adel und den Ständen zu ringen, aber anstatt dass die Erstern ihren gemeinschaftlichen Feind nur darum zu stürzen trachteten, um selbst an seine Stelle zu treten, wollten die Letztern die Stelle selbst vernichten, und eine Gewalt zertrennen, die kein einzelner Mensch *ganz* besitzen sollte.

Indem dies unter dem Volke geschah, fing der Minister an, am Hofe der Regentinn zu wanken. Die wiederholten Beschwerden über *seine* Gewalt mussten ihr endlich doch zu erkennen gegeben haben, wie wenig man an die ihrige glaube; vielleicht fürchtete sie auch, dass der allgemeine Abscheu, der auf ihm haftete, sie selbst noch ergreifen, oder dass sein längeres Verweilen den gedrohten Aufstand doch endlich herbeirufen möchte. Der lange Umgang mit ihm, sein Unterricht und sein Beispiel, hatten sie endlich in den Stand gesetzt, ohne ihn zu regieren. Sein Ansehen fing an, sie zu drücken, wie er ihr weniger nothwendig wurde, und seine Fehler, denen ihr Wohlwollen bis jetzt einen Schleier geliehen hatte, wurden sichtbar, wie es erkaltete. Jetzt war sie eben so geneigt, diese zu suchen und aufzuzählen, als sie es sonst gewesen war, sie zu bedecken. Bei dieser so nacht heiligen Stimmung für den Kardinal fingen die häufigen und dringenden Vorstellungen des Adels endlich an, bei ihr Eingang zu finden, welches um so leichter geschah, da sie zugleich ihre Furcht darein zu vermengen wussten. « Man wundere sich sehr, » sagte ihr unter andern Graf *von Egmont,* « dass der König, einem Menschen zu Gefallen, der nicht einmal ein Niederländer sey, und von dem man also wisse, dass seine Glückseligkeit mit dem Besten dieser Länder nichts zu schaffen habe, alle seine niederländischen Unterthanen könne leiden sehen — einem *fremden* Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein,, setzte der Graf hinzu, habe *Granvella* es zu danken, dass er bis jetzt noch unter den Lebendigen

* Der Adel liess, auf die Angabe des Grafen *von Egmont*, seine Bedienten eine gemeinschaftliche Livree tragen, auf welche eine Narrenkappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Erscheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter; diese Narrenkappe wurde nachher, weil sie dem Hofe anstössig war, in ein Bündel Pfeile verwandelt — ein zufälliger Scherz, der ein sehr ernsthaftes Ende nahm, und dem Wappen der Republik wahrscheinlich seine Entstehung gegeben. *Vit. Vigl. T. II.* 55. *Thuan.* 489. Das Ansehn des Kardinals sank endlich so weit herab, dass man ihm öffentlich einen satyrischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er, über einem Haufen Eier sitzend, vorgestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Bandschrift: *Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören!* A. G. d. v. N. III. 40.

** *Hopper. L. I.* 55.

sey; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterinn überlassen, und sie hiemit gewarnt haben.» Weil sich der grösste Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republikanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die *Einöde im Senate* liess seine hochmüthige Herrschaft in ihrer ganzen Widrigkeit sehen. Die Regentinn empfand jetzt, dass sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblicke an war die Verbannung des Ministers beschlossen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Sekretär, *Thomas Armenteros*, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Kardinals zu belehren, ihm alle jene Aeusserungen des Adels zu hinterbringen, und auf diese Art den Entschluss zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Briefe nicht anvertrauen mochte, hatte *Armenteros* Befehl, auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. *Armenteros* erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Audienz von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung *Philipps* von seinem Minister, in seinem Gemüthe nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der Staatsklugheit und seinem Vortheile zu Rathe, bis endlich *Granvella* selbst seinem zaudernden Vorsatze zu Hülfe kam, und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abscheu der ganzen niederländischen Nation nicht vermocht hatte, war dem geringschätzigen Adel gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war, und ihn weniger dem Neide als der Schande blossstellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben, für sein Leben, das gewiss in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter den Namen eines Geschenks, als eines Befehls, von dem Könige empfangen, und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beispiele jener Römer, mit *Anstand* thun. *Philipp* selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine *Bitte* grossmüthig *gewähren*, als ihr später in einer *Forderung nachgeben*, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Furcht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sey. Wenige Tage nach *Armenteros* Zurückkunft sah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entweichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge feiler Augenknechte zerfloss um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, dass die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Lästerung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung misshandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, ehe er sein Amt niederlegte, untersteht man sich zu behaupten, soll er eine Aussöhnung mit dem Prinzen *von Oranien* und dem Grafen *von Egmont* gewünscht, und sich sogar erboten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knieen Abbitte zu thun *. Es ist klein und verächtlich, das Gedächtniss eines ausserordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu besudeln; aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. *Granvella* unterwarf sich dem königlichen Befehle mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzoge *von Alba* nach Spanien geschrieben, dass er ihm, im Falle er die Niederlande würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es rathsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen, oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Grossen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Furcht, und er unterstützte *Granvella's* Gesuch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. *Armenteros* hatte den König überzeugt, dass der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde, denn nunmehr, sagte er, würde man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterlande, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Kardinal gab seinem Abzuge aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, sich im Senate zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte, und man jene Erfindung nur für ein trotziges Elend erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterinn selbst scheint ungewiss gewesen zu seyn, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte, denn sie erneuert in einem neuen Briefe an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. *Granvella* selbst suchte in seinem Briefwechsel mit *Barlaimont* und *Viglius* dieses Gerücht zu unterhalten, und wenigstens noch durch wesenlose Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr peinigen konnte. Auch war die Furcht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben gross, dass man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterlande verjagte.

Nachdem *Pius der Vierte* gestorben war, machte *Granvella* eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen, und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönige von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelsstrichs erlag, und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen liess. Er war zwei und sechszig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finsteres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechszigjährigen Geschäftsverwaltung, machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sclaven des Herkommens, und einem lästigen Lobredner vergangner Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so gebieterischen Aufsehers müde, und *Philipp* selbst

* *Reidan.* 4.

fing an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichts desto weniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugalls nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens, und im Vollgenusse seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre *ununterbrochen* das Vertrauen seines Königs besessen hatte *

DER STAATSRATH.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzuge des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die missvergnügten Grossen nahmen ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein, und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gedoppeltem Eifer, um keiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben, und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Entbehrlichkeit zu erweisen. Das Gedränge war gross um die Herzoginn. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Diensteifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die grösste Eintracht unter allen drei Kurien, das beste Verständniss zwischen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war Alles zu erhalten, sobald seinem Eigensinne und Stolze durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterinn benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulocken, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu ertrotzen gewesen war. Der grosse Kredit des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das Nachdrücklichste, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimniss ab, das sich auf dem deutschen Reichstage so oft bewährt hat, dass man nur *viel* fordern müsse, um immer *etwas* von ihr zu erhalten. Sie selbst sahe sich mit Vergnügen ihrer langen Knechtschaft entledigt; der wetteifernde Fleiss des Adels erleichterte ihr die Last der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demuth liess sie die ganze Süssigkeit ihrer Herrschaft empfinden **.

(1564.) *Granvella* war zu Boden geworfen, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückliess. Der Hass glimmte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der *Oranisch-* und *Königlich- Gesinnten, der Patrioten* und *Kardinalisten* fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen, und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. *Viglius von Zuichem von Aytta,* Präsident des geheimen Raths, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senate, und die mächtigste Stütze der Krone und der Tiare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufruhrs verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war einer der grössten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theolog und Priester, und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter zierten, und an deren Spitze sich *Erasmus* von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert, und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte *Karl der Fünfte* diesen Staatsman dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken *. Nach dem Tode des Kaisers war *Viglius* der vorzüglichsten Einer, welche *Philipp* aus der Verlassenheit seines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er sein Gedächtniss ehrte. Das Glück des Ministers *Granvella,* an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Gönners nicht, weil er seine Herrschsucht und seinen Hass nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die geprüfteste Treue gegen seinen Monarchen, und die eifrigste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden **.

Viglius war ein *Gelehrter,* aber kein *Denker;* ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Kopf; nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahnes, wie sein Freund, *Erasmus,* zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie, wie sein Vorgänger, *Granvella,* seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verzagt, der kühnern Leitung seines eigenen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemern Pfade des Gewissens an; eine Sache war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind, auf seine Redlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unsterblichkeit von der Freiheit empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Im geheimen Rathe zu Brüssel diente er der Tyrannei; im Parlamente zu London, oder im Senate zu Amsterdam wäre er vielleicht wie *Thomas Morus* und *Oldenbarneveldt* gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als *Viglius* war, hatte die Faktion an dem Präsidenten des Finanzraths, dem Grafen *Barlaimont.* Es ist wenig, was uns die Geschichtschreiber von dem Verdienste und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blendende Grösse seines Vorgängers, des Kardinals *Granvella,* verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schauplatze verschwunden war, drückte ihn die Ueberlegenheit der Gegenpartei nieder, aber auch nur das Wenige, was wir von ihm auffinden können, verbreitet ein günstiges Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bemüht sich der Prinz *von Oranien,* ihn von dem Interesse des Kardinals abzuziehen, und seiner eigenen Partei einzuverleiben. — Beweis genug, dass er einen Werth auf diese Eroberung legte. Alle seine Versuche schlagen fehl, ein Beweis, dass er mit keinem schwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitgliedern des Raths, gegen die überlegene Faktion heraustreten, und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist, aufgeopfert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz *von*

* *Strad. Dec. I. L. III. IV. p.* 88 — 98.
** *Hopper.* 38. *Burg.* 78. 79. *Strad.* 95. 98. *Grot.* 17.

* A. G. d. v. N. II. Theil. 503 u. folg.
** *Vita Vigl.*

Oranien die Ritter des goldenen Vliesses in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluss zu fassen, war *Barlaimont* der Erste, der die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens rügte, und der Erste, der der Regentinn davon Unterricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentinn um jene Zusammenkunft wisse und *Barlaimont* stand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm aufgezeichnet sind, verrathen einen Mann, den weder Beispiel, noch Menschenfurcht versuchen, der mit festem Muthe und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andere als diese zu wählen *.

Noch werden uns unter dem königlichen Anhange zu Brüssel der Herzog *von Arschot,* die Grafen *von Mannsfeld, Megen* und *Aremberg* genannt — alle drei geborne Niederländer, und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefordert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um so mehr muss uns der entgegengesetzte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Faktion in freundschaftlichen Verhältnissen finden, und gegen die gemeinschaftlichen Lasten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Busen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldenmuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetze der Nothwendigkeit, und legten ihrem *Stolze* lieber ein hartes Opfer auf, weil ihre verzärtelte *Eitelkeit* keines mehr zu bringen vermochte. Zu wirthschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Grossmuth ihres Herrn schon besassen, von seiner Gerechtigkeit oder Furcht erst ertrotzen zu wollen, oder ein *wirkliches* Glück hinzugeben, um den *Schatten* eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preise gestiegen war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, liessen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Geschenk war klein, wenn sie sich dem Prinzen *von Oranien* gaben, aber das Bündniss mit der Majestät machte sie zu seinen desto furchtbarern Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassenen Seite des Hofes strahlte ihr dürftiges Verdienst.

Die Geschlechter von *Nassau* und *Croi,* welchem letztern der *Herzog von Arschot* angehörte, waren seit mehrern Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhass unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus *Croi* stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Rufe der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen *von Nassau* hatten sich der neuen Sekte gegeben — Gründe genug, dass *Philipp von Croi,* Herzog *von Arschot,* eine Partei vorzog, die dem Prinzen *von Oranien* am meisten entgegengesetzt war. Der Hof unterliess nicht, einen Gewinn aus diesem Privathasse zu ziehen, und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen *von Mannsfeld* und *Megen* waren bisher die vertrautesten Freunde des Grafen *von Egmont* gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben; gemeinschaftlich die Inquisition und die Edikte bestritten, und redlich mit ihm zusammengehalten, bis hieher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. *Egmonts* unbesonnene Tugend riss ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fingen noch bei guter Zeit an, auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen *von Egmont* und *Mannsfeld* gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. « Wenn ich, » antwortete der Graf *von Mannsfeld* seinem Freunde, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, « wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, dass » das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, » die Milderung der Edikte und die Entfernung des » Kardinals *Granvella* nothwendig mache, so hat uns » der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die » Ursache unserer Klagen ist gehoben. Zu viel haben » wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und » das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die » höchste Zeit, einzulenken, dass wir dem Könige, » wenn er kommt, mit offener Stirn, ohne Bangigkeit » entgegengehen können. Ich für meine Person bin » vor seiner Ahndung nicht bange; mit getrostem Muthe würde ich mich auf seinen Wink in Spanien » stellen, und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein » Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage dieses » nicht, als zweifelte ich, ob Graf *Egmont* dasselbe » von sich behaupten könnte, aber weise wird Graf » *Egmont* handeln, wenn er je mehr und mehr seine » Sicherheit befestigt, und den Verdacht von seinen » Handlungen entfernt. Höre ich, » heisst es am Schlusse, « dass er meine Warnungen beherzigt, so » bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so » fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der » Ehre alle menschlichen Verhältnisse zum Opfer zu » bringen *. »

Die erweiterte Macht des Adels setzte die Republik beinahe einem grössern Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Ueppigkeit verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entsagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegenheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln, und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschwendungen führten die Gewinnsucht herbei, und diese den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil; Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Meistbietenden verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wälzte der Staatsrath diese Beschuldigung nachher auf die zwei andern Kurien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfinderische Habsucht eröffnete neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Sum-

* *Strad.* 82. 83. *Burgund.* 91. 168. *Vit. Vigl.* 40.

* *Strada.* 159.

men versichert; für Gold waren Mörder und Uebelthäter frei; und die Nation wurde durch das Lotto bestohlen. Ohne Rücksicht des Ranges oder Verdienstes sah man die Dienstleute und Kreaturen der Staatsräthe und Provinzstatthalter zu den wichtigsten Bedienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, musste den Weg durch die Statthalter und ihre untersten Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gespart, den Geheimschreiber der Herzoginn, *Thomas Armenteros*, einen bis jetzt unbescholtenen und redlichen Mann, in diese Ausschweifungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Betheuerung von Ergebenheit und Freundschaft wusste man sich in seine Vertraulichkeit einzudrängen, und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt unbestechliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Missbräuchen, deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülle über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverstanden mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz, und hinterging durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdessen taumelte die Regentinn in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Grossen künstlich zu nähren wusste. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau, und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Aussenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faktion und änderte unvermerkt ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Kurien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr *Viglius* ingeheim gethan, widerrechtlich vor den Staatsrath, den die Faktion beherrschte, so wie sie ihn ehemals unter *Granvella's* Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Beinahe alle Geschäfte und aller Einfluss wendeten sich jetzt den Statthaltern zu. Alle Bittschriften kommen an sie, alle Benefizien werden von ihnen vergeben. Es kam so weit, dass sie den Obrigkeiten der Städte Rechtssachen entzogen, und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiele der Landesregierung. Der Geist, der den Staatsrath zu Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Räubereien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Sekten benutzten diese Licenz, um ihren Kreis zu erweitern. Die duldsamern Religionsgesinnungen des Adels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing, oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensedikte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehrern Protestanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte seine besten Opfer entzogen. Durch nichts konnte der Adel seinen nunmehrigen neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhasste Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwöhnt war, um ihn mit Mässigung auszuhalten. Die Inquisitoren, des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verlacht, als gefürchtet. In Brügges liess der Stadtrath selbst einige ihrer Diener, die sich eines Ketzers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brod ins Gefängniss setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Pöbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amte einen Ketzer zu entreissen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeschlagen, welche enthielt, dass sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unschuldigen zu rächen *.

Von der Verderbniss, welche den ganzen Staatsrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen *Viglius* und *Barlaimont* den Vorsitz führten, noch grösstentheils rein erhalten.

Da es der Faktion nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Kurien einzuschieben, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz ausser Wirksamkeit zu setzen, und ihre Geschäfte in den Staatsrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzusetzen, suchte sich der Prinz *von Oranien* des Beistandes der übrigen Staatsräthe zu versichern. « Man nenne sie zwar Senatoren, » liess er sich öfters gegen seinen Anhang heraus. « aber Andere besitzen die Gewalt. » Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu be» zahlen, oder wenn die Rede davon sey, der eindrin» genden Ketzerei zu wehren, oder das Volk in Ord» nung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie » doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachten, » sondern nur die Organe wären, durch welche die » beiden anderen Kollegien auf den Staat wirkten. » Und doch würden sie allein der ganzen Reichsver» waltung gewachsen seyn, die man unnöthiger Weise » unter drei verschiedene Kammern vertheilt hätte, » wenn sie sich nur unter einander verbinden wollten, » dem Staatsrathe diese entrissenen Zweige der Regie» rung wieder einzuverleiben, damit *Eine Seele* den » ganzen Körper belebe. » Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vliesses in den Staatsrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmässig zugehörte, wieder zurückgegeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Präsidenten *Viglius* überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anheimgestellt seyn sollte. Nun sahe man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Misstrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Adels dieser Neuerung entgegensetzen würden; um sie also der Regentinn abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Officieren der Armee, welche den Hof zu Brüssel mit ungestümen Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigen, und im Verweigerungsfalle mit einer Rebellion drohen mussten. Man leitete es ein, dass die Regentinn mit häufigen Suppliken und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten, und die Gefahr übertrieben, welche von dem täglichen Wachsthume der Ketzerei zu besorgen sey. Nichts unterliess man, ihr von dem zerrütteten Zustande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemählde zu geben, dass sie von dem Taumel, worein sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte **. Sie beruft alle drei Kurien zusammen über die Mittel zu berathschlagen, wie diesen Zerüttungen zu begegnen sey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, dass man

* *Hopper.* 40. *Grot.* 17. *Vita Vigl.* 39. *Burg.* 80. 87.88. *Strad.* 99. 100.

** *Burgund.* 92 —94. *Hopper.* 41. *Vita Vig..* 5 .. 88.

einen ausserordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustande der Sachen bekannter machen, und ihn vielleicht zu bessern Massregeln vermögen könnte. *Viglius*, dem von dem verborgenen Plane der Faktion nicht das Mindeste ahnete, widersprach dieser Meinung. « Das Uebel, » sagte er, « worüber man klage, sey allerdings gross und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sey es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen sie herabwürdige, und die Statthalter sie nicht genug unterstützten. Die Ketzerei nehme überhand, weil der weltliche Arm die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach dem Beispiele der Edeln die Verehrung gegen seine Obrigkeit ausgezogen habe. Nicht sowohl die schlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatsrath seine Indulgenzen, Freibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr achtete, und die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen wieder einsetzte, kurz, wenn nur die Kollegien und die Statthalter erst ihre Pflichten erfüllten, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts Neues geschehen sey, um dieses ausserordentliche Mittel zu rechtfertigen? Bestünde man aber dennoch darauf, so wolle er sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er sich aus, dass der wichtige Auftrag des Botschafters alsdann seyn möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen *. »

Ueber die Wahl des Botschafters war nur *Eine* Stimme. Unter allen niederländischen Grossen schien Graf *Egmont* der einzige zu seyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Hass gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen, und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters, leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem Könige willkommen seyn musste, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte *Egmonts* einnehmende Bildung seine Beredsamkeit unterstützen, und seinem Gesuche eine Hülfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entübrigt seyn kann. *Egmont* selbst wünschte die Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen **.

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geendigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen, und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert, und die Glaubenstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine grössere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmassungen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen, und zu einem Systeme erhoben. Jene Gebräuche und Missbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde. Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren, und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten, sich erdreisten würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhle, war jetzt durch einen unumstösslichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchsthum durch einen ausdrücklichen Schluss der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechszehnten Jahre, und Mädchen im zwölften, Profess zu thun. Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluss ist zu ihrem Vortheile gefasst, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanftern Wege in den Schoss der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode, und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen wo möglich noch die herzliche Verachtung, die sie längst gegen das Papstthum hegten, und gab ihren Angriffen neue bis jetzt noch übersehene Blössen Preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Mysterien der Kirche so nahe zu bringen, und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüsse des Konciliums befriedigten auch nicht einmal alle katholischen Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Kalvinisten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Koncilium anmasste, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig *Philipp der Zweite* von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte als er; so sehr ihn der grosse Einfluss des Papstes auf das Koncilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte, so eine gerechte Ursache zur Feindseligkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab, so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Konciliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Ketzervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrigen politischen Rücksichten wurden dieser Angelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten anzukündigen *.

Der Geist des Aufruhrs, der alle niederländischen Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Ansehn der römischen Kirche bei Vielen schon aufs Tiefste gesunken; unter solchen Umständen konnten die gebieterischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Konciliums nicht anders als anstössig seyn; aber so sehr konnte *Philipp der Zweite* seinen Charakter nicht verläugnen, dass er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erdreich und andere Gesetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentinn empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die trien-

* *Burg.* 95. 96. *Hopper.* 41. 43. *sq.*
** *Strada.* 103.

* *Hist. de Philipp II. Watson. T. II. L. V. Thuan II.* 29. 491. 550. *Essai sur les Mœurs. T. III. Concile de Trente. Meteren.* 59. 60.

tischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward *.

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staatsrathe zu Brüssel. Die Nation, — erklärte *Wilhelm von Oranien*, — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie grösstentheils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen, und aus ähnlichen Gründen von mehrern katholischen Fürsten verworfen worden seyen. Beinahe der ganze Staatsrath war auf *Oraniens* Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, dass man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen, oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich *Viglius* und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. « Die Kirche, » sagte er, « hat zu allen Zeiten die Reinig- » keit ihrer Lehre, und die Genauigkeit der Disciplin, » durch solche allgemeine Koncilien erhalten. Den » Glaubensirrungen, welche unser Vaterland schon so » lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel » entgegengesetzt werden, als eben diese Schlüsse, » auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn sie » auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bür- » gers und der Konstitution im Widerspruche stehen, » so ist dieses ein Uebel, dem man durch eine kluge » und schonende Handhabung derselben leicht begeg- » nen kann. Uebrigens gereicht es unserm Herrn, dem » Könige von Spanien, ja zur Ehre, dass er allein vor » allen Fürsten seiner Zeit nicht gezwungen ist, sein » besseres Wissen der Nothwendigkeit unterzuordnen, » und Massregeln aus Furcht zu verwerfen, die das » Wohl der Kirche von ihm heischt, und das Glück » seiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht. » Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstiess, so nahmen einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, dass man diese Kapitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglassen sollte. Damit der König dieser anstössigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit vorschützen, und den Namen der Republik zu diesem Eingriffe in das Koncilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, dass er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widersetzlichkeit geben, und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war **.

GRAF EGMONT IN SPANIEN.

Dem Könige dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen, und auf die Einziehung der beiden andern Rathsversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen *von Egmont* von Seiten der Missvergnügten gegeben war; die Widersetzlichkeit des niederländischen Volks gegen die Edikte vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Edikte in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterinn empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten *Viglius* entworfen. Sie enthielt grosse Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitspflege, den Anwachs der Ketzerei und die Erschöpfung des Schatzes. Auf die persönliche Ueberkunft des Königs wurde nachdrücklich gedrungen. Das Uebrige war der Beredsamkeit des Botschafters vorbehalten, dem die Statthalterinn einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergehen sollten, fand der Prinz *von Oranien* in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefasst. « Die Schilderung, sagt er, « welche der Präsident von unsern » Beschwerden gemacht, ist weit unter der Wahrheit » geblieben. Wie kann der König die schicklichsten » Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen » des Uebels verhehlen? Lasst uns die Zahl der Ketzer » nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; lasst » uns aufrichtig eingestehen, dass jede Provinz, jede » Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; » lasst uns auch nicht bergen, dass sie die Strafbefehle » verachten, und wenig Ehrfurcht gegen die Obrigkeit » hegen. Wozu also noch diese Zurückhaltung? Auf- » richtig dem Könige gestanden, dass die Republik in » diesem Zustande nicht verharren kann. Der geheime » Rath freilich wird anders urtheilen, dem eben diese » allgemeine Zerrüttung willkommen heisst. Denn » woher sonst die schlechte Verwaltung der Gerech- » tigkeit, diese allgemeine Verderbniss der Richter- » stühle, als von seiner Habsucht, die durch Nichts » zu ersättigen ist? woher diese Pracht, diese schänd- » liche Ueppigkeit jener Kreaturen, die wir aus dem » Staube haben steigen sehen, wenn sie nicht durch » Bestechung dazu gekommen sind? Hören wir nicht » täglich von dem Volke, dass kein anderer Schlüssel » sie eröffnen könne als Gold, und beweisen nicht ihre » Trennungen unter einander selbst, wie schlecht sie » von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? » Wie können Menschen zum allgemeinen Besten » rathen, die das Opfer ihrer eigenen Leidenschaft » sind? Meinen sie etwa, dass Wir, die Statthalter » der Provinzen, dem Gutbefinden eines infamen Lik- » tors mit unseren Soldaten zu Gebote stehen sollten? » Lasst sie ihren Indulgenzen und Erlassungen Gren- » zen setzen, womit sie gegen diejenigen, denen *wir* » sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand » kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze » zu sündigen, und das allgemeine Uebel durch einen » Beitrag zu vermehren. Mir, ich gestehe es, hat es » niemals gefallen, dass die Geheimnisse des Staats » und die Regierungsgeschäfte sich unter so viele Kol- » legien vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; » mehrere Patrioten haben dieses längst schon im » Stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. » Ich erkläre, dass ich für alle Uebel, worüber Klage » geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiss, als » jene beiden Kammern in dem Staatsrathe aufhören » zu lassen. Dieses ist es, was man von dem Könige » zu erhalten suchen muss, oder diese neue Gesandt- » schaft ist wiederum ganz zwecklos und unnütz » gewesen. » Und nun theilte der Prinz dem versammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. *Viglius*, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdrusses. Die Gemüthsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen

* *Strada.* 102.

** *Watson. T. I. L. VII.* 262. *Strad.* 102. *Burg.* 125.

vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens *.

Seine Stelle übernahm *Joachim Hopper,* aus dem geheimen Rathe zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbescholtener Redlichkeit, des Präsidenten vertrautester und würdigster Freund **. Er machte, zu Gunsten der Oranischen Partei, noch einige Zusätze zu der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition, und die Vereinigung der drei Kurien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentinn, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Graf *von Egmont* von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Zufalle wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzubringen. Seine Zeiten, erklärte er, seyen vorüber; er wolle sich, nach dem Beispiele seines Vorgängers und Freundes, *Granvella*, in die Stille des Privatlebens zurückziehen, und dem Wankelmuthe des Glücks zuvorkommen. Sein Genius warne ihn vor einer stürmischen Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle ***.

Der Graf *von Egmont* trat im Jänner des Jahrs 1565 seine Reise nach Spanien an, und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die keinem seines Standes vor ihm wiederfahren war. Alle kastilianischen Grossen, vom Beispiele ihres Königs besiegt, oder vielmehr seiner Staatskunst getreu, schienen ihren verjährten Groll gegen den flämischen Adel ausgezogen zu haben, und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein angenehmes Bezeigen zu gewinnen. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem König bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreiheit des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volke, und machte ihm Hoffnung, dass er nicht ungeneigt sey, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen, und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Kommission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sey, den Provinzen die verlangte Religionsduldung zu bewilligen? Da die mehrsten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande, und die Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grad von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: « Er verlange nicht zu wissen, » hiess es, «ob er es *dürfe,* sondern ob er es *müsse?* » Als man das Letzte verneinte, so erhob er sich von seinem Sitze, und kniete vor einem Krucifixe nieder. « So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen, » rief er aus, « dass du mich nie so tief mögest sinken lassen, » ein Herr derer zu seyn, die dich von sich stossen! » Und nach diesem Muster ungefähr fielen die Massregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschliessung dieses Monarchen einmal für ewig gefasst; die dringendste Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsetzung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen, oder nur zu beschränken. *Egmont* stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Ketzer täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Freudigkeit im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten, und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Bekenner zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem Könige zwar nicht auf die Erde; aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Auftritte zu vermeiden, und der Strenge der Edikte doch nichts dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg, und beschloss, dass die Hinrichtungen ins Künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterinn mitgegeben. Ehe er ihn entliess, konnte er nicht umhin, ihn über sein Bezeigen gegen *Granvella* zu Rechenschaft zu ziehen, wobei er ins besondere auch der Spottlivree gedachte. *Egmont* betheuerte, dass das Ganze nichts als ein Tafelscherz gewesen, und nichts damit gemeint worden sey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüsste er, dass es einem Einzigen unter ihnen eingefallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern *.

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von 50,000 Gulden, und fügte noch die Versicherung hinzu, dass er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm zugleich, den jungen *Farnese von Parma* mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterinn, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen **. Die verstellte Sanftmuth des Königs, und die Betheuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er *nicht* empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flamänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verliess er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländischen Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. « Obgleich sein Entschluss in Betreff der Glaubensedikte, » lautete sie, « fest und unwandelbar sey, und er lieber tausend » Leben verlieren, als nur Einen Buchstaben daran » abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des Grafen *von Egmont* bewogen, auf der » andern Seite keines von den *gelinden* Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der ketzerischen Verderbniss bewahrt, und jenen *unabänderlichen* Strafen entrissen werden könnte. Da er » nun aus des Grafen Bericht vernommen, dass die » vornehmste Ursache der bisherigen Glaubensirrungen in der Sittenverderbniss der niederländischen » Geistlichkeit, dem schlechten Unterrichte des Volks, » und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen sey, so trage er ihr hiermit auf, eine besondere Kommission von drei Bischöfen und einigen der » geschicktesten Theologen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nöthige Reforme zu » berathschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus » Aergerniss wanke, oder aus Unwissenheit in den » Irrthum stürze. Weil er ferner gehört, dass die » öffentlichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu » prahlen, und den gemeinen Haufen durch einen » Schein von Märtyrerruhm zu bethören, so solle die » Kommission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen

* *Vit. Vigl.* § 88. 89. *Burg.* 97 — 102.

** *Vita Vigl.* § 89. Der nämliche, aus dessen *Mémoires* ich viele Aufschlüsse über diese Epoche geschöpft habe. Seine nachherige Abreise nach Spanien hat den Briefwechsel zwischen ihm und dem Präsidenten veranlasst, der eines der schätzbarsten Dokumente für diese Geschichte ist.

*** *Burgund.* 103.

* *Grot. VI. Hopper.* 43. 44. 45. *Strad.* 104. 105. 106.

** *Strad.* 107.

» Hinrichtungen mehr Geheimniss zu geben, und den » verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit » zu entreissen sey. » Um aber ja gewiss zu seyn, dass diese Privatsynode ihren Auftrag nicht überschreite, so verlangte er ausdrücklich, dass der Bischof *von Ypern*, ein versicherter Mann, und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den kommitirten Räthen seyn sollte. Die Berathschlagung sollte wo möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob sie die Einführung der trientischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich, um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen, und dem Geiste der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzoginn nebst einigen treugesinnten Staatsräthen anwesend seyn, und sodann ein schriftlicher Bericht von dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einstweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Ueberkunft; erst aber müsste der Krieg mit den Türken geendigt seyn, die man eben jetzt vor Malta erwarte. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, ausser dass der Herzog *von Arschot*, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem letztern bekam. *Viglius* wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rathe zwar entlassen, musste sie aber dessenungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, *Karl Tyssenacque*, aus dem Konseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde *.

GESCHÄRFTERE RELIGIONSEDIKTE.

ALLGEMEINE WIDERSETZLICHKEIT DER NATION.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren, und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. « Der Graf, » hörte man jetzt von *Wilhelm dem Stillen*, « ist durch » spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und » Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über » seinem eigenen Vortheile hat er das allgemeine Beste » vergessen. » Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf *Egmont*, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte, und unwissender Weise an seinem Vaterlande zum Verräther geworden war. « Diese scheinbare Güte also, » beschwerte er sich laut und bitter, « war nichts, als » ein Kunstgriff, mich dem Spotte meiner Mitbürger » preiszugeben, und meinen guten Namen zu Grunde » zu richten. Wenn der König die Versprechungen, » die er mir in Spanien gethan, auf eine solche Art zu » halten gesonnen ist, so mag Flandern übernehmen, » wer will; ich werde durch meine Zurückziehung » von Geschäften öffentlich darthun, dass ich an » dieser Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe. » In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als dass es ihn seinen ihn anbetenden Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte *.

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige sogleich übersendet ward. « Für den Religionsunterricht des » Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und » die Erziehung der Jugend sey bereits in den trientischen Schlüssen so viel Sorge getragen worden, » dass es jetzt nur darauf ankomme, diese Schlüsse in » die schleunigste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlichen Edikte gegen die Ketzer dürfen durchaus keine » Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen *ingeheim* zu verstehen geben, nur die hartnäckigen Ketzer und ihre Prediger mit dem Tode » zu bestrafen, zwischen den Sekten selbst einen Unterschied zu machen, und dabei auf Alter, Rang, » Geschlecht und Gemüthscharakter der angeklagten » Personen zu achten. Wenn es an dem wäre, dass » öffentliche Hinrichtungen den Fanatismus noch mehr » in Flammen setzten, so würde vielleicht die *unheldenhafte*, weniger in die Augen fallende, und doch » nicht minder harte Strafe der *Galeere* am angemessensten seyn, diese hohe Meinungen von Märtyrerthum herunterzustimmen. Vergehungen des blossen » Muthwillens, der Neugierde und des Leichtsinns » könnte man durch Geldbussen, Landesverweisung, » oder auch durch Leibesstrafen ahnden. » **

Während dass unter diesen Berathschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt, und von da wieder zurück erwartet werden mussten, unnütz die Zeit verstrich, ruhten die Proceduren gegen die Sektirer, oder wurden zum Wenigsten sehr schläfrig geführt. Seit der Vertreibung des Ministers *Granvella* hatte die Anarchie, welche in den obern Kurien herrschte, und sich von da durch die Provinzialgerichte verbreitete, verbunden mit den mildern Religionsgesinnungen des Adels, den Muth der Sekten erhoben, und der Bekehrungswuth ihrer Apostel freies Spiel gelassen. Die Inquisitionsrichter waren durch die schlechte Unterstützung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Theil der Nation hatte sich von den Schlüssen der trientischen Kirchenversammlung, so wie von *Egmonts* Gesandtschaft nach Spanien, grosse Erwartungen gemacht, welche letztere durch die erfreulichen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Aufrichtigkeit seines Herzens zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu seyn schienen. Je mehr man die Nation von der Strenge der Glaubensproceduren entwöhnt hatte, desto schmerzhafter musste eine plötzliche und geschärftere Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Bischöfe, und die letzte Anfrage der Oberstatthalterinn beantwortet wurde.

« Was für eine Auslegung auch der Graf *von Egmont*, » lautete sie, « den mündlichen Aeusse-

* *Hopper.* 44 — 46. 60. *Strada.* 107. 151. *Vita Vigl.* 45. *Not. ad. Vita Vigl.* 187. *Burgund.* 105. *sq.* 119.

* *Strada.* 113.

** *Hopper.* 49. 50. *Burgund.* 110. 111.

rungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von Weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreissig Jahren, in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edikte, befehle er also, sollen fortan auf das Strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arme die thätigste Unterstützung erhalten, und die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen, bis auf die Milderung, welche sie darin, in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter der Individuen, vorgeschlagen, indem er dafür halte, dass es seinen Edikten gar nicht an Mässigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein seyen die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Ketzerei bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von diesen es also künftig an Eifer würde ermangeln lassen, müsse seines Amtes entsetzt, und ein besserer an seinen Platz gestellt werden. Die Inquisition solle, ohne Rüchsicht auf etwas Menschliches, fest, furchtlos, und von Leidenschaft frei, ihren Weg wandeln, und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniss vermiede. *

Dieser königliche Brief, dem die oranische Partei alle nachherigen Leiden der Niederlande zugeschrieben hat, verursachte die heftigsten Bewegungen unter den Staatsräthen, und die Aeusserungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Furcht der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und mit ihr sahe man schon die ganze Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden, und Scheiterhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften sind mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Furcht hält sie nicht mehr in Zügel. Es wurden Schriften an die Häuser der Edeln geschlagen, worin man sie, wie ehemals Rom seinen *Brutus*, aufforderte, die sterbende Freiheit zu retten. Beissende Pasquille erschienen gegen die neuen Bischöfe, Folterknechte, wie man sie nannte; die Klerisei wurde in Komödien verspottet, und die Lästerung verschonte den Thron so wenig, als den römischen Stuhl. **

Aufgeschreckt von diesen Gerüchten, lässt die Regentinn alle Staatsräthe und Ritter zusammenrufen, um sich ihr Verhalten in dieser misslichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden, und heftig der Streit. Ungewiss zwischen *Furcht* und *Pflicht* zögerte man, einen Schluss zu fassen, bis der Greis *Viglius* zuletzt aufstand, und durch sein Urtheil die ganze Versammlung überraschte. — « Jetzt, » sagte er, « dürfe man gar nicht » daran denken, die königliche Verordnung bekannt » zu machen, ehe man den Monarchen auf den Em» pfang vorbereitet habe, den sie jetzt, aller Wahr» scheinlichkeit nach, finden würde; vielmehr müsse » man die Inquisitionsrichter anhalten, ihre Gewalt » ja nicht zu missbrauchen, und ja ohne Härte zu » verfahren. » Aber noch mehr erstaunte man, als der Prinz *von Oranien* jetzt auftrat, und diese Meinung bekämpfte. « Der Wille des Königs, » sagte er, « sey zu klar und zu bestimmt vorgetragen, sey » durch zu viele Deliberationen befestigt, als dass » man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner » Vollstreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf » der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden. » — « Den nehm' ich auf mich, » fiel ihm *Viglius* in die Rede. « Ich stelle mich seiner Ungnade entgegen. » Wenn wir ihm die Ruhe seiner Niederlande damit » erkaufen, so wird uns diese Widersetzlichkeit end» lich noch bei ihm Dank erwerben. » Schon fing die Regentinn an, zu dieser Meinung hinüber zu wanken, als sich der Prinz mit Heftigkeit dazwischen warf. « Was, » fiel er ein, « was haben die vielen » Vorstellungen, die wir ihm gethan, die vielen » Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat die » Gesandtschaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich » an ihn gesendet haben? Nichts — und was erwarten » wir also noch? Wollen *wir*, seine Staatsräthe allein, » seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf » unsere Gefahr einen Dienst zu leisten, den er uns » niemals danken wird? » Unentschlossen und ungewiss schweigt die ganze Versammlung; Niemand hat Muth genug, dieser Meinung beizupflichten, und eben so wenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Furchtsamkeit der Regentinn zu seinem Beistande gerufen, die ihr jede Wahl untersagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten, — womit aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weisen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, dass sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Rathschlägen den traurigsten; es geschehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Faktion, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu missfallen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen. * Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterinn ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räthe auseinander gingen, sagte der Prinz *von Oranien* zu Einem, der zunächst bei ihm stand: « Nun, » sagte er, « wird man uns bald ein grosses Trauerspiel geben. » **

* *Inquisitores praeter me intueri neminem volo. Lacessant scelus securi. Satis est mihi, si scandalum declinaverint. Burgund.* 118.

** *Grot.* 19. *Burg.* 122. *Hopper.* 61.

* *Burgund* 123. 124. *Meteren.* 76. *Vita Vigl.* 45.

** Die Geschichtschreiber der spanischen Partey haben nicht verabsäumt, *Oraniens* Betragen in dieser Sitzung gegen ihn zeugen zu lassen, und mit diesem Beweise von Unredlichkeit über seinen Charakter zu triumphiren. Er, sagen sie, der im ganzen bisherigen Lauf der Dinge die Massregeln des Hofes mit Worten und Thaten bestritten hat, so lange sich noch mit einigem Grunde fürchten liess, dass sie durchgehen möchten, tritt jetzt zum ersten Male auf dessen Seite, da eine gewissenhafte Ausrichtung seiner Befehle ihm wahrscheinlicher Weise zum Nachtheile gereichen wird. Um den König zu überführen, wie übel er gethan, dass er seine Warnungen in den Wind geschlagen; um sich rühmen zu können: *Das hab' ich vorher gesagt*, setzte er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch bis jetzt gekämpft haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines vorhergehenden Betragens erwies, dass er die Durchsetzung der Edikte für ein Uebel gehalten; gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Ueberzeugungen untreu, und folgt einem entgegengesetzten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortdauern, die ihm den ersten vorgeschrieben; und blos desswegen thut er dieses, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, fahren seine Gegner fort, dass das Beste seines Volks weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmer Wille gegen den König. Um seinen Hass gegen diesen zu befriedigen, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit aufzuopfern.

Es erging also ein Edikt an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Plakate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Ketzer ausgeschrieben worden, die Schlüsse der trientischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hülfreiche Hand zu leisten, und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende solle ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann auslesen, der die Provinzen fleissig durchreise, uud strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschicken. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der trientischen Schlüsse nach dem spanischen Originale zugesendet, mit dem Bedeuten, dass, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sey denn, dass sie diese lieber von der Oberstatthalterinn selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, dass den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen seyn sollte *.

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten *Viglius*, und die Hoffnungen des Prinzen *von Oranien* aufs Vollkommenste rechfertigte. Beinahe alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten, abzudanken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. « Die Verordnung, » schrieben sie zurück, « sey auf eine ganz falsche Angabe der » Sektirer gegründet **. Die Gerechtigkeit entsetzte

Aber ist es denn an dem, dass er die Nation durch Beförderung dieser Edikte aufopfert? oder, bestimmter zu reden, bringt er die Edikte zur *Vollstreckung*, wenn er auf ihre *Bekanntmachung* dringt? Lässt sich nicht im Gegentheile mit weit mehr Wahrscheinlichkeit darthun, dass er *jene* allein durch *diese* hintertreiben kann? Die Nation ist in Gährung, und die erhitzten Parteien werden, aller Vermuthung nach (denn fürchtet es nicht *Viglius* selbst?) einen Widerstand dagegen äussern, der den König zum Nachgeben zwingen muss. Jetzt, sagt *Oranien*, hat meine Nation die nöthige Schwungkraft, um mit Glück gegen die Tyrannei zu kämpfen. Versäume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese letztere Mittel finden, durch geheime Negotiationen und Ränke zu *erschleichen*, was ihr durch offenbare Gewalt misslang. Sie wird *dasselbe* Ziel nur mit mehr Behutsamkeit und Schonung verfolgen; aber die *Extremität* allein ist es, was meine Nation zu *Einem* Zwecke vereinigen, zu einem kühnen Schritte fortreissen kann. Also is es klar, dass der Prinz nur seine *Sprache*, in Absicht auf den König, verändert, in Absicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Betragen sehr zusammenhängend gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthätigkeit gerade in dem Augenblicke *verhindern*, wo sie ihren Urheber strafen wird? Handelt er gut an seinem Vaterlande, wenn er dem Unterdrücker desselben eine Uebereilung erspart, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksale entfliehen kann?

* *Strada*. 114. *Hopper*. 53. 54. *Burg*. 115. *Meteren*. 77. *Grot*. 18.

** Die Anzahl der Ketzer wurde von beiden Parteien sehr ungleich angegeben, je nachdem es das Interesse und die Leidenschaft einer jeden erheischte, sie zu vermehren, oder zu verringern; und die nämliche Partei widersprach sich oft selbst, wenn sich ihr Interesse abänderte. War die Rede » sich vor der ungeheuern Menge der Opfer, die » sich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und » 60,000 Menschen aus ihren Distrikten in den Flam- » men umkommen zu lassen, sey kein Auftrag für sie.» Gegen die trientischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbniss in diesen Schlüssen aufs Grausamste angegriffen war, und die noch ausserdem mit einer so verhassten Reforme bedrohet wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse und das ganze Koncilium mit bittern Schmähungen an, und streute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischofe *von Cambray* gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerspruch, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geistlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollte *.

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr grosses Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herzogenbusch protestirten feierlich in einer eigenen Schrift, die sie an die Oberstatthalterinn einschickten **. Diese, immer ungewiss, immer zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend, zu muthlos, dem Könige zu gehorchen, und noch viel muthloser, ihm nicht zu gehorchen, lässt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen, und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermisslichste ist. Man will sich von Neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muss dem Ungestüm nachgeben, und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterinn lässt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruktion des ersten Inquisitors, den *Karl der Fünfte* der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruktion ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, dass er keine *Neuerung* einführe; also ist es erlaubt, die neuen Plakate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten, aber den anderen Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich tapferem Widerstande. Ohne der Herzoginn Zeit zu lassen, sich darüber zu bestimmen, entziehen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hülfsleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst

von neuen Anstalten der Unterdrückung, von Einführung der Inquisitionsgerichte u. s. w., so musste der Anhang der Protestanten zahllos und unübersehlich seyn. War hingegen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Verordnungen zu ihrem Besten, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, dass es der Mühe nicht verlohnte, um dieser wenigen schlechten Leute willen eine Neuerung anzufangen. *Hopper*. 62.

* *Hopper*. 55. 62. *Strad*. 115. *Burg*. 115. *Meteren*. 76. 77.

** *Hopper*. 65. 64. *Strad*. 115.

durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Amtsführung aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unterstützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterinn, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen verdorben.*.

Während dass dieses zwischen dem Hofe, den Kurien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Aufruhrs das Volk. Man fängt an, die Rechte des Unterthans hervorzusuchen, und die Gewalt der Könige zu prüfen. « So blödsinnig wären die Niederländer nicht, » hört man Viele und nicht sehr heimlich sagen, « dass sie nicht recht gut wissen » sollten, was der Unterthan dem Herrn, und der » Herr dem Unterthan schuldig sey; und dass man » wohl noch Mittel würde auffinden können, Gewalt » mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch » keinen Anschein dazu habe. » In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Staatsrath aufgefordert war: den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen, und die Freiheiten des Landes verletzt hätte, bei dem Kammergerichte zu Speier zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundischen Kreises, in dem Religionsfrieden von Passau und Augsburg mit begriffen sey. Die Kalvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntniss an das Licht, und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, dass sie, ob sie gleich gegen 100,000 Mann stark wären, dennoch sich ruhig verhielten, und alle Landesauflagen gleich den Uebrigen trügen, woraus erhelle, setzten sie hinzu, dass sie keinen Aufruhr im Schilde führten. Man streut freie gefährliche Schriften ins Publikum, die die spanische Tyrannei mit den gehässigsten Farben mahlen, die Nation an ihre Privilegien und gelegenheitlich auch an ihre Kräfte erinnern. **

Die Kriegsrüstungen *Philipps* gegen die Pforte, wie die, welche *Erich*, Herzog von Braunschweig, um eben diese Zeit (Niemand wusste, zu welchem Ende) in der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgedrungen werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrissen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; andere sahen sich nach einem Anführer um, und liessen sich Winke von gewaltthätiger Widersetzung und fremder Hülfe entfallen. ***

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberathen nnd ohne Stütze zu seyn, musste die Statthalterinn auch von dem Einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu stürzen.

* *Vit. Vigl.* 46. *Hopper.* 64. 65. *Strad.* 115. 116, *Burgund.* 150 — 154.

** Die Regentinn nannte dem Könige eine Zahl von 5000 solcher Schriften. *Strada.* 117. Es ist merkwürdig, was für eine grosse Rolle die Buchdruckerkunst und Publicität überhaupt bei dem niederländischen Aufruhr gespielt hat. Durch dieses Organ sprach ein einziger unruhiger Kopf zu Millionen. Unter den Schmähschriften, welche grösstentheils mit aller der Niedrigkeit, Rohheit nnd Brutalität abgefasst waren, welche der unterscheidende Charakter der meisten damaligen protestantischen Parteischriften war, fanden sich zuweilen auch Bücher, welche die Religionsfreiheit gründlich vertheidigten.

*** *Hopper.* 61. 62. *Strad.* 117. 118. Meteren. 77. A. G. d. v. N. III. 60.

« Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden, » schrieb ihr *Wilhelm von Oranien*, » sey es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, » so müsse er bitten, seine Stelle mit einem Andern » zu besetzen, der den Absichten Sr. Majestät mehr » entspräche, und mehr, als er, über die Gemüther » der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder » anderen Gelegenheit im Dienste der Krone bewiesen, » werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt vor » jeder schlimmen Auslegung sicher stellen; denn so, » wie nunmehr die Sachen stünden, bliebe ihm keine » andere Wahl, als entweder dem Könige ungehorsam » zu seyn, oder seinem Vaterlande und sich selbst » zum Nachtheile zu handeln. » Von dieser Zeit an trat *Wilhelm von Oranien* aus dem Staatsrathe, um sich in seine Stadt *Breda* zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müssig, der Entwickelung entgegen sah. Seinem Beispiele folgte der Graf *von Hoorne*; * nur *Egmont*, immer ungewiss zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gehorsamen Unterthan zu vereinen; *Egmont*, dem die Gunst des Monarchen weniger entbehrlich, und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erhalten, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentinn jetzt eben in voller Blüthe standen. Die Entfernung des Prinzen *von Oranien*, dem die Noth sowohl, als sein überlegener Verstand, allein den Einfluss auf die Regentinn gegeben, der grossen Geistern bei kleinen Seelen nicht entstehen kann, hatte in ihr Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher Graf *Egmont*, vermöge einer Sympathie, die zwischen der *feigen* und *gutherzigen* Schwäche sehr leicht gestiftet wird, einen unumschränkten Besitz nahm. Da sie eben so sehr fürchtete, durch ein ausschliessendes Vertrauen in die Anhänger der Krone, das *Volk* aufzubringen, als sie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verständniss mit den erklärten Häuptern der Faktion zu missfallen, so konnte sich ihrem Vertrauen jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten, als eben Graf *von Egmont*, von dem es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

VERSCHWORUNG DES ADELS.

(1565.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen *von Oranien*, der Grafen *von Egmont* und *Hoorne* und ihre Freunde gewesen. Der *wahre* Vortheil des Königs, ihres Herrn, hatte sie eben so sehr, als das gemeine Beste, geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens, und ihre Handlungen hatten eben so wenig mit jenem, als mit diesem, gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte, oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen liess. Was sie gethan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Freistaats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Anmassungen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, bescheidne Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache

* *Hopper.* 67.

so weit hinreissen lassen, die Klugheit und Mässigung zu verläugnen, welche von Parteisucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimme der Klugheit, nicht alle verharrten in diesen Grenzen der Mässigung.

Während dem, dass man im Staatsrathe die grosse Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte, oder nicht, während dass ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Billigkeit zu ihrem Beistande aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in *Handlung*, der unter allen am wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Klasse des Adels ins Gedächtniss zurück, von welcher oben gesagt worden, dass *Philipp* bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei weitem der grösste Theil derselben hatte, einer weit dringendern Ursache als der blossen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hülfe nicht mehr emporzuarbeiten hoffen konnten. Dadurch, dass *Philipp* sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz, beleidigt; in diesen Bettlern hatte er sich eben so viele müssige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, eben so viele schadenfrohe Sammler und Verpfleger der Neuheit erzogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmuth sie nicht zugleich verliess, so wucherten sie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Kapitale, das nicht zu veräussern gewesen war, mit ihrem *Adel* und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen; und brachten eine Münze in Umlauf, die nur in einem *solchen* Zeitlaufe, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihre *Protection*. Mit einem Selbstgefühle, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverain und dem Bürger, und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Diese Idee war nur in so weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wussten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein grosser Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangefochtene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, versäumten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volksklasse zu machen, die müssig am Markte stand, und welche Niemand gedingt hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolze des Reichthums würden herabgeblickt haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herzhaftigkeit, ihren Kredit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren Bettelstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde liessen sie sichs auf das eifrigste angelegen seyn, sich genau an sie anzuschliessen, die Gesinnungen des Aufruhrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohe Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten, und, was das Wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Geldhülfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen *. Wenige darunter waren so ganz unwichtig, dass sie nicht, wär' es auch nur durch Verwandtschaft mit Höhern, einigen Einfluss besassen, und alle zusammen, wenn es glückte, sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Sekte, oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch diejenigen unter ihnen, welche eifrig katholisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die trientischen Schlüsse und die Inquisition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon aufgefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeischwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Republik etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer *Vereinigung* dieser Menschen versprechen liess, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen *Einzelnen* unter ihnen zu gründen; und es war nicht so gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur mit einander zusammenzubringen, mussten sich ungewöhnliche Zufälle ins Mittel schlagen; und glücklicherweise fanden sich diese. Die Vermählungsfeier des Herrn *Montigny*, eines von den niederländischen Grossen, wie auch die des Prinzen *Alexander von Parma*, welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, versammelten einen grossen Theil des niederländischen Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wurden geschlossen, und alte erneuert; die allgemeine Noth des Landes ist das Gespräch; Wein und Fröhlichkeit schliessen Mund und Herzen auf; es fallen Winke von Verbrüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten. Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absichtliche hervor; aus öffentlichen Gesprächen werden geheime. Es muss sich fügen, dass um diese Zeit zwei deutsche Baronen, ein Graf von *Holle* und von *Schwarzenberg* in den Niederlanden verweilen, welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nachbarlichem Beistande zu erwecken *. Schon einige Zeit vorher hatte Graf *Ludwig von Nassau* gleiche Angelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Höfen betrieben **. Einige wollen sogar geheime Geschäftsträger des Admirals *Coligny* um diese Zeit in Brabant gesehen haben, welches aber noch billig bezweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuche einer Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib am Ruder des Staates; die Provinzstatthalter verdrossen und zur Nachsicht geneigt; einige Staatsräthe ganz ausser Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen; die wenigen Truppen schon längst über die zurückgehaltene Zahlung schwürig, und zu oft schon durch falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue locken zu lassen; diese Truppen noch ausserdem von Offizieren angeführt, welche die Inquisition von Herzen verachteten, und erröthet haben würden, nur das Schwert für sie zu heben; kein Geld im Schatze, um geschwind genug neue Truppen zu werben und eben so wenig, um auswärtige zu miethen. Der Hof zu Brüssel, wie die drei Rathsversammlungen, durch innere Zwietracht getheilt, und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentinn ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und muthlos; die Faktion zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papst-

* *Strada*. 52.

* *Burg*. 150. *Hopper*. 67. 68.

** Und umsonst war auch der Prinz *von Oranien* nicht so plötzlich aus Brüssel verschwunden, um sich bei der römischen Königswahl in Frankfurt einzufinden. Eine Zusammenkunft so vieler deutschen Fürsten musste eine Negociation sehr begünstigen. *Strada*. 84.

thum aufgeregt, und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blösse der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, dass diese Blösse von ihren Feinden so gut gekannt war *.

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmässig zu verbinden, an einem Anführer, und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen *Ludwig von Nassau,* und *Heinrich Brederoden,* beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. *Ludwig von Nassau,* des Prinzen von *Oranien* Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Hass gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingesogen, und bei seiner Zurückkunft nicht versäumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Hass gegen Alles, was *spanisch* hiess, der jede seiner Handlungen beseelte, und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verliess. Papstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem Einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das Andre verstärken. So sehr beide Brüder in ihrer Neigung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngern Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Krümmungen nicht, durch welche sich der ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassener Blick führte diesen langsam, aber sicher, zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zuweilen das Glück, und beschleunigte noch öfter das Unglück. Darum war *Wilhelm* ein Feldherr, und *Ludwig* nie mehr, als ein Abenteurer; ein zuverlässiger nerviger Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. *Ludwigs* Handschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedwedes Schicksal aus, weil sie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Brederode, Herr von Viane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveraine Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Volke theuer, unter welchem das Andenken seiner vormaligen Herren noch unvergessen lebte, und um so werther gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu statten, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Zunge trug, und um so lieber unter den verfallnen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Würden und Bedienungen ausgeschlossen, wozu ihm die hohe Meinung von sich selbst, und der Adel seines Geschlechts einen gegründeten Anspruch zu geben schien, (eine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute) hasste er die Regierung, und erlaubte sich, ihre Massregeln mit verwegenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im Stillen das evangelische Bekenntniss; weniger aber, weil seine bessere Ueberzeugung dafür entschieden, als überhaupt nur, weil es ein *Abfall* war. Er hatte mehr Mundwerk, als Beredsamkeit, und mehr Dreistigkeit, als Muth; herzhaft war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. *Ludwig von Nassau* glühte für die Sache, die er beschützte, *Brederode* für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begnügte sich, für seine Partei zu handeln; dieser musste an ihrer Spitze stehen. Niemand taugte besser zum *Vortänzer* einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmern *Führer* haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Furchtbarkeit konnte der Wahn des grossen Haufens ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Prätendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Vorfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Broschüre, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kupferstich, der von ihm gezeigt wurde, führte die prahlerische Randschrift:

Sum Brederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non unica pagina claudit *.

(1565.) Ausser diesen Beiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf *Karl von Mannsfeld,* ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf *von Kuilemburg,* zwei Grafen *von Bergen* und *von Battenburg, Johann von Marnix,* Herr von Thoulouse, *Philipp von Marnix,* Herr von St. Aldegonde, nebst mehrern Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im J. 1565, im Hause eines gewissen *von Hammes,* Wappenkönigs vom goldenen Vliesse **, zu Stande kam. Sechs Menschen *** waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden, die Fackel eines vierzigjährigen Kriegs anzündeten, und den Grund einer Freiheit legten, die ihnen selbst nie zu Gute kommen sollte. Der *Zweck* der Verbrüderung war in folgender Eidesformel enthalten, unter welche *Philipp von Marnix* zuerst seinen Namen setzte.

« Nachdem gewisse übelgesinnte Personen, unter
» der Larve eines frommen Eifers, in der That aber
» nur aus Antrieb ihres Geizes und ihrer Herrschbe-
» gierde, den König, unsern gnädigsten Herrn, ver-
» leitet haben, das verabscheuungswürdige Gericht
» der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen,
» (ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen
» Gesetzen zuwiderläuft, und alle barbarischen An-
» stalten des blinden Heidenthums an Unmenschlich-
» keit hinter sich lässt, das den Inquisitoren jede andre
» Gewalt unterwürfig macht, die Menschen zu einer
» immerwährenden Knechtschaft erniedrigt, und durch
» seine Nachstellungen den rechtschaffenen Bürger
» einer ewigen Todesangst aussetzt, so, dass es einem
» Priester, einem treulosen Freunde, einem Spanier,
» einem schlechten Kerl überhaupt frei steht, so bald
» er nur will, und *wen* er will, bei diesem Gerichte
» anzuklagen, gefangensetzen, verdammen und hin-

* *Grot.* 19. *Burgund.* 154.

* *Burg.* 551, 552. *Grot.* 20,

** Eines eifrigen Kalvinisten, und des fertigsten Werbers für den Bund, der sich rühmte, gegen 2000 Edle dazu beredet zu haben. *Strada* 118.

*** *Burg.* 156. *Strada* nennt ihrer neun. 118. Allg. G. d. v. N. III. nennt eilf. 57.

» richten zu lassen, ohne dass es diesem vergönnt sey, » seinen Ankläger zu erfahren, oder Beweise von » seiner Unschuld zu führen); so haben wir Endesun- » terschriebene uns verbunden, über die Sicherheit » unsrer Familien, unsrer Güter und unsrer eignen » Person zu wachen. Wir verpflichten und vereinigen » uns zu dem Ende durch eine heilige Verbrüderung, » und geloben mit einem feierlichen Schwur, uns der » Einführung dieses Gerichts in diesen Ländern nach » unsern besten Kräften zu widersetzen, man versuche » es heimlich oder öffentlich, und unter welchem » Namen man auch wolle. Wir erklären zugleich, » dass wir weit entfernt sind, gegen den König, un- » sern Herrn, etwas Gesetzwidriges damit zu meinen; » vielmehr ist es unser aller unveränderlicher Vorsatz, » sein königliches Regiment zu unterstützen und zu » vertheidigen, den Frieden zu erhalten und jeder » Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vor- » satz gemäss haben wir geschworen und schwören » jetzt wieder, die Regierung heilig zu halten, und » ihrer mit Worten und Thaten zu schonen, dess » Zeuge sey der allmächtige Gott! »

« Weiter geloben und schwören wir, uns wech- » selsweise, Einer den Andern, zu allen Zeiten, an » allen Orten, gegen welchen Angriff es auch sey, zu » schützen und zu vertheidigen, angehend die Artikel, » welche in diesem Compromisse verzeichnet sind. Wir » verpflichten uns hiemit, dass keine Anklage unsrer » Verfolgung, mit welchem Namen sie auch ausge- » schmückt seyn möge, sie heisse Rebellion, Auf- » stand, oder auch anders, die Kraft haben soll, un- » sern Eid gegen den, der beschuldigt ist, aufzuheben, » oder uns unsers Versprechens gegen ihn zu entbin- » den. Keine Handlung, welche gegen die Inquisition » gerichtet ist, kann den Namen der Empörung ver- » dienen. Wer also um einer solchen Ursache willen » in Verhaft genommen wird, dem verpflichten wir » uns hier, nach unserm Vermögen zu helfen, und » durch jedes nur immer erlaubte Mittel seine Frei- » heit wieder zu verschaffen. Hier, wie in allen übri- » gen Regeln unsers Verhaltens, sonderlich aber gegen » das Gericht der Inquisition, ergeben wir uns in das » allgemeine Gutachten des Bundes, oder auch in das » Urtheil derer, welche wir einstimmig zu unsern » Rathgebern und Führern ernennen werden. »

« Zum Zeugniss dessen, und zu Bestätigung die- » ses Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen » des lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und » Erde, und Allem, was darinnen ist, der die Herzen, » die Gewissen und die Gedanken prüft, und die Rei- » nigkeit der unsrigen kennt. Wir bitten ihn um den » Beistand seines heiligen Geistes, dass Glück und » Ehre unser Vorhaben kröne, zur Verherrlichung » seines Namens und unserm Vaterlande zum Segen » und ewigen Frieden *. »

Dieser Compromiss wurde sogleich in mehrere Sprachen übersetzt, und schnell durch alle Provinzen zerstreut. Jeder von den Verschworenen trieb, was er an Freunden, Verwandten, Anhängern und Dienstleuten hatte, zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben. Grosse Gastmahle wurden gehalten, welche ganze Tage lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für eine sinnliche lüsterne Menschenart, bei der das tiefste Elend den Hang zum Wohlleben nicht hatte ersticken können. Wer sich da einfand, und Jeder war willkommen, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsversicherungen mürbe gemacht, durch Wein erhitzt, durch das Beispiel fortgerissen, und überwältigt durch das Feuer einer wilden Beredsamkeit. Vielen führte man die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelnde wurde gescholten, der Verzagte bedroht, der Treugesinnte überschrieen; Manche darunter wussten gar nicht, was es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schrieben, und schämten sich erst lange darnach zu fragen. Der allgemeine Schwindel liess keine Wahl übrig. Viele trieb blosser Leichtsinn zu der Partey; eine glänzende Kameradschaft lockte die Geringen; den Furchtsamen gab die grosse Anzahl ein Herz. Man hatte die List gebraucht, die Namen und Siegel des Prinzen *von Oranien*, des Grafen *von Egmont*, *von Hoorn*, *von Megen* und Anderer fälschlich nachzumachen, ein Kunstgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann. Besonders war es auf die Offiziere der Armee dabei abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu decken, wenn es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte. Es glückte bei Vielen, vorzüglich bey Subalternen, und Graf *Brederode* zog auf einen Fähndrich, der sich bedenken wollte, sogar den Degen. Menschen aus allen Klassen und Ständen unterzeichneten. Die Religion machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst gesellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren nicht bei allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich. Den Katholiken war es blos um Aufhebung der Inquisition und Milderung der Edikte zu thun; die Protestanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfreiheit. Einige verwegenere Köpfe führten nichts Geringeres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Regierung und die Dürftigsten darunter gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine Zerrüttung. *

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den Grafen *von Schwarzenberg* und *Holle* in Breda, und kurz darauf in Hoogstraten, gegeben wurde, zog Viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen sich schon Mehrere befanden, die den Compromiss bereits unterschrieben hatten. Auch der Prinz *von Oranien*, die Grafen *von Egmont*, *von Hoorn* und *von Megen* fanden sich bey diesem Gastmahle ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an dem Bunde zu haben, obgleich einer von *Egmonts* eignen Sekretairen, und einige Dienstleute der andern demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem Gastmahle nun erklärten sich schon dreihundert für den Compromiss, und die Frage kam in Anregung, ob man sich bewaffnet, oder unbewaffnet, mit einer Rede oder Bittschrift, an die Oberstatthalterinn wenden sollte. *Hoorn* und *Oranien* (*Egmont* wollte das Unternehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu Richtern aufgerufen, welche für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch aber der Beschuldigung Raum gaben, dass sie das Unterfangen der Verschwornen auf eine nicht sehr versteckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloss also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte. **

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels wurde der Statthalterin durch den Grafen *von Megen* gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. « Es werde » eine Unternehmung geschmiedet, » liess er sich verlauten, « dreihundert vom Adel seyen darein ver- » wickelt, es gelte die Religion, die Theilnehmer » halten sich durch einen Eidschwur verpflichtet, sie » rechnen sehr auf auswärtigen Beistand, bald werde » sie das Weitere erfahren. » Mehr sagte er nicht,

* *Burgund.* 156.— 159. *Strada.* 118.

* *Strada.* 119. *Burgund.* 159— 161.

** *Burgund.* 150. 166.

so nachdrücklich sie auch in ihn drang. « Ein Edel- » mann habe es ihm unter dem Siegel der Verschwie- » genheit anvertraut, und er habe ihm sein Ehrenwort » verpfändet. » Eigentlich war es wohl weniger diese Delikatesse der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf *Egmont* der Regentinn eine Abschrift des Compromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz *von Oranien :* « es » werde, wie er höre, eine Armee geworben, 400 » Offiziere seyen bereits ernannt, und zwanzigtausend » Mann würden mit Nächstem unter den Waffen er- » scheinen. » So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze absichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrösserte sich die Gefahr. *

Die Oberstatthalterinn, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt, und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrathe so eben in Brüssel zugegen war, und ladet zugleich den Prinzen *von Oranien* nebst dem Grafen *von Hoorn* in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ehe diese noch ankommen, berathschlagt sie sich mit *Egmont, Megen* und *Barlaimont,* was in dieser misslichen Lage zu beschliessen sey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen, oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinhalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verhaltungsregeln aus Spanien zu holen, und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem Ersten fehlte das nöthige Geld und das eben so nöthige Vertrauen in der Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige nimmermehr gebilligt werden, und auch eher dazu dienen, den Trotz der Verbundenen zu erheben, als niederzuschlagen; da im Gegentheile eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und schnelle unbedingte Vergebung des Geschehenen den Aufruhr vielleicht noch in der Wiege ersticken würde. Letztere Meinung wurde von *Megen* und *Egmont* behauptet, von *Barlaimont* aber bestritten. « Das Gerücht habe übertrieben, » sagte dieser; « unmöglich könne eine so furchtbare » Waffenrüstung so geheim und mit solcher Geschwin- » digkeit vor sich gegangen seyn. Ein Zusammenlauf » etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei En- » thusiasten aufgehetzt, nichts weiter. Alles würde » ruhen, wenn man einige Köpfe abgeschlagen » hätte. » Die Oberstatthalterinn beschliesst, das Gutachten des versammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müssig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt, und, wo sie gelitten haben, wiederhergestellt; ihre Botschafter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wirksamkeit zu verdoppeln; Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs auf's Neue in Umlauf zu bringen, und in ihrem äusserlichen Betragen die Festigkeit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Ansehen hat, ihm zu erliegen. **

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Abfassung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel. Zugegen waren der Prinz *von Oranien,* der Herzog *von Arschot,* die Grafen *von Egmont, von Bergen, von Megen, von Aremberg, von Hoorn, von Hoogstraten, von Barlaimont* und andere, die Herren *von Montigny* und *Hachicourt,* alle Ritter vom goldenen Vliesse nebst dem Präsidenten *Viglius,* dem Staatsrathe *Bruxelles* und den übrigen Assessoren des geheimen Consiliums *. Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plane der Verschwörung nähere Nachricht gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterinn sich befand, gab den Missvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterliessen, jetzt Gebrauch zu machen, und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bey dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst, und gegen die Regierung. « Erst neulich » liess sich der Prinz *von Oranien* heraus, « schickte der » König 40,000 Goldgulden an die Königinn *von* » *Schottland,* um sie in ihren Unternehmungen gegen » England zu unterstützen — und seine Niederlande » lässt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der » Unzeit dieser Subsidien und ihres schlechten Er- » folgs ** nicht einmal zu gedenken, warum weckt er » den Zorn einer Königinn gegen uns, die uns als » Freundinn so wichtig, als Feindinn aber so fürch- » terlich ist? » Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf den verborgenen Hass anzuspielen, den der König gegen die nassauische Familie und gegen ihn insbesondere hegen sollte. « Es ist am Tage, » sagte er, « dass er sich mit den Erb- » feinden meines Hauses berathschlagt hat, mich, » auf welche Art es sey, aus dem Wege zu schaffen, » und dass er mit Ungeduld nur auf eine Veranlassung » dazu wartet. » Sein Beispiel öffnete auch dem Grafen *von Hoorn* und noch vielen Andern den Mund, die sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit über ihre eignen Verdienste und den Undank des Königs verbreiteten. Die Regentinn hatte Mühe, den Tumult zu stillen, und die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, dass sie sich mit einer Bittschrift an den Hof wenden würden, zulassen sollte, oder nicht? Der Herzog *von Arschot,* die Grafen *von Aremberg, von Megen* und *Barlaimont* verneinten es. « Wozu 500 Menschen, » sagte der Letztere, « um eine kleine » Schrift zu überreichen? Dieser Gegensatz der De- » muth und des Trotzes bedeutet nichts Gutes. Lasst » sie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, » ohne Pomp, ohne Anmassung, zu uns schicken, » und auf diesem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. » Sonst verschliesse man ihnen die Thore, oder beob- » achte sie, wenn man sie doch einlassen will, auf » das Strengste, und strafe die erste Kühnheit, deren » sich einer von ihnen schuldig macht, mit dem » Tode. » Der Graf *von Mannsfeld,* dessen eigner Sohn unter den Verschwornen war, erklärte sich gegen ihre Partei; seinem Sohne hatte er mit Enterbung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entsagte. Auch die Grafen *von Megen* und *Aremberg* trugen Bedenken, die Bittschrift anzunehmen, der Prinz *von Oranien* aber, die Grafen *von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten* und mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. « Die Verbundenen, » erklärten sie, « wären ihnen » als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre be-

* *Hopper.* 69. 70. *Burg.* 166. 167.
** *Strad.* 120. *Burgund.* 168. 169.

* *Hopper.* 71. 72. *Burg.* 173.
** Das Geld war in die Hände der Königinn Elisabeth gefallen.

» kannt; ein grosser Theil unter denselben stehe mit » ihnen in Verhältnissen der Freundschaft und der » Verwandtschaft, und sie getrauen sich, für ihr Be- » tragen zu gewähren. Eine Bittschrift einzureichen, » sey jedem Unterthan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit » könne man einer so ansehnlichen Gesellschaft ein » Recht nicht verweigern, dessen sich der niedrigste » Mensch im Staate zu erfreuen habe. » Man beschloss also, weil die meisten Stimmen für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, dass sie unbewaffnet erschienen, und sich mit Bescheidenheit betrügen. Die Zänkereien der Rathsglieder hatten den grössten Theil der Zeit weggenommen, dass man die fernere Berathschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben musste, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward *.

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentinn diesmal sogleich zum Ziele. « *Brederode,* » sagte sie, « wird, wie unsre Nachrichten lauten, im Namen » des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Mil- » derung der Edikte bey uns einkommen. Das Urtheil » meines Senats soll mich bestimmen, was ich ihm » antworten soll; aber ehe Sie Ihre Meinungen vor- » tragen, vergönnen Sie mir, etwas Weniges voran- » zuschicken. Man sagt mir, dass es Viele, auch selbst » unter Ihnen gebe, welche die Glaubensedikte des » Kaisers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel an- » greifen, und sie dem Volke als unmenschlich und » barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, » Ritter des Vliesses, Räthe Seiner Majestät und des » Staats, ob Sie nicht selbst ihre Stimmen zu diesen » Edikten gegeben, ob die Stände des Reichs sie nicht » als rechtskräftig anerkannt haben? Warum tadelt » man jetzt, was man ehemals für recht erklärte? » Etwa darum, weil es jetzt mehr, als jemals noth- » wendig geworden? Seit wann ist die Inquisition in » den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat » der Kaiser sie nicht schon vor sechszehn Jahren er- » richtet, und worin soll sie grausamer seyn, als die » Edikte? Wenn man zugiebt, dass diese letzteren das » Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine » Beistimmung der Staaten sie geheiligt hat — warum » diesen Widerwillen gegen jene, die doch weit » menschlicher ist, als die Edikte, wenn diese nach » dem Buchstaben beobachtet werden? Reden sie jetzt » frei, ich will Ihr Urtheil damit nicht befangen ha- » ben; aber Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, dass » nicht Leidenschaft es lenke **. »

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquisition und die buchstäbliche Vollstreckung der Edikte sprachen, wurden bey weitem von der Gegenpartei überstimmt, die der Prinz *von Oranien* anführte. « Wollte der Himmel, » fing er an, « man hätte » meine Vorstellungen des Nachdenkens werth geach- » tet, so lange sie noch entfernte Befürchtungen wa- » ren, so würde man nie dahin gebracht worden seyn, » zu den äussersten Mitteln zu schreiten, so würden » Menschen, die im Irrthume lebten, nicht durch » eben die Massregeln, die man anwendete, sie aus » demselben herauszuführen, tiefer darin versunken » seyn. Wir Alle, wie Sie sehen, stimmen in dem » Hauptzwecke überein. Wir Alle wollen die katho- » lische Religion ausser Gefahr wissen; kann dieses » nicht ohne Hülfe der Inquisition bewerkstelligt wer- » den, wohl, so bieten wir Gut und Blut zu ihren » Diensten an; aber eben das ist es, wie Sie hören, » worüber die Meisten unter uns ganz anders denken. » Es giebt zweierlei Inquisitionen. Der einen masst » sich der römische Stuhl an, die andere ist schon » seit undenklichen Zeiten von den Bischöfen aus- » geübt worden. Die Macht des Vorurtheils, und der » Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht » gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Wi- » derspruch finden, und die vermehrte Anzahl der » Bischöfe wird sie hinreichend machen. Wozu denn » also die erste, deren blosser Name alle Gemüther » in Aufruhr bringt? So viele Nationen entbehren ih- » rer, warum soll sie gerade *uns* aufgedrungen seyn? » Vor Luthern hat sie Niemand gekannt; der Kaiser » war der Erste, der sie einführte: aber dies geschah » zu einer Zeit, als an geistlichen Aufsehern Mangel » war, die wenigen Bischöfe sich noch ausserdem » lässig zeigten, und die Sittenlosigkeit der Klerisei » sie von dem Richteramte ausschloss. Jetzt hat sich » Alles verändert; jetzt zählen wir eben so viele Bi- » schöfe, als Provinzen sind. Warum soll die Regie- » rungskunst nicht den Geist der Zeiten begleiten? » Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen » den Widerwillen des Volks, den wir suchen müs- » sen zu besänftigen, wenn er nicht in Empörung » ausarten soll. Mit dem Tode *Pius des Vierten* ist die » Vollmacht der Inquisitoren zu Ende gegangen; der » neue Papst hat noch keine Bestätigung geschickt, » ohne die es doch sonst noch keiner gewagt hat, sein » Amt auszuüben. Jetzt also ist die Zeit, wo man sie » suspendiren kann, ohne Jemandes Rechte zu ver- » letzen.

» Was ich von der Inquisition urtheile, gilt auch » von den Edikten. Das Bedürfniss der Zeiten hat sie » *erzwungen,* aber jene Zeiten sind ja vorbei. Eine so » lange Erfahrung sollte uns endlich überwiesen ha- » ben, dass gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruch- » tet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche un- » glaubliche Fortschritte hat nicht die neue Religion » nur seit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, » und wenn wir den Gründen dieser Vermehrung nach- » spüren, so werden wir sie in der glorreichen Stand- » haftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer » gefallen sind. Hingerissen von Mitleid und von Be- » wunderung, fängt man in der Stille an zu muth- » massen, dass es doch wohl Wahrheit seyn möchte, » was mit so unüberwindlichem Muthe behauptet » wird. In Frankreich und England liess man die Pro- » testanten dieselbe Strenge erfahren, aber hat sie » dort mehr, als bei uns, gefruchtet? Schon die ersten » Christen berühmten sich, dass der Same ihrer Kirche » Märtyrerblut gewesen. Kaiser *Julian,* der fürchter- » lichste Feind, den je das Christenthum erlebte, war » von dieser Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, » dass Verfolgung den Enthusiasmus nur mehr an- » feure, nahm er seine Zuflucht zum Lächerlichen » und zum Spott, und fand diese Waffen ungleich » mächtiger, als Gewalt. In dem griechischen Kai- » serthume hatten sich zu verschiedenen Zeiten ver- » schiedene Sekten erhoben, *Arius* unter *Constantin,* » *Aetius* unter dem *Constantius, Nestorius* unter dem » *Theodos;* nirgends aber sieht man weder gegen diese » Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schüler Strafen » geübt, die denen gleich kämen, welche *unsre* Län- » der verheeren — und wo sind jetzt alle diese Sekten » hin, die, ich möchte beinahe sagen, ein ganzer » Weltkreis nicht zu fassen schien? Aber dies ist der » Gang der Ketzerei. Uebersieht man sie mit Verach- » tung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein Eisen, » das, wenn es ruhig liegt, rostet, und nur scharf

* *Strada.* 121. 122.
** *Strada.* 123. 124.

» wird durch Gebrauch. Man kehre die Augen von » ihr, und sie wird ihren mächtigsten Reiz verlieren, » den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum » wollen wir uns nicht mit Massregeln begnügen, die » von so grossen Regenten bewährt gefunden worden? » Beispiele können uns am sichersten leiten.

» Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Alter- » thume, da das glorreiche Muster *Karl des Fünften,* » des grössten der Könige, vor uns liegt, der endlich, » besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen » Weg der Verfolgung verliess, und viele Jahre vor » seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. » *Philipp* selbst, unser gnädigster Herr, schien sich » ehemals zur Schonung zu neigen, die Rathschläge » eines *Granvella* und seinesgleichen belehrten ihn » eines Andern; mit welchem Rechte, mögen sie mit » sich selbst ausmachen. Mir aber hat von jeher ge- » schienen, die Gesetze müssen sich den Sitten, und » die Maximen den Zeiten anschmiegen, wenn der » Erfolg sie begünstigen soll. Zum Schlusse bringe ich » Ihnen noch das genaue Verständniss in Erinnerung, » das zwischen den Hugenotten und den flämischen » Protestanten obwaltet. Wir wollen uns hüten sie » noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon seyn » mögen. Wir wollen gegen *sie* nicht französische » Katholiken seyn, damit es ihnen ja nicht einfalle, » die Hugenotten gegen *uns* zu spielen, und, wie » diese, ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürger- » kriegs zu werfen *. »

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidentsten Mehrheit im Senate unterstützt wurde, als vielmehr dem verfallenen Zustande der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz *von Oranien* es zu danken, dass seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nöthige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder auferstände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sey, unterbleiben; wo sie es sey, auf einen gelindern Fuss gesetzt werden, oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, dass sie gefürchtet würden, oder dass man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit zugestünde) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Consilium wurde der Auftrag gegeben, diesen Schluss des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verschwörung **.

* *Burg.* 174 — 180. *Hopp.* 72. *Strad.* 123. 124. Es darf Niemand wundern, sagt *Burgundius*, ein hitziger Eiferer für die katholische Religion und die spanische Partey, dass aus der Rede dieses Prinzen so viel Kenntniss der Philosophie hervorleuchtet: Er hatte sie aus dem Umgange mit *Balduin* geschöpft. 180.

** *Strad.* 124. 125.

DIE GEUSEN.

Der Senat war noch nicht auseinander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus 200 Pferden, aber das Gerücht vergrösserte ihre Zahl. Die Regentinn, voll Bestürzung, wirft die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schliessen, oder sich durch die Flucht retten sollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Edeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kuilemburgischen Hause, wo ihnen *Brederode* einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, dass sie sich unter einander, mit Hintansetzung aller *andern Pflichten*, und mit den Waffen selbst, wenn es nöthig wäre, beizustehn gehalten seyn sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgezeigt, worin stand, dass ein gewisser Protestant, den sie alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sey. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien ruft er einen um den andern mit Namen auf, liess sie in ihren eignen, und in der Abwesenden Namen, den neuen Eid ablegen, und den alten erneuern. Gleich der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zu Ueberreichung der Bittschrift ausgesetzt *

Ihre Anzahl war jetzt zwischen drei und vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehensleute des vornehmen Adels, wie auch verschiedene Bediente des Königs selbst, und der Herzoginn **. Den Grafen *von Nassau* und *Brederode* an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer vier und vier, ihren Zug nach dem Palast an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schauspiele in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahr, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplikanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war, bitten zu sehen; auf der andern Seite, so viel Ordnung, so viel Demuth und bescheidne Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterinn empfängt den Zug, von allen ihren Räthen und den Rittern des Vliesses umgeben. « Diese edeln Nieder- » länder, » redet *Brederode* sie mit Ehrerbietung an, « welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und » noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen » sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, » von deren Wichtigkeit, so wie von ihrer Demuth, » dieser feierliche Aufzug Sie überführen wird. Ich, » als Wortführer der Gesellschaft, ersuche Sie diese » Bittschrift anzunehmen, die nichts enthält, was sich » nicht mit dem Besten des Vaterlands, und mit der » Würde des Königs vertrüge. » —

« Wenn diese Bittschrift, » erwiederte *Margaretha*, « wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des » Vaterlandes und mit der Würde des Königs streitet, » so ist kein Zweifel, dass sie gebilligt werden » wird. » — « Sie hätten, » fuhr der Sprecher fort, « mit Unwillen und Bekümmerniss vernommen, dass » man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unter- » lege, und ihnen bei Ihrer Hoheit nachtheilig zuvor- » gekommen sey; darum lägen sie Ihr an, ihnen die » Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen, » und solche anzuhalten, ihre Anklage in aller Form » und öffentlich zu thun, damit derjenige, welchen

* *Strada.* 126.

** *Hopper.* 73.

» man schuldig finden würde, die verdiente Strafe » leide. » — « Allerdings, » antwortete die Regentinn, « könne man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die » nachtheiligen Gerüchte von den Absichten und Al- » lianzen des Bundes für nöthig erachtet habe, die » Statthalter der Provinzen aufmerksam darauf zu » machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser » Nachrichten niemals; Staatsgeheimnisse zu verra- » then, » setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, « könne mit keinem Recht von ihr gefordert » werden. » Nun beschied sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Bittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch einmal mit den Rittern zu Rathe ging *.

« Nie, » lautete diese Bittschrift (die nach Einigen den berühmten *Balduin* zum Verfasser haben soll) « nie hätten sie es an der Treue gegen ihren König » ermangeln lassen, und auch jetzt wären sie weit » davon entfernt; doch wollten sie lieber in die Un- » gnade ihres Herrn zu fallen Gefahr laufen, als ihn » noch länger in der Unwissenheit der übeln Folgen » verharren lassen, womit die gewaltsame Einsetzung » der Inquisition und die längere Beharrung auf den » Edikten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten » sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine » Staatenversammlung würde diesen Beschwerden ab- » helfen; jetzt aber, da auch diese Hoffnung erloschen » sey, hielten sie es für ihre Pflicht, die Statthalterinn » vor Schaden zu warnen. Sie bäten daher Ihre Ho- » heit, eine wohlgesinnte und wohlunterrichtete » Person nach Madrid zu senden, die den König » vermögen könnte, dem einstimmigen Verlangen » der Nation gemäss, die Inquisition aufzuheben, » die Edikte abzuschaffen, und statt ihrer auf einer all- » gemeinen Staatenversammlung neue und menschli- » chere verfassen zu lassen. Unterdessen aber, bis der » König seine Entschliessung kund gethan, möchte » man die Edikte ruhen lassen und die Inquisition » ausser Wirksamkeit setzen. Gäbe man, » schlossen sie, « ihrem demüthigen Gesuch kein Gehör, so neh- » men sie Gott, den König, die Regentinn und alle » ihre Räthe zu Zeugen, dass *sie* das Ihrige gethan, » wenn es unglücklich ginge **.»

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben diesem Aufzuge, aber in noch grösserer Anzahl (die Grafen *von Bergen* und *Kuilemburg* waren mit ihrem Anhange unterdessen zu ihnen gestossen) vor der Regentinn, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben, und enthielt: « Die Inquisition und die Edikte » ganz ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; » doch wolle sie, dem Wunsch der Verbundenen » gemäss, Einen aus dem Adel nach Spanien senden, » und ihr Gesuch bei dem Könige nach allen Kräften » unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren em- » pfohlen werden, ihr Amt mit Mässigung zu ver- » walten, dagegen aber erwarte sie von dem Bun- » de, dass er sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten, » und nichts gegen den katholischen Glauben unter- » nehmen werde. » So wenig diese allgemeine und schwankende Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch Alles, was sie mit irgend einem Scheine von Wahrscheinlichkeit fürs Erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Bittschrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, dass es überhaupt nur errichtet war; dass nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Furcht setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäss, dass sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entscheidung des Königs ankommen liessen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Bittschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Plane des Bundes hinter dieser Supplikantengestalt so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen seyn, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen; so musste ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske, und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Bittschrift, als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniss der Regentinn, *dass sie nichts, als ihre Schuldigkeit gethan, und dass nur Diensteifer für den König sie geleitet habe.* Als die Herzoginn einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe Jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. « Die Zeit allein, und ihr künftiges Betragen, » antwortete sie diesem, « würden ihrer Absichten Richter seyn *. »

Gastmähler gaben dem Bunde seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Bittschrift eingereicht wurde, traktirte *Brederode* die Verschwornen im Kuilemburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich Einige, dass sie den Grafen von *Barlaimont* der Regentinn, die sich bei Ueberreichung der Bittschriften zu entfärben schien, auf französisch hatten zuflüstern hören: « Sie solle sich vor einem Haufen Bettler » (*Gueux*) nicht fürchten. » Wirklich war auch der grösste Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herabgekommen, dass er diese Benennung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Brüderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermessene des Unternehmens in Demuth versteckte, und der zugleich am wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: *es leben die Geusen!* wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien *Brederode* mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte Allen für ihren Beitritt zum Bunde, und versicherte hoch, dass er für Jeden unter ihnen bereit stehe, Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlertasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zugeeignet hatte. Der Lärm, den dieses Possenspiel verursachte, zog den Prinzen *von Oranien*, die Grafen *von Egmont* und *von Hoorn*, die der Zufall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen *Brederode*, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben, und ein Glas mitzutrinken. **

* *Hopper* 75. *Strad.* 126. 127. *Burg.* 182. 183.

** *Hopper* 74. *Burg.* 162. 163.

* *Hopper.* § 94. *Strad.* 127.

** « Aber, » versicherte nachher *Egmont* in seiner Verantwortungsschrift, « wir tranken nur ein einziges kleines » Glas, und dabei schrien sie: es lebe der König und es » leben die Geusen! Es war dies zum ersten Male, dass ich » diese Benennung hörte, und gewiss, sie missfiel mir. » Aber die Zeiten waren so schlimm, dass man Manches » gegen seine Neigung mitmachen musste, und ich glaubte

Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freude fing an, bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter ohne Unterschied, Ernsthaftes und Possierliches, Sinnentaumel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine burleske Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bachanal. Hierbei blieb es nicht allein; was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daseyn seiner Beschützer musste dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein *sichtbares Zeichen* in Athem erhalten werden; dazu war kein besseres Mittel, als diesen Namen der *Geusen* öffentlich zur Schau zu tragen, und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büssenden sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberbleche überzogen, eben solche Becher, oder auch Messer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten, oder liessen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Inschrift: *Dem Könige getreu.* Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Provianttasche hielten, mit den Worten: *Bis zum Bettelsack.* Daher schreibt sich der Name der Geusen, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papstthum abfielen, und die Waffen gegen den König ergriffen. *

Ehe die Verbundenen auseinander gingen, um sich in den Provinzen zu zerstreuen, erschienen sie noch einmal vor der Herzoginn, um sie in der Zwischenzeit, bis die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Ketzer zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht auf's Aeusserste käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegengesetzten Betragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen seyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentinn: sie hoffe solche Massregeln zu ergreifen, dass keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe dieses aber dennoch, so würde sie es Niemand anders, als den Verbundenen zuzuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch *ihren* Verheissungen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzunehmen, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten, und überhaupt keine Neuerung anzufangen. Um sie einstweilen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber *Berti* befohlen, ihnen die Briefe vorzuzeigen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Mässigung gegen alle diejenigen empfahl, die ihre ketzerische Verschuldung nicht durch ein bürgerliches Verbrechen erschwert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Vorsteher aus ihrer Mitte **, welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen mussten; und noch überdies eigene Geschäftsverweser für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurückgelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wachsames Auge zu haben. *Brederode, Kuilemburg* und *Bergen* verliessen endlich die Stadt; von 550 Reitern begleitet, begrüssten sie noch einmal ausserhalb den Mauern mit Musketenfeuer, und schieden dann von einander, *Brederode* nach Antwerpen, die beiden Andern nach Geldern. Dem Ersten schickte die Regentinn einen Eilboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster; « Bürger von Antwerpen, » redete er sie an, « ich bin hier, mit Gefahr meiner Güter und » meines Lebens euch die Last der Inquisition abzu- » nehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit mir » theilen, und zu eurem Führer mich erkennen, so » nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier zutrin- » ke, und streckt zum Zeichen eures Beyfalls die » Hände empor. » Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrey in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verliess er Antwerpen. *

Gleich nach Uebergebung der Bittschrift der Edeln hatte die Regentinn durch den geheimen Rath eine neue Formel der Edikte entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Verbundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder *Moderation,* wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abkündigen zu lassen, oder sie dem Könige erst zur Genehmhaltung vorzulegen **. Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja gegen die ausdrückliche Vorschrift des Monarchen zu thun, widersetzte sich dem Prinzen *von Oranien,* der für das Erste stimmte. Ausserdem hatte man Grund, zu fürchten, dass die Nation mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dringe, verfasst sey. Um nun den Ständen ihre Bewilligung abzugewinnen, oder vielmehr abzustehlen, bediente sich die Regentinn des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern, *einzeln,* und diejenigen, welche die wenigste Freyheit hatten, wie Artois, Hennegau, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, dass eine der andern zur Widersetzlichkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, dass die freiern Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weislich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beyspiel der andern hinreissen liessen ***. Zufolge eines äusserst gesetzwidrigen Verfahrens überraschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Stillschweigen auf. Dadurch erhielt die Regentinn, dass einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten liessen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, dass falsche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen seyn sollten; die von Hennegau verlangten, dass statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andre willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern forderte die gänzliche Aufhebung der Inquisition, und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, gesichert haben. Brabants Stände liessen sich durch die Ränke des Hofs überlisten. Seeland, Holland, Utrecht, Geldern und Friesland, als welche

» eine unschuldige Handlung zu thun. » *Procès criminels des comtes d'Egmont.*, etc. T. I. *Egmonts* Verantwortung.

* *Hopper.* §. 94. *Strada* 127 — 130. *Burg.* 185. 187.

** *Burgundius* gibt zwölf solcher Vorsteher an, welche das Volk spottweise die zwölf Apostel genannt haben sol. 188.

* *Strada.* 131.

** *Hopper.* §. 95.

*** *Grot.* 22. *Burgund.* 196, 197. sq.

durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren, und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerichtshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfene Milderung abgefordert, aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam *. Aus dem Hauptinhalt dieser *Milderung*, die ihren Namen doch in der That verdiente, lässt sich auf die Edikte selbst ein Schluss machen. « Die Schriftsteller der Sekten, hiess es darin, « ihre Vorsteher und Lehrer, wie auch die, welche » einen von diesen beherbergten, ketzerische Zusam- » menkünfte beförderten und verhehlten, oder irgend » sonst ein öffentliches Aergerniss gäben, sollten mit » dem Galgen bestraft, und ihre Güter (wo die Landesgesetzte es nämlich erlaubten) eingezogen werden; » schwüren sie aber ihre Irrthümer ab, so sollten sie » mit der Strafe des Schwerts davon kommen und ihre » Verlassenschaft ihrer Familie bleiben. » Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leichten und bussfertigen Ketzern, hiess es ferner, könne Gnade widerfahren; Unbussfertige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter zu verlieren, es sey denn, dass sie sich durch Verführung Anderer dieses Vorrechts beraubten. Von dieser Wohlthat waren jedoch die *Wiedertäufer* ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Busse loskauften, ihrer Güter verlustig erklärt, und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Ketzer wären, ohne Barmherzigkeit hingerichtet werden sollten **. Die mehrere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt, und leicht versucht werden möchte, einer anfangenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuzuschreiben, war nichts als ein nothgedrungener Schritt, den ihm die standhafte Widersetzlichkeit des Adels erpresste. Auch war man in den Niederlanden von dieser *Moderation*, die im Grunde keinen einzigen *wesentlichen Missbrauch* abstellte, so wenig erbaut, dass das Volk sie in seinem Unwillen anstatt *Moderation* (Milderung) *Moorderation*, d. i. Mörderung nannte ***.

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Milderung dem Staatsrathe vorgelegt, und, von ihm unterschrieben, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen ****.

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marqnis *von Bergen* ***** aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Misstrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäfte allein nicht befassen wollte, einen Gehülfen ausbat. Er bekam ihn in dem Baron *von Montigny*, der schon ehedem zu demselben Geschäfte gebraucht worden war, und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniss war, so machte er seiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzoginn aus: dass sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksale, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreissen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniss, indem der Marquis *von Bergen* durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, ausser Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichts destoweniger machte er sich, weil die Regentinn ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben *.

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigebracht, dass es dem Prinzen *von Oranien* und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere schonende Verhältniss, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beizubehalten, und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten musste, in diesem Streite nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitssinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Duldung unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte; so sehr musste das Misstrauen *Philipps* gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Gutachten schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzoginn widerfuhr, ihren Diensteifer erkälten, und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Bittschritt des Adels und seine wenige Zufriedenheit mit ihrem eignen Betragen bei dieser Gelegenheit ausser Zweifel setzten, und Massregeln von ihm erwarten liessen, zu denen sie, als Stützen der vaterländischen Freiheit und grösstentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen, nie würden die Hand bieten können **. Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Hiess die Bittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe *vor* der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen, oder diejenigen feindlich behandeln zu helfen, deren Interesse auch das Ihrige war, und die nur aus ihrer Seele gehandelt hatten. Dieser misslichen Alternative konnten sie nur durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften ausweichen; ein Weg, den sie zum Theil schon einmal erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine blosse Nothhülfe war. Auf *sie* sah die ganze Nation. Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen, und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung grenzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die sie verliessen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht, als blosser Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; so lange *sie* dem Senate noch beiwohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Missbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herzen ging, machte die Faktion muthlos und un-

* A. G. d. v. N. III. 72.
** *Burg.* 190 — 193.
*** A. G. d. v. N. 72.
**** *Vigl. ad Hopper.* VII. Brief.
***** Dieser Marquis *von Bergen* ist von dem Grafen *Wilhelm von Bergen* zu unterscheiden, der von den ersten gewesen war, die den Compromiss unterschrieben. *Vigl. ad Hopper.* VII. Brief.

* *Strad*, 133. 134.
** *Meteren* 81.

sicher, die sich im Gegentheil in ihrer ganzen Stärke aufraffte, so bald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Beifall rechnen durfte. Dieselben Massregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs gewiss waren, mussten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksfreunde war, musste den besten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Ausserdem, dass ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentinn zu einer Zeit von Rath entblösste, wo Rath ihr am unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer blinden Anhänglichkeit an den Hof geleitet, und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Karakters, nicht unterlassen haben würde, das Uebel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüther aufs Aeusserste zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es Jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen, denjenigen herauszusuchen, der bei ihm vorgewaltet haben möchte, bewogen ihn jetzt, die Regentinn im Stiche zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Vorsatz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neuveränderten Edikte gestimmt; die Statthalterinn folgte dem Gutachten des geheimen Raths, und sandte sie zuvor an den König. « Ich sehe nun deutlich, « brach er mit verstellter Heftigkeit aus, « dass allen Rathschlägen, » die ich gebe, misstraut wird. Der König bedarf » keiner Diener, deren Treue er bezweifeln muss, und » ferne sey es von mir, meinem Herrn Dienste aufzudringen, die ihm zuwider sind. Besser also für ihn » und mich, ich entziehe mich dem gemeinen Wesen *. » Das Nämliche ungefähr äusserte der Graf *von Hoorn; Egmont* bat um Urlaub, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewol er (heisst es in seiner Anklage) aussah wie die Gesundheit. Die Regentinn, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich herbeiführen musste, redete scharf mit dem Prinzen. « Wenn » weder meine Vorstellungen, noch das gemeine » Beste so viel über Sie vermögen, Sie von diesem » Vorsatze zurückzubringen; so sollten Sie wenigstens » Ihres eignen Rufes mehr schonen. *Ludwig von* » *Nassau* ist Ihr Bruder. Er und Graf *Brederode*, die » Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre » Gäste gewesen. Die Bittschrift enthält dasselbe, » wovon alle Ihre Vorstellungen im Staatserathe bisher » gehandelt haben. Wenn sie nun plötzlich die Sache » Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein » heissen, dass Sie die Verschwörung begünstigen? » Es wird nicht gesagt, ob der Prinz diesmal wirklich aus dem Staatsrathe getreten ist; ist er es aber, so muss er sich bald eines andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblicken. *Egmont,* scheint es, liess sich von den Vorstellungen der Regentinn besiegen; *Hoorn* allein zog sich wirklich auf eins seiner Güter zurück, des Vorsatzes, weder Kaisern noch Königen mehr zu dienen **.

Unterdessen hatten sich die Geusen durch alle Provinzen zerstreut, und wo sie sich zeigten, die günstigsten Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach war für die Religionsfreiheit Alles gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Vliesses vor, worin diese feierlich erklärten, dass künftighin Niemand weder Gefängniss, noch Landesverweisung, noch den Tod, der Religion wegen, zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Falle gleichwohl die Verbundenen allein seine Richter seyn würden; und dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter, auf die erste Nachricht von dem gespielten Betruge, angelegen seyn liessen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reissen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faktion in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung sich auf einen blossen *Augenblick* einschränkt, so können Erdichtungen, die sich nur *diesen Augenblick* lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Ausserdem, dass das ausgestreute Gerücht zwischen der Statthalterinn und den Rittern Misstrauen erweckte und den Muth der Protestanten durch neue Hoffnungen aufrichtete, spielte es denen, welche über Neuerungen brüteten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch *selbst* nicht daran glaubten, ihrem Verfahren zu einer Beschönigung diente. Wenn dieser fälschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so musste er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, so viele Ausschweifungen veranlasst, so viel Zügellosigkeit und Licenz eingeführt haben, dass der Rückzug unmöglich werden, dass man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowol, als aus Verzweiflung, fortzuwandeln sich genöthigt sehen musste *. Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs fanden sich die geflüchteten Protestanten in ihrer Heimath wieder ein, von der sie sich nur ungern geschieden hatten; die sich versteckt hatten, traten aus ihren Schlupfwinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhaft gemacht durch diese Duldungsakte, schenkten sich ihr jetzt öffentlich und laut **. Der Name der Geusen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit; ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Kaufleute fingen an, ihre Insignien zu tragen. Diese Letztern brachten auf dem Geusenpfenninge noch die Veränderung an, dass sie zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe darauf setzten, gleichsam um anzudeuten, dass sie jeden Augenblick fertig und bereit stünden, um der Religion willen Haus und Herd zu verlassen. Die Errichtung des Geusenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geschrei der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in Einen Körper furchtbar zusammengezogen, und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sah sich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an, und glaubte seine Verwegenheit zu *sichern,* indem er sie in diesen Versammlungsplatz des *allgemeinen Unwillens* niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heissen, schmeichelte dem Eitlen; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem grossen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Hofe zugekehrt hatte. Wären ihre Absichten auch

* *Burgund.* 189.

** Wo er drei Monate ausser Thätigkeit blieb. *Hoorns* Anklage. 118.

* *Strada.* 132. 133.

** *Grot.* 22.

die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so gut mit dem Throne gemeint, als sie äusserlich scheinen wollte; so würde sich der grosse Haufen dennoch nur an das *Gesetzwidrige* ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen seyn.

OEFFENTLICHE PREDIGTEN.

Kein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger seyn, als dieser, einen Absatz ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Ankömmlingen, verkappten Kundschaftern, von Ketzern aller Art und ihren Aposteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Friesland und die angrenzenden Landschaften hatten die *Wiedertäufer* überschwemmt, die aber, als die Dürftigsten von allen, ohne Obrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht, und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Furcht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die *Kalvinisten*, welche die südlichen Provinzen, und Flandern insbesondere, inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Cantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne sass. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm grösstentheils die Entstehung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die *Lutheraner*, denen aber ein desto grösserer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Diese hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland grenzt, in Besitz; ihr Bekenntniss herrschte in einigen nordischen Reichen; die mächtigsten Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenfluss dieser drei Religionen, weil die Volksmenge sie hier verbarg, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich unauslöschlichen Hass gegen das Papstthum, gegen die Inquisition insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erhielt ihren Eifer in Uebung, und verhinderte, dass die Glut des Fanatismus bei ihnen verglimmte *.

Die Statthalterinn hatte, in Erwartung, dass die entworfene *Moderation* Statt haben würde, einstweilen, um die Geusen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeiten der Provinzen in den Proceduren gegen die Ketzer Mässigung empfohlen; ein Auftrag, den der grösste Theil von diesen, der das traurige Strafamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte, und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die mehrsten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgesagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landsleute misshandelt zu sehen *. Sie verstanden also die Regentinn absichtlich falsch, und liessen die Inquisition, wie die Edikte, fast ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorspiegelungen der Geusen verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin zu sehr angehäuft hatten, um länger versteckt zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefürchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Licenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Oudenarde und Gent, und ergriff bald das ganze übrige Flandern. Ein gewisser *Hermann Stricker,* aus Oberyssel gebürtig, vorzeiten Mönch und dem Kloster entsprungen, ein verwegner Enthusiast von fähigem Geiste, imposanter Figur und fertiger Zunge, ist der Erste, der das Volk zu einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von 7000 Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herzhafter als klug, mit gezogenem Degen unter die Menge sprengt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Ermangelung anderer Waffen, nach Steinen greift, so übel empfangen, dass er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch froh ist, sein Leben durch Bitten zu retten **. Der erste gelungene Versuch macht zu dem zweiten Muth. In der Gegend von Aalst versammeln sie sich in noch grösserer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Rappieren, Feuergewehr und Hellebarden versehen, stellen Posten aus, und verrammeln die Zugänge durch Karren und Wagen. Wen der Zufall hier vorüberführt, muss, gern oder ungern, an dem Gottesdienste Theil nehmen, wozu besondere Aufpasser bestellt sind. An dem Eingange haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Erbauungsschriften und Pasquille auf die Bischöfe feil bieten. Der Apostel, *Hermann Stricker,* lässt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegreif aufgethürmt worden. Ein darüber gespanntes Segeltuch schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Flusse, um die neugebornen Kinder, ohne weitere Ceremonie, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sacramente auf kalvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet und Ehen zerrissen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter, und hatte in kurzer Zeit ganz Ostflandern überschwemmt. Westflandern brachte ein andrer abgefallner Mönch, *Peter Dathen,* aus Poperingen, gleichfalls in Bewe-

* *Grot.* 22. *Strad.* 136. *Burg.* 212.

* *Grot.* 29. *Burgund.* 203. 204.

** *Burgund.* 213. 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schaar von 7000 tollkühnen Menschen, die durch gemeinschaftliche Andacht noch mehr entzündet sind, zu dringen, um einen, den sie anbeten, vor ihren Augen zum Gefangenen zu machen, beweist mehr, als Alles, was man über diese Materie sagen kann, mit welch insolenter Verachtung die damaligen Katholiken auf die sogenannten Ketzer herabgesehen haben mögen, die als sie eine schlechtere Menschenart betrachteten.

gung; 15,000 Menschen drängten sich aus Flecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl macht sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen *Ambrosius Ville*, einem französischen Kalvinisten, zu gleichem Uebermuthe verhetzt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen, und lassen sich öftere Drohungen entfallen, dass sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblösst, die der Kommandant, aus Furcht vor Verrätherei. in das Castell gezogen hatte, und welche sich noch ausserdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sektirer gingen in ihrem Uebermuthe so weit, dass sie eine eigne öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese versagte, traten sie in ein Bündniss mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiele der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen unter einander in dem genausten Zusammenhange, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch keine getraute, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, dass sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. *Bredérode's* Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstausend Menschen brachen an den nämlichen Tag, wo dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durcheinander; Mütter schleppten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Andacht gegen einen etwanigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutsche, theils Hugenotten, und redeten in wallonischer Sprache; Manche darunter waren aus dem gemeinsten Pöbel, und Handwerker sogar fühlten sich zu diesem heiligen Werke berufen. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesetz, keines Häschers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog blosse Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel Redens von sich gemacht, auskramen würden. Andere lockte der Wohlklang der Psalmen, die, wie es in Genf gebräuchlich war, in französischen Versen abgesungen wurden. Ein grosser Theil wurde von diesen Predigten, wie von lustigen Komödien, angezogen, in welchen der Papst, die Väter der trientischen Kirchenversammlung, das Fegfeuer und andere Dogmen der herrschenden Kirche auf eine possierliche Art heruntergemacht wurden. Je toller dieses zuging, destomehr kitzelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Händeklatschen, wie im Schauspielhause, belohnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvorgethan hatte. Aber das Lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging dessungeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegenheitlich mit unterliefen; und Mancher, der hier nichts weniger, als Wahrheit, gesucht hatte, brachte sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, mit zurück *.

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder wuchs die Vermessenheit der Sektirer, bis sie sich endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienste mit einer Escorte von gewaffneten Reitern im Triumphe heimzuführen, und so das Gesetz durch Gepränge zu verhöhnen. Der Stadtrath sendet einen Eilboten nach dem andern an die Herzoginn, um sie zu einer persönlichen Ueberkunft, und wo möglich, zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trotz der Empörer zu zügeln, und dem gänzlichen Verfalle der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bange, standen schon im Begriffe, sie zu räumen. Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar, diesem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf *von Megen* dahin gesendet, um mit dem Magistrate wegen Einführung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufrührerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischem Geschrei um ihn herum. « Man kenne ihn als einen geschwornen Feind « der Geusen; » wurde ihm zugeschrien, « er bringe « Knechtschaft und Inquisition, und er solle unver- » züglich die Stadt verlassen. » Auch legte sich der Tumult nicht, bis *Megen* wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Kalvinisten dieser Stadt bei dem Magistrate eine Schrift ein, worin sie bewiesen, dass ihre grosse Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehrten. Der Stadtrath erneuert seine Vorstellungen an die Herzoginn, dass sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hülfe kommen, oder ihr wenigstens den Prinzen von *Oranien* schicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbtitel ihres Burggrafen verpflichtet sey. Um das grössere Uebel zu vermeiden, musste sie in die zweite Forderung willigen, und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab sich endlich dem ernstlichen Zureden der Regentinn und den ungestümen Wünschen des Volks. *Bredérode* kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit grosser Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüsste man einander mit Abfeurung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgegossen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstrasse wimmelte von Menschen; die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergiessungen. « Die Geusen sollen leben! » schrie Jung und Alt ihm entgegen. — « Sehet hin, » schrien andere, « das ist der, der uns » Freiheit bringt! » — « Der ists, » schrien die Lutheraner, « der uns das Augsburgische Bekenntniss bringt! » — « Nun brauchen wir fortan keine Geusen mehr, » riefen andere; « wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns Alles. » Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wussten, machten ihrer ausgelassenen Freude in Psalmen Luft, die sie tumultuarisch um ihn her anstimmten. Er indessen verlor seinen Ernst nicht, winkte Stillschweigen um sich her, und rief endlich, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: « Bei Gott! » rief er, « sie sollten zuse- » hen, was sie thäten, es würde sie einmal reuen, « was sie jetzt gethan. * » Das Jauchzen mehrte

* *Strad.* 132. *Burgund.* 220 — 232.

* *Strad.* 138. 139. *Burg.* 233. 234.

sich, als er in die Stadt selbst eingeritten war. Gleich das erste Besprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionsparteien, die er einzeln zu sich kommen liess und befragte, belehrte ihn, dass die Hauptquelle des Uebels in dem gegenseitigen Misstrauen der Parteien unter einander, und in dem Argwohne der Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und dass sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den mächtigsten an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossard von Brabant sich in dem Gebiete von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen liess; so fürchteten die Kalvinisten, bei ihrem Gottesdienste feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Ueberfalle sicher seyn könnten. * Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten; und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults, sogar während des Festes von Maria Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge unangefochten herumgetragen: einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murmeln von Götzendienst war Alles, was sich der unkatholische Pöbel gegen die Prozession herausnahm. **

(1566.) Indem die Regentinn aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuthe der Protestanten erhält, und für Antwerpen zittert, das sie in *Oraniens* gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hülfreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf *Brederode*, eine Generalversammlung des ganzen Bundes auszuschreiben, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prahlerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Daseyn und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, musste jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sektirer erheben, als sie den Muth der Regentinn darniederschlug. Der Convent kam in einer Lüttichischen Stadt, S. Truyen, zu Stande, wohin sich *Brederode* und *Ludwig von Nassau* an der Spitze von 2000 Verbundenen geworfen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorther nicht viel Gutes zu weissagen schien, so achteten sie auf alle Fälle für rathsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzoginn zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewusst waren, betrachteten seine Ausgelassenheit als ein günstiges Ereigniss für den Bund; das scheinbare Glück derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmwürdiger Eifer fing an, in Insolenz und Trotz auszuarten. Viele meinten, man solle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzoginn nutzen, einen kühnern Ton annehmen, und Forderung auf Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten, und mehr durch Gelegenheit und Beispiel zu einem Antheil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerm Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen, und wurden jetzt mit Schrecken gewahr, in welch ein gefährliches Unternehmen sie sich übereilterweise verwickelt hatten. Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf *Mannsfeld* zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben, und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen *.

Graf *von Egmont* und *Wilhelm von Oranien* werden von der Regentinn bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen *Ludwig von Nassau*, *Brederode* und *Kuilemburg* waren, besprachen sich mit ihnen in Duffle, einem Dorfe ohnweit Mecheln. « Wozu dieser neue » Schritt? » liess ihnen die Regentinn durch den Mund dieser Beiden entbieten. « Man hat Gesandte nach Spa» nien von mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. » Man hat die Edikte und Inquisition allzustreng ge» funden; ich habe beide gemildert. Man hat auf eine » allgemeine Versammlung der Reichsstände ange» tragen; ich habe die Bitte vor den König gebracht, » weil ich sie aus eigner Gewalt nicht bewilligen » durfte. Was hab' ich denn nun unwissender Weise » noch unterlassen oder gethan, was diese Zusam» menkunft in S. Truyen nothwendig machte? Ist es » vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und » seinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? » Die Beleidigung ist gross, aber grösser ist seine » Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, » keine Unruhen unter dem Volke zu erregen? Wo » jene prächtig tönenden Worte, dass man bereit seyn » würde, lieber zu meinen Füssen zu sterben, als dem » Könige etwas von seinen Rechten zu vergeben? » Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die » sehr nahe an Aufruhr grenzen und die Republik zum » Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie » sich dabei berufen. Wenn er dieses mit Stillschwei» gen duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres » Frevels an; wenn er es redlich mit seinem Könige » meint, so kann er bei dieser Ausgelassenheit des » Pöbels nicht unthätig feiern. Aber er selbst geht ja » dem rasenden Pöbel durch sein gefährliches Beispiel » voran, schliesst Bündnisse mit den Feinden des Va» terlandes, und bekräftigt diese schlimmen Gerüchte » durch seine jetzige strafbare Versammlung **. »

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüssel einreichen lässt. « Alles, » lautete diese, « was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsre » Bittschrift gethan, haben wir mit dem lebhaftesten » Danke empfunden; auch können wir über keine » Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, » Ihrem Versprechen zuwider, irgendwo gemacht » worden wäre; aber wenn wir dessungeachtet jetzt » noch immer und aller Orten her in Erfahrung brin» gen, und mit eignen Augen uns überzeugen, dass » man unsre Mitbürger um der Religion willen vor » Gericht schleppt und zum Tode führt, so müssen » wir nothwendig daraus schliessen, dass die Befehle » Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum mindesten— » sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seiner» seits versprochen, hat er redlich erfüllt, auch den

* *Meurs. Guil. Aur. Libr. I.* 10. 11.
** *Meteren.* 83. *Burgund.* 234.

* *Burgund.* 235. *Strad.* 140.
** *Meteren* 84. *Burg,* 238. 239.

» öffentlichen Predigten hat er nach Vermögen zu
» steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder,
» wenn die zu lange Verzögerung einer Antwort aus
» Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt, und die
» getäuschte Hoffnung einer allgemeinen Staatenver-
» sammlung sie wenig geneigt macht, fernern Ver-
» sicherungen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit
» den Feinden des Landes verbunden; auch nie eine
» Versuchung dazu gefühlt. Sollten sich französische
» Waffen in den Provinzen sehen lassen, so werden
» wir, die Verbundenen, als die erste zu Pferde sitz-
» en, sie daraus zu vertreiben; aber wir wollen auf-
» richtig gegen Ew. Hoheit seyn. Wir glaubten Zei-
» chen Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem Gesichte
» zu lesen; wir sehen Menschen im ausschliessenden
» Besitze Ihrer Gnade, die durch ihren Hass gegen uns
» berüchtigt sind. Täglich müssen wir hören, dass
» vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpesteten,
» gewarnt wird, dass man uns die Ankunft des Kö-
» nigs, wie den Anbruch eines Gerichtstags verkün-
» digt — was ist natürlicher, als dass der Argwohn
» gegen uns auch den unsrigen endlich erweckte? dass
» der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man
» unsere Verbindung zu schwärzen bemüht ist, dass
» die Kriegsrüstungen des Herzogs *von Savoyen* und
» anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns
» gelten sollen, die Unterhandlungen des Königs mit
» dem französischen Hofe, um einer spanischen Armee,
» die nach den Niederlanden bestimmt seyn soll, den
» Durchzug durch dieses Reich auszuwirken, und
» dergleichen Vorfälle mehr, uns aufgefordert haben,
» auf unsere Selbstvertheidigung zu denken, und uns
» durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen
» Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines un-
» stetes und schwankendes Gerede beschuldigt man
» uns eines Antheils an dieser Zügellosigkeit des pro-
» testantischen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine
» Gerede nicht an? Wahr ist es allerdings, dass auch
» unter uns Protestanten sich befinden, denen eine
» Duldung der Religionen das willkommenste Ge-
» schenk seyn würde; aber auch sie haben niemals
» vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht
» vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns
» aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten.
» Der König ist gut, und wir wollen hoffen, dass er
» gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung seyn,
» was wir bei ihm suchen; und eben so wenig kann es
» *Vergessenheit* seyn, was wir uns über Handlungen
» erbitten, die unter den Verdiensten, so wir uns um
» Se. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten
» sind. Wahr ist es wieder, dass sich Abgeordnete der
» Lutheraner und Kalvinisten in S. Truyen bei uns
» eingefunden; ja noch mehr, sie haben uns eine
» Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit hier
» beilegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei
» ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund
» ihnen Sicherheit leisten, und sich für eine allge-
» meine Versammlung der Stände verbürgen wolle.
» Beides haben wir geglaubt, ihnen zusagen zu müs-
» sen, aber unsre Versicherung allein hat keine Kraft,
» wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen
» ihrer vornehmsten Räthe bestätigt wird. Unter diesen
» kann Niemand von dem Zustande unserer Sachen so
» gut unterrichtet seyn, und es so redlich mit uns
» meinen, als der Prinz von *Oranien* und die Grafen
» *von Hoorn* und *von Egmont*. Diese Drei nehmen wir
» mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu
» die nöthige Vollmacht gibt, und uns Versicherung
» leistet, dass ohne ihr Wissen keine Truppen gewor-
» ben, und keine Befehlshaber darüber ernannt werden
» sollen. Diese Sicherheit verlangen wir indessen nur
» auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstrei-
» chung es bei dem Könige stehen wird, ob er sie auf-
» heben oder bestätigen will. Geschieht das Erste, so
» ist es der Billigkeit gemäss, dass man uns einen
» Termin setze, unsere Personen und Güter in Sich-
» erheit zu bringen; drei Wochen werden dazu
» genug seyn. Endlich und letztens machen wir uns
» auch unsrerseits anheischig, ohne Zuziehung jener
» drei Mittelspersonen nichts Neues zu unternehmen*.

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht führen, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte, und sich auf einen gründlichen Schutz verliess; aber die Regentinn sah sich eben so wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsräthen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen, oder unter irgend einem andern Vorwande sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowol von Rath, als von Geld entblösst, dessen Mangel sie nöthigte, die Grossmuth der Geistlichkeit anzusprechen, und, da auch dieses Mittel nicht zureichte, ihre Zuflucht zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden, und immer nicht kamen, sahe sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebracht, mit den Verbundenen in S. Truyen den Vertrag einzugehen, dass sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitern Schritt unternähmen. Auffallend war es freilich, dass der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wusste, dass er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentinn desswegen auf das Nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten den Marquis *von Bergen* dem Baron von *Montigny* nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte. **

(1566.) Unterdessen war der niederländische Gesandte, *Florens* von *Montigny*, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Anständigste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruktion war die Abschaffung der Inquisition und Milderung der Placate; die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien; das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung, und das Ansuchen der Regentinn um die persönliche Ueberkunft des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde *Montigny* bis auf die Ankunft seines Gehülfen vertröstet, ohne welchen der König keinen endlichen Schluss fassen wollte. Der Flamänder indessen hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem Könige, der ihm auch jedesmal die Depeschen der Herzoginn und deren Beantwortung mitzutheilen Befehl gab. Oefters wurde er auch in das Conseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterliess, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, dass nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das *Misstrauen* würde tilgen können, das bei allen diesen Beschwerden

* *Meteren* 84. 85. *Strada* 141 sq. *Burgund.* 240—151. *Meursii Guil. Aur. L. I.* 11. 12.

** *Hopper.* §. 117. *Burgund.* 252. 262.

zum Grunde läge, und jeder noch so gut gewählten Massregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntniss der Dinge und eine genaue Bekanntschaft mit dem Karakter seiner Landsleute wagt er es, dem Könige für ihre unverbrüchliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerades Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er im Gegentheil, von eben dieser Kenntniss geleitet, alle Hoffnung dazu absprach, so lange sie nicht von der Furcht geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung zu seyn, und dem Neide der spanischen Grossen zum Opfer zu dienen. Sein Gehülfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Berathschlagungen unterworfen. *

(1566.) Der König war damals *im Busch* zu Segovien, wo er auch seinen Staatsrath versammelte. Beisitzer waren: der Herzog *von Alba;* Don *Gomez de Figueroa;* Graf *von Feria;* Don *Antonio von Toledo*, Grosscommendator vom Orden St. Johannes; Don *Johann Maeriquez von Lara*, Oberhofmeister der Königinn; *Ruy Gomez*, Prinz von Eboli und Graf von Melito; *Ludwig von Quixada*, Oberstallmeister des Prinzen; *Karl Tyssenacque*, Präsident des niederländischen Conseils; der Staatsrath und Siegelbewahrer, *Hopper* ** und der Staatsrath von *Corteville* ***. Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegensten Quelle; brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie einen gehabt hatten, und einen reifen weitaussehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall aneinander gereiht, und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen seyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen, und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hiess es, war die gewaltsame Wegdrängung des Ministers *Granvella*, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als dass er im Besitze einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Absendung des Grafen *von Egmont* nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen, und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber dieses auf einem so bescheidnen Wege nicht zu erschleichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und herzhaften Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, den Geusenbund, von dem Hofe zu ertrotzen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele ist diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungescheut die Larve abwirft, und durch die unsinnigen Vorschläge, die man dem Könige zu thun sich nicht entblödet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergegangenen Schritte gezielt haben. Oder, fuhr man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Geringerem, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Geht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene *Moderation* nicht eine gänzliche Straflosigkeit aller Ketzereien ein? Was ist dieses Projekt von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien anders, als ein völliger Umguss der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? Ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammenrottung der Ketzer bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Ligue der Grossen im Staatsrathe, und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben *?

Welches aber auch die Quellen dieses Uebels seyn mochten, so gestand man ein, dass es darum nicht weniger bedenklich und dringend sey. Die ungesäumte persönliche Ankunft des Königs in Brüssel war allerdings das souveraine Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem Winter ganz hinwegnehmen mussten; da sowol die stürmische Jahrszeit, als die Gefahr vor den französischen und englischen Schiffen, die den Ozean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walchern Besitz nehmen, und dem Könige die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühlinge nicht an diese Reise zu denken, und man musste sich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen, *erstlich:* dass er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; *zweitens,* dass ein neuer Plan zu Milderung der Placate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesandten Moderation geschont wäre; *drittens,* dass er der Oberstatthalterinn Vollmacht ertheilen möchte, allen denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen, oder bereits gerichtlich verurtheilt seyen, doch mit Ausnahme der Prediger und ihrer Hehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüther versichert und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Liguen, Verbrüderungen, öffentliche Zusammenkünfte und Predigten müssten fortan, bei strenger Ahndung, untersagt seyn; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterinn sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamen Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben, und die Befehlshaber über dieselben nach ihrem Gutdünken zu ernennen, Freiheit haben. Endlich würde es wohl gethan seyn, wenn Se. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und Häuptern des Adels, einigen eigenhändig, und allen in einem gnädigen Tone schrieben, um ihren Diensteifer zu beleben **.

Sobald dem Könige diese Resolution seines Staatsraths vorgelegt worden, war sein Erstes, dass er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umgänge und Gebete anzustellen Befehl gab, um die göttliche Leitung bei seinem Entschlusse zu erflehen. Er erschien in eigner Person im Staatsrathe, um diese Resolution zu genehmigen und sogleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz, und verweigerte ihn ganz; verpflichtete sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten, und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentinn befahl er in einem Privatschreiben, sich unter der Hand und im Stillen kriege-

* *Hopper* 98. 99. 103.

** Aus dessen *Memoires*, als einer mithandelnden Person, die Resultate dieser Sitzung genommen sind.

*** *Hopper* §. 111.

* *Hopper* §. 104.

** *Hopper*. §. 109. 110. 112. 115.

risch zu rüsten: dreitausend Mann Reiterei, und zehntausend Mann Fussgänger sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nöthigen Briefen versah und ihr eine Summe von 300,000 Goldgulden übermachte *. Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte, und sie auch für's Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptsächlich *gestellt* war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb, ungeachtet diese eingeschränkte und zweideutige Begnadigung so gut als gar keine war, und viel zu sehr von der Willkühr abhing, als dass sie die Gemüther hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene *Moderation*, als zu gelinde, verwarf, über deren Härte man sich doch beklagte — so hatte er diesmal doch zu Gunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan; er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert, und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem spanischen Conseil billigere Richter gefunden, als wahrscheinlicherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese weise Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahingestellt. Jetzt kam sie zu spät; als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

DER BILDERSTURM.

Die Triebfedern dieser ausserordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglich allerdings und sehr wahrscheinlich, dass die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern strebten, um diesem unversöhnlichen Feinde ihrer Partei in seinem eignen Lande zu thun zu geben; sehr natürlich also, dass ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Druck, worunter sie seufzte, zu übertreiben, und sie dadurch unvermerkt zu Unthaten fortzureissen. Möglich, dass es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eignen verlornen Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten; die die Rechtmässigkeit ihres Bundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbrechen ihr eignes zu verhüllen hofften. Dass aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Konvente zu S. Truyen verabredet worden; dass in einer solennen Versammlung so vieler Edlen und Tapfern, unter denen noch bei weitem der grössere Theil dem Papstthum anhing, ein Rasender sich hätte erdreisten sollen, den Entwurf zu einer offenbaren Schandthat zu geben, die nicht sowol eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Sittlichkeit mit Füssen trat, und die nur in dem schlammigen Schosse einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden konnte, wäre allein schon darum nicht glaublich, weil diese wüthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt *des* Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie ans Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorhergingen, so natürlich fliesst, dass es so tiefer Nachsuchungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengeflossen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Behandlung; von Mordbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauern, von Grenze zu Grenze herumgescheucht, und bis zur Verzweiflung gehetzt; genöthigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsterniss, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegen; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimlichkeit, dem nämlichen Gotte zu dienen — hinausgestossen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur, und in einem schrecklichen Augenblicke an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal; mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne, und im Herzen Erbitterung, kommen dem Winke eines fanatischen Redners zu Hülfe; die Gelegenheit ruft; keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen dasselbe sagen; der Entschluss ist geboren, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; zu einer Unthat bereit, keiner weiss es noch deutlich, zu welcher? rennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem landflüchtigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstrassen, jedes Heiligen Bild, worauf sie stossen, ist ein Siegesmahl, das über sie errichtet ist, und jedes muss von ihren räuberischen Händen fallen. Fanatismus giebt dem Greuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Bildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Lys und dem Meere. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffern und Bauern, mit öffentlichen Dirnen, Bettlern und Raubgesindel untermischt, etwa 300 an der Zahl, mit Keulen, Aexten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, werfen sich, von fanatischer Wuth begeistert, in die Flecken und Dörfer bei S. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füssen. Erhitzter durch diese verdammliche That, und durch neuen Zulauf verstärkt, dringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Kalvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemählde mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Aexten zerhauen, die

* *Hoppper*, §. 118. 124. *Burg.* 28.

Altäre ihrer Zierrathen entkleidet, und die heiligen Gefässe gestohlen. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenarden nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von Mariä Himmelfahrt in dieser Stadt zusammengedrängt hatte. Kaum hält die Gegenwart des Prinzen *von Oranien* die ausgelassene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in S. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofs, der ihn eilfertig nach Brüssel ruft, wo die Regentinn eben ihren Staatsrath versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, giebt Antwerpen dem Muthwillen dieser Bande preis. Seine Entfernung ist die Losung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bange, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äusserte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlasste etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so bald absentirt habe? Andere stiegen auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachäfften und die Papisten zum Wettkampfe herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spass verdross, wollte sie von da herunterreissen, und es kam auf dem Predigtstuhle zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und Viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es einem bei, *es leben die Geusen!* zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefordert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eins, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwertern und Dolchen, und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reissen die grossen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werke. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgrösse, der zwischen den zwey Schächern, dem Hochaltare gegenüber, aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden, und tritt sie mit Füssen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen und mit Füssen getreten. Alles dieses geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete seinem Nachbar dabey in die Hände; keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniss, ungeachtet die grössten Lasten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den obersten Sprossen der Leiter handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstücke leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der grössten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefässe, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich auf's Neue; die Mönche und Nonnen lassen Alles im Stiche, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Vorgangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verschanzte man sich in seinen Häusern, und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben; auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Besorgt endlich, dass dieses rasende Gesindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichen Bürger, sich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr wurde sie durch die Uebermacht der Kalvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermesslich; bei der Marienkirche allein wird er auf 400,000 Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen, bey Lebensstrafe, wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei errötheten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen. *

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksale. Gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, dass sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so

* *Meteren* 86. *Strada* 145 — 147. *Burgundius* 294. 295. 300. *Hopper.* §. 126, *Meurs. Guil. Auriac. L. II.* 13. 14.

gestalten Sachen, fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirche in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren : « Es sey ihnen, » sagten sie, « von ihren » Obern anbefohlen, nach dem Beyspiele der andern » Städte, die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. » Widersetze man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig » und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil » aber würden sie stürmen; » ja, sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, dass die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, dass man die goldenen und silbernen Gefässe mit dem übrigen Kirchenschmucke unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bey dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs *Adolph* von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben, und in Tournay beigesetzt war. Dieser *Adolph* hatte seinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuss zum Gefängnisse geschleppt; ihm selbst aber hatte *Karl der Kühne* von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus musste das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluche Preis zu geben *.

Mit den Bilderstürmern aus Tournay verbanden sich Andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraume von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüstet **.

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte, Amsterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den Seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf *von Aremberg*, und Geldern der Graf *von Megen* vor einem ähnlichen Schicksale *.

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrössert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstatthalterinn eben eine ausserordentliche Sitzung des Staatsraths veranstaltet hatte. Die Schwärme der Bilderstürmer dringen schon weit in's Brabantische vor, und drohen sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiss ist, hier unter den Augen der Majestät denselben Greuel zu erneuern. Die Regentinn, für ihre eigne Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreise der Statthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist schon im Begriffe, nach Mons, in Hennegau zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog *von Arschot* zu einem Zufluchtsorte aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Bilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, dass die Ritter Leben und Blut für ihre Sicherheit verpfänden, und ihr auf das Dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Flucht doch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Fürstinn zu schützen; umsonst, dass die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, dass ihr der Staatsrath nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so zaghaften Schritt die Insolenz der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern : sie beharrt unbeweglich auf diesem verzweifelten Entschlusse, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, dass die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzuge seyen. Sie giebt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Greis *Viglius* vor ihr, den sie, den Grossen zu gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, dass sie fliehen wolle, und dass er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. « Zwei Jahre sind » es nun, » sagte ihr der Greis, « dass Sie dieses » Ausgangs der Dinge gewärtig seyn konnten. Weil » ich freier gesprochen habe, als Ihre Höflinge, so » haben Sie mir Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das » nur verderblichen Anschlägen geöffnet war. » Die Regentinn räumt ein, dass sie gefehlt habe, und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden sey; jetzt aber dränge sie die Noth. « Sind Sie ge- » sonnen, » versetzte *Viglius* hierauf, « auf den » königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu beste- » hen? » « Das bin ich, » antwortete ihm die Herzoginn. « So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem grossen » Geheimnisse der Regentenkunst, zur Verstellung, » und schliessen Sie sich scheinbar an die Fürsten an, » bis Sie mit ihrer Hülfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon » Sie im Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie » einen Eid ablegen, dass sie mit Ihnen gemeine » Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu be- » gegnen. Denjenigen, die sich bereitwillig dazu fin- » den lassen, vertrauen Sie sich als ihren Freunden; » aber die Andern hüten Sie sich ja durch Gering- » schätzung abzuschrecken. » *Viglius* hielt sie noch lange durch Worte hin, bis die Fürsten kamen, von denen er wusste, dass sie die Flucht der Regentinn keineswegs zugeben würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtrathe den Befehl zu ertheilen, dass er die Thore schliessen und

* *Burgund.* 315. 316.
** *Meteren* 83. 85. *Strad.* 149.

* *Burgund.* 318. 319. *Meurs. Guil. Auriac. L. II.* 15.

Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorstellungen gethan hatten. — Die Regentinn, die sich in ihrer eignen Residenz gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden des Adels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen *von Mannsfeld* zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Besatzung und bewaffnete ihren ganzen Hof *.

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, dessen endlicher Schluss dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an denen Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Edikte gegen die Ketzer für abgeschafft zu erklären, und vor allen Dingen dem verbundenen Adel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz *von Oranien*, die Grafen *von Egmont*, *von Hoorn*, nebst einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes desswegen zu unterhandeln. Dieser wird feierlich und in den unzweideutigsten Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der eingereichten Bittschrift freigesprochen und allen königlichen Beamten und Obrigkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben, und keinem der Verbundenen, weder jetzt noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willen etwas anzuhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbundenen in einem Reverse, getreue Diener Sr. Majestät zu seyn, zu Wiederherstellung der Ruhe und Bestrafung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, und dem Könige gegen innere und äussere Feinde thätige Hülfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt, und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet; der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzoginn signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampfe, und mit weinenden Augen hatte die Regentinn diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gestand sie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Grossen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen *von Oranien* **.

Dieses Geschäft berichtigt, eilen die Statthalter nach ihren Provinzen; *Egmont* nach Flandern, *Oranien* nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen, wie eine Sache, die dem ersten Finder gehört, in Besitz genommen, und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz giebt sie ihren rechtmässigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, deren man habhaft geworden, büssen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Aufrührer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelte er vier Deputirte von jeder Sprache, oder, wie man sie nannte, von den Nationen, und kommt mit ihnen überein, dass ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen, oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Gebrauche untersagt seyn. Fiele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Geistliche sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müssten geborne Niederländer seyn, oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Obrigkeit der Stadt und dem Prinzen *von Oranien* in bürgerlichen Dingen unterthan zu seyn. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt seyn. Kein Prediger sollte die herrschende Religion auf der Kanzel anfechten, noch sich auf Kontroverspunkte einlassen, ausgenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbeträfe. Ausserhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Psalm von ihnen gesungen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diaconen, so wie zu allen ihren übrigen Konsistorialversammlungen sollte jederzeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und Magistrate von dem, was darin ausgemacht worden, Bericht abstattete. Uebrigens sollten sie sich desselben Schutzes, wie die herrschende Religion, zu erfreuen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zuziehung der Staaten, es anders beschliessen würde; dann aber Jedem frei stehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, Seeland und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen *von Hoogstraten* anvertraut, der ein sanfter Mann war, und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, dass der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten, und im Dienste des Königs nicht anders, als wie ein souverainer Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, dass es dem Magistrate weit leichter seyn würde, diese zahlreiche und mächtige Sekte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sektirer im freien Felde sich selbst überlassen wären *.

Strenger betrug sich der Graf *von Megen* in Geldern, wo er die protestantische Sekte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentinn des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar ausser der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf *von Nassau* sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte, und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? antwortete sie, wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sey es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr Statt fänden. Zugleich aber liess sie unter der Hand der Bürgerschaft bedeuten, dass dem Ersten, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiss sey. So erhielt sie wenigstens die Residenz sich getreu **.

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft, an *Montigny's* Statt, zu dessen Gouvernement die Stadt gehörte, dem Grafen *von Hoorn* über-

* *Burg.* 330. 331. *Hopper.* §. 128. *Vita Vigl.* 48.
** *Meteren.* 88. 89. 90. *Hopper.* §. 128. 129. —154. *Burgund.* 333 — 337. *Meurs. L. II.* 16. 17.

* *Meteren.* 91. *Burgundius* 349 — 354. *Strada.* 155. *Hopper.* §. 156. *Meurs. Guil. Auriac. L. I.* 17. 18.
** *Burgund.* 345. 346. 354.

tragen war. *Hoorn* befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen, und sich ausser den Mauern mit einem Gotteshause zu begnügen. Dawider wandten ihre Prediger ein, die Kirchen seyen zum Gebrauche des Volks errichtet, das Volk aber sey, nicht wo die Väter, sondern wo der grössere Theil sey. Verjage man sie aus den katholischen Kirchen, so sey es billig, dass man ihnen das Geld schaffe, eigne zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sey, so sey sie zuverlässig die bessere. Kirchen zu bauen sollte ihnen unverwehrt seyn; hoffentlich aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Bilderstürmern, erlitten, nicht zumuthen, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen. Nach langem Gezänke von beiden Seiten wussten die Protestanten doch im Besitze einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten *. Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch *Philipp v. S. Aldegonde*, Herrn von Noirkarmes, dem in Abwesenheit des Marquis *von Bergen* die Statthalterschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformiter Prediger, *la Grange*, ein Franzose von Geburt, verhetzte die Gemüther, die er durch die Gewalt seiner Beredsamkeit unumschränkt beherrschte, auf eignen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen, und im Verweigerungsfalle mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Kalvinisten und ihr Einverständniss mit den Hugenotten, verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltsames gegen sie zu unternehmen **.

Auch der Graf *von Egmont* bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem Könige seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent, und liess einige von den schlimmsten Aufrührern am Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottesdienst erneuert und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Kalvinisten, aber *nur* diesen, wurde ausserhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mussten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtobrigkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Bilderstürmer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Edelleuten, und ein Anhänger des Bundes, *Johann Cassembrot*, Herr von Beckerzeel, verfolgte die Bilderstürmer an der Spitze einiger Bündischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überrumpeln, bei Grammont in Flandern, und bekam ihrer 30 gefangen, wovon auf der Stelle 22 aufgehenkt, die Uebrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden ***.

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was *Oranien, Egmont* und *Hoorn* bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer, und schlug eben so glücklich aus, als was *Noirkarmes, Megen* und *Aremberg* vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Edikte gesprochen, zu heftig seinen Massregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers *Granvella* beleidigt, als dass noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Reue, kein noch so vollwichtiger Ersatz konnte diese Verschuldungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) *Philipp* lag eben krank in Segovien, als die Nachrichten von der Bilderstürmerei und dem mit den Unkatholischen eingegangenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentinn erneuerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Ueberkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident *Viglius* mit seinem Freunde *Hopperus* um diese Zeit wechselte. Auch von den niederländischen Grossen legten Viele, als z. B. *Egmont, Mannsfeld, Megen, Aremberg, Noirkarmes* und *Barlaimont* besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abstatteten, und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte, und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch desswegen unmittelbar an die Regentinn selbst nach Brüssel geschrieben, und an die Häupter des Adels besondere Briefe beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verhasste Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Conseil, sich über diesen neuen Vorfall zu berathen.

Granvella's Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Betragen des niederländischen Adels und den Ausschweifungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen, und vorzüglich aus der Zeit erhelle, in welcher letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monate, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Bilderstürmerei angefangen; am Abend desselben Tages, an welchem *Oranien* die Stadt Antwerpen verlassen, seyen auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seyen zum Vortheile der Sekten gewesen, alle andern hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzielen. Viele von den Bilderstürmern, hiess es weiter, sagten aus, dass sie Alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als dass jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigne Rechnung unternommen, mit grossen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorscheine, worin der vornehme Adel den Geusen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen; welche jener aber hartnäckig verläugnete. Man wollte überhaupt *vier* verschiedene Zusammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nähmlichen Zweck hinarbeiteten. *Eine* davon sollten jene *verworfenen Rotten* seyn, welche die Kirchen verwüstet; eine *zweite* die verschiedenen *Sekten*, welche jene zu der Schandthat gedungen; die *Geusen*, die sich zu Beschützern der Sekten aufgeworfen, sollten die *dritte* und die *vierte* der *vornehme Adel* ausmachen, der den Geusen durch Lehnsverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft zugethan sey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniss angesteckt, und Alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht bloss mit einigen getrennten Gliedern zu thun; sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber

* *Burgund.* 356. 357.
** *Burgund.* 359, sq.
*** *Meteren.* 91. 92. *Burgund.* 540 — 545.

in Erwägung zog, dass das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von oben herunter gekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, dass man alle Klassen ohne Unterschied drückte, und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringschätzung bewies, hatte man Beide gezwungen, einander zu suchen; man hatte den Letztern eine Partei, und dem ersten Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen Beide war ein unfehlbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets furchtsam und träge, wenn die äusserste Noth ihn nicht aufschreckt, würde seine angebeteten Beschützer sehr bald im Stiche lassen, und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den grossen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln, und alle Schärfe gegen die Häupter der Faktion zu kehren. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein grossmüthiges Geschenk zu bewilligen *.

Die Frage wegen der persönlichen Hinreise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Bedenklichkeiten, welche ehemals dabei gefunden worden, schienen gegen die jetzige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. « Jetzt, » liessen sich *Tyssenacque* und *Hopperus* heraus, « sey die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut seiner » eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen von » *Egmont* gethan, tausend Leben zu wagen bereit » sey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich » *Karl der Fünfte* einer beschwerlichen und gefahrvollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt » gelte es die Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller » vereinigten Provinzen **. » Dieser Meinung waren die Meisten, und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder weniger Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber waren der Prinz *von Eboli* und der Graf *von Figueroa* mit dem Herzoge *von Alba* verschiedener Meinung, wie der Privatvortheil eines Jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog *von Alba* der unentbehrliche, der im Gegentheile bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen musste. « Eine Armee, » erklärt *Figueroa*, den die Reihe zuerst traf, zu reden, » würde die » Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen » zu erfahren haben; die Provinzen aber, zu deren » Beruhigung sie bestimmt wäre, unnöthig belästigen, » und zu den Beschwerden, welche diese bisher so » weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle » Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheile eine friedlich ausgeübte Gerechtigkeit den » Unschuldigen von dem Schuldigen unterscheide. » Das Ungewöhnliche und Gewaltsame eines solchen » Schritts würde die Häupter der Faktion in Versuchung führen, ihr bisheriges Betragen, woran » Muthwille und Leichtsinn den grössten Antheil gehabt, von einer ernsthaftern Seite zu sehen, und » nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen; » der Gedanke, den König so weit gebracht zu haben, » würde sie in eine Verzweiflung stürzen, worin sie » das Aeusserste unternehmen würden. Stelle sich der » König den Rebellen *gewaffnet* entgegen, so begebe » er sich des wichtigsten Vortheils, den er über sie » habe, seiner *landesherrlichen Würde*, die ihn um so » mächtiger schirme, jemehr er zeige, dass er auf sie » allein sich verlasse. Er setzte sich dadurch gleichsam » in Einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits » nicht verlegen seyn würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Hass gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der König » vertausche auf diese Art die gewisse Ueberlegenheit, » die ihm sein Verhältniss, als Landesfürst, gewähre, » gegen den ungewissen Ausgang kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seit auch der Erfolg » falle, nothwendig einen Theil seiner eignen Unterthanen zu Grunde richten müssen. Das Gerücht » seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug » in den Provinzen voraneilen, um Allen, die sich » einer schlimmen Sache bewusst wären, hinreichende » Zeit zu verschaffen, sich in Vertheidigungstand zu » setzen, und sowohl ihre innern als auswärtigen » Hülfsquellen wirken zu lassen. Hierbei würde ihnen » die allgemeine Furcht grosse Dienste leisten; die » Ungewissheit, wem es eigentlich gelte, würde auch » den minder Schuldigen zu dem grossen Haufen der » Rebellen hinüberziehen, und ihm Feinde erzwingen, » die es ohne das niemals würden geworden seyn. » Wüsste man ihn aber ohne eine solche fürchterliche » Begleitung im Anzuge, wäre seine Erscheinung » weniger die eines Blutrichters, als eines zürnenden » Vaters, so würde der Muth aller Guten steigen, und » die Schlimmen in ihrer eignen Sicherheit verderben. » Sie würden sich überreden, das Geschehene für » weniger bedeutend zu halten, weil es dem Könige » nicht wichtig genug geschienen, desswegen einen » gewaltsamen Schritt zu thun. Sie würden sich » hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine » Sache ganz zu verschlimmern, die vielleicht noch » zu retten sey. Auf diesem stillen friedlichen Wege » würde also gerade das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan » würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen » vermengt; auf diesen allein würde das ganze Gewicht » seines Zornes fallen. Nicht einmal zu gedenken, » dass man dadurch zugleich einem ungeheuern Aufwande entginge, den der Transport einer spanischen » Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone » verursachen würde *. »

« Aber, » hub der Herzog *von Alba* an, « kann » das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anschlag » kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? » Weil einige Treugesinnte übel dabei fahren, sollen » darum die Aufrührer nicht gezüchtigt werden? Das » Vergehen war allgemein, warum soll die Strafe es » nicht seyn? Was die Rebellen durch ihre Thaten, » haben die Uebrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es, als die ihrige, dass es » Jenen so weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem » Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, » sagt man, sind die Umstände so verzweifelt nicht, » dass sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigen — » aber wer steht uns dafür, dass sie es bei der Ankunft

* *Burgund.* 363, 364. *Hopper.* §. 138. 139. 140. und §. 152. 153.

** *Hopper.* §. 142. *Burgund.* 366.

* *Burgund.* 386. 387.

» des Königs nicht seyn werden, da nach jeglichem » Berichte der Regentinn Alles mit schnellen Schritten » zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf » wagen, dass der Monarch erst beim Eintritt in die » Provinzen gewahr werde, wie nothwendig ihm eine » Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu gegründet. » dass sich die Rebellen eines auswärtigen Beistandes » versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink » zu Gebote steht, — ist es aber dann Zeit, auf eine » Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die » Grenzen hereinbricht? Soll man es darauf ankom- » men lassen, sich mit den nächsten den besten nieder- » ländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren » Treue so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich » die Regentinn selbst nicht immer darauf zurück, » dass nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht » sie bisher gehindert habe, den Edikten Kraft zu ge- » ben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? » Nur eine wohldisciplinirte und gefürchtete Armee » kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich » gegen ihren rechtmässigen Oberherrn zu behaupten, » und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre » Forderungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende » Kriegsmacht kann der König ohnehin seine Person » nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er » mit seinen rebellischen Unterthanen keine Verträge » eingehen, die seiner Würde gemäss sind. * »

(1566.) Das Ansehen des Redners gab seinen Gründen das Uebergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ozean für ihn zu wagen war; so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen, oder von Savoyen aus die appenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig seyn konnte; und über die Appenninen war in dieser späten Jahrszeit kein Durchgang zu wagen. Ausserdem mussten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgebessert werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Kastilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den Dezember bereits ausgeschrieben war, so konnte die Reise vor dem Frühjahre nicht unternommen werden. **

Indessen drang die Regentinn auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehn zu viel dabei zu vergeben; und etwas musste nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzoginn erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathsversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantinn, *Clara Isabella Eugenia*, nachheriger Erzherzoginn *Albert* von Oesterreich und Fürstinn der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluss, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständeversammlung verwarf er, wie das vorigemal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Bunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keiner Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloss er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hintertreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorsichtig einzurichten, dass seiner Würde nichts vergeben und seine Einwilligung darein Niemand kund würde. *

(1566.) Während dem, dass man sich in Spanien über diese Sache berathschlagte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gezwungenerweise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen verstattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel, wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen opferten sogar ihren Schmuck auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehrern Städten eigne Consistorien und einen eignen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmässigen Fuss. Man trug auch darauf an, Gelder in einen gemeinschaftlichen Fonds zusammenzuschiessen, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen angingen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen *von Hoogstraten* von den Kalvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheischig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländischen Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Kopien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten sich viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Ueber dieses ausschweifende Anerbieten sind von den Feinden der Reformirten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie einige glaubten, mit desto weniger Verdacht die Beisteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt benöthigt war; und wenn sich die Nation nun doch einmal, sey es *für* oder *gegen* die Regentinn, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, dass sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Kriege beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unschlüssig zu machen gesucht haben sollen, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Grosssprecherei, um die Regentinn dadurch in Furcht zu jagen, und den Muth der Partei durch die Eröffnung so reicher Hülfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sey, so gewannen seine Urheber dadurch wenig; die Beisteuern flossen sehr sparsam ein, und

* *Burgund.* 381 — 390.
** *Hopper.* §. 154. 155. *Burg.* 390 — 392.

* *Meteren.* 92. *Hopper.* §. 144. 145. 146. *Burgund.* 369. 370.

der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung. *

Aber der Excess der Bilderstürmerei, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte Beiden einen unersetzlichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach *Viglius* Ausdruck, Viehställen ähnlicher sahen, als Gotteshäusern, entrüstete alle Katholiken, und am meisten ihre Geistlichkeit. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verliessen jetzt den Bund, der die Ausschweifungen der Bilderstürmer, wenn auch nicht absichtlich angestiftet und befördert, doch unstreitig von ferne veranlasst hatte. Die Intoleranz der Kalvinisten, die an den Plätzen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken auf's Grausamste bedrückten, riss diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzunehmen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigne Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verliessen ihn, und sein Ansehen in der Republik fing merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentinn gefällig zu bezeigen, und den Verdacht eines Verständnisses mit den Uebelgesinnten zu entfernen, gegen die Bilderstürmer verfuhren, schadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und er war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentinn nicht sobald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählig den ganzen Bund zu trennen, oder wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgewogenheit überflossen, wurden denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugestellt, so, dass jederzeit Einer oder der Andere von denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Misstrauens trug man Sorge, dass zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Misstrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Begierde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterinn angeboten wurden und drängten sich zu einer baldigen Versöhnung mit dem Hofe. Das allgemeine Gerücht von der nahen Ankunft des Königs, welches die Regentinn aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei grosse Dienste; Viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprachen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letzten Male angeboten ward**.

Von denen, welche dergleichen Privatschreiben bekamen, waren auch *Egmont* und der Prinz *von Oranien*. Beide hatten sich bei dem König über die übeln Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; *Egmont* besonders hatte mit der redlichen Einfalt, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Diensteifer darthun könnte. Seine Verläumder, liess ihm der König durch den Präsidenten *von Tyssenacque* zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefasst seyen, dass es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrags mehr bedürfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathschlagen, zu prüfen und zu ordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzuleben, gebühre dem Unterthan; in seinem Gehorsam bestehe dessen Ehre. Es stehe einem Gliede nicht gut an, sich für weiser zu halten, als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, dass er nicht Alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sektirer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Versäumte einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von *Egmont* wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen strafte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Freund musste man Kunst und Betrug zu Hülfe rufen. Auch *Oranien* hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie *Egmont*, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst zurückgekommen war, sondern um von dieser Beschwerde den Uebergang auf die Bitte zu nehmen, dass er ihn seiner Aemter entlassen möchte. Oft schon hatte er diese Bitte an die Regentinn gethan, stets aber unter den stärksten Betheuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeigte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, dass die Privatumstände des Prinzen (von denen der Letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen seyn sollten, endigte aber mit der Erklärung, dass es ihm unmöglich sey, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfe. Er habe geglaubt, setzte er hinzu, der Prinz hege eine bessere Meinung von ihm, als dass er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwätze gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen *von Nassau*, bat sich in dieser Sache zum Schein seinen Rath aus, und äusserte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeitlang aus den Niederlanden entfernt zu wissen *.

Aber *Philipp* hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlauheit überlegen war. Der Prinz *von Oranien* hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Spionen bewacht, die ihm alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof

* *Strad.* 163. *Burgund.* 374. 375. Allg. Gesch. der v. N. III. Th. 93.

** *Thuan. II.* 507. *Strad.* 164. 165. *Meteren.* 93.

* *Hopper.* §. 149. *Burgund.* 397. *Apologie de Guillaume Pr. d'Orange* als Beilage.

dieses Heimlichsten von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentinn ingeheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eignen Handschrift erhalten, und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph zirkuliren lassen, dass sie selbst, die mit Erstaunen hier in Jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem Könige anlag, ihre Depeschen inskünftige sogleich zu vernichten. *Wilhelms* Wachsamkeit schränkte sich nicht bloss auf den spanischen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und einige beschuldigen ihn sogar, dass die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluss gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, *Franz von Alava,* an die Herzoginn, worin sich dieser über die schöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verschuldung des niederländischen Volks dem Könige jetzt gegeben sey, eine willkührliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum rieth er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Künste zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloss er, der die Edelleute als die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, so wie die beiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entwischen würden; und er habe geschworen, ein Beispiel an ihnen zu geben, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müsste er auch alle Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche *Bergen* und *Montigny* aus Spanien schrieben, und worin sie über die zurücksetzende Begegnung der Grandezza und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und *Oranien* erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe *.

(1566.) Den Brief des Ministers *Alava,* nebst einigen andern, die aus Spanien datirt waren, und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seinen schlimmen Absichten wider die Edeln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen *Ludwig von Nassau,* dem Grafen *von Egmont, von Hoorn* und *von Hoogstraten* bei einer Zusammenkunft zu Dendermonde, in Flandern, vor, wohin sich diese fünf Ritter begeben hatten, gemeinschaftlich mit einander die nöthigen Massregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf *Ludwig,* der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete tolldreist, dass man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger festen Plätze versichern müsse. Dem König müsse man, es koste auch was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugenotten unter die Waffen bringen, dass sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet erschwerten, und wenn er sich dessen ungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurchschlüge, ihn an der Grenze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündniss zu negociiren, und aus letzterm Reiche viertausend Reiter, nebst einer verhältnissmässigen Anzahl Fussvolk, zusammenzubringen; an einem Vorwande fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stiche lassen. Aber *Wilhelm,* vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden, und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit verstattet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grunde, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indessen zweifle er nicht, dass man ihnen zeitig genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sey, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf Alles ein wachsames Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sey, zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen *von Oranien* beigetreten, so ist kein Zweifel, dass eine so mächtige Ligue, furchtbar durch die Macht und das Ansehn ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätte entgegensetzen können, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der versammelten Ritter wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf *von Egmont* sie überraschte. « Lieber, » sagte er, « mag » Alles über mich kommen, als dass ich das Glück so » verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spa- » niers *Alava* rührt mich wenig, — wie sollte dieser » Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth » seines Herrn zu schauen, und seine Geheimnisse zu » entziffern? Die Nachrichten, welche uns *Montigny* » giebt, beweisen weiter nichts, als dass der König » eine sehr zweideutige Meinung von unserm Dienst- » eifer hegt, und Ursache zu haben glaubt, ein Miss- » trauen in unsere Treue zu setzen; und dazu, däucht » mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlass gegeben. » Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdop- » pelung meines Eifers seine Meinung von mir zu » verbessern, und durch mein künftiges Verhalten, » wo möglich, den Verdacht auszulöschen, den meine » bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben » mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den Armen » meiner zahlreichen und hülfbedürftigen Familie » reissen, um mich an fremden Höfen als einen Land- » flüchtigen herumzutragen, eine Last für Jeden, der » mich aufnimmt, Jedes Sklave, der sich herablassen » will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht » von Ausländern, um einem leidlichen Zwange in » meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann » der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der » ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein » gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. » Nimmermehr wird man mich überreden, dass Er, » der für sein niederländisches Volk so billige, so » gnädige Gesinnungen gehegt, und so nachdrücklich, » so heilig mir betheuert hat, jetzt so despotische An- » schläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem » Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben, » die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottes- » dienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, dass » man von keinen spanischen Truppen mehr hören » wird, und dies ist es, wozu ich Sie Alle durch » meinen Rath und durch mein Beispiel jetzt auffordere, » und wozu auch bereits die mehrsten unsrer Brüder » sich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von » dem Zorne des Monarchen. Mein Gewissen spricht

* *Reidan.* 3. *Thuan.* 507. *Burgund.* 401. *Meteren.* 94. *Strad.* 160.

» mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtig-
» keit und seiner Gnade *. »

Umsonst bemühten sich *Nassau*, *Hoorn* und *Oranien*, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, und ihm über die nahe unausbleibliche Gefahr die Augen zu öffnen. *Egmont* war dem Könige wirklich ergeben; das Andenken seiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnisse. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham, als aus Parteigeist, hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfochten; mehr aus Temperament und natürlicher Herzensgüte, als aus geprüften Grundsätzen, die harten Massregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riss seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsagen, der ihm so angenehm klang, hatte er doch etwas thun müssen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Familie, ein harter Name, unter welchen man ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der blosse Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetruge auf und scheuchte ihn eilfertig zu seiner Pflicht zurück.

Oraniens ganzer Plan scheiterte, als *Egmont* zurücktrat. *Egmont* hatte die Herzen des Volks und das ganze Zutrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war, etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiss auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklärung machte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beschlossen zu haben. Alle, die in Dendermonde zusammengekommen waren, wurden im Staatsrathe zu Brüssel erwartet; aber nur *Egmont* verfügte sich dahin. Die Regentinn wollte ihn über den Inhalt der gehabten Unterredung ausforschen; aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des *Alava*, den er in Abschrift mitgenommen hatte, und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entfärbte sie sich darüber, aber sie fasste sich bald, und erklärte ihn dreistweg für untergeschoben. «Wie kann,» sagte sie, «dieser Brief wirklich von *Alava* herrühren,
» da ich doch keinen vermisse, und derjenige, der ihn
» aufgefangen haben will, die andern gewiss nicht
» geschont haben würde? Ja, da mir auch nicht ein
» einziges Packet noch gefehlt hat, und auch kein
» Bote ausgeblieben ist! Und wie lässt es sich denken,
» dass der König einen Alava zum Herrn eines Ge-
» heimnisses gemacht haben sollte, das er mir selbst
» nicht einmal würde Preis gegeben haben? » **

BÜRGERLICHER KRIEG.

(1566.) Unterdessen eilte die Regentinn, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch innere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, die Herzog *Erich* von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Reiterei und errichtete fünf Regimenter Wallonen, worüber die Grafen *von Mannsfeld*, *von Megen*, *von Aremberg* und andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen *von Oranien* mussten, um ihn nicht auf's Empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstand, ihrer am nöthigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen *Waldenfinger*, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewachte, und seine Massregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgangig machen konnte. Dem Grafen *von Egmont* steuerte die Geistlichkeit in Flandern 40,000 Goldgulden bei, um 1500 Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichsten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter musste seine Kriegsmacht verstärken, und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, liessen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterinn künftig einschlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit versichert, und dieses mächtigen Beistandes gewiss, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Bewilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulegen, und alle Freiheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die blosse Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verstehen schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Beleidiger der Majestät verfahren. Man vergönnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahle zu denken, aber es anders zu geniessen, war Frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu versagen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Worts wieder los zu werden, war der Zaghaftigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abdringen lassen. Von den geringsten Neuerungen, von den unbedeutendsten Uebertretungen nahm sie Anlass, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädikanten wurde unter dem Vorwande, dass sie ihr Amt an einem andern Platze, als der ihnen angewiesen worden, verwaltet, der Prozess gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehrern Gelegenheiten laut, dass die Verbundenen ihre Furcht gemissbraucht, und dass sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepresst, nicht für gebunden halte *.

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufruhrs theilhaftig machten, hatte die Regentinn für die Stadt Valenciennes in Hennegau am meisten gezittert. In keiner von Allen war die Partei der Kalvinisten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufruhrs, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen **. Die Nähe Frankreichs, dem es sowol durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher, als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, dass man diese Stadt von jeher mit grosser Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr

* *Thuan.* 507. *Burg.* 405. 406. *Meteren* 93.
** *Burgund.* 408. *Meteren* 95. *Grot.* 25.

* *Meteren* 93. 94. *Thuan.* 507. *Strada* 166. *Meurs. Guil. Auriac.* 21.
** Es war ein Sprichwort in Hennegau, und es ist vielleicht noch, die Provinz stehe nur unter Gott und unter der Sonne. *Strad*, 174.

ihre Wichtigkeit fühlen lernte. Schon bei dem letzten Aufstande der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, dass sie sich nicht den Hugenotten auslieferte, mit denen sie das genaueste Verständniss unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentinn eine verstärkte Besatzung zudachte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. *Philipp von Noirkarmes*, Herr von S. Aldegonde, Statthalter von Hennegau, an der Stelle des abwesenden Marquis *von Bergen*, hatte diesen Auftrag erhalten, und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbitten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Theil, sich dawider erklärt habe. *Noirkarmes* machte ihnen den Willen der Regentinn kund, und liess sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnien Fussvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wolle er ihr seinen eignen Sohn zum Geissel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrate vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger *Peregrine le Grange* an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun seyn musste, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhetzte, durch die Gewalt seiner Beredsamkeit, das Volk, die Bedingungen auszuschlagen. Als man *Noirkarmes* diese Antwort zurückbringt, lässt er die Gesandten gegen alle Gesetze des Völkerrechts in Fesseln schlagen, und führt sie gefangen mit sich fort; doch muss er sie, auf der Regentinn Geheiss, bald wieder frei geben. Die Regentinn, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, lässt die Stadt noch mehrmalen auffordern, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Akte für eine Rebellinn erklärt, und *Noirkarmes* erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser aufrührerischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zugesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftigem Nachdenken Zeit zu lassen, zog *Noirkarmes* aus ganz Hennegau und Cambray Truppen zusammen, (1566) nahm St. Amant in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegende Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes liess alle übrigen Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schliessen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein geusisches Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus landflüchtigem Gesindel und den übergebliebenen Rotten der Bilderstürmer in der Eile zusammengerafft worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu versichern, und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detaschement davon, das im Einverständniss mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geusische Heer, das bei Launoy unnütz die Zeit verdirbt, von *Noirkarmes* überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefordert wird, ihre Thore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. *Noirkarmes* begnügt sich, das protestantische Consistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen, und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wiederherzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Katholiken zum Gouverneur gegeben, und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heere wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trotzig, schickte sich lebhaft zur Vertheidigung an, fest entschlossen, es auf's Aeusserste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; Alles was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riss man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholike durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Gesetze. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Hass gegen die katholische Religion auf's Aeusserte gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es *Noirkarmes*, dessen Heer durch die Hülfsvölker welche ihm von allen Orten her zuströmten, furchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen zu einer langen Blokade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er liess also die Laufgräben eröffnen, und schickte sich an, die Stadt einzuschliessen. *

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentinn zu Kräften gekommen war. Der Bund des Adels war allmählich bis auf den dritten Theil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beschützer, wie der Graf *von Egmont*, waren wieder zu dem Könige übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr sparsam aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten; und mit der gelinden Jahrszeit mussten nun auch die öffentlichen Predigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mässiger einzurichten, und, ehe sie das Aeusserste wagte, alle unschuldigen Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalsynode der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beiwohnen, wird beschlossen, an die Regentinn zu deputiren, ihr dieser Wortbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun, und sie an ihren Vertrag zu erinnern. *Brederode* übernimmt diesen Auftrag, muss sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen, und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Aufsatze, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, dass ihn die Herzoginn im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Bürgschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Wort-

* *Burgund* 3' 9. 411. — 418. *Meteren.* 98. 99. *Strada* 176. *Vigl. ad Hopper. Epist.* 2. 21.

brüchigkeit Lügen strafe, und Alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; dass sie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt, und Viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentinn in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mässigung sehr verschieden war. « Wer diese Verbundenen sind, die sich in dieser » Schrift an mich wenden, ist mir in der That ein » Geheimniss. Die Verbundenen, mit denen ich zu thun » hatte, sind, wie ich nicht anders weiss, auseinander » gegangen. Alle wenigstens können an dieser Klag- » schrift nicht Theil haben, denn ich selbst kenne » Viele, die, in allen ihren Forderungen befriedigt, » zu ihren Pflichten zurückgetreten sind. Wer es aber » auch sey, der sich hier ohne Fug und Recht und » ohne Namen an mich wendet, so hat er meinen » Worten wenigstens eine sehr falsche Auslegung » gegeben, wenn er daraus folgert, dass ich den Pro- » testanten Religionsfreiheit zugesichert habe. Nie- » mand kann es unbekannt seyn, wie schwer es mir » geworden ist, die Predigten an den Orten zuzuge- » ben, wo sie sich selbst eingeführt haben, und dieses » kann doch wohl nicht für eine bewilligte Glau- » bensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen sollen, » diese gesetzwidrigen Konsistorien in Schutz zu neh- » men, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich hätte » mich so weit vergessen können, einer verwerflichen » Sekte diese gesetzliche Würde einzuräumen, alle Ord- » nung in der Kirche und in der Republik umzukehren, » und meine heilige Religion so abscheulich zu lä- » stern? Haltet euch an den, der euch diese Erlaubniss » gegeben hat; mit mir aber müsst ihr nicht rechten. » Ihr beschuldigt mich, dass ich den Vertrag verletzt » habe, der euch Straflosigkeit und Sicherheit gewähre? » Das Vergangene hab' ich euch erlassen, nicht aber, » was ihr künftig begehen würdet. Eure Bittschrift » vom vorigen April sollte keinem von euch Nachtheil » bringen, und das hat sie, meines Wissens, auch » nicht gethan; aber wer sich neuerdings gegen die » Majestät des Königs vergangen, mag die Folgen » seines Frevels tragen. Endlich, wie könnt *ihr* euch » unterstehen, mir einen Vertrag in Erinnerung zu » bringen, den ihr zuerst gebrochen habt? Auf wessen » Anstiften wurden die Kirchen geplündert, die » Bilder der Heiligen gestürzt, und die Städte zur Re- » bellion hingerissen? Wer hat Bündnisse mit fremden » Mächten errichtet, unerlaubte Werbungen ange- » stellt, und von den Unterthanen des Königs gesetz- » widrige Steuern eingetrieben? Desswegen habe ich » Truppen zusammengezogen, desswegen die Edikte » geschärft. Wer mir anliegt, die Waffen wieder nie- » derzulegen, kann es nimmermehr gut mit seinem » Vaterlande und dem Könige meinen; und wenn ihr » euch selbst liebt, so sehet zu, dass ihr eure eigenen » Handlungen entschuldigt, anstatt die meinigen zu » richten. * »

Alle Hoffnung der Verbundenen zu einer gütlichen Beilegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung. Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewusst zu seyn, konnte die Regentinn eine solche Sprache nicht führen. Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes, der Kern des Bundes war abgefallen, und die Regentinn forderte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre Sache war jetzt so schlimm, dass eine offenbare Widersetzung sie nicht schlimmer machen konnte. Lieferten sie sich ihrem aufgebrachten Herrn wehrlos in die Hände, so war ihr Untergang gewiss; aber der Weg der Waffen konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen; also wählten sie das Letzte, und fingen mit Ernst an, zu ihrer Vertheidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte *Ludwig von Nassau* die Städte Amsterdam, Antwerpen, Tournay und Valenciennes bereden, der Augsburgischen Confession beizutreten, und sich auf diese Weise enger an ihre Religion anzuschliessen; ein Vorschlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshass der Kalvinisten gegen ihre evangelischen Brüder den Abscheu, wo möglich, noch überstieg, den sie gegen das Papstthum trugen. *Nassau* fing nun an, in Frankreich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Subsidien zu unterhandeln. Der Graf *von Bergen* befestigte seine Schlösser; *Brederode* warf sich mit einem kleinen Heere in seine feste Stadt Viane, an dem Leck, über welche er sich Souverainetätsrechte anmasste, und die er eilig in Vertheidigungsstand setzte, um hier eine Verstärkung von dem Bunde und den Ausgang von *Nassau's* Unterhandlungen abzuwarten. Die Fahne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte man die Trommel; aller Orten sah man Truppen marschiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten sich oft in demselben Platze, und kaum hatten die Einnehmer und Werber der Regentinn eine Stadt geräumt, so musste sie von den Mäklern des Bundes dieselbe Gewaltthätigkeit leiden. *

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentinn ihre Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt die Bilderstürmer neue Ausschweifungen begangen und die Partei der Protestanten zu einer starken Ueberlegenheit gelangt war. Um die Bürgerschaft auf einem friedlichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu vermögen, schickte sie den Kanzler *Scheiff* von Brabant mit einem Rathsherrn *Merode* von Petersheim, den sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Gesandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben versichern, und der Bürgerschaft einen neuen Eid des Gehorsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf *von Megen*, der in der Nähe mit einem Corps stand, befehligt, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag beider Gesandten zu unterstützen und sogleich Besatzung darein werfen zu können. Aber *Brederode*, der in Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Kreaturen, einen gewissen *Anton von Bomberg*, einen hitzigen Kalvinisten, der aber für einen braven Soldaten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei in dieser Stadt aufzurichten, und die Anschläge der Regentinn zu hintertreiben. Diesem *Bomberg* gelang es, die Briefe, welche der Kanzler von der Herzoginn mitgebracht, in seine Gewalt zu bekommen, und falsche unterzuschieben, die durch ihre harte und gebieterische Sprache die Bürgerschaft aufbrachten. Zugleich wusste er die beiden Gesandten der Herzoginn in Verdacht zu bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt hätten, wel-

* *Thuan.* 523. 524. *Strada.* 167. 168. *Burgund.* 433. 434. 435. *Meteren.* 96. 97.

* *Thuan.* 524. *Strad.* 169. Allg. G. d. v. N. XXII. B. 95. *Vigl. ad Hopper. Epist.* 5.

ches ihm so gut bei dem Pöbel glückte, dass dieser sich in toller Wuth an den Gesandten selbst vergriff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der Spitze von 800 Mann, die ihn zu ihrem Anführer gemacht, dem Grafen *von Megen* entgegen, der in Schlachtordnung gegen die Stadt anrückte, und empfing ihn mit grobem Geschütz so übel, dass *Megen* unverrichteter Dinge zurückweichen musste. Die Regentinn liess nachher ihre Gesandten durch einen Gerichtsdiener zurückfordern, und im Verweigerungsfalle mit einer Belagerung drohen; aber *Bomberg* besetzte mit seinem Anhange das Rathhaus und zwang den Magistrat, ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der Gerichtsdiener wurde mit Spott abgewiesen, und der Regentinn durch ihn geantwortet, dass man es auf *Brederode's* Befehl würde ankommen lassen, was mit den Gefangenen zu verfügen sey. Der Herold, der aussen vor der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzukündigen, welches aber der Kanzler noch hintertrieb *.

Nach dem vereitelten Versuche auf Herzogenbusch warf sich der Graf *von Megen* in Utrecht, um einem Anschlag zuvorzukommen, den Graf *Brederode* auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Heere der Verbundenen, das nicht weit davon bei Viane campirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf, und bequemte sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienste machte. Er liess dann sogleich an dem Ufer des Leck eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Viane bestreichen konnte. *Brederode,* der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verliess mit dem besten Theile seines Heers diesen Waffenplatz, und eilte nach Amsterdam **.

So unnütz auch der Prinz *von Oranien* während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben, und *Brederode* seine Schlösser befestigt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte giessen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofs, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlage gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu seyn, die vornehmsten Plätze seiner Statthalterschaft in seine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er *Brederode's* Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern gesucht hatte ***.

Der wichtigste Platz war die seeländische Insel Walchern, wo man eine Landung des Königs vermuthete; und diese zu überrumpeln, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausführung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von *Oranien, Johann von Marnix,* Herr von Toulouse, *Philipps von S. Aldegonde,* Bruder, über sich nahm (1567.) Toulouse unterhielt mit dem gewesenen Amtmanne von Middelburg, *Peter Haak,* ein geheimes Verständniss, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte, in Middelburg und Vliessingen Besatzung zu werfen; aber die Werbung, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen angestellt wurde, konnte so still nicht vor sich gehen, dass der Magistrat nicht Verdacht schöpfte. Um nun diesen zu beruhigen, und seinen Anschlag zugleich zu befördern, liess der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Diensten des Staats wären, oder sonst Geschäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, dass sie ungesäumt die Stadt räumen sollten. Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schliessung der Thore aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können, aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Schelde eingeschifft und bis vor Rammekens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vliessingen schon vor ihrem Anschlage gewarnt war, so versagte man ihnen hier den Eingang in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Unkatholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufstand zu erregen. *Toulouse* liess also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen, und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Osterweele, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk aussetzte, und am Ufer ein Lager schlug, des Vorsatzes, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken, und den Muth seiner Partei, die von dem Magistrate unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformirten Geistlichen, die in der Stadt Werbersdienste für ihn verrichteten, wuchs mit jedem Tage sein kleines Heer, dass er zuletzt anfing, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz *von Oranien,* unter dem Vorwande, dass man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblössen dürfe, zu verhindern wusste.

Unterdessen hatte die Regentinn in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung *Philipps von Launoy* in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn anrückte. Zugleich wusste der Graf *von Megen* das geusische Heer bei Viane so gut einzuschliessen und zu beschäftigen, dass es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundesverwandten zu Hülfe eilen konnte. *Launoy* überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Plünderung ausgegangen waren, unversehens, und richtete sie in einem schrecklichen Blutbade zu Grunde. *Toulouse* warf sich mit dem kleinen Ueberreste seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Muthe eines Verzweifelnden, bis *Launoy,* der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen liess. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des Feindes, oder fanden in der Schelde ihren Tod. *Toulouse* selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über tausend von den Feinden aufrieb, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft, denn er vermisste nicht mehr als zwei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Ausfall befürchtete, ohne Barmherzigkeit sogleich niedergestochen *.

Ehe die Schlacht anging, ahnete man in Antwerpen nichts von dem Angriffe. Der Prinz *von Oranien,* welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterweel verbindet, den Tag zuvor ab-

* *Thuan.* 525. *Strada.* 170. *Burgund.* 423. 424. 427. 428. *Vigl. ad Hopper. Epist.* 6.

** Allg. G. d. v. N. 98. 99. *Strad.* 170. *Vigl. ad Hopper.* 5 Brief.

*** *Grotius.* 23.

* *Meteren,* 97. 98. *Burgund.* 440. 441. *Strad.* 171. 172. *Thuan. Libr.* 41.

brechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Kalvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des *Toulouse* zu schlagen, wahrscheinlich aber, damit die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch *Launoy*, wenn er Sieger würde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiss zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Geschützes von Osterweel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen möchte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, dass man ihre Fahnen unterscheiden, und die Stimmen der Ueberwinder, wie der Ueberwundenen deutlich auseinander erkennen konnte. Schrecklicher, als selbst die Schlacht, war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemahlt lesen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen Jetzt fliehen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; *Toulouse's* letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Lautschreiend, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Wittwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Kalvinisten zu den Waffen, entschlossen, ihre Brüder zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts, als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schrien alle. Verderben über die Papisten, Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein dumpfes aufrührverkündendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, dass alles Bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Kalvinisten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein schreckliches Misstrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet vor der andern; Jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Geheimniss vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen; ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funke zur lohen Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heisst, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke, und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughause genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz *von Oranien* der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wüthenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf *von Hoogstraten*, von dem Bürgermeister *Strahlen* begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehn als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als, um den Sieger, wer er auch sey, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden seyn. Umsonst, diese rasenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegensten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen und ihn einen Verräther zu schelten. Mit tumultarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum rothen Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht in die Hand des Predigers Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie thäten; in der Vorstadt warteten 600 feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Noth und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufsitzen liess, um unter Vergünstigung desselben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beispiele folgt. Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt, und zu gleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, und so die nächsten an diesen wieder, dass endlich die Wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie Niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den 600 Reitern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte, und eine tumultarische Nacht unter den Waffen durchwachte *.

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieser dringenden Noth versammelt *Oranien* einen ausserordentlichen Senat, wozu die rechtschaffensten Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Kalvinisten niederschlagen wolle, sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sey, sie zu empfangen. Es wurde also beschlossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen, und wo möglich auch die Lutheraner noch zu der Partei zu ziehen. Die Herrschsucht der Kalvinisten, die auf ihren Reichthum stolz, und trotzig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern

* *Burgund.* 444 — 447. *Strad,* 172.

Religionspartei mit Verachtuug begegneten, hatte schon längst die Lutheraner zu ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegen einander war von einer unversöhnlichern Art, als der Hass, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten zu beschränken, von deren Wachsthum das Meiste zu fürchten war. Aus diesem Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwächern Theil, und die Friedfertigsten von beiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen, und ihnen sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Hass durch Kontroverspredigten in steter Uebung erhalten mussten. Die Lutheraner liess er in dem Wahne, dass der König von ihrem Religionsbekenntnisse bill ger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verständniss mit den Reformirten zu beflecken. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, so verhasste Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Kalvinisten ein Heer entgegen, das dem ihrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heers fing die Beredsamkeit *Oraniens* an, eine weit grössere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Kalvinisten, obgleich im Besitz der Waffen und des Geschützes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken, und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch *Oraniens* Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in der Stadt ihre Waffen nieder. Ihnen folgten die Reformirten, und diesen die Katholiken; am allerletzten thaten es die Lutheraner. *

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem fürchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben das war an andern Orten von den Letztern gegen die Katholiken geschehen **. Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und *Oraniens* Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag *Noirkarmes* mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf geusischen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentinn fortfuhr, unbeweglich zu bleiben, und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sey es aus Schonung oder Furcht, verabscheute den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten, und den treugesinnten Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Trotz der Belagerten stieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermassen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken, und mit Beute heimzukehren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Bundesgenossen besser benutzt werden konnte: so lag *Noirkarmes* der Herzoginn an, ihm die Erlaubniss zu Stürmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man sich begnügen, blos die Maschienen zu dem Sturme zuzurichten, und ehe man ihn wirklich anfing, erst eine Zeitlang den Schrecken davon wirken zu lassen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentinn zu diesem äussersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen *von Egmont*, nebst dem Herzog *von Arschot*, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide besprechen sich mit den Deputirten der Stadt, und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reissen. Sie entdecken ihnen, dass *Toulouse* geschlagen, und mit ihm die ganze Stütze der Belagerten gefallen sey; dass der Graf *von Megen* das geusische Heer von der Stadt abgeschnitten und dass sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunale er wolle, zu vertheidigen; Jedem, der es nicht wolle, vergönnt seyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als dass sie Besatzung einnähmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Deputirten nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Geusen darin verbreitet hatten. *Toulouse*, behauptete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sey im Anzuge, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, dass man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen, und Feuer auf die Belagerer zu geben. Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, dass man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Edikt, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuss gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in keinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noirkarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung, und war im Begriff, die Abgeordneten zu misshandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle zurückwandern, oder gewärtig seyn, dass er sie, die Hände auf den Rücken gebunden, wieder heimschickte. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformirten, und baten ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben, und in ihr Schicksal nicht mit vermengt seyn wollten. Sie umfassten sogar *Egmonts* Knie, sich seine Fürsprache zu erwerben; aber *Noirkarmes* blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie, ungern, nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigkeit war es, nicht Härte, was dem feindlichen Feldherrn dieses

* *Thuan.* 526. 597. *Burgund.* 448 — 451. *Strad.* 173. *Meteren.* 97. 98.

** *Meteren.* 97.

strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Verweis von der Herzoginn zugezogen; ihr jetziges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermangelt haben, der nämlichen Ursache, wie das erstere, zuzuschreiben. Auch durfte er die Stadt nicht von dem kleinen Ueberreste gutdenkender Bürger entblössen, noch zugeben, dass ein blinder tollkühner Haufe Herr ihres Schicksals würde. *Egmont* war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr entrüstet, dass er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Festungswerke recognoscirte, und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, dass sie nicht länger haltbar sey. *

Valenciennes streckt sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin, und geniesst einer eben so festen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinern Flusse umfangen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Thürme beschützt, scheint es jedem Angriffe trotzen zu können. Aber *Noirkarmes* hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässigerweise mit dem übrigen Boden hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreuten Corps, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen, und erobert in einer stürmischen Nacht die Bergische Vorstadt, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen *von Bossu*, den jungen Grafen *Karl von Mannsfeld* und den jüngern *Barlaimont;* Einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Dicht vor der Stadt, und dem Thore gegenüber, wird unter den Augen der Belagerten, und mit sehr wenigem Verluste, in gleicher Höhe mit den Festungswerken eine Batterie aufgeworfen, von welcher 21 Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade bestürmen. Der Nikolausthurm, auf welchem die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt, ist von den ersten, welche stürzen, und Viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragenden Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört, und an dem Thore selbst eine so starke Bresche geschossen, dass die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgefahren. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschliessen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer liess ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten, und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Bresche einzudringen. Ihres gänzlichen Untergangs gewiss, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung 36 Stunden gedauert, und 3000 Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannszucht führt *Noirkarmes* sein siegendes Heer ein, von einer Schaar Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegentragen, und seine Barmherzigkeit anflehen. Sogleich werden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn enthauptet; 36 der schlimmsten Rebellen, unter denen auch *le Grange* und *Guido* de *Bresse*, ein anderer reformirter Prediger, sich befinden, büssen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle obrigkeitliche Personen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt, und der protestantische vernichtet; der Bischof *von Arras* muss seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben haftet eine starke Besatzung. *

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Platz aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost, und brachte die Waffen der Regentinn nicht wenig in Ansehn. *Noirkarmes* verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Besatzung empfing. Von da marschirte er nach Tornhut, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die geusische Partei, welche unter *Bombergs* Anführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, dass sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. *Noirkarmes* wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzoginn sogleich in Freiheit gesetzt und eine starke Besatzung darein geworfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischofe, den die herrschende Partei der Reformirten aus seinem Sitze vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blut befleckte. Auch die Städte Gent, Ypern und Oudenarden unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Geldern hatte der Graf *von Megen* beinahe ganz von den Rebellen gereinigt und zum Gehorsam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen *von Aremberg* in Friesland und Gröningen gelungen, jedoch etwas später und mit grösserer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Beharrlichkeit fehlte, weil diese streitbaren Republikaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre Befestigung trotzten.** Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den siegreichen Waffen der Herzoginn. Der Muth der Aufrührer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht, oder unbedingte Unterwerfung. ***

* *Thuan.* 528. *Strad.* 178. *Burgund.* 466.

* *Thuan.* 528. 529. *Meteren* 98. 99. *Strad.* 178 — 180. *Burgund.* 462 — 465.

** *Vigl. ad Hopper. Epist.* 1. 21.

*** *Burgund.* 466. 473 — 475.

ABDANKUNG WILHELMS VON ORANIEN.

Schon seit Errichtung des Geusenbundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Bilderstürmerei hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander verwirrt, dass die Regentinn Mühe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wusste, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungszeichen der Verdächtigen und Treuen war allmählig verloren gegangen, und die Grenzscheiden zwischen beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen,

die sie zum Vortheil der Protestanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines jeden, der sie auszulegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es endlich, dass unter der Menge und Mannigfaltigkeit der Auslegungen der Sinn der Gesetze verschwand, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; dass bei dem genauen Zusammenhange, der zwischen Protestanten und Katholiken, zwischen Geusen und Royalisten obwaltete, und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, letztere die Hinterthür benutzten, die ihnen durch das Schwankende in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Aufträge durch künstliche Distinctionen entwischten. Ihren Gedanken nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Geusen oder Ketzern zu seyn, um sich befugt zu glauben, seine Amtspflicht nach Gutbefinden zu modeln, und seinem Gehorsam gegen den König die willkührlichsten Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu seyn, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtobrigkeiten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden, und übten im Vertrauen auf diese Straflosigkeit eine schädliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus, die alle Massregeln der Regentinn unkräftig machte. Diese Unzuverlässigkeit so vieler wichtigen Menschen im Staate hatte die nachtheilige Folge, dass die unruhigen Köpfe auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als sie wirklich Ursache dazu hatten, weil sie Jeden, der die Partey des Hofes nur laulich nahm, zu der ihrigen zählten. Da dieser Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich gegründet gewesen wäre, und die *ungewissen* Vasallen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die *erklärten* Feinde des Königs, ohne dass man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzügleich der Fall mit dem Prinzen *von Oranien*, den Grafen *von Egmont*, *von Bergen*, *von Hoogstraten*, *von Hoorn* und mit mehrern von dem höhern Adel. Die Statthalterinn sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben, oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen musste, und sich gezwungen sah, mehrern unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie liess zu diesem Ende einen *Eid* aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, die Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eignen zu behandeln, und sich gegen Jeden, ohne Unterschied, den die Regentinn in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowol die Gemüther zu erforschen, und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie missbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brächen. Dieser Eid wurde allen Rittern des Vliesses, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrigkeiten, allen Officieren der Armee, allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf *von Mannsfeld* war der Erste, der ihn im Staatsrathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiele folgte der Herzog *von Arschot*, der Graf *von Egmont*, die Grafen *von Megen* und *Barlaimont*; *Hoogstraten* und *Hoorn* suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Misstrauens noch empfindlich, den ihm die Regentinn vor Kurzem bei Gelegenheit seiner Statthalterschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, dass Mecheln seinen Statthalter nicht länger missen könne, Antwerpen aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sey, hatte sie ihm jene Provinz entzogen, und an einen Andern vergeben, der ihr sicherer war. *Hoogstraten* erklärte ihr seinen Dank, dass sie ihn einer seiner Bürde habe entledigen wollen, und setzte hinzu, dass sie seine Verbindlichkeit vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Noch immer lebte der Graf *von Hoorn*, seinem Vorsatze getreu, auf einem seiner Güter in der festen Stadt Weerdt in gänzlicher Abgeschiedenheit von Geschäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war, und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch scheint erlassen zu haben. *

Dem Grafen *von Brederode* wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulegen, oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, die er davon hernahm, dass er kein öffentliches Amt in der Republik bekleide, entschloss er sich endlich zu dem letztern, und entging dadurch einem Meineide. **

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen *von Oranien* zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdachte, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieser Reinigung zu bedürfen schien, und wegen der grossen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem grössten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der lakonischen Kürze, wie gegen einen *Brederode* oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Verzichtleistung auf alle seine Aemter, wozu er sich erbot, war der Regentinn nicht gedient, die wol voraussah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen, und seine wahren Gesinnungen durch keinen äusserlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen *von Oranien* war es schon seit jener Berathschlagung in Dendermonde unwiderruflich beschlossen, aus dem Dienste des Königs von Spanien zu treten, und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist, auf den grossen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wusste, unter Herzog *Alba's* Befehlen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentinn zu schliessen, und dem spanischen Feldherrn den Eintritt in das Land zu versagen. Aber woher dieses Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre prahlerischen Versprechungen zurücknahmen, und ihn in diesem dringenden Bedürfnisse im

* *Meteren.* 99. *Strad.* 180. sq. *Grot.* 24.

** *Burgund.* 421. 422.

Stiche liessen? * Eifersucht und Religionshass trennten noch dazu beide protestantischen Kirchen, und arbeiteten jeder heilsamen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgischen Bekenntniss hatte alle protestantischen Fürsten Deutschlands gegen sie aufgebracht, dass nunmehr auch an den mächtigen Schutz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen *von Egmont* war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glücke seines Feldherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Bilderstürmer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreiche, begüterte und mächtige Klasse der katholischen Klerisei von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie, vor diesem unglücklichen Zwischenfalle, schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Bunde selbst wusste die Regentinn mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch List zu entreissen.

Alle diese Betrachtungen zusammengenommen, bewogen den Prinzen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold war, auf eine glücklichere Stunde zurückzulegen, und ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereitete. Ueber die Gesinnungen *Philipps* gegen ihn konnte er nach so vielen eingezogenen Erkundigungen, so vielen Proben seines Misstrauens, so vielen Warnungen aus Madrid, nicht mehr zweifelhaft seyn. Wäre er es auch gewesen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien ausgerüstet wurde, und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern wie er besser wusste, den Herzog *von Alba*, den Mann, der ihm am meisten widerstand, und den er am meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewissenheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in *Philipps* Seele gesehen, um an eine aufrichtige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet worden war. Auch beurtheilte er sein eignes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund *Egmont*, bei dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gesäet hatte. Er konnte also keine andere, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche derselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verläugnet, und alle schriftlichen Ermahnungen der Regentinn waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Sekretär *Berti* nach Antwerpen zu ihm, der ihm ausdrücklich ins Gewissen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowol, als für seinen eignen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, liess sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen, und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezüchtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abdankung zur völligen Gewissheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentinn fand den Prinzen in seinem Pallaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgestorben, und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in *Hoogstratens* Beiseyn, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, dass je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sey; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, dass er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm zur Pflicht mache, gegen Jeden, ohne Unterschied, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Lehnsherr, ausgenommen sey, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auflegen könnte, seine Freunde und Verwandte, seine eignen Söhne, ja seine Gemahlinn selbst, die eine Lutheranerinn sey, zur Schlachtbank zu führen. Laut dieses Eides würde er sich Allem unterziehen müssen, was dem Könige einfiele, ihm zuzumuthen; aber der König könnte ihm ja Dinge zumuthen, wovor ihm schaudre, und die Härte womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Empfindung empört. Dieser Eid widerstreite seinem Menschengefühl, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs *von Alba*, mit einem Merkmale von Bitterkeit, und gleich darauf schwieg er stille. *

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt *von Berti* beantwortet. Man habe noch keinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern, um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtniss zu bringen, und in dieser dringenden Lage ihre Thätigkeit aufzufrischen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke, denn der König habe diese Privilegien und Rechte so gut, als der Prinz *von Oranien* beschworen. In diesem Eide sey ja weder von einem Kriege gegen den Kaiser, noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft die Rede, und gern würde man ihn, wenn er sich ja daran stiesse, durch eine eigne Klausul ausdrücklich davon freisprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühle widerstritten, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Gattinn oder gegen Kinder zu handeln. *Berti* wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog *von Alba* betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. » Der König würde » nach den Niederlanden kommen, sagte er, « und » er kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, dass Einer von seinen Dienern eine

* *Burgund.* 456 — 458. *Strad.* 182. 185.

* Wie wacker der Wille, und wie schlecht die Erfüllung war, erhellt unter andern aus folgendem Beispiele. In Amsterdam hatten einige Freunde der Nationalfreiheit, Katholiken sowohl als Lutheraner, feierlich angelobt, den hundertsten Pfennig ihrer Güter in eine Kommunkasse zusammenzuschiessen, bis eine Summe von eilftausend Gulden beisammen wäre, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Kiste mit einer Spalte im Deckel und durch drei Schlösser verwahrt, bestimmte man zu Einhebung dieser Gelder. Als man sie nach abgelaufenem Termine eröffnete, entdeckte sich ein Schatz von—700 Gulden, welche man der Wirthin des Grafen *von Brederode* auf Abschlag seiner nicht bezahlten Zeche überliess. Allg. Gesch. d. v. Niederl. III. Bd.

» Lutheranerinn zur Gemahlinn habe, und darum » habe er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie » freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Loose » aus Zwang unterwerfen müsse. « Doch, schloss er, » würde er sich, wo er auch seyn möge, stets als » ein Unterthan des Königs betragen. » Man sieht, wie *weit* der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte *.

Noch hoffte *Berti* von *Egmonts* Beredsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab, durch die seinige zu wirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem Letztern in Vorschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden liess, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund *Egmont* vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureissen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebröck, einem Dorfe an der Rupel zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretär *Berti* war auch der junge Graf *von Mannsfeld* dabei zugegen. Die Reformirten, deren letzte Hoffnung auf dem Ausschlage dieser Unterredung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornsteine des Zimmers versteckt hielt, wo sie vor sich ging **. Alle Drei bestürmten hier den Entschluss des Prinzen mit vereinigter Beredsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. « Es wird dir deine Güter » kosten, *Oranien,* wenn du auf diesem Vorsatze be- » stehst, » sagte endlich der Prinz *von Gaure*, indem er ihm seitwärts zu einem Fenster folgte. « Und dir » dein Leben, *Egmont*, wenn du den deinigen nicht » änderst; » versetzte Jener. « Mir wenigstens wird es » Trost seyn in jedem Schicksale, dass ich dem Vater- » lande und meinen Freunden mit Rath und That habe » nahe seyn wollen in der Stunde der Noth; du wirst » Freunde und Vaterland in *ein* Verderben mit dir hin- » abziehen. » Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, sich einem Volke wiederzuschenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sei.

Aber alle noch so lichtvolle Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniss der Freundschaft ihnen einhauchen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche *Egmonts* guten Verstand noch gebunden hielt. *Oraniens* Warnung kam aus einer trübsinnigen verzagenden Seele; und für *Egmont* lachte noch die Welt. Herauszutreten aus dem Schosse des Ueberflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin er zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemächlichkeiten des Lebens zu scheiden, um derentwillen allein es Werth für ihn besass, und dies alles, um einem Uebel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausrückte — nein, das war kein Opfer, das von *Egmont* zu verlangen war. Aber auch minder weichlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattinn und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigner Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. « Nimmermehr wirst du mich bereden, « *Oranien,* » sagte *Egmont*, « die Dinge in » diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner » traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst » dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Pre- » digten abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, » die Rebellen zu Boden zu treten, und den Provinzen » ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann » der König mir anhaben? Der König ist gütig und » gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dank- » barkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, » was ich mir selbst schuldig bin. » « Wohlan » rief *Oranien* mit Unwillen und innerm Leiden, « so wage » es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir » sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, » dass sie mich betrüge! — dass du die Brücke seyn » werdest, *Egmont*, über welche die Spanier in das » Land setzen, und sie abbrechen werden, wenn sie » darüber sind. » Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder *.

Gleich den folgenden Tag schrieb *Oranien* der Regentinn den Abschiedsbrief, worin er sie seiner ewigen Achtung versicherte, und ihr nochmals anlag, seinen jetzigen Schritt aufs Beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Breda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen. Sein ältester Prinz, *Philipp Wilhelm,* allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der brabantischen Freiheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte: eine Unvorsichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefällt hatte. In Breda wandten sich die Häupter der Kalvinisten noch einmal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren sey? — « Er habe » ihnen ehemals den Rath gegeben, » antwortete der Prinz, « und komme jetzt abermals darauf zurück, » dass sie dem Augsburgischen Bekenntnisse beitreten » sollten; dann wäre ihnen Hülfe aus Deutschland » gewiss. Wollten sie sich aber dazu noch immer nicht » verstehen, so sollten sie ihm sechsmal hunderttau- » send Gulden schaffen, oder auch mehr, wenn sie » könnten. » — « Das erste, » erwiederten sie, « streite mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewis- » sen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath wer- » den, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu » er solches gebrauchen würde. » — « Ja, » rief er mit Verdrusse, « wenn ich das wissen lassen muss, » so ist es aus mit dem Gebrauche. » Sogleich brach er das ganze Gespräch ab, und entliess bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, dass er sein Vermögen verschwendet, und seiner drückenden Schulden wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, dass er noch 60,000 Gulden jährlicher Renten geniesse. Doch liess er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch 20,000 Gulden vorschiessen, wofür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, dass er so ganz

* *Burgund.* 456. 458. *Strad.* 182. 183.
** *Meteren.*

* *Thuan.* 527. *Strada.* 183. *Meteren.* 95. *Burgund.* 470. 471. *Meurs.* 28.

ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterlegen, und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber was er im Stillen mit sich herumtrug, wusste Niemand; Niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn Einige, wie er sich inskünftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte? « Ruhig, » war seine Antwort, « es sey denn, dass er sich an meiner Ehre » oder meinen Gütern vergreife. » Gleich darauf verliess er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt, Dillemburg, im Nassauischen, zur Ruhe zu begeben; viele Hunderte, sowol von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen *von Hoogstraten, von Kuilemburg, von Bergen,* die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksale leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von allen mit einander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigne Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Sekten entrissen. Wenige arme Seelen unter den Kalvinisten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Aergerniss gegeben, feierten mit stillen Dankopfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war *. (1567.)

VERFALL UND ZERSTREUUNG
DES
GEUSENBUNDES.

Gleich nach genommenem Abschiede von seinem Freunde eiltle der Prinz *von Gavre* nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentinn die Belohnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen, und dort im Hofgewühle und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wolken zu zerstreuen, die *Oraniens* ernste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Flucht des Letztern überliess ihm allein jetzt den Schauplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinfällige Fürstengunst zu buhlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel musste seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentinn selbst öfters beiwohnte, um jede Spur des Misstrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, an Eifer den Eifrigsten zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen, und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen *von Hoogstraten,* seinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreste der Geusen, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schoss der Kirche zurückzutreten, und sich mit ihrem Könige zu versöhnen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt, und der Bruch zwischen Beiden durch diesen letzten Schritt unheilbar und öffentlich gemacht. *Egmonts* Abfall und die Flucht des Prinzen *von Oranien* zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten, und löste den ganzen Geusenbund auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiss abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrien die protestantischen Kaufleute über diese Wortbrüchigkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Summen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten *.

Die wichtigsten Plätze waren unterworfen und hatten Besatzung; die Aufrührer flohen, oder starben durch des Henkers Hand; in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden, Alles wich dem Glücke der Regentinn, und ihr siegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schlimmsten Köpfen gereinigt; *Herrmann* und sein Anhang waren entflohen; ihre innern Stürme hatten ausgetobt. Die Gemüther fingen allmählig an, sich zu sammeln, und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhetzt, bessern Rathschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger sehnte sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. *Alba's* gefürchtete Annäherung wirkte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzoginn zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen, und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentinn von diesem freiwilligen Schritte überrascht wurde, so wenig liess sie sich von ihrer Freude übereilen. Sie erklärte, dass sie von nichts hören könne noch wolle, bevor die Stadt Besatzung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerspruch mehr, und der Graf *von Mannsfeld* zog den Tag darauf mit 16 Fahnen in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzoginn errichtet, durch welchen jene sich anheischig machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzusetzen, die verwüsteten Kirchen in ihrem ganzen Schmucke wiederherzustellen, die alten Edikte wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten, und Alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentinn verbindlich, alles Vergangene zu vergessen, und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Begnadigung ungewiss, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Monat bewilligt seyn, ihr Vermögen in Geld zu verwandeln, und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschliessung aller derer, welche etwas Verdammliches gethan, und durch das Vorige schon von selbst ausgenommen wären. Gleich nach Abschliessung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb 24 Stunden das Land zu räumen. Alle

* *Meteren.* 100. *Meurs. Guil. Auriac.* 54. *Reidan.* 5. *Grotius.* 26.

* *Strada.* 184. *Burgund.* 472.

Strassen, alle Thore waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Liebstes verliessen, und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichern Himmelsstrich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glich einem Trauerhause; wo man hinblickte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantischen Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrate zu beurlauben, widerstanden sie ihren Thränen nicht mehr, und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrien sie, lüderlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Niederträchtigkeit büssen würde. Am bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Kalvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorspiegelung, dass der König ihrer Religion nicht ungewogen sey, hatte man sie in ein Bündniss wider die Kalvinisten verflochten, und Letztere durch ihre Beihülfe unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte, liess man beide in einem gemeinschaftlichen Schicksale ihre Thorheit beweinen *.

Wenige Tage darauf hielt die Regentinn einen prangenden Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Rittern des goldnen Vliesses, allen Statthaltern und Räthen, von ihrem ganzen Hofe und einer grossen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pompe einer Siegerinn. Ihr erster Besuch war in der Kathedralkirche, die von der Bilderstürmerei noch überall klägliche Spuren trug, und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf werden auf öffentlichem Markte vier Rebellen hingerichtet, die man auf der Flucht eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, müssen sie von katholischen Priestern noch einmal erhalten; alle Schulen der Ketzer werden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Erdboden gleich gemacht Beinahe alle niederländischen Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mussten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher, als jemals, geschmückt, alle protestantischen Gotteshäuser niedergerissen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem *Glücke* folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wüthend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Kalvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Balken der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstrassen von Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen fünfzig und dreihundert wären zum Tode geführt worden, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Drossarten in die Hände fielen, und als Raubgesindel ohne Schonung und ohne weiteres Verhör sogleich aufgeknüpft wurden *.

Die Regentinn war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Würtemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre flüchtigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen kamen. Die verjagten Prediger der Augsburgischen Konfession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reklamirt, dessen auch Brabant, als ein Reichsstand, theilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentinn, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, sie unter dem Scheine von Ehrenbezeigungen so scharf bewachen zu lassen, dass für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Herzoginn annahmen, möchte man beinahe schliessen, dass es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sey. Billig, sagten sie, sollte das Augsburgische Bekenntniss, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende seyn; aber äusserst unnatürlich und unerlaubt sey es, die Anhänger desselben durch so grausame Edikte zu verfolgen. Man ersuche also die Regentinn im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen *von Staremberg*, verdienen gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sey es klar, dass sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluss über sein Verfahren enthalten sey, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniss in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlassen, das Beste seiner Völker zu besorgen, und der unrühmlichen Mühe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verliessen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentinn insgeheim die Erklärung, dass sich sein Herr diesem Schritte aus Zwang unterzogen, und dem österreichischen Hause aufrichtig zugethan sey **. Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentinn vollkommen machte.

Der Graf *von Brederode* hatte seine Stadt Viane und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen *von Megen*, im Stiche gelassen, und sich mit Hülfe der Unkatholischen in die Stadt Amsterdam geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufstand mit Mühe gestillt hatte, äusserst beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs Neue belebte. Täglich vergrösserte sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Friesland und Gröningen strömten ihm viele Edelleute zu, welche *Megens* und *Arembergs* siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verkleidung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten, und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterinn, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Sekretäre, *Jakob de la Torre*, an den Rath von Amsterdam, und liess ihm

* *Meurs.* 33, 34. *Thuan.* 527. *Reidan.* 5. *Strad.* 187. 188. *Meteren.* 99. 100. *Burgund.* 477. 478.

* *Thuan.* 529. *Strada.* 178. *Meteren,* 99. 100. *Burgund.* 482. 484.

** *Strada.* 188. *Burgund.* 487 — 489.

befehlen, sich, auf welche Art es auch sey, des Grafen *von Brederode* zu entledigen. Weder der Magistrat, noch *de la Torre* selbst, der ihm in Person den Willen der Herzoginn kund machte, vermochten etwas bei ihm auszurichten; letzterer wurde sogar von einigen Edelleuten aus *Brederode's* Gefolge in seinem Zimmer überfallen und alle seine Briefschaften ihm entrissen. Vielleicht wäre es sogar um sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entwischen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Vorfalle hing *Brederode*, ein ohnmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrössern, während dem, dass sein in Viane zurückgelassenes braves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen *von Megen* genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestannten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschliesst sich auch *Brederode*, nach dem Beispiele *Oraniens*, der Nothwendigkeit zu weichen, und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Vorschuss einer mässigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Banquiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verliess dann noch in derselben Nacht Amsterdam, und wurde von einem mit Geschütz versehenen Fahrzeuge bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den grössten Theil derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt soll gefallen seyn, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Loos fiel seiner Wittwe, einer gebornen Gräfinn *von Mörs*, welche *Friedrich der Dritte*, Kurfürst von der Pfalz, zu seiner Gemahlinn machte. Die Sache der Protestanten verlor durch *Brederode's* Hintritt nur wenig; das Werk, das er angefangen, starb nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn gelebt hatte. *

Das kleine Heer, das er durch seine schimpfliche Flucht sich selbst überliess, war muthig und tapfer, und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald derjenige floh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Muth und der Hunger hielt es noch eine Zeitlang beisammen. Einige rückten, unter Anführung *Dietrichs von Battenburg*, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu berennen; aber der Graf *von Megen*, der mit dreizehn Fahnen vortrefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nöthigte sie, diesem Anschlage zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klöster zu plündern, wobei besonders die Abtei zu Egmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen alsdann nach Waaterland auf, wo sie sich, der vielen Sümpfe wegen, vor weitern Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf *von Megen*, und nöthigte sie, ihre Rettung eilig auf der Südersee zu suchen. Die Gebrüder *von Battenburg*, nebst einigen friesischen Edelleuten, *Beima* und *Galama*, warfen sich mit 120 Soldaten und der in den Klöstern gemachten Beute bei der Stadt Hoorne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, fielen aber, durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergischen Hauptmanne in die Hände, der alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde duch den Grafen *von Aremberg* sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Edelleute schickte er der Regentinn zu, welche sieben von ihnen enthaupten liess. Sieben andere von dem edelsten Geblüte, unter denen die Gebrüder *Battenburg* und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzoge *von Alba* aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklicher waren die vier übrigen Schiffe, die von Medemblick unter Segel gegangen, und durch den Grafen *von Megen* in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Geldern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein, und entkamen glücklich in's Clevische, wo sie ihre Fahnen zerrissen und auseinander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, ereilte der Graf *von Megen* in Nordholland, und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit *Noirkarmes* und gab Amsterdam Besatzung. Drei Fahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberrest der geusischen Armee, überfiel Herzog *Erich von Braunschweig* bei Viane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie auf's Haupt und bekam ihren Anführer, *Rennesse*, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog *Erich* in Viane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Strassen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er liess sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen, und machte diesen Waffenplatz der Geusen zum Dorfe *. Die ersten Stifter des Bundes hatten sich auseinander verloren; *Brederode* und *Ludwig von Nassau* waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen *von Hoogstraten*, *Bergen* und *Kuilemburg* ihrem Beispiele gefolgt; *Mannsfeld* war abgefallen; die Gebrüder *Battenburg* erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und *Toulouse* hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Henkers entronnen waren, hatten auch nichts, als ihr Leben gerettet, und so sahen sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zur Schau getragen hatten.

(1567.) So ein unrühmliches Ende nahm dieser lobenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt, und das Ansehn gehabt hatte, ein mächtiger Damm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke; Misstrauen und innere Zwietracht sein Untergang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er ans Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mässigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen umschlagen, alle Früchte des mühsamsten Fleises verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Zufällen getrotzt, die ihn frühzeitig untergruben, und auch unglücklich, würde er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienen. Aber es leuchtet allzuklar in die Augen, dass der verbundene Adel an dem Un-

* *Meteren.* 100. *Vigl. Vit* N. CV. A. G. d. v. N. 104.

* *Meteren* 100. 101. *Thuan.* 530. *Burgund.* 490 — 492. *Strad.* 189. *Meurs.* 31. *Vigl. ad Hopper Epistol.* 34. A. G. d. v. N. 105.

sinne der Bilderstürmer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigne gute Sache mit dem rasenden Beginnen dieser nichtswürdigen Rotte verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition, und eine etwas menschlichere Form der Edikte war eine von den wohlthätigen Wirkungen des Bundes; aber der Tod so vieler Tausende, die in dieser Unternehmung verdarben; die Entblössung des Landes von so vielen trefflichen Bürgern, die ihren Fleiss in eine andere Weltgegend trugen; die Herbeirufung des Herzogs *von Alba*, und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen, waren wohl ein zu theurer Preis für diese vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erhitzte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffen liess, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geläugnet werden, dass er vieles von dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen: durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so keck macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an misslingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trotzen sollte.

Die Vernichtung des geusischen Heers brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Gehorsam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentinn nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborner und Fremder drohte dem Lande mit einer verderblichen Erschöpfung. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so gross, dass es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Südersee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfalle ihres Wohlstandes entgegen *. Erschreckt von dieser allgemeinen Flucht, eilte die Regentinn, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben, und den sinkenden Muth der Bürger durch schöne Verheissungen aufzurichten. Allen, die dem Könige gutwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu, und lud durch öffentliche Blätter die Fliehenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Huld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Grenze stünde; ja, sie ging so weit, sich entfallen zu lassen, dass man noch wol Mittel finden könnte, diesem Heere den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige kehrten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch niederliessen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Kleidertracht, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusterben, und selbst von der Hoffnung einer Wiederkehr zu scheiden. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glückstandes mit sich; bei weitem der grösste Theil bettelte sich dahin, und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiss, nützliche Hände, und rechtschaffene Bürger *.

Und nun eilte die Regentinn, dem Könige eine Botschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, dass es ihr gelungen sey, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und dass sie sich stark genug glaube, sie darin zu erhalten. Die Sekten seyen ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen, oder erwarten sie noch im Gefängnisse; die Städte seyen ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfe es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren beide so bedürftig seyen, und indem sie den Bürger in neue Unkosten stürzte, ihn zugleich des einzigen Mittels zu Herbeischaffung derselben berauben. Schon das blosse Gerücht von Ankunft des spanischen Heers habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblösst; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen sey, so könnte man zu diesem Heere keinen andern Grund ausfinden, als dass er zur Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es keinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhassten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs Neue erbittern, die Protestanten aufs Aeusserste treiben, und ihre auswärtigen Glaubensbrüder zu ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, dass sie von dem fremden Kriegsheere befreit seyn sollte, und dieser Bedingung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden; sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen strafe. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater, und nicht als strafender König kommen. Er möchte kommen, sich der Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs Neue zu stören **.

ALBA'S RÜSTUNG UND ZUG NACH DEN NIEDERLANDEN.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister *Granvella*, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, der Kardinal Grossinquisitor, *Spinosa*, und

* Allg. G. d. v. N. 105.

* *Meteren.* 101. *Meurs.* 35. *Burgund.* 486. *Vigl. ad. Hopper. Epist.* 5. *Ep.* 34. *Grot.* 26.

** *Strada* 197.

der Herzog *von Alba,* jeder von seinem Hasse, seinem Verfolgungsgeiste oder seinem Privatvortheile geleitet, hatten die gelindern Rathschläge des Prinzen *Ruy Gomes von Eboli,* des Grafen *von Feria* und des königlichen Beichtvaters, *Fresneda,* überstimmt *. Der Tumult sey für jetzt zwar gestillt, behaupteten sie, aber nur weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Furcht allein, nicht der Reue, danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen seyn würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergehungen des niederländischen Volks dem Könige eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen; so war diese ruhige Beilegung, woraus die Regentinn sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zwecke sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem gesetztmässigen Vorwande Freiheiten zu entreissen, die seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstoss gewesen waren.

Bis jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, dass er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurchdringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinenmässigen Takte seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gange seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Erscheinungen, die von aussenher auf ihn eindrangen, allzuleicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergedrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders *diese* Reise begleitet war, mussten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken, und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Nutzen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdiess unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen musste, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, dass man gar nicht nöthig hat, den Einfluss seines Günstlings, *Ruy Gomes,* der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog *von Alba,* von der Person des Königs zu entfernen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Treugesinnten aufrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung auf's Aeusserste zu treiben, hatte er die weitläufigsten Anstalten zu dieser Reise getroffen, und Alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Officiere angestellt, und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremden Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese kriegerischen Vorkehrungen keinen Verdacht zu geben. Bei dem Könige von Frankreich liess er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen, und den Herzog *von Savoyen* um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sey? Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, liess er ein Verzeichniss aufsetzen, und ihre Entfernungen von einander aufs Genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen und eine eigne Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzoge die nöthigen Künstler und Feldmesser ausbat. Er trieb den Betrug so weit, dass er der Regentinn Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm sogleich entgegenschicken zu können, wenn sie hören würde, dass er von Spanien abgesegelt sey. Und wirklich liess sie diese Schiffe auch ausrüsten, und in allen Kirchen Gebete anstellen, dass seine Seereise glücklich seyn möchte, obgleich Manche sich in der Stille vermerken liessen, dass Se. Majestät in ihrem Zimmer zu Madrid von Seestürmen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, dass die niederländischen Gesandten in Madrid, *Bergen* und *Montigny,* welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfingen, darüber unruhig zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Furcht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovien befiel, oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die Ausführung dieser Reise zu verschieben, während dass die Ausrüstung dazu mit allem Nachdruck betrieben ward. Als ihm endlich die dringenden und wiederholten Bestürmungen seiner Schwester eine bestimmte Erklärung abnöthigten, machte er aus, dass der Herzog *von Alba* mit der Armee vorangehen sollte, um die Wege von Rebellen zu reinigen, und seiner eignen königlichen Ankunft mehr Glanz zu geben. Noch durfte er es nicht wagen, den Herzog als seinen eigentlichen Stellvertreter anzukündigen, weil nicht zu hoffen war, dass der niederländische Adel eine Mässigung, die er dem Souverain nicht versagen konnte, auch auf einen seiner Diener würde ausgedehnt haben, den die ganze Nation als einen Barbaren kannte, und als einen Fremdling und Feind ihrer Verfassung verabscheute. Und in der That hielt der allgemeine und noch lange nach *Alba's* wirklichem Eintritt fortwährende Glaube, dass der König selbst ihm bald nachkommen würde, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zurück, die der Herzog bei der grausamen Eröffnung seiner Statthalterschaft gewiss würde zu erfahren gehabt haben. *

Die spanische Geistlichkeit und die Inquisition besonders steuerte dem Könige zu dieser niederländischen Expedition reichlich, wie zu einem heiligen Kriege bei. Durch ganz Spanien wurde mit allem Eifer geworben. Seine Vice-Könige und Statthalter von Sardinien, Sicilien, Neapel und Mailand erhielten Befehl, den Kern ihrer italienischen und spanischen Truppen aus den Besatzungen zusammenzuziehen und nach dem gemeinschaftlichen Versammlungsplatze im genuesischen Gebiete abzusenden, wo der Herzog *von Alba* sie übernehmen und gegen spanische Rekruten, die er mitbrächte, einwechseln würde. Der Regentinn wurde zu gleicher Zeit anbefohlen, noch einige deutsche Regimenter Fussvolk unter den Befehlen der Grafen *von Eberstein, Schaumburg* und *Lodrona* in Luxemburg, wie auch einige Geschwader leichter Reiter in der Grafschaft Burgund bereit zu halten, damit sich der spanische Feldherr sogleich bei seinem Eintritte in

* *Strada.* 193 sq.

* *Strad.* 193. 200. *Meteren.* 103.

die Provinzen damit verstärken könnte. Dem Grafen *Barlaimont* wurde aufgetragen, die eintretende Armee mit Proviant zu versorgen, und der Statthalterinn eine Summe von 200,000 Goldgulden ausgezahlt, um diese neuen Unkosten sowol, als den Aufwand fur ihre eigne Armee davon zu bestreiten *.

Als sich unterdessen der französische Hof, unter dem Vorwande einer von den Hugenotten zu fürchtenden Gefahr, den Durchzug der ganzen spanischen Armee verbeten hatte, wandte sich *Philipp* an die Herzoge von Savoyen und Lothringen, die in zu grosser Abhängigkeit von ihm standen, um ihm dieses Gesuch abzuschlagen. Ersterer machte blos die Bedingung, 2000 Fussgänger und eine Schwadron Reiter auf des Königs Unkosten halten zu dürfen, um das Land vor dem Ungemach zu schützen, dem es während des Durchzugs der spanischen Armee ausgesetzt seyn möchte. Zugleich übernahm er es, die Armee mit dem nöthigen Proviant zu versorgen**.

Das Gerücht von diesem Durchmarsche brachte die Hugenotten, die Genfer, die Schweizer und Graubünder in Bewegung. Der Prinz *von Condé* und der Admiral *von Coligny* lagen *Karl dem Neunten* an, einen so glücklichen Zeitpunkt nicht zu verabsäumen, wo es in seiner Gewalt stünde, dem Erbfeinde Frankreichs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Mit Hülfe der Schweizer, der Genfer, und seiner eignen protestantischen Unterthanen würde es ihm etwas Leichtes seyn, die Auswahl der spanischen Truppen in den engen Pässen des Alpengebirges aufzureiben, wobei sie ihn mit einer Armee von 50,000 Hugenotten zu unterstützen versprachen. Dieses Anerbieten aber, dessen gefährliche Absicht nicht zu verkennen war, wurde von *Karl dem Neunten* unter einem anständigen Vorwande abgelehnt, und er selbst nahm es über sich, für die Sicherheit seines Reichs bei diesem Durchmarsche zu sorgen. Er stellte auch eilfertig Truppen auf, die französischen Grenzen zu decken; dasselbe thaten auch die Republiken Genf, Bern, Zürich und Graubünden, alle bereit, den fürchterlichen Feind ihrer Religion und Freiheit mit der herzhaftesten Gegenwehr zu empfangen ***.

Am 5. Mai 1567 ging der Herzog mit 30 Galeeren, die *Andreas Doria* und Herzog *Kosmus von Florenz* dazu hergeschafft hatten, zu Carthagena unter Segel, und landete innerhalb acht Tagen in Genua, wo er die für ihn bestimmten vier Regimenter in Empfang nahm. Aber ein dreitägiges Fieber, wovon er gleich nach seiner Ankunft ergriffen wurde, nöthigte ihn, einige Tage unthätig in der Lombardei zu liegen, eine Verzögerung, welche von den benachbarten Mächten zu ihrer Vertheidigung benutzt wurde. Sobald er sich wiederhergestellt sah, hielt er bei der Stadt Asti in Montferrat eine Heerschau über alle seine Truppen, die tapferer als zahlreich waren, und nicht viel über 10,000 Mann Reiterei und Fussvolk, betrugen. Er wollte sich auf einem so langen und gefährlichen Zuge nicht mit unnützen Tross beschweren, der nur seinen Marsch verzögerte und die Schwierigkeiten des Unterhalts vermehrte; diese zehntausend Veteranen sollten gleichsam nur der feste Kern einer grössern Armee seyn, die er nach Massgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können.

Aber so klein dieses Heer war, so auserlesen war es. Es bestand aus den Ueberresten jener siegreichen Legionen, an deren Spitze Karl V. Europa zittern gemacht hatte; mordlustige undurchbrechliche Schaaren, in denen der alte macedonische Phalanx wieder auferstanden, rasch und gelenkig durch eine lang geübte Kunst, gegen alle Elemente gehärtet, auf das Glück ihres Führers stolz, und keck durch eine lange Erfahrung von Siegen, fürchterlich durch Ungebundenheit, fürchterlicher noch durch Ordnung, mit allen Begierden des wärmeren Himmels auf ein mildes gesegnetes Land losgelassen, und unerbittlich gegen einen Feind, den die Kirche verfluchte. Dieser fanatischen Mordbegier, diesem Ruhmdurste und angestammten Muthe kam eine rohe Sinnlichkeit zu Hülfe, das stärkste und zuverlässigste Band, an welchem der spanische Heerführer diese rohen Banden führte. Mit absichtlicher Indulgenz liess er Schwelgerei und Wollust unter dem Heere einreissen. Unter seinem stillschweigenden Schutze zogen italienische Freudenmädchen hinter den Fahnen her; selbst auf dem Zuge über den Appennin, wo die Kostbarkeit des Lebensunterhalts ihn nöthigte, seine Armee auf die möglich kleinste Zahl einzuschränken, wollte er lieber einige Regimente weniger haben, als diese Werkzeuge der Wollust dahinten lassen *. Aber so sehr er von der einen Seite die Sitten seiner Soldaten aufzulösen beflissen war, so sehr presste er sie von der andern durch eine übertriebene Mannszucht wieder zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte, und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des atheniensischen Feldherrn, *Iphikrates*, in Ausübung, der dem wollüstigen gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugestand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zusammengehalten worden, desto wüthender mussten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fussvolk, ohngefähr 9000 Köpfe stark, und grösstentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. *Alphons von Ulloa* führte die neapolitanische Brigade, die unter 9 Fahnen 3230 Mann ausmachte; *Sancho von Lodogno* die mailändische, 2200 Mann unter 10 Fahnen; die sicilianische Brigade zu eben so viel Fahnen und 1600 Mann commandirte *Julian Romero,* ein erfahrner Kriegsmann, der schon ehedem auf niederländischem Boden gefochten **, und *Gonsalo von Braccamonte* die sardinische, die durch 3 Fahnen neu mitgebrachter Rekruten mit der vorigen gleichzählig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch ausserdem 15 spanische Musquetiers zugegeben. Die Reiterei, nicht über 1200 Pferde stark, bestand aus 3 italienischen, 2 albanischen und 7 spanischen leichten und schwergeharnischten Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs *Ferdinand* und *Friedrich von Toledo* den Oberbefehl führten. Feldmarschall

* *Meteren* 104. *Burgund.* 412. *Strad.* 106.
** *Strada* 198. 199.
*** *Strad.* 196. *Burgund.* 497.

* Der bacchantische Aufzug dieses Heers kontrastirte seltsam genug mit dem finstern Ernste und der vorgeschützten Heiligkeit seines Zwecks. Die Anzahl dieser öffentlichen Dirnen war so übermässig gross, dass sie nothgedrungen selbst darauf verfielen, eine eigne Disciplin unter sich einzuführen. Sie stellten sich unter besondere Fahnen, zogen in Reihen und Gliedern in wunderbarer soldatischer Ordnung hinter jedem Bataillon daher, und sonderten sich mit strenger Etikette, nach Rang und Gehalt, in Befehlshabersh***, Hauptmannsh***, reiche nnd arme Soldatenh***, wie ihnen das Loos gefallen war, und ihre Ansprüche stiegen oder fielen. *Meteren* 104.

** Derselbe, unter dessen Befehlen eines von der spanischen Regimentern gestanden, worüber sieben Jahre vorher von den Generalstaaten so viel Streit erhoben worden.

war *Chiappin Vitelli,* Marquis von Cetona, ein berühmter Offizier, mit welchem *Cosmus von Florenz* den König von Spanien beschenkt hatte, und *Gabriel Serbellon,* General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrner Kriegsbaumeister, *Franz Paciotto,* aus Urbino, überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Erbauung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine grosse Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der grösste Theil unter *Karl V* in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; *Christoph Mondragone,* einer der zehn spanischen Helden, die ohnweit Mühlberg, den Degen zwischen den Zähnen, über die Elbe geschwommen und unter feindlichem Kugelregen von dem entgegengesetzten Ufer die Kähne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffbrücke schlug; *Sancho von Avila,* den Alba selbst zum Soldaten erzogen, *Camilla von Monte, Franz Ferdugo, Karl Davila, Nicolaus Basta,* und Graf *Martinengo* — alle von edlem Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerische Laufbahn zu eröffnen, oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu krönen *.

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Cenis, desselben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher *Hannibal* soll gegangen seyn. Der Herzog selbst führte den Vortrab, *Ferdinand von Toledo,* dem er den Obersten *Lodogno* an die Seite gab, das Mittel, und den Nachtrab der Marquis *von Cetona.* Voran schickte er den Proviantmeister *Franz von Ibarra,* nebst dem General *Serbellon,* der Armee Bahn zu machen, und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So durchwanderte das Kriegsheer in mässigen Tagereisen die savoyschen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsche war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Grenze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliirte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeikam; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Grenze zu decken. Wie es auf den steilen abschüssigen Felsen bergauf und bergunter klimmte, über die reissende Iser setzte, oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrüche wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Rettung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag, und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, dass sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen, oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglichster Stille durch diesen gefährlichen Pass zu stehlen, überzeugt, dass es um ihn geschehen seyn würde, sobald er beleidigte; während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt **; und nie ist vielleicht seit Menschengedenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trefflicher Ordnung geführt worden. Ein schrecklicher Glücksstern leitete dieses zum Mord gesandte Heer wohlbehalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verblendung seiner Feinde mehr unsre Verwunderung verdienen *.

In der Franche Comté stiessen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter zu der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Fussvolk in Luxemburg, welche die Grafen *von Eberstein, Schauenburg* und *Lodrona* dem Herzoge zuführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, liess er die Oberstatthalterinn durch *Franz von Ibarra* begrüssen, dem zugleich aufgetragen war, wegen Einquartierung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erschienen *Noirkarmes* und *Barlaimont* im spanischen Lager, dem Herzoge zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu erweisen. Zugleich mussten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Schaaren aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen, oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu versöhnen. Als unter diesen auch der Graf *von Egmont* herannahte, zeigte ihn Herzog *Alba* den Umstehenden. « *Es kommt ein grosser Ketzer,* » rief er laut genug, dass *Egmont* es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüsste, schämte sich der Flamänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward **.

Auf die Versicherung der Regentinn, dass die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genössen, und von keiner Seite Widersetzung zu fürchten sey, liess der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. 3600 Mann wurden unter *Lodrona's* Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen musste; eine verhältnissmässige starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. *Alba* selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete ***.

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangeeilt, und wer sich nur irgend einer Schuld bewusst war, oder wer sich auch keiner bewusst war, sah diesem Einzuge mit einer Bangigkeit, wie dem Anbruche eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gütern und Vaterland sich losreissen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterinn eignem

* *Strad.* 200. 201. *Burgund.* 393. *Meteren.* 104.

** Einmal nur wagten es drei Reiter am Eingange von Lothringen einige Hämmel aus einer Heerde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht sobald Nachricht bekam, als er dem Eigenthümer das Geraubte wieder zurückschickte, und die Thäter zum Strange verurtheilte. Dieses Urtheil wurde auf die Fürbitte des lothringischen Generals, der ihn an der Grenze zu begrüssen gekommen war, nur an Einem von den Dreyen vollzogen, den das Loos auf der Trommel traf. *Strad.* 202.

* *Burgund.* 496. 497. *Strad. I.* 10.

** *Meteren.* 105. *Meurs.* 57. *Strada.* 202. *Watson. Tom. II. p.* 9.

*** *Strada* 203.

Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch unausgesetzt fort *. Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhasster seyn, als sie der Regentinn kränkend und niederschlagend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Süssigkeiten der Ruhe und einer unbestrittenen Herrschaft zu kosten, die das ersehnte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen, und bisher immer ein eitler Wunsch geblieben war. Diese Frucht ihres ängstlichen Fleisses, ihrer Sorgen und Nachtwachen sollte ihr jetzt durch einen Fremdling entrissen werden, der, *auf einmal* in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit *langsamer* Kunst abgewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie davon tragen, und mit raschern Erfolgen über ihr gründliches aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Ministers *Granvella* hatte sie den ganzen Reiz der Unabhängigkeit gekostet, und die schmeichlerische Huldigung des Adels, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr zu geniessen gab, je mehr er ihr von dem Wesen derselben entzog, hatte ihre Eitelkeit allmählig zu einem solchen Grade verwöhnt, dass sie endlich auch ihren redlichsten Diener, den Staatsrath *Viglius*, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt sollte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite gesetzt, wo nicht gar ein Herr aufgedrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geiste, den keine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödtlichsten Kränkungen bevorstanden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hintertreiben, alle Gründe der Staatskunst aufgeboten, dem Könige vorstellen lassen und vorgestellt, dass der gänzliche Ruin des niederländischen Handels die unausbleibliche Folge dieser spanischen Einquartierung seyn würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes, und auf ihre eignen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Ankömmlinge abzutreten, und Alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengesetztes Verfahren wieder vernichtet zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Cenis herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorigen, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte **.

Der 22 August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog *Alba* an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Heer wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gelegt, und er selbst liess sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Ehrerbietung zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuthe weh zu thun, und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eignen Bestallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentinn also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er sich aber mit ihr allein sah, brachte er eine neue Kommission zum Vorscheine, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Zufolge dieser neuen Kommission war ihm Macht verliehen, nach eignem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der Städte, und die übrigen königlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschungen zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Treugebliebenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverain gleich machte, und diejenige weit übertraf, womit sie selbst versehen worden war, bestürzte die Regentinn aufs Aeusserste, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine *dritte* Kommission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefasst wären? welches er nicht undeutlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, dass es für heute zu weitläufig seyn dürfte, und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft liess er den Rathsversammlungen und Ständen eine Kopie jener ersten Instruktion vorlegen, und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterinn den Pallast inne hatte, bezog er einstweilen das Kuilemburgische Haus, dasselbe, worin die Geusenverbrüderung ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufpflanzte *.

Eine todte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur zuweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Spürhunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fremde Gesichter, menschenleere Strassen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentlichen Plätze verlassen, die ganze Residenz, wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen liess. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Strassen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als pochte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Gedächtnisse des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Beide Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Redselige und der Brabanter der Stumme; Misstrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und Fröhlichkeit verscheucht, eine gezwungene Gravität sogar das Minenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr, wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt und jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hiess den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Sein Erstes musste seyn, sich der verdächtigsten Grossen zu

* *Strada. L. I. c.*

** *Meteren* 104. *Burgund.* 470. *Strad.* 200. *Vigl. ad Hopper IV. V. XXX.* Brief.

* *Strad.* 205. *Meteren.* 105. *Meurs. Guil. Auriac. L. IV.* 58.

versichern, um der Faktion für ein- und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreissen. Durch eine verstellte Freundlichkeit war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern, und den Grafen *von Egmont* besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, *Ferdinand* und *Friedrich Toledo*, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem flämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Betragen erlangte er, dass auch der Graf *von Hoorn*, der es bis jetzt für rathsamer gehalten, den ersten Begrüssungen von weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel gelockt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf *Egmont* sich befand, fingen sogar an, zu ihrer vorigen lustigen Lebensart zurückzukehren, doch nur mit halbem Herzen und ohne viele Nachahmer zu finden. Das Kuilemburgische Haus war unaufhörlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte, und auf einem Gesicht, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern liess; *Egmont* besonders gab sich das Ansehn, mit leichtem Muthe in diesem Hause aus- und einzugehn, bewirthete die Söhne des Herzogs und liess sich wieder von ihnen bewirthen. Mittlerweile überlegte der Herzog, dass eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte, und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm beide Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch *Hoogstraten*, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er desswegen, unter einem scheinbaru Vorwande von Geschäften, nach der Hauptstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von *Lodrona* in Antwerpen den Bürgermeister *Strahlen*, einen genauen Freund des Prinzen *von Oranien*, und der im Verdachte war, die Kalvinisten begünstigt zu haben; ein anderer den geheimen Sekretär und Edelmann des Grafen *von Egmont*, *Johann Casembrot von Beckerzeel*, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen *von Hoorn*, in Verhaft nehmen, und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, liess er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müsste, zu sich entbieten, bei welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog *von Arschot*, die Grafen *von Mannsfeld*, der *von Barlaimont*, *von Aremberg*, und von spanischer Seite, ausser den Söhnen des Herzogs, *Vitelli*, *Serbellon* und *Ibarra* zugegen waren. Dem jungen Grafen *von Mannsfeld*, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, dass er sich eiligst wieder unsichtbar machte, und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Geusenbundes, verhängt war. Der Herzog suchte die Berathschlagung mit Fleiss in die Länge zu ziehen, um die Couriere aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen sollten. Um dieses mit desto weniger Verdachte zu thun, musste der Kriegsbaumeister *Paciotto* bei der Berathschlagung mit zugegen seyn, und ihm die Risse zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, dass *Lodrona's* Anschlag glücklich von Statten gegangen sey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach, und die Staatsräthe von sich liess. Und nun wollte sich Graf *Egmont* nach den Zimmern Don *Ferdinands* begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, *Sancho von Avila*, in den Weg trat, und im Namen des Königs den Degen abforderte. Zugleich sah er sich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, die, der Abrede gemäss, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, dass er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch fasste er sich bald wieder, und nahm seinen Degen mit gelassenem Anstande von der Seite. « Dieser Stahl, » sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, « hat die » Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück » vertheidigt. » Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Offizier des Grafen *von Hoorn*, der ohne alle Ahnung der Gefahr so eben nach Hause kehren wollte. *Hoorn's* erste Frage war nach Graf *Egmont*. Als man ihm antwortete, das seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. « Von ihm hab' ich mich leiten lassen; » rief er aus, « es ist billig, dass ich Ein » Schicksal mit ihm theile. » Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Kuilemburgischen Hause unter dem Gewehre. Niemand wusste, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnissvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie Jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über *Egmonts* Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksale; Alle frohlockten, dass *Oranien* entronnen sey. Auch soll die erste Frage des Kardinals *Granvella*, als man ihm in Rom diese Botschaft brachte, gewesen seyn, ob man den *Schweigenden* auch habe? Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf: « Man » hat also gar nichts, » sagte er, « weil man den » Schweigenden entwischen liess. » Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen *von Hoogstraten*, den das Gerücht dieses Vorfalls unterwegs nach Brüssel noch erreichte, weil er Krankheit halber war genöthigt worden langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um, und entrann glücklich dem Verderben *.

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen *von Egmont* ein Handschreiben an den Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefehlen musste, dem spanischen Obristen *Alphons von Ulloa* die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von 3000 spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundlichkeit des Herzogs *von Alba* hatten bethören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längern Aufschub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von *Egmonts* Verhaftung ergriffen abermals gegen 20,000 Einwohner den Wanderstab, ausser den 100,000, die sich bereits in Sicherheit gebracht und

* *Meteren.* 108. *Strad.* 204. 205. *Meurs. Guil. Auriac.* 39. Allgem. G. d. v. N. III. Bd. 112.

die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war *; aber Viele fanden Ursache, es zu bereuen, dass sie diesen heilsamen Entschluss so weit hinausgeschoben hatten; denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren liess, und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt pries man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelassen, um nichts, als Athem und Freiheit zu retten **.

ALBA'S ERSTE ANORDNUNGEN

UND

ABZUG DER HERZOGINN VON PARMA.

Alba's erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Grossen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehn wiedereinzusetzen, die Schlüsse der Trientischen Kirchenversammlung wieder geltend zu machen, die Moderation aufzuheben, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen ***. Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholiken und Irrgläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich anzugeben sich vorbehielt, der *beleidigten Majestät* im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt, und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterinn in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und *Gnade* war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertreibung des Ministers *Granvella* beigetragen, an der Bittschrift des verbundenen Adels Antheil gehabt, oder auch nur Gutes davon gesprochen; Alle, die gegen die Trientischen Schlüsse, gegen die Glaubensedikte, oder gegen die Einsetzung der Bischöfe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelassen, oder nur schwach gehindert; Alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle die einen unkatholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, kalvinischen Begräbnissen beigewohnt, oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewusst und sie verschwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle, endlich, die sich geäussert, dass man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen — Alle, ohne Unterschied, seyen in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrath lege, und diese Strafe soll ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiele und zum Schrecken für alle künftigen Zeiten nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden *. Nach dieser Angabe war kein *Reiner* mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schrekliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle *Güter* und alle *Leben* waren *sein*, und wer eins von beiden, oder gar beides rettete, empfing es von seiner *Grossmuth* und *Menschlichkeit* zum Geschenk.

Durch diesen eben so fein ausgesonnenen als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entwaffnet, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich blos von des Herzogs Willkühr abhing, an wem er das Urtheil vollstrecken lassen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefällt war, so hielt jeder Einzelne sich stille, um, wo möglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entwischen, und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand Jeder, mit dem es ihm gefiel eine Ausnahme zu machen, gewissermassen in seiner Schuld, und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleich kam. Da dieses Strafgericht aber bei Weitem nur an der kleinern Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der grössern durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert, und für *Einen*, den er zum Schlachtopfer aussuchte, waren *zehn* andere gewonnen, die er vorüberging. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er fliessen liess, im ruhigen Besitze seiner Herrschaft, so lange er dieser Staatskunst getreu blieb, und verscherzte diesen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme drückte. **

Um aber nun diesem blutigen Geschäfte, das sich täglich unter seinen Händen häufte, mehr gewachsen zu seyn, und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite sein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhaupt viel zu menschlich dachten, setzte er einen ausserordentlichen Justizhof von zwölf Kriminalrichtern nieder, der über die vergangenen Unruhen erkennen, und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urtheil sprechen sollte. Schon die Einsetzung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, dass kein Bürger ausserhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligsten Privilegien des Landes, auch den erklärtesten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Sitz und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs

* Ein grosser Theil dieser Flüchtlinge half die Armee der Hugenotten verstärken, die von dem Durchzuge der spanischen Armee durch Lothringen einen Vorwand genommen hatten, ihre Macht zusammenzuziehen und *Karl den Neunten* jetzt aufs Aeusserste bedrängten. Aus diesem Grunde glaubte der französische Hof ein Recht zu haben, bei der Regentinn der Niederlande auf Subsidien zu dringen. Die Hugenotten, führte er an, hätten den Marsch der spanischen Armee als eine Folge der Verabredung angesehen, die zwischen beiden Höfen in Bayonne gegen sie geschlossen worden sey, und wären dadurch aus ihrem Schlummer geweckt worden. Von Rechts wegen komme es also dem spanischen Hofe zu, den französischen Monarchen aus einer Bedrängniss ziehen zu helfen, in welche dieser nur durch den Marsch der Spanier gerathen sey. *Alba* liess auch wirklich den Grafen *von Aremberg* mit einem ansehnlichen Heere zu der Armee der Königinn Mutter in Frankreich stossen, und erbot sich sogar, es in eigner Person zu befehligen, welches Letztere man sich aber verbat. *Strada*. 206 *Thuan*. 541.

** *Meurs. Guil. Auriac*. 40. *Thuan*. 559. *Meteren* 108. Allgem. G. d. v. N. 113.

*** *Meurs. G. A*. 38. *Meteren* 105.

* *Meteren* 107.

** *Thuan. II*. 540. A. G. d. v. N. III. 115.

war Er selbst, und nach ihm ein gewisser Licentiat *Vargas*, ein Spanier von Geburt, den sein eignes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestossen, wo er an einem seiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein schamloser verhärteter Bösewicht, in dessen Gemüthe sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtswürdigkeit endlich die Geschichtschreiber beider Parteien mit einander einstimmig sind *. Die vornehmsten Beisitzer waren der Graf *von Aremberg*, *Philipp von Noirkarmes* und *Karl von Barlaimont*, die jedoch niemals darin erschienen sind; *Hadrian Nikolai*, Kanzler von Geldern, *Jakob Mertens* und *Peter Asset*, Präsidenten von Artois und Flandern; *Jakob Hesselts* und *Johann de la Porte*, Räthe von Gent; *Ludwig del Rio*, Doctor der Theologie und ein geborner Spanier; *Johann du Bois*, Oberanwald des Königs, und *de la Torre*, Schreiber des Gerichts. Auf *Viglius* Vorstellungen wurde der Geheime Rath mit einem Antheile an diesem Gerichte verschont; auch aus dem grossen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur *rathgebend*, nicht *beschliessend*, welches Letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räthe versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltner zu werden, und seinem Lieblinge, *Vargas*, zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, dass in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder, der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehülfen seyn mussten, bis auf den spanischen Doctor *del Rio* und den Sekretär *de la Torre*, aus den Versammlungen wegblieben **. Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Lotterbuben gegeben war, und wie nah es dabei war, dass sie selbst die Heiligthümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Kontrakte zwischen dem Landesherrn und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten ***.

Von dem Rathe der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, *der Rath der Unruhen* genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Blutraths, den die aufgebrachte Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation Statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Empörung betrafen, so, dass beinahe alle andere Justizhöfe ruhten. Der grosse Rath zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehn des Staatsraths fiel gänzlich, dass sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, dass sich der Herzog mit einigen Gliedern des letztern über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Kabinette, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anschlag *. Alle Urkunden und Kontrakte mussten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigste Auslegung und Aenderung leiden. Liess der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe gethan, und eine beispiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewusst hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, wess Standes und Würden sie auch seyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut, untersagte, ohne vorhergeschehene Anfrage bei Ihm und ohne seine Bewilligung eine Heirath zu schliessen **.

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mussten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate, wie der Bilderstürmer verworfenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast Niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus heimgefallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig, wurden aus Einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrale immer die Nächsten. Geringere Bürger, die nichts besassen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60 bis 100.000 Gulden zu gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdeschweif zu der Richtstätte schleifen, in Valenciennes zu *Einer* Zeit fünf und fünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine grosse Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepresst; Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen, waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltner schon hörte man von Galerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermessliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehülfen vielmehr reizten als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu seyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen, und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Konfiskationen wurde den Einkünf-

* *Dignum Belgico carcinomate cultrum* nennt ihn *Meurs. Guil. Auriac.* 58. *Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI* Brief. *Meteren.* 105.

** Wie man denn auch wirklich oft die Sentenzen gegen die angesehensten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister *Strahlen* von Antwerpen, nur von *Vargas*, *del Rio* und *de la Torre* unterzeichnet fand. *Meteren.* 105.

*** *Meteren* 106. Zu einem Beispiele, mit welchem fühllosen Leichtsinne die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Blutrathe behandelt worden, mag dienen, was von dem Rathe *Hesselts* enzählt wird. Er pflegte nähmlich mehrentheils in der Versammlung zu schlafen, und wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben, noch schlaftrunken aufzuschreien: *Ad Patibulum! Ad Patibulum!* So geläufig war dieses Wort seiner Zunge geworden. Von diesem *Hesselts* ist noch merkwürdig, dass ihm seine Gattinn, eine Nichte des Präsidenten *Viglius*, in den Ehepakten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, das traurige Amt eines königlichen Anwalds niederzulegen, das ihn der ganzen Nation verhasst machte. *Vigl. ad Hopper. LXVII.* Brief. A. G. d. v. N. 114.

* In einem schlechten Latein richtete *Vargas* die niederländische Freiheit zu Grunde. *Non curamus vestros privilegios*, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. A. G. d. v. N. 117.

** *Meteren.* 106. 107. *Thuan.* 540.

ten eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz unglaublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenschlicher, da es gerade die ruhigsten Unterthanen, und die rechtgläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am härtesten traf; denn mit Einziehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getäuscht, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hospitäler und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten worden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothpfennig davon gezogen, musste diese einzige Nahrungsquelle für sich vertrocknet sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründetes Recht an diese Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen, (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen Untersuchungen befassen) verzehrten sich in langwierigen kostbaren Rechtshändeln, und waren Bettler, ehe sie das Ende davon erlebten *. Von einer solchen Umkehrung der Gesetze, solchen Gewaltthätigkeiten gegen das Eigenthum, einer solchen Verschleuderung des Menschenlebens kann die Geschichte gebildeter Staaten schwerlich mehr als noch ein einziges Beispiel aufweisen; aber *Cinna*, *Sylla* und *Marius* traten in das eroberte Rom als beleidigte Sieger, und übten wenigstens ohne Hülle, was der niederländische Statthalter unter dem ehrwürdigen Schleier der Gesetze vollführte.

Bis zum Ablauf dieses 1567sten Jahres hatte man noch an die persönliche Ankunft des Königs geglaubt, und die Besten aus dem Volke hatten sich auf diese letzte Instanz vertröstet. Noch immer lagen Schiffe, die er ausdrücklich zu diesem Zwecke hatte ausrüsten lassen, im Hafen vor Vliessingen bereit, ihm auf den ersten Wink entgegenzusegeln; und blos allein, weil Er in ihren Mauern residiren sollte, hatte sich die Stadt Brüssel zu einer spanischen Besatzung verstanden. Aber auch diese Hoffnung erlosch allmählig ganz, da der König diese Reise von einem Vierteljahre aufs andere hinausschob, und der neue Regent sehr bald anfing, eine Vollmacht sehen zu lassen, die weniger einen Vorläufer der Majestät, als einen souverainen Minister ankündigte, der sie ganz überflüssig machte. Um die Noth der Provinzen vollkommen zu machen, musste nun auch in der Person der Regentinn ihr letzter guter Engel von ihnen scheiden **.

Schon seit der Zeit nämlich, wo ihr die ausgedehnte Vollmacht des Herzogs über das Ende ihrer Herrschaft keinen Zweifel mehr übrig liess, hatte *Margaretha* den Entschluss gefasst, auch dem Namen derselben zu entsagen. Einen lachenden Erben im Besitze einer Hoheit zu sehen, die ihr durch einen neunjährigen Genuss zum Bedürfnisse geworden war, einem Andern die Herrlichkeit, den Ruhm, den Schimmer, die Anbetung, und alle Aufmerksamkeiten, die das gewöhnliche Gefolge der höchsten Gewalt sind, zuwandern zu sehen, und *verloren* zu fühlen, was sie *besessen* zu haben nie vergessen konnte, war mehr, als eine Frauenseele zu verschmerzen im Stande ist; aber Herzog *Alba* war vollends nicht dazu gemacht, durch einen schonenden Gebrauch seiner neuerlangten Hoheit ihr die Trennung davon weniger fühlbar zu machen. Die allgemeine Ordnung selbst, die durch diese doppelte Herrschaft in Gefahr gerieth, schien ihr diesen Schritt aufzulegen. Viele Provinzstatthalter weigerten sich, ohne ein ausdrückliches Mandat vom Hofe, Befehle vom Herzoge anzunehmen, und ihn als Mitregenten zu erkennen.

Der schnelle Umtausch ihrer Pole hatte bei den Höflingen nicht so gelassen, so unmerklich abgehen können, dass die Herzoginn die Veränderung nicht aufs Bitterste empfand. Selbst die Wenigen, die, wie z. B. der Staatsrath *Viglius*, standhaft bei ihr aushielten, thaten es weniger aus Anhänglichkeit an ihre Person, als aus Verdruss, sich Anfängern und Fremdlingen nachgesetzt zu sehen, und weil sie zu stolz dachten, unter dem neuen Regenten ihre Lehrjahre zu wiederholen *. Bei Weitem der grösste Theil konnte bei allen Bestrebungen, die Mitte zwischen Beyden zu halten, die unterscheidende Huldigung nicht verbergen, die er der aufgehenden Sonne vor der sinkenden zollte, und der königliche Palast in Brüssel ward immer öder und stiller, je mehr sich das Gedränge im Kuilemburgischen Hause vermehrte. Aber was die Empfindlichkeit der Herzoginn zu dem äussersten Grade reizte, war *Hoorns* und *Egmonts* Verhaftung, die ohne ihr Wissen, und als wäre *Sie* gar nicht in der Welt gewesen, eigenmächtig von dem Herzoge beschlossen und ausgeführt ward. Zwar bemühte sich *Alba*, sie sogleich nach geschehener That durch die Erklärung zu beruhigen, dass man diesen Anschlag aus keinem andern Grunde vor ihr geheim gehalten, als um bei einem so verhassten Geschäfte ihren Namen zu schonen; aber eine Delikatesse konnte die Wunde nicht zuschliessen, die ihrem Stolze geschlagen war. Um auf einmal allen ähnlichen Kränkungen zu entgehen, von denen die gegenwärtige wahrscheinlich nur ein Vorbote war, schickte sie ihren Geheimschreiber, *Machiavell*, an den Hof ihres Bruders ab, ihre Entlassung von der Regentschaft dort mit allem Ernste zu betreiben. Sie wurde ihr ohne alle Schwierigkeit, doch mit allen Merkmalen seiner höchsten Achtung, bewilligt; er setze, drückte er sich aus, seinen eignen und der Provinzen Vortheil hintan, um seine Schwester zu verbinden. Ein Geschenk von 30,000 Thalern begleitete diese Bewilligung, und 20,000 wurden ihr zum jährlichen Gehalte angewiesen **. Zugleich folgte ein Diplom für den Herzog *von Alba*, das ihn an ihrer Statt zum Oberstatthalter der sämmtlichen Niederlande mit unumschränkter Vollmacht erklärte ***.

Gar gern hätte *Margaretha* gesehen, dass ihr vergönnt worden wäre, ihre Statthalterschaft vor einer solennen Ständeversammlung niederzulegen; ein Wunsch, den sie dem Könige nicht undeutlich zu erkennen gab, aber nicht die Freude hatte, in Erfüllung gebracht zu sehen. Ueberhaupt mochte sie das Feierliche lieben, und das Beispiel des Kaisers, ihres Vaters, der in eben dieser Stadt das ausserordentliche Schauspiel seiner Kronabdankung gegeben, schien unendlich viel Anlockendes für sie zu haben. Da es nun doch einmal

* *Meteren* 109.

** *Vigl. ad Hopper. XLV.* Brief.

* *Vigl. ad Hopper. XXIII. XL. XLIV.* und *XLV.* Brief.

** Der ihr aber nicht sehr gewissenhaft scheint ausgezahlt worden zu seyn, wenn man anders einer Broschüre trauen darf, die noch bei ihren Lebzeiten im Drucke herauskam. (Sie führt den Titel: *Discours sur la Blessure de Monseigneur, Prince d'Orange* 1582, ohne Druckort, und steht in der kurfürstl. bibliothek zu Dresden). Sie schmachte, heisst es hier, zu Namur im Elende, so schlecht unterstützt von ihrem Sohne (dem damaligen Gouverneur der Niederlande), dass ihr Sekretär, *Aldobrandin*, selbst ihren dasigen Aufenthalt ein Exilium nenne. Aber, heisst es weiter, was konnte sie auch von einem Sohne Besseres erwarten, der ihr, als er sie noch sehr jung in Brüssel besuchte, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlug?

** *Strada*. 206. 207, 208. *Meurs. Guil. Auriac.* 40. *Thuan.* 559. *Vigl. ad Hopper. XL. XLI. XLIV.* Brief.

von der höchsten Gewalt geschieden seyn musste, so war ihr wenigstens der Wunsch nicht zu verargen, diesen Schritt mit möglichstem Glanze zu thun; und da ihr ausserdem nicht entging, wie sehr der allgemeine Hass gegen den Herzog sie selbst in Vortheil gesetzt hatte, so sah sie einem so schmeichelhaften, so rührenden Auftritte sehnsüchtig entgegen. So gern hätte sie die Thränen der Niederländer um die gute Beherrscherinn fliessen sehen, so gern auch die ihrigen dazu geweint, und sanfter wäre sie unter dem allgemeinen Beileid vom Throne gestiegen. So wenig sie während ihrer neunjährigen Verwaltung auch gethan, das allgemeine Wohlwollen zu verdienen, als das Glück sie noch umlächelte und die Zufriedenheit ihres Herrn alle ihre Wünsche begrenzte; so viel Werth hatte es jetzt für sie erlangt, da es das Einzige war, was ihr für den Fehlschlag ihrer übrigen Hoffnungen einigen Ersatz geben konnte; und gern hätte sie sich überredet, dass sie ein freiwilliges Opfer ihres guten Herzens und ihrer zu menschlichen Gesinnung für die Niederländer geworden sey. Da der Monarch weit davon entfernt war, durch eine Zusammenrottung der Nation Gefahr zu laufen, um eine Grille seiner Schwester zu befriedigen, so musste sie sich mit einem schriftlichen Abschiede von den Ständen begnügen, in welchem sie ihre ganze Verwaltung durchlief, alle Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt, alle Uebel, die sie durch ihre Gewandtheit verhütet, nicht ohne Ruhmredigkeit aufzählte, und endlich damit schloss, dass sie ein *geendigtes* Werk verlasse, und ihrem Nachfolger nichts, als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe musste auch der König zu wiederholtenmalen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eignes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Bescheidenheit drückte, zu den Füssen des Königs nieder *.

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugniss der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem Dritten das Recht nicht benommen seyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leichtbewegliche Gemüth des Volks ist nur allzusehr geneigt, einen Fehler *weniger* für eine Tugend *mehr* anzuschreiben, und unter dem Drucke eines gegenwärtigen Uebels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentinn als Urheberinn eines Uebels anklagen, hiess, dem Könige und seinen Ministern Flüche entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog *Alba's* Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerinn zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustossen; aber im Kampfe mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat *Margaretha* keine von beiden erfüllt, und der Nation augenscheinlich *zuviel* geschadet, um dem Könige *so wenig* zu nützen. Wahr ists, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei that ihr dabei grössere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzoge ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen ist es, dass die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabei gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riss das Volk zu Verbrechen hin, weil sie *erbitterte*, ohne genugsam zu *schrecken*; sie führte den verderblichen Herzog *von Alba* über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, dass die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverlässigkeit des Werkzeugs, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seyen. *Margaretha* besass Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmässigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und ausserordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu *übertreten*. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst *Redlichkeit* war, hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Misstrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepresst; nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit missverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsicherer zurückgezogener Hand, als hätte sie gefürchtet, *zuviel* zu geben, und sie verlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach *Granvella's* Vertreibung, die Wohlthäterinn des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Missbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mässigung übte sie eine traurige Gewalt, und befleckte durch keine willkührliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgott, *Philipp der Zweite*, ihrer lange vergessen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniss noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verliess Brüssel gegen Ende des Christmonats 1567, und wurde von dem Herzoge bis an die Grenze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutze des Grafen *von Mannsfeld* verliess, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückzukehren, und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

* *Meurs. Guil. Auriac.* 40. *Strad.* 207. 208.

BEILAGEN.

I.

PROZESS UND HINRICHTUNG

DER

GRAFEN VON EGMONT UND VON HOORN *.

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Escorte von 3000 spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Prozess wurde in aller Form von dem Rathe der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen, und der Generalprokurator, *Johann du Bois*, musste die Anklage aufsetzen. Die welche gegen *Egmont* gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagpunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen *von Hoorn* anging. Es würde zu weitläufig seyn, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, « dass beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen *von Oranien*, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehn in den Niederlanden über den Haufen zu werfen, und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen. » *Granvella's* Vertreibung, *Egmonts* Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — Alles dieses musste nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen seyn, Alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn *von Landas* und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldnen Vliesses nur von dem Könige selbst, als dem Grossmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf gedrungen, dass sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man *in contumaciam* gegen sie fortfahren würde. *Egmont* hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf *von Hoorn* beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden: jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog *Alba* liess wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmässigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während dass dieser Prozess betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müssig. *Egmonts* Gemahlinn, eine geborne Herzoginn von *Bayern*, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfinn *von Hoorn*, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren, und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf *von Hoorn*, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit, und die Privilegien des Ordens vom goldnen Vliesse dagegen geltend machen. Die Gräfinn *von Egmont* brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von einem zum andern gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfinn *von Hoorn* sammelte von allen Rittern des Vliesses aus Spanien, Deutschland, Italien, Certificate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. *Alba* wies sie zurück, indem er erklärte, dass sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. « Die Verbrechen, deren man die Gra-
» fen beschuldige, seyen in Angelegenheiten der nie-
» derländischen Provinzen begangen, und er, der
» Herzog, von dem Könige über alle niederländischen
» Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt. »

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil *verzögert*, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand,

* Dieser Aufsatz erschien zuerst im 8ten Hefte der Thalia.

den Prozess zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äussersten Termins, am 1sten Junius 1568, erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 4ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksale, welches beide Grafen erwartete. *Johann Casembrot von Beckerzeel*, Sekretär bei dem Grafen *von Egmont*, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bey dem geusischen Aufstande mit den Waffen in der Hand gefangen, oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Bittschrift des Adels als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf *Ludwig von Nassau* hatte dem Grafen *von Aremberg* bei dem Kloster Heiligerlee in Gröningen ein Treffen geliefert, und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Gröningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz *von Oranien*, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugethan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das blosse erdichtete Gerücht davon in Brüssel, war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Dazu kam, dass der Bittschriften und Intercessionen, die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl, als bei dem Könige in Spanien, einliefen, täglich mehr wurden, ja, dass Kaiser *Maximilian II.* selbst der Gräfinn *von Egmont* versichern liess: « *sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen*, » welche wichtige Verwendungen den König endlich doch zum Vortheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertraueu auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben, und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, dass diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, dass der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht, und im *Brodthause* auf dem grossen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urtheile, couvertirt und versiegelt, wurden von dem Sekretär *Pranz* erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, *weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten.* Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spiesse gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzoge allein und dem Sekretär *Pranz* unterzeichnet, ohne dass man sich um die Beistimmung der übrigen Kriminalräthe bemühet hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniss, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischofe von Ypern, *Martin Rithov*, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen liess, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füssen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, dass man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen *von Egmont* zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. « Das ist fürwahr ein strenges Urtheil! » rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. « So » schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu » haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. » *Muss* es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem » Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine » Sünden tilgen, und weder meiner Gatinn noch » meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses » wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste » erwarten zu können. Den Tod will ich mit ge- » fasster Seele erleiden, weil es Gott und dem Kö- » nige so gefällt. » — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er, und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr grosser Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, dass kein eindringenderes Gebet sey, als das, welches *Christus*, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vater unser; so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er liess sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlinn, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiss aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattinn und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung

empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Jun. 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät
treuester Vasall und Diener
Lamoral Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischofe aufs Dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrath *Viglius*, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, dass er dem Könige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und eilf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses, und erklärte, dass er willig und bereit sey, zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldnen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don *Julian Romero,* Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen *Salinas*, und der Bischof *von Ypern* folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, sass zu Pferde am Fusse des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, dass er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volkes leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlass geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so liess er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, dass es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichern Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, dass es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und dass man es weiter, als bis zum blossen Schrecken der Exekution, treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an *Julian Romero,* und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? *Julian Romero* zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biss er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof liess ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidne Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fliessende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen *von Hoorn.* Dieser von einer heftigern Gemüthsart, als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade unrecht war, Er hatte sich harte Aeusserungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch, und legte dem Bischofe seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüsste er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie *Egmont,* in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? Da man ihm dieses bejahet hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich, und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den Beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflaurer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II.

BELAGERUNG VON ANTWERPEN

DURCH

DEN PRINZEN VON PARMA

in den Jahren 1584 und 1585. *

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampfe zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiss, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von

* Dieser Aufsatz wurde zuerst in den Horen, Jahrgang 1795, St. 4 u. 5 gedruckt.

beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs blos ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst *Bettler* hiessen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der *Gentische Bund* wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere *Union zu Utrecht* getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten liess, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions Interresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der grösste Theil der wallonischen Provinzen war bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie noch immer nicht festen Fuss fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs *Alexander von Parma*, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben so viel Kraft, als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs Neue in Ansehn gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Communikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundsverwandten schützen, und zu Wasser sowol als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, dass alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowol durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluss der Schelde. Diese grosse und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraume über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schosse hegte, und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen grossen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, dass sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So grosse Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermassen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich grösstentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluss ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfsquelle aufgethan. Der Fall derselben musste früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog *von Parma* im Jul. 1584 seine Macht zusammen, und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern *.

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reissenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschliessen, schien eine dreimal grössere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, dass ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberflusse zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so geniesst Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, dass ihr der nämliche Fluss zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, dass die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokiren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde zu sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen,

* *Thuan. Hist. Tom. II.* 527. *Grot. Hist. de rebus Belgicis.* 81.

die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fussvolk und 1700 Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken liess, nnd denen es ein Leichtes seyn musste, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen *.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog *von Parma* sein Vorhaben jetzt eröffnete. So gross auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniss daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, *Capizuchi* und *Mondragon,* widerriethen alle ein so missliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog *von Parma* in seinem Vorsatze nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefasst. Jener genialische Instinkt, der den grossen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, dass an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und dass es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Missmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, dass er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte **.

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der *Hunger;* und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mussten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs Erste jeden Zufluss von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte *.

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteien anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniss um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholischgesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen **.

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln liess. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern, in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen *von Rysburg,* General der Reiterei, das brabantische dem Grafen *Peter Ernst von Mannsfeld* übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, *Mondragon,* stiess. Die beiden Letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne dass das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegengeschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und nahmen bei Stabrök, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detaschirte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte *Mondragon* selbst ehemals auf Befehl des Herzogs *von Alba* erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge *von Parma* anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der

* *Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.*
** *Strad. loc. cit.* 553.

* *Strad. Dec. II. Lib. VI.*
** *Meteren.* Niederl. Historien XII. Buch. 467. folg.

ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf *von Rysburg* es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz *von Oranien* zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so, dass in Kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung *Odets von Teligny* vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bei Stabrök, und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegensetzen *.

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Massregeln des Herzogs *von Parma*. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schiffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloss er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. Sowol die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reissende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn musste, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog *von Parma* kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, *Barocci* und *Plato*, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluss dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Basteien aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andre auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. *Philipp* genannt wurde **.

* *Meteren.* Niederl. Historien. XII. Buch. 477. 478. *Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II.* 527.

** *Strad. Dec. II. Lib. VI.* 557.

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freie Hand gegen beide Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, liess den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt, vor dem Brüsseler Thore, wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine grosse Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Misshandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, liessen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs *von Parma* besiegte in Kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mussten die Truppen ohne Unterlass arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig vsrschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich geschienen. *

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, dass die Zeit der Verträge vorbei sey, und dass nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man liess sie sogar befürchten, dass man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter *Karl dem Fünften* sich hatten verstehen müssen, nämlich halb

* *Strada loc. cit. Meteren XII.* Buch. 479. *Thuan. II.* 529.

nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehn. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich, auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzoge *von Parma*, der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt musste eine Geldbusse von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein *.

Mehr durch die Furcht seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog *von Parma* diese Stadt bezwungen, die grösste und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, sieben und dreissigtausend Häuser zählt, und aus zwanzig Inseln besteht, die durch acht und neunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewusst hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheitssinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Kriegs zu ihrem Unglücke auszeichnete. Ausser den Geldsummen, die der Herzog *von Parma* jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Baugeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde **.

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Vilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser unweit dem Flecken Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriss den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog *von Parma* nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte ***.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflösste. Diese Zuversicht wurde auch gewissermassen durch das Urtheil des Prinzen *von Oranien* gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu verstehen gab, dass die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen könnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, *Philipp Marnix* von *St. Aldegonde*, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den grossen Damm zwischen Santvliet und Lillo, der Blaauwgarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Oster-Schelde, so bald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen ausgiessen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. *Aldegonde* hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den grössten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, dass ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein grosser Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wusste die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Weideland in Besitz genommen hatte *.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, *St. Aldegonde*, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei denselben in grossem Ansehn stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Wester-Schelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen *von Hohenlohe* Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten *Morgan* stand bereits im Solde der Republik, während dass man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuss gefasst hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derselben jährlich dreimal hunderttausend Viertel oder Zentner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten fehlte es beim Anfange der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschützes wussten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also blos darauf an, zu verhindern, dass nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bei eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser *Gianibelli* aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr

* *Meteren XII.* Buch. 479. 480. *Strad. loc. cit.* 562. 63. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch. 470.

** *Meteren* am angeführten Orte.

*** Allg. G. d. v. N. 470. *Meteren.* 470. *Thuan. II.* 529.

* Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. III. 469. Grotius 88.

erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschiessen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniss Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, dass man einem Jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, dass in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkaufe nicht zu beeilen *.

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Speculation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen liess, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, dass Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, dass Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verliessen Antwerpen mit dem grössten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. **

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, dass man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt, und also den äussersten Fall im Ernste gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, dass der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, dass der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. « Ein Strom, der zweitausend vierhundert Fuss breit, und wenn er auch nur sein eignes Wasser hat, über sechzig Fuss tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuss zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hiess es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müssten sie Antwerpen vorbeipassiren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren. » *

Aber indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog *von Parma* sie vollendet. Sobald die Basteien St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beiden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Maste von den grössten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wusste man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, dass es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Strasse formirten. Sie war so breit, dass acht Mann neben einander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuss; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen beiden Estacaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber ausserdem, dass dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne grossen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er musste sich also einstweilen damit begnügen, den Fluss um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um soviel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Pass sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, dass nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Strasse glücklich vorüberzogen **.

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riss den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein grosser Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so, dass es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog liess also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde passirt, den linken

* Allgem. Gesch. d. v. N. III. 472.
** *Grotius*. 92. *Reidan. Belg. Annal.* 69.

* *Strada* 560.
** *Strada* 560 *sq. Thuan.* 550. *Meteren. XII.* Buch.

Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hineinzusegeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Borcht eine Bastei errichtet, welche die Feinde im Zaume halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschickt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so grösser, nachdem man erst die grosse Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, *Odet von Teligny* anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem Jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastei an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch ankommen möchten, den Pass zu verlegen. *

Dadurch gerieth der Herzog *von Parma* aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bei weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des *Teligny* gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht recognoscirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht blos seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen hatte, fliesst die Moer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun liess er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlass an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, *Drusus* und *Korbulo*, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee, und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den *Kanal von Parma* nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnissmässige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bei Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluss herbei, dass man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden. *

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegengesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriss ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, dass mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte blos seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Beste vernachlässigt. Die Regierung dieser Stadt war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu grosser Antheil daran gegeben, als dass man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen können. Ausser dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister blos eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen die äussere und innere Sicherheit, die Proviantirung, die Befestigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kommerz u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Sprechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathsversammlung stürmten, und was sie durch Gründe nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wussten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluss in die öffentlichen Berathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengesetzter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Massregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigen Schiffsvolke und bei einer sich wichtig dünkenden Soldateska nicht in Achtung setzen; daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging. *

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der grosse Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität Alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge *von Parma* in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfing, für die Schiffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überliessen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. Sechszig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rathe eine

* *Meteren.* 481. *Strad.* 564.

* *Strada* 365.

** *Meteren.* 484. *Thuan. II.* 529. *Grotius* 88.

Bittschrift, worin sie den Wunsch äusserten, dass man mit dem Könige traktiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, dass man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte. *

Dem Herzoge *von Parma*, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns, geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erliess zu dem Ende im November dieses Jahres an den grossen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als *Verführte*, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen *von Oranien*, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit Kurzem befreiet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktiren könne, liess sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Aeusserste kommen liessen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog *von Alba* zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren liess, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäss gegen sie zu verfahren. In *seine* Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müsste, den seine eigne Billigkeit unmöglich gut heissen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluss des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniss des Prinzen *von Oranien*, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, dass sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen *.

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluss gefasst, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. *Heinrich der Dritte*, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eignen Königreiche zu erregen wussten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königinn *Elisabeth von England*, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während dass man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand **.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, *St. Aldegonde*, nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lasssen, die seeländische Flotte zu einem Angriffe auf die feindlichen Werke zu vermögen, während dass man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfalle zu widerstehn. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, *Wilhelm von Blois, von Treslong*, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, dass die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloss sich endlich *Teligny*, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihn dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, dass inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, dass Alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern

* *Meteren.* 485.

* *Thuan. II.* 530. 531. *Meteren.* 485. 486.

** *Meteren.* 488. u. folg. Allgem. Geschichte der v. Niederl. III. 476 — 491. *Grotius.* 89.

wurden erobert, andere versenkt, und es kam blos darauf an, dergleichen Versuche im Grossen fortzusetzen. Aber so eifrig auch *St. Aldegonde* dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte *.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, dass das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernste vorgenommen. Zwischen beiden Staketen blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwei und dreissig Playten (platte Fahrzeuge) jede sehs und sechszig Fuss lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, dass sie noch gegen zwanzig Fuss von einander abstanden, und dem Strome einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch ausserdem an zwei Ankertauen, sowol aufwärts, als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden grosse Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Strasse bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefasst waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketen nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammengenommen, eine Länge von zweitausend vierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisirt und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, dass sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speien, und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Ausser den beiden Forts, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begrenzten, und ausser den zwei hölzernen Basteien auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt Jedes der zweiunddreissig Schiffe noch dreissig Bewaffnete, nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem sieben und neunzig Kanonen, die sowol über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als funfzehnhundert Mann, die theils die Basteien, theils die Schiffe besetzten, und, wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, dass der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreiunddreissig Barken von beträchtlicher Grösse, welche in Einer Reihe, quer über den Strom hingelagert, und je drei und drei mit Mastbäumen an einander befestigt waren, so, dass sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Gliede Pikenirer, in horizontaler Richtung, vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren blos mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Namen, Schwimmer, bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketen wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowol oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten *.

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschiessen wurde der grosse Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfliessen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, dass er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den grossen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, dass die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mussten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf *von Hohenlohe* in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande **.

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu recognosciren, vergrösserte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog *von Parma* gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: « Geh, » rief er, « und hinterbringe denen, die dich herschickten, was » du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, dass es » mein fester Entschluss sey, mich entweder unter » den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder » durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen ***.»

Aber die Gewissheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte

* *Strad.* 564. *Meteren.* 484. *Reidan. Annal.* 69.

* *Strad. Dec. II. Lib. VI.* 566. 567. *Meteren.* 482.
Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederl. III. Band. 497.

** *Strada.* 567.— 571. *Meteren.* 492. 494. *Thuan. III.* 44. 45.

*** *Strada.* 568.

der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, dass er den gefährlichsten Schlag von dorther zu fürchten habe, und dass gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen *Justin von Nassau* mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Liefkenshök, welches der Feind im Besitz hatte, und beschoss dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, dass die Wälle in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs *von Parma* erwartete; sie überliessen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemeisterte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge *von Parma* so nahe, dass er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten liess. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Pass bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, dass, während man von Antwerpen aus, durch schon bereitgehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln *.

Denn ehe noch der Herzog *von Parma* mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. *Friedrich Gianibelli* hiess dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der *Archimed* dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlornem Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem Könige *Philipp* seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verliess der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewusst hatte. Er suchte die Dienste der Königinn *Elisabeth von England*, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt liess er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer **.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, dass es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nahe, so bat er sich von dem Magistrate drei grosse Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Ausser diesen verlangte er noch sechszig Playten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen ausserordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wussten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, dass ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine *das Glück*, das andere *die Hoffnung* nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er liess auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuhe breit, vierthalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechszig Zentnern des feinsten Schiesspulvers von seiner eignen Erfindung, und bedeckte denselben mit grossen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffsrand emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallnen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen blos darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreissig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen blos Feuerwerke brannten, und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen, und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so, dass sie endlich vom Schiessen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachliessen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran liess er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fliessende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen *.

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieses grossen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte,

* *Strad.* 573. 574. *Meteren.* 495.

** *Meteren.* 495. *Strad.* 574.

* *Thuan. III.* 46. *Strad.* 574. 575. *Meteren.* 596.

welche die Ankertaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefasst; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog liess zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andre, und gleich darauf eben so viele. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise, theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, *Jakob Jakobsohn*, hatte es, man wusste nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, dass er die vier Schiffhaufen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwei grossen Minenschiffe viel zu schnell folgen liess, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den ausserordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteien längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerscheine. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äussern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überliessen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten. *

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hiess, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahgelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, dass der andere und grössere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie blos für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriss, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten liess, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Machine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äussersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf *von Rysburg*, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr *von Billy*, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale *Cajetan* und *Guasto*, nebst mehrern der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessend, und blos mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzoge *von Parma* ein spanischer Fähndrich, und beschwur ihn, sich von einem Orte hinwegzubegeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fussfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dies sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von *Cajetan* und *Guasto* begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äussersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so dass alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Beinahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinandergesprengt, zerschmettert und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so, dass man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden

* *Strada*. 576.

das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch andre erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, Viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauche der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, musste schon die blosse Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhub sich ein herzzerschneidendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich Viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen *Tucci,* hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und liess ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog *von Parma* selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuss in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riss ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, *Cajetan* und *Guasto,* sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein grosser Theil seines Heers, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so musste er noch die schmerzliche Nachricht hören, dass der Markgraf *von Ryssburg,* den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor, denn jeden Augenblick musste man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so gross und allgemein, dass es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermissten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, dass alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, dass mehrere Kanonen versenkt, dass die Lunten feucht, dass die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! *

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, dass dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg blos darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wusste. Zwar schickte *St. Aldegonde,* sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchpassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, dass die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessern Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bei Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, dass die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, dass eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bei Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuern Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehn und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger liess man seine Wuth gegen *Gianibelli* aus, den der rasende Pöbel in Stücken reissen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete **.

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs *von Parma.* Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darniederzustürzen schien, so wusste er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte aufs Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniss zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wiederherzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu er-

* *Strada.* 577. *seq. Meteren.* 497. *Thuan III.* 47. Allg. G. d. v. N. III. 497.

** *Meteren.* 496.

halten wusste. Alles musste daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeusserstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wiederhergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, dass derselbe im Nothfalle weggenommen und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobei der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde *.

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemisshandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. *Gianibelli* erhielt nun wirklich eine Anzahl von Playten, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, dass sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweitenmale auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, dass sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweitenmale die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Der *Archimed* von Antwerpen liess sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs Neue zwei grosse Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler musste also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, dass sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem *Strada* ** nacherzählen darf. Er brachte ein Segel *unter* dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, dass er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, dass es dem Feinde nicht Zeit liess, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinandersprengte. Aber alle die Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiffe, welches *Gianibelli* nach Art des ersten, das so gut operirt hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schiesspulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen *.

Abgeschreckt durch so viele misslungene Versuche, die Schiffahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloss man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine grosse etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Oberschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog *von Parma* immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfalle die nämlichen Dienste leistete. Eben dies war es auch, was der Prinz *von Oranien* gleich beim Anfange der Belagerung angerathen und *St. Aldegonde* ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniss zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren grossem Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, dass dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog *von Parma* dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs Aeusserste zu behaupten. Bei dem Dorfe Stabroek stand der Graf *von Mannsfeld* mit dem grössern Theile der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kaloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damme selbst waren, in gehöriger Entfernung von einander, fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog *von*

* *Strad.* 581. seq.

** *Dec. II. Lib. VI.* 586.

* *Meteren.* 497.

Parma nicht zweifeln konnte, dass nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überliess er dem Grafen *von Mannsfeld* die Bewachung der Brücke, und entschloss sich, in eigner Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatze. *

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo, den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen *Hohenlohe* angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernste anzugreifen; während dass eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der ungewiss, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen *Hohenlohe* versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flottille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Loosung seyn, dass diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so liess Graf *Hohenlohe* sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuss gefasst, und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zweitausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung den übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen liess, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem grossen Verluste sich zurückzuziehen. Graf *Hohenlohe* wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiss lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, dass dieser Versuch kein besseres Ende nahm **.

Endlich aber beschloss man, einen planmässigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm, als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechszehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beiden Theilen wurde das Aeusserste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblössten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Scheldbrücke durch neue Maschinen von *Gianibelli's* Erfindung angegriffen und dadurch der Herzog *von Parma* verhindert werden, den Damm zu entsetzen *.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Officieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hiess, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den grossen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier *Mondragon* zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem Kommando des *Camillo von Monte* übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter *Gamboa's* Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte; am äussersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastei, worin der Graf *von Mannsfeld* nebst einem Italiener, *Capizucchi,* den Befehl führte. Alle diese Forts liess der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdies an beiden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen **.

Früh Morgens, am sechszehnten May, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, dass sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche blos wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahl-Schanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit grossen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben u. dergl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben ***.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden

* *Strad.* 582. *Thuan. III.* 48.
** *Strad.* 583. *Meteren.* 498.

* *Strad.* 584. *Meteren.* 498.
** *Strad.* 582. 584.
*** *Strad.* 587. seq. *Meteren.* 498. *Thuan. III.* 48.

und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsgkeit, dass man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgsetzt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte; und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermassen ganz von ihrem Spaden abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muthe zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden begraben hatten. Endlich aber, als ihre meisten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahl-Schanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein antwerpisches, welches Graf *Hohenlohe* nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überliess man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die ausser sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen *.

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und, weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Kompagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten *Balfour*, griffen die St. Georgs-Schanze an, welche *Camillo von Monte*, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne grossen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahl-Schanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmer zu gehen drohte. *Gamboa*, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, dass der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, dass man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muss. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Masse, als das Gluck ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser die grossen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. *St. Aldegonde* und *Hohenlohe*, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiss der Arbeiter anzufeuern, verliessen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen *.

Während dass auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldebrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigner Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenirern begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redouten, und liess von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Muthe, den nur Verzweiflung einflössen konnte. Von beiden äussersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn

* *Strad.* 583. *Meteren.* 498.

* *Meteren.* 494.

an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbefestigten Walle, und das Geschütz beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, dass die Italiener und Spanier, unter *Capizucchi* und *Aquila*, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeusserste, sowohl diese Bastei zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloss müssige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. *Alexander* stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf *Mannsfeld* von der andern; fünf Angriffe geschahen und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblicke sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspiess in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mannsfeldischen, mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und, indem der Eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. *Barthelemi Toralva*, ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben sehen liess, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener *Capizucchi* auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog *von Parma*, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener *Capizucchi* umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, dass er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann *Toralva*, der stark verwundet war, liess er in sein eignes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte *.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstossen sahen.

Denn die Fluth fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bei einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dies *Alexander*, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und sassen fest auf dem Strande, so, dass sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit samt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, dass sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und Manche noch mitten aus den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platze geblieben, und auf beiden Seiten wurden Viele von dem vornehmsten Adel vermisst. Mehr als dreissig Schiffe fielen mit einer grossen Ladung von Proviant, der für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Grösse und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur *Gianibelli*, der grossen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen, *Ende des Kriegs*, beigelegt den es nachher mit der weit passendern Benennung, *Verlornes Geld*, vertauschte. Als man dieses Schiff in die See brachte, fand sichs, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, dass es seiner unbehülflichen Grösse wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit grosser Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde *.

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hattte man das Brot noch in einem

* *Strad.* 593.

Thuan III. 49. *Meteren.* 485. *Strad.* 597. *seq.*

leidlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde, nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, dass eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äussersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als dass er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, dass es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn *St. Aldegonde* genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben, und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzoge *von Parma* wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. *

* *Meteren.* 500. *Strad.* 600 *seq. Thuan. III.* 50. Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederl. III. 499.

GESCHICHTE

DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGS.

ERSTER THEIL.

ERSTES BUCH.

Seit dem Anfange des Religionskrieges in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europens kaum etwas Grosses und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraume ereignen, schliessen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herflossen, und jeder noch so grosse und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluss derselben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuern politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundfesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich, und weckte bei diesem Volke das Verlangen und den Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm grösstentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches *Philipp der Zweite* gegen die Königinn *Elisabeth von England* beschloss, war Rache, die er dafür nahm, dass sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und sich an die Spitze einer Religionspartei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es grossentheils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schliessen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so musste es durch einen seltsamen Gang der Dinge die *Kirchentrennung* seyn, was die Staaten unter sich zu einer engern *Vereinigung* führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreissigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem fürchterlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Male als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten aneinander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleisses hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stoss in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu *entzünden*, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einem Weg sich öffnen, jene Länder zu *erleuchten*.

Die Religion wirkte dieses Alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah; aber es fehlte viel, dass es *für* sie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse

sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein grosser Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Missbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, musste nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, musste es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, musste die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu *drängen*. Hätte nicht *Karl der Fünfte* im Uebermuthe seines Glücks an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Kalvinisten in Frankreich nie einen *Condé* oder *Coligny* an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrösserung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der grosse Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergiessen, indem er es zum Vortheile seines Fürsten verspritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, dass diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufalle allein haben sie ihre Befreiung vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, dass der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Kabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein grosser Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge musste es sich fügen, dass die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Uebermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das Erste weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nation.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluss des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführerisch seyn mussten; warum, könnte man fragen, wirkten sie nicht eben so gut auf die Prinzen des Hauses Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Aufforderungen so vieler seiner Unterthanen Gehör zu geben, und sich nach dem Beispiele Anderer auf Unkosten einer wehrlosen Geistlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, dass die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römischen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen grössern Antheil gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Stützen des Papstthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die österreichische Macht einen grossen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gothischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren *Luthers* und *Kalvins* musste dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiederbringlich entreissen; der Abfall von dem Papstthum konnte ihn dieses Königreich kosten. Ein spanischer König musste ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er musste von diesem Throne steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen musste, als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am ungeduldigsten trugen, und es am leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, dass ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Ansehen des Papstes zernichtete — die ihn aufforderten, sich letztern durch den thätigsten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte seyn mussten, wurden bei Jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. *Karl der Fünfte* hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo *Karl* sich ketzerischer Grundsätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche *Karl* mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Misstrauen der Katholischen und der Streit mit der kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als *Karl der Fünfte* in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung setzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinlichste Hoffnung vorhanden. Bei seinem Sohne und Nachfolger, *Philipp dem Zweiten*, vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Hass aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, dass seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einflusse fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter *Karls des Fünften* und *Philipps des Zweiten* langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riss in der Kirche erweiterte, desto fester musste Spanien an dem Katholicismus halten.

Freier schien die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu seyn; aber wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger *Ferdinands des Ersten* an den päpstlichen Stuhl; *Ferdinand* selbst war diesem Stuhle aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutsch-österreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verscherzt war. Auch forderte die Kaiserwürde sie auf, das deutsche Reichssystem zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Reichstheil zu stürzen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkern fühlten: so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs Genaueste vermengen musste. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergriff, so musste man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Hass der Protestanten gegen letzteres kehrte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich, und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unversöhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten, und besonders der deutschen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand musste Letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken, und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen, ausserordentliche Anstrengungen mussten sie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch diese bei Weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch *Bündnisse* unter einander eine Macht aufzuwägen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die grossen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargeboten hätte, das die Nationen in Leidenschaft setzte, und einen Enthusiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Hass gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Hass war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie aufopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten ausserordentlichen Abgabe zu entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen stiömen jetzt in den Schatz des Fürsten; dreifach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, fühlte der Unterthan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen *von Oranien*, dem Admiral *Coligny*, der brittischen Königinn *Elisabeth*, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hülfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so grossen eigenen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharacters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieses Band wegfallen. Der französische Kalvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu seyn, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eigenes zu weissagen, und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem blossen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verlässt der Pfälzer seine Heimath, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn misshandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oesterreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, dass sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem anderen Falle, als unter diesem, war es den schwächern Fürsten möglich, die ausserordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege *Karls des Fünften* bei Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf in *Moritz von Sachsen*, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Siegs gehen auf dem Kongresse zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutschland zerriss auf diesem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jetzt erst zerriss es, weil die Trennung jetzt erst gesetzlich war. Bis hierher waren die Protestanten als Rebellen angesehen worden; jetzt beschloss man, sie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man sie dafür anerkannt hätte, sondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgische Konfession durfte sich von jetzt an neben den katholischen Glauben stellen, doch nur als eine geduldete Nachbarinn, mit einstweiligen schwesterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich bekannte, auf seinem Grund und Boden zur herrschenden und einzigen zu machen und die entgegengesetzte der freien Ausübung zu berauben, jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jetzt zum ersten Male erfreute sich also die Lehre *Luthers* einer positiven Sanktion, und wenn sie auch in Bayern oder in Oesterreich im Staube lag, so konnte sie sich damit trösten, dass sie in Sachsen und in Thüringen *thronte*. *Den Regenten* war es aber nun doch *allein* überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darniederliegen sollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Blos allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderruflich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Unterthanen, (welche es damals schon waren), die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs *Ferdinand*, der diesen Frieden zu Stande brachte: eine Versicherung, die von dem katholischen Reichstheile widersprochen, und, *mit* diesem Widerspruche in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte—wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugesehen! Aber an diesen Meinungen hingen *Reichthümer*, *Würden* und *Rechte*: ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinschaftlich genossen, verliess jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheim bleibenden Bruder *abzutheilen*. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Vorältern war der Reichthum der Kirche innerhalb eines Jahrtausends zusammengeflossen, und diese Vorältern gehörten dem Weggehenden eben so gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht blos an dem väterlichen Hause, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die *katholische* Kirche geschehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erstgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in adeligen Geschlechtern? Galt die Begünstigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genusse dieser Güter ausgeschlossen seyn, an denen doch ihre Vorfahren mit stiften halfen, blos allein desswegen ausgeschlossen seyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholischen stattfand? Beide Religionsparteien haben über diese Streitsache mit scheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile so schwer fallen, als dem andern, sein *Recht zu erweisen*. Das Recht hat nur Entscheidungen für *denkbare* Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum Wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so thut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle *vor* dem Frieden weltlich gemachten Bisthümer und Abteien verblieben den Protestanten: aber die Papisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalte, dass künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürst, Bischof oder Abt, hat seine Benefizien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sogleich muss er seine Besitzungen räumen, und das Kapitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des *geistlichen Vorbehalts*, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnisse abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerrisse? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mit aufnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Beisatze, dass beide Parteien sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Theil mehr verbindlich seyn, als jene Versicherung *Ferdinands* zum Vortheile der protestantischen Unterthanen in geistlichen Stiftern es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den *Rechten* und *Würden* war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschliessend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerinn war. War es aber das Verhältniss mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es

nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentirte? Zu dem ganzen Deutschlande gehört aber auch der protestantische Theil — und wie repräsentirt sich nun dieser in einer ununterbrochnen Reihe *katholischer* Kaiser? —In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; dass sie sich selbst richteten, dass eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Dass zur Zeit der Stiftung in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; dass kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschliessenden Besitze ist, den andern zu richten — darf nun ein *Zweck* aufgeopfert werden, wenn sich ein *Zufall* verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der *Gleichheit* sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beiden deutschen Kirchen einführte, so ging die katholische doch unwidersprechlich als Siegerinn davon. Alles, was die lutherische erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholische hingab, opferte sie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwei gleichgeachteten Mächten, blos ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Prinzip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergeflossen zu seyn und noch herzufliessen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebener Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundsatz nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hiess es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch misslänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessen ungeachtet schon gewonnen, dass man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten ersticken sollte, war im Grunde nur eine temporare Auskunft, ein Werk der *Noth* und der *Gewalt*, nicht vom Gesetz der Gerechtigkeit diktirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und wenn man aufrichtig seyn will, einen solchen vertrugen die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Billigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Kalvinisten, welche freilich eben so wenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie eben so weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnisse, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, musste behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniss musste also auch fürs Künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wurden die Grenzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mussten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in *Einen* Reichskörper zu verknüpfen, dass auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und die erste Harmonie wiederherzustellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beider Theile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichts desto weniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beide halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, *Luthers* Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, musste bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrösserungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermassen auch für den Unterthan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehassten Unterthan drücken, vor den namenlosen Drangsalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erschweren, vor den künstlich gelegten Schlingen, worein die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verstricken kann, konnte der todte Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Unterthan

protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wuth an dem gemeinschaftlichen Religionsfeinde erschöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuspritzen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beide streitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche *Zwingli* in Zürich und *Kalvin* in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen, und die Protestanten unter sich selbst zu entzweien, dass sie einander kaum mehr an etwas Anderm als dem gemeinschaftlichen Hasse gegen das Papstthum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniss zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburgischen Bekenntnisse zu suchen. Dieses Bekenntniss setzte dem protestantischen Glauben eine positive Grenze, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze gefallen liess, und die Protestanten verscherzten unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierachie und gegen die Missbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Missbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen seyn, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssysteme, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche, und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen schlossen. Blos als Anhänger der Konfession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Konfessionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg seyn mochte, so stand es gleich schlimm um die Konfessionsverwandten. Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Konfession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete sich Beides, und die schlimmen Folgen von Beidem stellten sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnisse; und wenn sich die Kalvinisten davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschliessen.

Keinen scheinbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können, als diese Uneinigkeit unter sich selbst — kein erfreuenderes Schauspiel, als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreistigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemasst hatten, das einzige wahre Religionssystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität *ihres* Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bei dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art ins Gedränge. Auf die Konfessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, *wen* diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einschliessen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon ausschliessen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unselige Trennung den Machinationen der Jesuiten einen Weg, Misstrauen zwischen beide Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Massregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen protestantischen Gegnern gebunden, versäumten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu erfechten. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papstthum, nicht in Augsburgischen Konfessionen, nicht in Konkordienwerken gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem Andern getheilt war, so begriff man doch einstimmig, dass eine Sicherheit, die man blos der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachsamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Losung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, musste zu Kränkung dieses Friedens abzielen; jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstvertheidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Theil zu seyn. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern liess sie keine Schonung, ihr Hass keine Grossmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Redlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Behandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausflucht katholischer Fürsten sich von den heiligsten Eiden durch den Papst lossprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, dass gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten sey, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Redlichen ihre *Ehre* verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einstweilige Konvenienz abschilderten, der in Rom selbst feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Frieden hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trident vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschickt worden zu seyn. Feierlich waren diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen

erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schluss des Conciliums aufzuheben schien? An einem Scheine des Rechts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr, als der Respect vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Misstrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholische Deutschland sich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Grenzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell standen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für fast alle europäischen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede ausser Brod setzte. So vielen von einander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammenzubringen, welche sie alsdann, sey's aus Gewinnsucht oder aus Parteigeist, an fremde Mächte verliehen. Mit deutschen Truppen bekriegte *Philipp der Zweite* die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandter, ein ausserordentlicher päpstlicher Legat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung musste dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, *Maximilian der Zweite*, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld hatte *Ferdinand* den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Koncilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen *Philipp*, im Stiche gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den siegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen, und sein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der grosse Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkriegs konnte von den sparsamen Beiträgen seiner erschöpften Erblande nicht bestritten werden; er brauchte also den Beistand des Reichs — und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in *Einem* Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfniss machte ihm die Protestanten nicht weniger nöthig, als die Katholischen, und legte ihm also auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstreitenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, dass der Erfolg seinen Wünschen entsprochen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte blos dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Auge verschonte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn *Maximilian*, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten sie seinem Sohne. Der Enkel büsste es theuer, dass er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterliess *Maximilian*, aber nur der Aelteste von diesen, Erzherzog *Rudolph*, erbte seine Staaten, und bestieg den kaiserlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit schwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche *Karl von Steyermark*, ihr Oheim fortführte; doch wurden auch diese schon unter *Ferdinand dem Zweiten*, seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also ausgenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Character war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nöthig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog, und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtsames Gemüth, wie das seinige war, so leicht überliefert. Dieses und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Rathschlägen der Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines grossen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen geschreckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Unterthanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem Marstalle zu verbergen, während dass die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste, und die Flamme der Empörung schon anfing, an die Stufen seines Throns zu schlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, versperrt; unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unschlüssig blieb, der Infantinn *Isabella* seine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie, weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entrissen sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispiele zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten *Karls des Fünften* schwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürstenbunde, den ein grosser Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiser, oder dem Kaiser an einem Kaisersinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelassen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände sich selbst, und *Bündnisse* müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwei *Unionen*, die einander gewaffnet gegenüberstehen; *Rudolph*, ein verachteter Gegner der einen, und ein ohnmächtiger Beschützer der andern, steht müssig und überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen, und über die andere zu herrschen. Was hätte auch das deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal vermögend war, seine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten. Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhal-

ten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen, und eine mächtige Faktion wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron, und der Tod reisst ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen *Rudolph* zum Kaiser gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in einer mystischen Dunkelheit hätte *Rudolph*, wie so viele Andere seines Ranges, seine Blössen versteckt. Das dringende Bedürfniss der Tugenden, die ihm fehlten, riss seine Unfähigkeit an's Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigene Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten *Rudolphs*, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äusserste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten, und noch dazu Stützen des Papstthums: aber es fehlte viel, dass ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünstigt von *Ferdinands* Bedrängnissen und *Maximilians* Güte, hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Grossen war. Der grössere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei Weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Kollegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verscheuchte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil *sie* es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich *Ferdinand* und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich *Maximilian* die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern. Der unbescheidene Schwärmereifer der evangelischen Prediger überschritt dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider liessen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaarenweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Hass beider, einander so nahe stehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am schwersten zu behauptende Besitzung. Die Unmöglichkeit, diese beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon *Ferdinanden* zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hoheit über Siebenbürgen einzugestehen — ein schädliches Bekenntniss der Ohnmacht, und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone, und forderten trotzig alle ständischen Rechte, welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reichs und die Leichtigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Trotze; unzufrieden mit der österreichischen Regierung, warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hoheit zurück. Der öftere und rasche Uebergang von einer Herrschaft zur andern hatte sich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiss, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomannischer Hoheit schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn; desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht schwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Scepter und Krone; eben so bereitwillig bestätigte man in Oesterreich einem Andern den Besitz der Provinzen, die er der Pforte entrissen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet, und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, *Bathori, Boschkai, Ragoczi, Bethlen*, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten, als diese: sich an den Feind anzuschliessen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, *Maximilian* und *Rudolph*, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemisshandelte Unterthan führte gleich grosse Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Faktionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerei. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen *Boschkai* angeführt, die Fahne der Empörung. Die Anführer in Ungarn sind im Begriffe, mit den missvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen, und alle diese Länder in *Einer* furchtbaren Rebellion fortzureissen. Dann war der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erzherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluss. Erzherzog *Matthias*, *Maximilians* zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn, und *Rudolphs* vermuthlicher Erbe, trat hervor, *Habsburgs* sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen eigenen

Anverwandten, *Philipp den Zweiten*, zu vertheidigen. *Matthias*, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eigenen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Desto ehrenvoller war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, seine Brüder und Vettern, nach Pressburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aeltesten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie in die Hand dieses Aeltesten, und bekleiden ihn mit souverainer Vollmacht, über das gemeine Beste nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet *Matthias* Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelingt es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber *Rudolph*, eben so eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig, sie zu behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Hoheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde, und verrätherischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des *Matthias* war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert, und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiss, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten, und die Waffen in der Hand mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschliesst er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem *Matthias* gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen, und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, dass hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert *vor Luthern* das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert *nach Luthern* die Flamme des dreissigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher *Johann Huss* die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hussite in beiden Gestalten genoss. Dieses Vorrecht hatte die Basel'sche Kirchenversammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmischen Kompaktaten) *Hussens* Anhängern zugestanden, und wie wohl ihm nachher von den Päpsten widersprochen wurde, so fuhren sie dennoch fort, es unter dem Schutze der Gesetze zu geniessen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Sekte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der *Utraquisten* (der in beiderlei Gestalt Kommunicirenden), und sie gefielen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Sekte der böhmischen und mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen, und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnliches hatten. Bei beiden machten die deutschen sowohl als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Utraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken wussten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Utraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter *Maximilians* Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten nach dem Beispiel der Deutschen eine eigene Konfession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquistischen Kirche auf die neue Konfession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitständen, und sie mussten sich mit einem blossen Worte der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange *Maximilian* lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Ein kaiserliches Edikt erschien, welches den sogenannten böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung musste daher alle böhmischen Konfessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich desswegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umstossen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Kompaktaten und auf das böhmische Landrecht, worin sich freilich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals blos eine bedeutende Sekte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung *Maximilians* und auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke nachgesetzt sein wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als *Matthias*, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bei Kollin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des letztern Verlegenheit stieg auf's Höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszusehen war, dass sie seine Noth, zu Durchsetzung ihrer Forderungen, missbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er, zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und, um, auch den Volke zu zeigen, dass er wirklich noch lebe, mussten alle Fensterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er passirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten,

wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er musste sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber *Rudolph*, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sclavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern eilte, sich mit dem Erzherzoge, seinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entsagungsakte überliess er demselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oesterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne.

Theuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Bedrängnisse gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächsten Landtag verwiesen worden; dieser Landtag erschien 1609. Sie forderten dieselbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiser, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniss, Defensoren oder Freiheitsbeschützer aus ihrem Mittel aufzustellen. Es blieb bei der ersten Antwort; denn der katholische Theil hatte alle Entschliessungen des furchtsamen Kaisers gefesselt. So oft und in so drohender Sprache auch die Stände ihre Vorstellungen erneuerten, *Rudolph* beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In grosser Anzahl erschienen sie zu Prag. Des kaiserlichen Verbots ungeachtet gingen die Berathschlagungen vor sich, und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen, und fassten ernstlich den Entschluss, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen, und den Kaiser so lange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter, und gaben sich selbst die *Defensoren*, die der Kaiser ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beschloss auf das Schleunigste eine militairische Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieses Aufstands, der Graf *von Thurn*, als Generalwachtmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt sogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, dass die aufs Aeusserste gebrachten Stände sich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen *Majestätsbrief* der Böhmen, durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Konfession, welche die Stände dem Kaiser *Maximilian* vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den Utraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortfuhren sich zu nennen, wird die Prager Universität und ein eigenes Konsistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, sollen ihnen bleiben, und wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll dieses dem Herren- und Ritterstande und allen Städten unverboten seyn. Diese letzte Stelle im Majestätsbriefe ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Massregeln gewannen. Dem Kaiser blieb nicht *viel* mehr, als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freiheitsbehschützer wurde dem Geiste des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerischer Wink für die übrigen Erbstaaten Oestreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewusst hatten, so eilte man, den Kaiser mit dem Könige von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrichtig seyn. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und *Rudolph* fuhr fort, einen unauslöschlichen Hass gegen *Matthias* in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, dass endlich auch das böhmische Scepter in eine so verhasste Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn *Matthias* ohne Erben abginge. Alsdann war *Ferdinand*, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl, als den *Matthias*, von der böhmischen Thronfolge auszuschliessen, verfiel er auf den Entwurf, *Ferdinands* Bruder, dem Erzherzoge *Leopold*, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der Liebste und Verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu *Leopolds* Person schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem *Rudolph* mehr seine Parteilichkeit und Rachgier, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieses Projekt durchzusezten, bedurfte es einer militairischen Macht, welche *Rudolph* auch wirklich im Bisthum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Corps wusste Niemand; aber ein unversehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen that, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld; sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun; sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung, dass es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, bewaffneten die Freiheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und *Matthias* wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen Truppen blieb der Kaiser, entblösst von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in seinem eigenen Schlosse bewachte, und alle seine Räthe von ihm entfernte. *Matthias* war unterdessen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo *Rudolph* kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, dass er seinem Feinde noch lebend einen Thron überlassen

musste, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, seine Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entsagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde, und zerbiss die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem *Rudolph* eines seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland vertheilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der andern zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr musste ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Misstrauen wachsen. Es war genug, dass der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Misstrauen immer mehr, und liess sie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Untherthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden, oder zu finden erwarteten, hatte einen grossen Antheil an ihrem Trotze und an dem schnellen Glücke des *Matthias*. Man glaubte in dem Reiche, dass man den längern Genuss des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reissen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers, oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmassungen des *Reichshofraths* geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts, seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten, alle Rechtshändel zwischen Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses obrigkeitliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmässigen, fortdauernden und stehenden Tribunale, dem *Kammergerichte* zu Speyer, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beisitzer zu stellen; auch die Ansprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht gespannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so dass nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, dass ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien, anfänglich zu nichts Anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner *unbezweifelten persönlichen* Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze, und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mussten — die höchste Justiz über die Reichstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Kreaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen Missbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch blos allein die Protestanten, welche er am empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Faustrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem letzern noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit Statt finden dürfte. Die deutschen Reichsstände würden sich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte sassen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgegeben hatten, aufhören sollte, eine nothwendige Instanz zu seyn. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnisse des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet, und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloss sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Misstrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederliessen, und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, so forderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltsamen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des

vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluss des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von grösserer Bedeutung waren zwei andere Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürst *Gebhard* zu Köln, geborner Truchsess von Waldburg, empfand für die junge Gräfinn *Agnes von Mannsfeld* Kanonissinn zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verständniss gerichtet waren, so forderten die Brüder der Gräfinn, zwei eifrgie Kalvinisten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, so lange der Churfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürsten, in seinem und ihrer Schwester Blute diese Schande zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgange mit der Gräfinn entsagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherstellte. Der Churfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, dass er der reformirten Religion überhaupt schon geneigt war, oder dass die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwur den katholischen Glauben ab, und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenklichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der Churfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erzstift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bei Churfürstenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Werth seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstenthums so gern zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschlande schien es von äusserster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Chur zu entreissen. Das Beispiel selbst war schon in mehrern geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben, und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domkapitularen aus Köln waren bereits Protestanten, und auf des Churfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiss. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürsten zu dem Entschlusse, auch bei veränderter Religion sein Erzstift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, dass er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes in den Kölnischen Landen hatte bei den katholischen Landständen und Domkapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte, und aller seiner sowohl geistlichen, als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Kapitel. Der Churfürst sammelte eine militairische Macht; die Kapitularen thaten ein Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Churfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayerischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem grossen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfalle nothwendig nehmen mussten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, dass der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemasster apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bei einem Theile gänzlich gestürzt war, und bei dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; *Heinrich der Vierte* von Frankreich, damals noch König von Navarra, liess keinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freiheit. Vier protestantische Stimmen gegen drei katholische im Churfürstenrathe mussten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen, und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthrone auf ewig versperren.

Aber Churfürst *Gebhard* hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen, dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegen einander liess es nicht zu, dass die evangelischen Reichsstände den Churfürsten als den Ihrigen ansahen, und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugesprochen und Hülfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des Pfälzischen Hauses, Pfalzgraf *Johann Casimir*, ein Kalvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heere ins Kölnische, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürst, selbst von dem Nothwendigsten entblösst, ganz und gar ohne Hülfe liess. Desto schnellere Fortschritte machte der neupostulirte Churfürst, den seine bayerischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs Kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. *Gebhard* hielt sich noch etwas länger in seinen westphälischen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung gethan, zog er sich in das Stift Strassburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben; das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts, oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese Kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine neue in Strassburg an. Mehrere protestantische Domkapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Churfürsten getroffen hatte, hatten sich in dieses Bisthum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besassen. Da die katholischen Kapitularen in dem Strassburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuss ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltsam in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Strassburg verschaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsass-Zabern, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Kapitel als das einzig rechtmässige fortführten, und die in Strassburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdessen hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischer Mitglieder von hohem Range verstärkt, dass sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen *Johann Georg von Brandenburg* einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulirten

den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Strassburg verkündigte.

Da die Stadt Strassburg für das protestantische Kapitel und den Prinzen *von Brandenburg* zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reissen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mässiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwörth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholichen Stadt war unter *Ferdinands* und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, dass sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniss der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mussten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Prozession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf die Prozession wiederholte, schritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Kommissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge *Maximilian von Bayern* übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung des bayerischen Heers, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mussten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge *von Bayern*, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So konstitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Massregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungstand zu setsen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so musste, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich viel mehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle blossgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzen, und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, so waren die Kalvinisten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie musste der erste Streich niederfallen.

Beides traf in den churpfälzischen Landen zusammen, welche an dem Herzoge *von Bayern* einen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Kalvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz, und von den evangelischen Ständen wenig Beistand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches Spielwerk seiner Beherrscher, zweimal zu *Luthers* Glaubenslehre schwören, und diese Lehre zweimal für den Kalvinismus verlassen. Churfürst *Friedrich der Dritte* war der Augsburgischen Konfession zuerst ungetreu geworden, welche sein erstgeborner Sohn und Nachfolger, *Ludwig*, schnell und gewaltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Kalvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger, und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er nur streng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses gesetzwidrige Testament vernichtete Pfalzgraf *Johann Kasimir*, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldenen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürsten (*Friedrich dem Vierten*) gab man Kalvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den Lutherischen Ketzerglauben, selbst wenn es seyn müsste, mit Schlägen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so lässt sich leicht auf die Behandlung des Unterthans schliessen.

Unter diesem *Friedrich dem Vierten* war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Massregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Neben dem, dass dieser Hof durch französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Hass gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen bei Zeiten zu versichern. Grosse Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, dass sich jeder Theil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Misstrauen der Evangelischen zu

vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrösserte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben; unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmässigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhausen in Franken traten (1608) der Churfürst *Friedrich der Vierte* von der Pfalz, der Pfalzgraf *von Neuburg*, zwei Markgrafen von *Brandenburg*, der Markgraf *von Baden* und der Herzog *Johann Friedrich von Würtemberg* — also Lutheraner mit Kalvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniss, die evangelische *Union* genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, dass die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen, und alle für Einen Mann stehen sollten; dass einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigesprungen, jedem im Nothfalle für seine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlösser der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber nach Verhältniss des Beitrags, den ein Jedes dazu gegeben, unter sämmtliche Glieder vertheilt werden sollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zu Bestreitung der Unkosten Vorschüsse gefordert, und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Kalvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluss haben; das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich zugleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg liess sich bereitwillig finden; Chur-Sachsen missbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entschliessung fassen; die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsstädte, Strassburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes sehr bedürftig war, und ihr Beispiel von mehrern andern Reichsstädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geschlossener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten *Christian von Anhalt* ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen vor den Kaiser, unter denen die Wiederherstellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformen seines eigenen Regiments und seiner Rathgeber den obersten Platz einnahmen. Zu diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Unruhen in seinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oesterreich und Ungarn kürzlich an *Matthias* verloren, und seine böhmische Krone blos durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die jülichische Succession schon von Ferne ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, dass dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschliessungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben so misstrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs Höchste gestiegen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkte musste sich durch den Tod des Herzogs *Johann Wilhelm von Jülich* eine höchst streitige Erbfolge in den jülich-cleveschen Landen eröffnen.

Acht Kompetenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Churfürst *von Brandenburg*, der Pfalzgraf *von Neuburg*, der Pfalzgraf *von Zweibrücken*, und der Markgraf *von Burgau*, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Churfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Ernestinischer Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser *Friederich der Dritte* auf diese Erbschaft ertheilt, und *Maximilian der Erste* beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es schien beide Theile ziemlich gleich zu begünstigen. Beide Höfe liessen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtshandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte, brachte beide streitende Parteien zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, dass der Kaiser die Landstände auffordern liess, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umsonst, dass er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog *Leopold*, Bischof von Passau und Strassburg, ins Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, ausser Jülich, hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptstadt belagert.

Die jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig, und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage: wer das jülischische Herzogthum besitzen, und wer es nicht besitzen sollte? — Die Frage war, welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrössern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war, ob Oesterreich abermals in seinen Anmassungen durchdringen, und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit, und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Anmassungen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich *Heinrich der Vierte* von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den

französischen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müssiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heilsamen Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. *Heinrich der Vierte* hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von *österreichischer Herrschbegierde* und *österreichischem Länderdurst* vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaften mässigt, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute *Ferainands des Arragoniers* floss. Die österreichische Ländersucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen, und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltsame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkstätten von Künstlern entblösst, um die Länder mit ungeheuern, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiss ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren, und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, so lange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören.

Betrachtungen dieser Art umwölkten *Heinrichs* Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte! Jeder grosse Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem Könige für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verliess, so lange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet daniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ungefähr brauchte, um sich schnell wieder in Einen Körper zusammenzuziehen, und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so musste diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floss der unversöhnliche Hass, welchen *Heinrich der Vierte* dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie *Hannibals* Feindschaft gegen *Romulus* Volk, aber durch einen edlern Ursprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten diese grosse Aufforderung mit *Heinrich* gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur grosse Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eigenen Kräfte verlässt, entwirft sie keine andere als chimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiss, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte *Heinrichs* bekanntes Projekt, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagent, und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer so freigebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Vollstreckern seines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen *Sully* bei dieser Unternehmung beseelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabei zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Oesterreichischen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des österreichischen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen. Dem Papste und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyrannei auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiger seyn, als eine Revolution, welche es von seinem abgesagtesten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieser Theilung des österreichischen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte grossmüthig jeden Antheil an der Beute verschmähen, weil es durch Oesterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweifach gewann, und am mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, dass sie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von *Habsburg die Freiheit*, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten sich auszubreiten. *Ravaillac's* Messerstiche retteten Oesterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, musste *Heinrich* die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschäftig, und das Wenige, was sie von dem grossen politischen Geheimnisse ihres Monarchen preisgaben oder ahnen liessen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein so feuriger Hass gegen Oesterreich beseelte, und die Vergrösserungsbegierde so mächtig beherrschte. *Heinrichs* staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Beistand, wozu er sich anheischig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur festesten Zuversicht. Eine zahlreiche französische Armee, von dem Könige in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerst die Eroberung der jülich-clevischen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutschen nach Italien rücken, (wo Savoien, Venedig und der Papst schon einen mächtigen Beistand bereit hielten) um dort alle spanischen Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann, von der Lombardei aus, in das Habsburgische Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufstande der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das österreichische Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Beistand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter seinen trüben

Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine armee der Union war im Elsass, ehe noch *Heinrich* sich dort zeigte, und ein österreichisches *Heer*, welches der Bischof von Strassburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es ins Jülichische zu führen, wurde zerstreut. *Heinrich der Vierte* hatte seinen Plan als *Staatsmann und König* entworfen; aber er hatte ihn *Räubern* zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reischsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten, und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über *Heinrichs* Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrösserungsbegierde, von Religionshass gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten, und erwählten sich, kostete es auch einen noch so grossen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, liessen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey. So wenig hatten sich *Heinrich der Vierte* und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, dass eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; dass nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müssige Entrüstung. Das tiefgefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund musste man ihnen wieder entgegenstellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der *Ligue* von der evangelischen unterschieden wurde. Die Punkte, worüber man übereinkam, waren ungefähr dieselben, welche die Union zum Grunde legte, Bischöfe ihre mehrsten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog *Maximilian von Bayern*, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich grössern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Ausser diesem Umstande, dass der einzige Herzog *von Bayern* der ganzen liguistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mussten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, dass die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen, als bei der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da; mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben, und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst musste bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Jülichischen und im Elsass ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bisthum Strassburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — *Heinrich der Vierte* war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschiessen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, dass man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, dass sie sich wegen der jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; dass sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Kasse grosse Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, dass ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreissende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge *Leopold*, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsass zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fussstapfen ihres Zugs, und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Strassburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Pass zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schiffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freigegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefasst; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniss ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612) eben so wenig vermisst im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der *folgenden* Regierungen das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, dass man einen *solchen* Kaiser mit blutigen Thränen sich zurückwünschte.

Nie hatte man von *Rudolph* erhalten können, sei-

nen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn *Matthias*. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die ihrigen, weil sie Alles von seiner Hinfälligkeit hofften. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verliessen sich auf das, was er gezeigt *hatte;* diese urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgesucht, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige beginnen. Die grossen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem *Matthias* bei seinem Aufruhr geleistet, lebten bei den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte *Matthias* den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht, und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, dass auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riss ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Unterthanen wieder, so wartete schon ein *gehorsamstes Anbringen* auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten wurde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehrern Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst, und stellte, voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. *Matthias* hatte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmassungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge *Ferdinand* geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiele gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verliessen sie sogar die Hauptstadt, boten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniss mit den Ungarn zu erneuern; sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse, und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit grössere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räthe, unter denen der Bischof von Wien, *Melchior Kiesel*, ihn am meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltsam von den Protestanten sich entreissen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser *Rudolph* noch lebte, und ein Zuschauer dieses Auftritts war — wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen aufrührerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm *Matthias* den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuss von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londoner Parlament überrascht haben würde, « Die Protestanten, hiess es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen *protestantischen* Adel habe *Matthias* den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel *Rudolphs* sollte dem *Matthias* eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, dass er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen. » Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich auf's Nachdrücklichste für diese in's Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den *Matthias* in die Enge trieb, so liess er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreissen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten *Bethlen Gabor von Siebenbürgen,* der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte, und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit sollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Warhheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, dass ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemasste Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese

Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Berathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriss den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele *Maximilians*, seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so liess ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. Zu seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein *allgemeiner* Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verscherzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so musste er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschliessung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so missliche Situation musste einen grössern Geist, als *Matthias* war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber auf's Engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und liessen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehr mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, dass die höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie liessen ihn einen Blick in das Geheimniss der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so liess ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber *Matthias* wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und liessen es ihn entgelten, dass die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten *Bethlen Gabor* liess man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte bei allen noch so gefährlichen Spaltungen dennoch Friede. Dem jülichischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogthum von dem Churhause *Brandenburg* und dem Pfalzgrafen *von Neuburg* in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen *von Neuburg* und einer brandenburgischen Prinzessinn sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine —Ohrfeige, welche der Churfürst *von Brandenburg* das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz *von Neuburg* trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessinn von Bayern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von Beidem. Um dem Pfalzgrafen zum ausschliessenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Churfürst *von Brandenburg* die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen; aber, wie es schien, blos um für sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welch ein unerschöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuss gewinnen — mit noch grösserem das katholische die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte — nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief *Rudolphs des Zweiten* Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter *Matthias* Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Person *Ferdinands* von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser *Ferdinand der Zweite* näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde desswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Misstrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Misstrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heisser, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten; unbesonnen und tolldreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter *Rudolphs* Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpressten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen *von Karlstein*, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — *sich selbst*—hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors, oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokratén, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm

den Einfluss auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine *Eitelkeit*, die doch seinen *Ehrgeiz* unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von *Rudolph dem Zweiten* erpresst hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den *Ständen*, nicht den Unterthanen zu Gute; blos für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewusst hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser *Ferdinands* dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein *bestrittener* Punkt war, war ein *unbestimmter* im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen *geistlicher Landstände* in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die *Ferdinand'sche* Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherren, und selbst der Missbilligung des Kaisers, der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert; und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniss geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der *Graf von Thurn*, von Rachgier beseelt und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Massregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Loslassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf *von Thurn* unterliess nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wusste sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschliessungen hinzureissen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, dass das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident *Slawata* und der an *Thurns* Statt zum Burggrafen *von Karlstein* erwählte Freiherr von *Martinitz* das Ziel des allgemeinen Hasses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, dass sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, dass sie diese mit Hunden in die Messe hetzen liessen, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhasste Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23. Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloss, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter *Sternberg*, *Martinitz*, *Lobkowitz* und *Slawata* versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt, und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mässigung empfing sie *Sternberg*; *Martinitz* und *Slawata* antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. *Sternberg* und *Lobkowitz*, weniger gehasst und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man *Slawata* und *Martinitz*, schleppte sie an ein Fenster, und stürzte sie achtzig Fuss tief in den Schlossgraben hinunter. Den Secretair *Fabricius*, eine Kreatur von Beiden, schickte man ihnen nach. Ueber eine so seltsame Art zu exequiren verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an diesem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als dass man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, dass man sich durch diese rasche Execution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf *von Thurn* die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so musste jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniss der Sicherheit sie noch tiefer hineinreissen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthülfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesöhnt werden zu können. Da die That selbst nicht

ungeschehen zu machen war, so musste man die strafende Macht entwaffnen. Dreissig Direktoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmässig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und liess ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Hass als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze—die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei Weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser *Matthias* war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehedem seinen König und Herrn mitten im Schosse seines Volks aufsuchen, und von drei Thronen herunter stürzen konnte. Der zuversichtliche Muth, der ihn bei einer Usurpation beseelt hatte, verliess ihn bei einer rechtmässigen Vertheidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, dass er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschliessen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen—die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Theile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten Andere die Ursache des Uebels gefunden haben. Erzherzog *Ferdinand von Grätz* wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewalt gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. « Der Ungehorsam, hiess es, die Gesetzlosigkeit, und der Aufruhr seyen immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; stufenweise seyen sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriffe hinauf gestiegen; in Kurzem würden sie auch an die noch einzig übrige Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sey Hülfe gegen einen solchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiss zwar sey der Ausgang des Krieges, aber *gewiss* das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren. » — War es den böhmischen Protestanten zu verdenken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts gethan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschliessen, ergriff man die Waffen schon unter *Matthias;* doch so lange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer scheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiser nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien schoss Geld zur Rüstung her, und versprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen *von Boucquoi*, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf *Dampierre*, ein anderer Ausländer, kommandirte unter seinen Befehlen. Ehe sich diese Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Böhmen: « dass der Majestätsbrief ihm heilig sey, dass er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschlossen, dass selbst seine jetzige Rüstung ihm durch die ihrige sey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch Er sein Heer verabschieden ». Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verbergen. Anstatt desselben verbreiteten sich auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigsten Gerüchte, und liessen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe existirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweiss, Krummau und Pilsen, nahm Theil an dem Aufruhr. Diese drei Städte, grösstentheils katholisch, hatten allein den Muth, bei diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe versprach. Aber dem Grafen *von Thurn* konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweiss und Krummau, und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab sich ihm, aber von Budweiss wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun fing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Thätigkeit zu zeigen. *Boucquoi* und *Dampierre* fielen mit zwei Heeren ins böhmische Gebiet, und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Pass, jeder nur irgend haltbare Ort musste mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle, und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen, und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Aussichten, die sich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen *von Mannsfeld* ein eben so unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müssig zugesehen. Beide kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen liessen sie ihre Bundsverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volks wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen

Bundes abgeschildert. Diesem Grundsatze getreu stärkten sie den Muth der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf *Peter Ernst von Mannsfeld*, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, *Ernst von Mannsfeld*, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog *Leopolds*, in Jülich und im Elsass, gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verliess er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, dass der Herzog *von Savoyen*, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überliess ihm ihre neue Eroberung, und *Mannsfeld* bekam den Auftrag, ein Heer von 4000 Mann, zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs, in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen auffloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verstärkung bedurfte, überliess es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommener seyn, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf *Mannsfeld* Befehl, diese 4000 Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung musste den Augen der Welt die wahren Urheber seine Rüstung verbergen.

Dieser *Mannsfeld* zeigte sich jetzt in Böhmen, und fasste durch Einnahme der festen und kaiserlich gesinnten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuss. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Sukkurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hülfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlichern Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser, und liess sich sogar die angebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweisen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Scene.

Was hatte *Matthias* nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron *Rudolphs* durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen, und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange *Matthias* König war, büsste er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrösserte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig liess, hielten seine eigenen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksale vorgriff, und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit *Matthias* war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen *Maximilians* lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog *Albrecht* in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Grätzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheile des Erzherzogs *Ferdinand von Steyermark* begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben, und die ehemalige Grösse Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser *Maximilians des Zweiten*, Erzherzog *Karl* von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessinn von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzoginn der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs *Wilhelm von Bayern*, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgange eines Fürsten schöpfen musste, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beiden Mustern liess man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verliess er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, dass die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingungen gefordert, und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe *Ferdinand* mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loretto die Gnade der Jungfrau *Maria*, und zu den Füssen *Clemens des Achten* in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche *Ferdinands* Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmässig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen Reichsstände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Missbräuche, welche die steyerischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mussten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte *Ferdinand* übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzusetzen, ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn, als ihren gefährlichsten Feind, zu rüsten. Nichts desto weniger fand das Gesuch *des Matthias*, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den

Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluss seiner Rathschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Besorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin *Ferdinand* dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steyermark unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin geflüchtete steyermärkische Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so widriger Stimmung fand König *Ferdinand* die böhmische Nation, als Kaiser *Matthias* ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältniss zwischen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte, und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwachte, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Beistandsversprechungen und schwindliche Hoffnungen zur festesten Zuversicht erhoben war. Uneingedenk des an *Ferdinand* bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich *Ferdinand* im Besitz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriffe diesem Beispiele zu folgen. In Ober- und Unter-Oesterreich regte sich, wie unter *Rudolph*, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst *Bethlen Gabor von Siebenbürgen* mit einem Ueberfalle; eine geheimnissvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniss vollkommen würde, so mussten auch, von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besitz, mit denen *Ferdinand* seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müssig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreissen.

Was er auch jetzt, von dem harten Gesetz der Noth unterjocht, den böhmischen Rebellen anbietet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spitze eines Heers zeigt sich der Graf von Thurn schon in Mähren, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe stürzt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifalle empfängt. « Kein Unterschied der Religion soll mehr seyn, gleiche Rechte für alle christlichen Kirchen. — Man habe gehört, dass fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen. » — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belageren.

Seine Kinder hatte *Ferdinand* von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschliessen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechszehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Konföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wamms. » *Ferdinand!* » schnaubte er ihn an: » wirst Du unterschreiben? »

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — *Ferdinand* dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieser katholische Priester. Verliess er die Stadt, so fiel sie in des Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. *Ferdinand* verliess seine Hauptstadt nicht, und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele vom Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierrischer Kürassiere, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fussvolk nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studirenden selbst, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, vollendete seine Errettung. Der niederländische General *Boucquoi* hatte den Grafen *Mannsfeld* bei Budweiss aufs Haupt geschlagen, und war im Anzüge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Haupstadt zu entsetzen.

Und jetz waren auch die Pässe wieder frei, die der Feind besetzt gehalten, um *Ferdinanden* den Weg nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu besteigen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidenste Zeugniss für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beistande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieselbe Kabale, welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am wenigsten aber *Ferdinand*, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des *Matthias* dem Herzoge *von Bayern*, und nach Weigerung desselben dem Herzoge *von Savoyen* die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen *Ferdinands* zu Grunde gerichtet, und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten liessen nichts unversucht, Chursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen *Ferdinand* einzunehmen, und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung *Ferdinands* auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privat-Angelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, *Ferdinand* als rechtmässiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Churstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Churstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während dass man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Konföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. August 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Volksmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig, und schritten ohne Aufschub zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Ausspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshass, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Kalvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Churfurst *Friedrich der Fünfte* von der Pfalz die gedründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privat Interesse einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch so viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden schienen. *Friedrich der Fünfte* war von einem freien und aufgewekten Geiste, vieler Herzensgüte, einer koniglichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs *von Bayern*, ein Eidam des Königs *von Grossbritannien*, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der Kalvinistichen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte *Friedrich den Fünften* unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles, was auf den Prager Reichstage geschah, war ein vorbereitetes Werk, und *Friedrich* selbst war bei der ganzen Verhandlung zu thätig gewesen, als dass er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweifache Grösse des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ausfiel. Sachsen und Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Mitchurfürsten, Alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er sich stürzte. Selbst König *Jakob von England* wollte seinem Eidam lieber eine Krone entrissen sehen, als die *geheiligte Majestät* der Könige durch ein so schlimmes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchsten Kraftäusserung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeschlechts von sich stösst, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von *ihm*, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen, soll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Eben diese Religion zeigt ihm die Überlegenheit ihrer Kräfte und Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet, und einen streitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Grösse des Wagestücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, dass die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrösserung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnsucht aller seiner pfälzischen Diener ein unermessliches Feld der Befriedigung. Dieser

Triumph seiner Kirche musste jeden Kalvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmässig übertrieben, als sie die Macht des Feindes heruntersetzten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Träumereien erfüllten seinen Kopf mit chimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe bestürmte ihn die Verführung. « Konntest du dich ver- » messen, » sagte die Churfürstinn zu ihm, « die » Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir » bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entge- » genbringt? Ich will lieber Brod essen an deiner kö- » niglichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische » schwelgen. »

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele des Hauptstaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten, erkannten ihn als rechtmässigen König; und *Friedrich* schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten *Bethlen Gabor von Siebenbürgen* war seine grösste Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Oesterreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthume, das er seinem rechtmässigen Herrn, *Gabriel Bathori*, mit Hülfe der Türken entrissen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Unkosten der österreichischen Prinzen zu vergrössern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstossen. Unterdessen verbarg *Bethlen Gabor* unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voll Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Pressburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch 12000 Siebenbürger verstärkt, und bald darauf mit dem siegreichen Heere *Bethlen Gabors* vereinigt, drohte sie aufs Neue, diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. *Ferdinand*, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Haupstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweiten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief *Bethlen Gabor* zurück; zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun Alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte *Ferdinand* seine Sache in eben dem Masse, als *Friedrich* die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Massregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederösterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So fasste der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuss, und zugleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hülfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Churfürsten, und zu München den Herzog *Maximilian von Bayern* für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die *Ligue* an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal *Friedrichs* und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschlande schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. *Ferdinand* setzte also die Ligue, *Friedrich* die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog *von Bayern* und alle Fürsten der Ligue, die Sache *Ferdinands* zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit den Letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller erleidenden Verluste versicherte, übernahm *Maximilian* mit uneingeschränkter Gewalt das Kommando der liguistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden, und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefasst war, richteten sie an den Herzog *von Bayern*, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. *Maximilian* mochte sich nun *für* oder *wider* sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigen Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partei, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. *Maximilian*, durch so viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während dass Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf *von Khevenhüller*, glücklich. Ausser einem Geldvorschusse von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wusste, ward noch zugleich ein Angriff auf

die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniss zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der Protestantischen auf das Nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürsten *von Sachsen* und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, dass die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die sekularisirten Stifter wieder zu entreissen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürsten *von Sachsen*, den die Privateifersucht gegen die Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruss, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, dass so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Kalvinismus in den Rachen fliegen, und der *römische* Antichrist nur dem *helvetischen* Platz machen sollte.

Indem *Ferdinand* Alles that, seine misslichen Umstände zu verbessern, unterliess *Friedrich* nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstössiges enges Bündniss mit dem Fürsten *von Siebenbürgen*, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, dass er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrösserung suche, dass er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Grossen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete *Friedrich* seine Zeit in Ergetzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrössern, zerstreute er in unnützem theatralischem Prunke und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinne bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergass er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in *ihm* geirrt hatte, so unglücklich hatte sich *Friedrich* in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistande verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Chursachsen und Hessendarmstadt hatte *Ferdinand* für sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt, *Bethlen Gabor* einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wusste der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König *Jakob* von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand.—So schnell hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern stand unter *Maximilians* Fahnen bei Donauwörth versammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen *von Anspach*. Der entscheidende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu seyn, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältniss beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Aengstlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr aber erstaunte man, als auf einmal die Botschaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfassten. Das französische Ministerium, durch keinen *Heinrich den Grossen* mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrösserung der Kalvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eigenen Kalvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faktion in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und der Ligue als Mittelsperson dar, uud verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, «dass die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben, und den Beistand, welchen sie *Friedrich dem Fünften* leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte.» *Maximilians* Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den liguistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und die Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksale überliess. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien *Maximilian* in Oberösterreich, wo die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefasst, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen *von Boucquoi* an sich, und diese kaiserlich-bayerische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her; alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Thore; nichts hinderte den reissenden Lauf *Maximilians*. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst *Christian von Anhalt* kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr *Maximilian* an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs, und versicherte ihm den Sieg. Nicht 30, 000 Mann hatte *Friedrich* beisammen; 8000 hatte der Fürst *von Anhalt* ihm zugeführt, 10,000 Ungarn liess *Bethlen Gabor* zu seinen Fahnen stossen. Ein Einfall des Churfürsten *von Sachsen* in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Beruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. *Bethlen Gabor*, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine

Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruss gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf *Mannsfeld* blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter *Anhalt* und *Hohenlohe* zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich *Friedrich* in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weissen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-bayerischen Armee (am 8ten November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen *von Anhalt* erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fussvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie *Friedrichs* ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche Hundert von den Kaiserlichen und Ligisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich sass zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschiessen liess. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Walle herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluss zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von 24 Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. *Friedrich* benutzte sie, sich mit seiner Gemahlinn und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Die Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, dass der Fürst *von Anhalt* seine geheimsten Papiere, und *Friedrich* seine Krone zurückliess. « Ich weiss nun, wer ich bin, » sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. « Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind. »

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als *Friedrichs* Kleinmuth es aufgab. *Mannsfelds* fliegendes Kommando stand noch in Pilsen, und hatte die Schlacht nicht gesehen. *Bethlen Gabor* konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären, und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Grenze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. *Friedrich* fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniss mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. *Friedrich* entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Churfürsten von *Brandenburg* und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schlesier und Mährer. Drei Monate liess der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mässigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an Einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Acht und vierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen, und vor eine ausserordentliche Kommission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Sieben und zwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter konfiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen; die böhmischen sogleich, etwas später die deutschen. Den Majestätsbrief durchschnitt *Ferdinand* mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Protestanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, untersagte er sich gegen ihre politische Konstitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, liess er ihnen grossmüthig noch das Recht, sich selbst zu taxiren.

Der Sieg auf dem weissen Berge setzte *Ferdinanden* in den Besitz aller seiner Staaten; ja, er gab sie ihm sogar mit einer grössern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet wurde, und kein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen, und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er grossmüthig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschlusse, den er fasste. Nie lag eine so grosse Entscheidung in *Eines* Menschen Hand; nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

ZWEITES BUCH.

Der Entschluss, welchen *Ferdinand* jetzt fasste, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszuge gegen Rebellen ward ein *deutscher* und bald ein *europäischer* Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede

Partei nur ihre eigenthümlichen. Vortheile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachsen zu bleiben. Wenn die *katolische* die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichskonstitution mehr begünstigt war, so besass die *protestantische* eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meers, und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistande bewaffnen konnte, so öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Churfürstenrathe drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Churfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammen halten sollte. Der grosse Zeitpunkt fand nur *mittelmässige* Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb der entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn *Moritz*, der Umfang seiner Länder, und das Gewicht seiner Stimme, stellten den Churfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz fasste, hing es ab, welche von beiden streitenden Parteien den Sieg behalten sollte; auch war *Johann Georg* nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniss verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund vermied er sorgfältig, sich an einen von beiden *ganz* zu verschenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung sich entweder der Dankbarkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriss, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte *Johann Georg* dem solidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, dass er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; dass er der Vergrösserung seines Hauses die Errettung des Vaterlands nachgesetzt; dass er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange blossgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, dass er der gemeinen Sache als ein *unzuverlässiger Freund* nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten *Feinde*: so war es die Schuld *dieser* Fürsten, welche sich *Johann Georgs* weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie *Ferdinand* seinen Bundsgenossen täuschte, und seiner Versprechungen spottete — wenn *Johann Georg* dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich, und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Churfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen *Georg Wilhelm von Brandenburg* in weit schimpflichern Fesseln. Was man diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Rasches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluss französischer Rathschläge und der verführerische Glanz einer Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagestücke hingerissen, dem weder sein Genie noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des pfälzischen Hauses geschwächt, welche in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus *Hessen*, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgischen Konfession zugethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geflüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während dass seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verspritzten, zog Landgraf *Georg von Darmstadt* Sold von dem Kaiser. Aber ganz seines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den furchtbaren *Karl* zu vertheidigen, erwählte *Wilhelm von Kassel* die Partei der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter *Ferdinands* Allgewalt beugte, war Landgraf *Wilhelm* der Erste, der seinen Heldenarm freiwillig dem schwedischen Helden brachte, und Deutschlands Fürsten ein Beispiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluss verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit kühner Entschlossenheit stellte er sich vor sein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf *Wilhelm* ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der *Ernestinen* zur Unsterblichkeit zu gehen. Langsam erschien dir der Tag der Rache, unglücklicher *Johann Friedrich*, edler, unvergesslicher Fürst! Langsam, aber glorreich ging er auf. *Deine Zeiten* kamen wieder, und auf deine Enkel stieg dein Heldengeist herab. Ein tapfres Geschlecht von Fürsten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Urtheil zu beschämen, das den Churhut von deinem Haupte stiess, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu versöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwirktest, nicht den ritterlichen Muth, der ein Jahrhundert später den Thron seines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutschlands Rache schliff ihnen gegen *Habsburgs* Geschlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erhebt sich der unbesiegte Stahl. Als *Männer* vollführen sie, was sie als *Herrscher* nicht vermögen, und sterben einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. Zu schwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten sie fremde Donner gegen ihn, und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloss, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche sie kaum einen Werth besass. Der Besitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth;

Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u.a.m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die *Anhalt*, die *Mannsfeld*, die Prinzen *von Weimar* u. a. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Pommern, Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtemberg, die Reichsstädte in Oberdeutschland, denen das *Reichsoberhaupt* von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem Kampfe mit dem Kaiser, und beugten sich murrend unter seine zermalmende Hand.

Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem *Herzoge Maximilian von Bayern* einen eben so mächtigen als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiss zwischen seinem Staatsvortheile und seiner Religion, nie Sklave Oesterreichs, das für *seine* Grösse arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte *Maximilian* es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, grössten Theils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten sich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oesterreichs oder Bayerns, wichen neben *Maximilian* in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche *Karl der Fünfte* und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigeu ost-und westindischen Ländern unnatürlich zusammen zwangen, neigte sich schon unter *Philipp dem Dritten* und *Vierten* zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer schnellen Grösse gebläht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die westindischen Eroberungen hatten Spanien in Armuth gestürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längst mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimärische Projekt, die französische Thronfolge umzustossen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hofes hatte den Zeitpunkt seiner Grösse, der Hass seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Misstrauen der Protestanten lieh dem Ministerium *Philipps des Dritten* die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bei den deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf spanische Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeusserliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die spanischen Schattenkönige ihren deutschen Verwandten Gesetze; und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Beistand, den sie leisteten, der schimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mussten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Mönchen und ränkevollen Günstlingen Europens Schicksal gesponnen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfalle musste eine Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatsystem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale besass, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Gesandten als Mordbrenner zu gebrauchen wusste. Was sie gegen drei Weltgegenden einbüsste, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anschlag gelang, zwischen den Alpen und dem adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammenzufliessen.

Zu grosser Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrösserung alle benachbarten Souverains für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Vicekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tyrol und dem spanischen Mailand gepresst; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich in's Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche seit *Karls des Fünften* Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwei ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger *Petri* in den spanischen Prinzen seine folgsamsten Söhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem *Erstern* keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen; so hatte der *Letztere* Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar ausser Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der dringendern Gefahr — und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen pflegt, als die Begierde, ein längst verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergange der Ketzer, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Ketzern zum Untergange des österreichischen Hauses verschwören konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutschen Fürsten geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Furst zu Rom beständig *Ein* Interesse gehabt hätten?

Frankreich hatte mit seinem vortrefflichen *Heinrich* seinen ganze Grösse und sein ganzes Gewicht auf der politischen Wage Europens verloren. Eine stürmische Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlhaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Minister, Geschöpfe der Gunst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche *Süllys* Oekonomie und *Heinrichs* Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erschlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mussten sie es aufgeben, das grosse Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutschland gegen Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und *Ludwig der Dreizehnte* tritt seine Volljährigkeit nur an, um seine eigene Mutter und seine protestantischen Unterthanen zu bekriegen. Diese, durch *Heinrichs* erleuchtete Politik in Fesseln gehalten,

greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt, und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eigenen Staat zusammen, und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsman, um durch eine weise Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich *Ludwig der Dreizehnte* bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch grosse Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig musste *Heinrichs des Vierten* Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Kalvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein grosser Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht, und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erfochten haben; aber *Heinrich der Vierte* war nicht mehr, und erst *Richelieu* sollte seine Staatskunst wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wiederheruntersank, vollendete das freigewordene Holland den Bau seiner Grösse. Noch war der begeisterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der *Oranier* entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bei ihrer Befreiung fremdem Beistande schuldig waren, brannten diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und dies um so mehr, da beide gegen den nämlichen Feind stritten, und Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit grossmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrössert, hatte unter seinem schwachen *Jakob* in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner *Elisabeth* zu verschaffen gewusst hatte. Ueberzeugt, dass die Wolhfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hat sich diese staatskluge Königinn nie von dem Grundsatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame *Elisabeth* ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, *Heinrich dem Vierten* gegen die Wuth der Ligue beizuspringen, so überliess *Jakob* — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während dass dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, liess er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das *unumschränkte Recht* der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das *ihrige*, und verscherzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein *wichtigstes Regal*, das Parlament zu entbehren, und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder blossen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück: sein Liebling *Buckingham* spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während dass man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete, und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spasshafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiele aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Churhut seinem Eidam, und nur der Tod entriss ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschliessen, blos weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von Weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohne, und nöthigten diesen bald nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheile an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Faktionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhme einander zwar bei Weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung *Christians des Vierten* wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von Innen, und Ansehen von Aussen zu verschaffen. Schweden hatte *Gustav Wasa* aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Gesetzgebung umgestaltet, und den neu geschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgezogen. Was dieser grosse Prinz nur im rohen Grundrisse andeutete, wurde durch seinen grössern Enkel *Gustav Adolph* vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengezwungen, und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltsam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwiesen, so nothwendig war den *getrennten* Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beide stützte sich die evangelische Kirche, beide hatten dieselben Meere zu bewachen; *Ein* Interesse hätte sie gegen *denselben* Feind vereinigen sollen. Aber der Hass, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweien. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vormaligen dänischen Tyrannei nicht verbannen. Die zusammenfliessenden Grenzen beider Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beider Könige und unvermeidliche Handelskollisionen in den nordischen Meeren liessen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch *Gustav Wasa*, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloss die Anhänger des Papstthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des

Reichs abzuändern. Aber schon *Gustavs* zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, *Johann*, trat zu dem Papstthum zurück, und dessen Sohn, *Sigismund*, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergange der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. *Karln*, Herzog von Südermannland, *Gustavs* dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Neffen, zwischen dem Könige und der Nation, sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte *Sigismunds* lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs Engste zu verbinden, und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Massregeln *Sigismund's* beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheile des Reichsverwesers von dem Rechte der Erstgeburt abzuweichen, welches *Gustav Wasa* in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem *Sigismund* mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen *Karls des Neunten* regierte, war *Gustav Adolph*, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger *Sigismunds*, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muss es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt seyn, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen, und seinen Platz durch einen würdigern zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmässigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfinn *von Brahe*, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Erstlinge seines grossen Herzens, und sein Entschluss war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschliessend ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe *Gustav* das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Grenzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. *Gustav Adolph* eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czaar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Russland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrössert.

Unterdessen setzte König *Sigismund* von Polen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und liess keinen Kunstgriff unversucht, die Unterthanen *Gustav Adolphs* in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die grossen Eigenschaften seines Gegners, noch die gehäuftesten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlorenen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge *Gustavs* wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Polnisch-Preussen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war *Gustav Adolph* immer der Erste bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieser schwedisch-polnische Krieg fällt in den Anfang des dreissigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, dass König *Sigismund*, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen streitig machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortsetzung eines Kriegs aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterliessen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bei gutem Muthe zu erhalten. Indem *Sigismund* in Liefland, Kurland und Preussen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundsgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnisse mit seinen Niederlagen stieg. Die Heftigkeit, mit der er seine chimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundsgenossen, der auf *seine* Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freiheit des deutschen Reichs umzustürzen, und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reissen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — *Gustavs* Heldengrösse, zerriss das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte blos dazu gedient, das Feldherrngenie *Gustav Adolphs* zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die schwedischen Heere zu stählen, und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Wunder thun sollten.

Nach dieser nothwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte *Ferdinand* wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von 40 Millionen Gulden, welche die Konfiskationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen seyn, ihm und seinen Alliirten alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermessliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Günstlinge zerronnen. Herzog *Maximilian von Bayern*, dessen siegreichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verdankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, *Maximilian* hatte die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiser schloss, hatte er sich ausdrücklich den Ersatz aller Unkosten ausbedungen. *Ferdinand* fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auflegten; aber er hatte nicht Lust, sie mit eigenem Verluste zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das Glänzendste zu belohnen, aber ohne

sich selbst zu berauben. Wie konnte dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen Fürsten, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergehungen schwer genug abgeschildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Ansehen der Gesetze zu rechtfertigen? *Friedrich* musste also weiter verfolgt, *Friedrich* zu Grunde gerichtet werden, damit *Maximilian* belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses erstern zu verstärken. Bis hieher hatte *Ferdinand* blos für seine Existenz gefochten, und keine andern Pflichten, als die der Selbstvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom seiner *Generalissima*, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr seiner Krone und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammenfanden. Die pfälzischen Lande in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unübersehlich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube seines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden, und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er hasste; er ersparte seinem Eigennutze ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses Letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluss des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürsten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen *Friedrich*, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerinn des burgundischen Kreises, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, musste es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündnisse hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überliessen sie den Churfürsten, ihr ehmaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schwuren die Union ab, und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen *Friedrich* verlassen, Böhmen, Schlesien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaisers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, *Ernst* Graf *von Mannsfeld*, wagte es, in der böhmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Churfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm *Friedrich* seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiserlichen Stand, bis seine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schlage nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in Kurzem unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, musste *Mannsfeld* aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayerischen General *Tilly* entsprungen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheinischen Bisthümern die Misshandlungen aus, die er den fränkischen zugedacht hatte. Während dass die kaiserlich-bayerische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General *Ambros Spinola* von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Massregeln waren so schlecht genommen, dass ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der grösste Theil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General *Corduba*, welcher diese Truppen nach dem Abzuge des *Spinola* befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als *Mannsfeld* in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsass ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoss, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich *Mannsfeld* wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Churfürst *Friedrich* nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König *Jakob von England*, der gleichgültig zugesehen hatte, wie sein Eidam die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Fühllosigkeit, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt seine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als diese dahin war, den Grafen *von Mannsfeld* mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König *Christian von Dänemark*, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillstand zwischen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiser alles Beistandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als Alles dieses war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand *Gabors* mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser furchtbare alte Feind Oesterreichs Ungarn aufs Neue überschwemmte, und sich in Pressburg zum Könige krönen

liess. Reissend schnell waren seine Fortschritte, so dass *Boucquoi* Böhmen verlassen musste, um Ungarn und Oesterreich gegen *Gaborn* zu vertheidigen. Dieser tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod; schon vorher war der eben so tapfere *Dampierre* vor Pressburg geblieben. Unaufgehalten drang *Gabor* an die österreichische Grenze vor; der alte Graf *von Thurn* und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Hass und ihren Arm mit diesem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutscher Seite, während dass *Gabor* den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte *Friedrichs* Glück schnell wiederherstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn *Gabor* ins Feld rückte; immer hatte sich dieser Letztere erschöpft, wenn jene anfingen sich zu erholen.

Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, *Mannsfeld*, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche *Mannsfeld* und der bayerische General *Tilly* sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf *Georg Friedrich von Baden*, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wusste, wem es galt, als er unversehens ins Feld rückte, und sich mit dem Grafen *Mannsfeld* vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Würtemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an *Tilly*, auf seine Sicherheit zu denken. In grösster Eile zog er die Truppen des spanischen Generals *Corduba* an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich *Mannsfeld* und der Markgraf *von Baden*, und der Letztere wurde von dem bayerischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmässige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater seiner Gemahlinn im Stiche liess. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Kriegs zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog *Christian von Braunschweig*, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen *von Mannsfeld* das Geheimniss abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich hasste, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung *Friedrichs* und der deutschen Freiheit den Namen leihen musste. *Gottes Freund und der Pfaffen Feind* war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte sich der Administrator bei der Mainzischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit *Tilly*, der ihm den Uebergang streitig machen wollte, passirte. Mit Verlust seines halben Heers erreichte er das jenseitige Ufer, wo er den Ueberrest seiner Truppen schnell wieder sammelte, und mit demselben zu dem Grafen *von Mannsfeld* stiess. Verfolgt von *Tilly* stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweitenmale über das Elsass, um die Verwüstungen nachzuholen, die bei dem ersten Einfalle unterblieben waren. Während dass der Churfürst *Friedrich*, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. *Ferdinand* wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Aeusserste zu verhindern hoffte. König *Jakob*, das Spiel der österreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Massregeln des Kaisers zu unterstützen. Vor Allem verlangte *Ferdinand*, das *Friedrich* die Waffen von sich legte, wenn er an die *Gnade* des Kaisers appellire; und *Jakob* fand diese Forderung äusserst billig. Auf sein Geheiss ertheilte der Pfalzgraf seinen einzigen wahren Beschützern, dem Grafen *von Mannsfeld* und dem Administrator, den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mannsfeld und Herzog *Christian* waren blos eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen *Mannsfeld*, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem spanischen General *Spinola* bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde, und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. *Mannsfeld* liess seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog *Christian*, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessinn auf seinem Hute, und die Devise: *Alles für Gott und sie*, auf seinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf *von Baden*, Graf *Mannsfeld* und Herzog *Christian* aus dem Felde geschlagen, und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexekution überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalz-

graf auf die schimpfliche Erlaubniss, durch einen Fussfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen; und ein sogenannter Churfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Churfürsten geschehen war, glaubte *Ferdinand* keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren musste also bleiben, was verloren war; *Friedrich* durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hatte, so ein herliches Verdienst hatte sich der Herzog um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshasse des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayerischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälzischen Churwürde an Bayern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Churfürstenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses Letzte war genug, die drei geistlichen Churfürsten dieser Neuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Chursachsens wichtig. Konnte aber *Johann Georg* dem Kaiser ein Recht streitig machen, ohne welches er sein eigenes an den Churhut dem Zweifel aussetzte? Einem Fürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwei gleich gehassten Religionen, der kalvinischen oder der päpstlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Chur zusprechen sollte; und im Gedränge zwischen zwei entgegengesetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathasse und dem Privatnutzen den Ausschlag heimzustellen. Der geborene Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Chur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und sich im Geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von Seiten Chursachsens, der Form wegen, sich seinen Massregeln entgegensetzen sollte. Wenn *Johann Georg* in der Folge mit seiner Einwilligung zurückhielt, so hatte *Ferdinand* selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlass gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälzischen Chur hörte auf, eine gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Churfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feyerlich mit der pfälzischen Chur, doch, wie es hiess, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und Nachkommen *Friedrichs* darauf geltend machen möchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu seyn, eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher, vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich *Jakob* mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Kardinal *Richelieu* zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tief gesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, dass ein Mann an seinem Ruder sass. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit ihr die Staatsmaximen *Heinrichs des Grossen*. Eine Heirath des Prinzen *von Wallis* mit *Henrietten von Frankreich* stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins und Oesterreich zu Wiederherstellung *Friedrichs* zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. *Jakob der Erste* starb, und *Karl der Erste*, im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So grosse Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf *Mannsfeld*, von aller Hülfe entblösst, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog *Christian von Braunschweig* sah sich nach einem verunglückten Feldzuge aufs Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall *Bethlen Gabors* in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutschland stand der bayerische General *Tilly* mit einem sieggewohnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog *Christians von Braunschweig* hatten ihn nach dieser Gegend, und einmal schon in den niedersächsischen Kreis gezogen, wo er Lippstadt, den Waffenplatz des Administrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber *Mannsfeld* und *Christian* hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen *Tilly* sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, dass die Ligue sich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken musste die Bestürzung vermehren. Der Kaiser und die Ligue standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzustürzen. Wenn Kaiser *Ferdinand* auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu missbrauchen, so musste die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken.

Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlorenen besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefahrvollen Lage sich müssig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tillysche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der *niedersächsische Kreis*. Ausserordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. *Christian der Vierte*, König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde *Gustav Adolph von Schweden* zu einem Antheile an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen, und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze baltische Küste war von dem Namen *Gustav Adolphs* erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr Lorbern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte *Christian der Vierte* es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich *Christian dem Vierten* gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. *Gustav Adolph* forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fussbreit Landes besass, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. *Christian der Vierte* hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein 60,000 Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, dass die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die ausserordentlichsten Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als blosse Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Krieges. Graf *Tilly* folgte dem linken Ufer des Weserstroms, und bemächtigte sich aller Pässe bis Münden; nach einem fehlgeschlagenen Angriffe auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Kalemberg, und liess es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weser agirte der König, und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detachements hatte er sein Hauptheer so geschwächt, dass er mit dem Ueberreste nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewusst, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der liguistische Feldherr sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser blos mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutschland gestritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. *Maximilian* führte den Krieg als Oberster der Reichsexekution, und *Tilly*, der sie befehligte, war ein bayerischer Diener. Alle seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug sich nicht mit den weit aussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befestigt war, so wenig war zu erwarten, dass sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungsplane erstrecken würde. Oder wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, so war zu fürchten, dass sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Hass theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn dieser drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermesslichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können. Unter diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Offiziere ihn überraschte.

Graf *Wallenstein* war es, ein verdienter Officier, der reichste Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient, und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufruhr konfiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermesslichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und

noch mehr an eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrössern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die chimärische Geburt eines brausenden Kopfes verlachte — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt wurde. Man überliess ihm einige Kreise in Böhmen zu Musterplätzen, und fügte die Erlaubniss hinzu, Officiersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen 20,000 Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Grenzen verliess; bald darauf erschien er schon mit 30,000 an der Grenze von Niedersachsen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum erstenmale in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland; eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. *Wallenstein* hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit dem bayerischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längst schon eifersüchtig auf *Tilly's* Kriegsruhm, bezeigte er keine Lust, die Lorbern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von *Tilly's* Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterstützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen *Tilly* die Bedürfnisse seines Heers bestritt, so musste er das seinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem liguistischen Feldherrn zu stossen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet, und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen *von Mannsfeld*, den er bisher verläugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm *Mannsfeld* diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe, und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit *Tilly* den König aufzureiben. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, musste er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluste von 3000 Todten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich *Mannsfeld* in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte, und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen, und in Verbindung mit *Bethlen Gabor* den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unvertheidigt waren, so erhielt *Wallenstein* schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um *Mannsfelden*, wo möglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch *Mannsfeld* gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil seines Heeres in das Westphälische zu schicken, um dort die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhindern, verliess *Tilly* eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog *Christians*, welcher Miene machte, durch Hessen in die liguistischen Länder einzudringen, und dahin den Krieg zu versetzen, riefen ihn auf's Schnellste wieder aus Westphalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich *Tilly* eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Fuld, und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der hessischen Gebirge, wo beide Ströme in die Weser zusammenfliessen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Nordheim dasselbe Schicksal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nöthigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderstadt vorbei: aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf *Tilly* den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen Anzahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn *Tilly* ohne Unterlass, und nach einem dreitägigen Scharmützel musste er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber musste der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Kompagnien Fussvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr, und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. *Tilly* verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur verheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber, indem er in alle haltbaren Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Korps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die liguistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. *Tilly* selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem *Wallenstein* von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des König zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen *Mannsfeld* gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit *Bethlen Gabor* verhindern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt, und immer grösser als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte *Gabor* auf's Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jetzt *Mannsfeld* die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete *Gabors* Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen *von Mannsfeld* an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten, und ganz ausser Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte *Mannsfeld* Geschütz und Heergeräthe, und liess seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog *Christian von Braunschweig*, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen *Tilly* nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee *Wallensteins* ergoss sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reissender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den liguistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von *Tilly* erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte *Christian* verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessenkassel hatte *Tilly* gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. *Wallensteins* furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Churfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, *Maximilian von Bayern* als rechtmässigen Churfürsten anzuerkennen. Der grösste Theil Mecklenburgs war jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt: beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war Alles dies nur das Vorspiel schreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniss an den Tag, auf welche Art *Wallenstein* seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen *Mannsfeld* war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsatze gemäss, dass der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatten *Mannsfeld* und Herzog *Christian* mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpressten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben, mussten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde stehlen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten *Mannsfeld* und Herzog *Christian*, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was musste sich dann nicht ausrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war; wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die Straflosigkeit versicherte — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, *denselben* Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte *Wallenstein* im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto unbestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der *Selbstrache* der gemisshandelten Fürsten sicher, so lange sie um *Gerechtigkeit* riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Gräueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt, und offenbar die Autorität seines Herrn missbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wusste, hatte *Wallenstein* auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes liess einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr *Wallenstein* fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmässige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluss zu erhalten — Alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermesslichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigen

mächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte *Wallenstein* in einem siebenjährigen Kommando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Kontributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen.

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wusste es *Ferdinand* vorher, dass er seinem Feldherrn alle deutschen Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bei einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Anführer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloss, desto mehr musste es zwischen beiden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah Alles im Namen des Letztern; aber die Majestät des Reichsoberhaupts wurde von *Wallenstein* nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Ansehen des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche *Wallenstein* ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Grösse des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser—je heftiger ihr Hass gegen *Ferdinand*, desto nothwendiger mueste ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, dass sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten habenollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, dass *Wallenstein* das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn *Ferdinand*, wahrscheinlich um *seinem* General einen Vorzug mehr vor dem bayerischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines *Wallensteins* nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich *Wallenstein* unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; *Ferdinand* wollte sich, auf welche Art es auch seyn möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stiess eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing *Wallenstein* an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuss an der Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hanseestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseits des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu grössern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Absicht des *Kaisers* war, so hatte *Wallenstein* seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zweeke zu erreichen, war es von äusserster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des Hanseatischen Bundes, genoss unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig ausser aller Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmassungen *Wallensteins* schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzungen anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte *Wallenstein* sich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. *Christian der Vierte* warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund, und stärkte durch seinen persönlichen Besuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König *Sigismund von Polen* dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschliessen.

Nichts scheint abenteuerlicher zu seyn, als einen Seeplatz, der aufs Vortrefflichste befestigt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschliessen. *Wallenstein*, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche besiegen. Stralsund, von der Seeseite frei, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto weniger umzingelte es *Wallenstein* zu Lande,

und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu ersetzen. » Ich will, » sagte er, « diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden ». Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralsunder, seinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. *Wallenstein* verachtete diesen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich ausser Stand befand, eine grössere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit *Christians* Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der dänische Kommandant verliess die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge vertheidigte. *Wallensteins* Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum erstenmale erlebte sein Stolz die Kränkung, nach mehrern verlorenen Monaten, nach einem Verluste von 12, 000 Todten, seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlasste ein enges Bündniss zwischen *Gustav Adolph* und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und *Christian der Vierte*, in Deutschland überwunden, musste sich in seinen Inseln verbergen; aber die Ostsee setzte diesen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieser beiden Fürsten zu trennen, und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuern Kosten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschlande im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen beeiferte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Grösse und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloss, selbst mit Hintansetzung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser zu schliessen. Dessen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm *Wallenstein* that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Kongresse zu Lübeck (1629), von welchem *Wallenstein* die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausstudirter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumassen, und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. *Christian* selbst hatte diese beiden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlassten, war die Wiederherstellung des Churfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht die unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmässigkeit der bayerischen Churwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat *Christian der Vierte* vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte *Ferdinand* jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Gräuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherren hatten alle Grenzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen *Mannsfelds und Christians von Braunschweig*, von den schrecklichern Heerschaaren *Tilly's* und *Wallensteins* durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet, und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Ober-Italien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicher Weise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht schlimmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beide Theile mit kluger Mässigung zu vereinigen, *nahm Partei;* und so stürzte Deutschland aufs Neue in die Schrecken eines entsetzlichen Krieges.

Schon seit Endigung der böhmischen Unruhen hatte *Ferdinand* die Gegen-Reformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mässigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschlusse gemäss, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landleuten in Oesterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung *Friedrichs des Fünften* der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu grössern. Auf einem Churfürstenkonvent zu Mühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbaren und unmittelbaren Abteien und Klöster wieder an die katholische Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bedrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem so streng katholischen Fürsten, wie es *Ferdinand* war, konnte ein solcher Wink

nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu frühe, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen grossen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mussten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig ausser Zweifel setzte. Aber ein langer, bei vielen fast ein Jahrhundert langer Besitz, das Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voreltern einen gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Ausser dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, ausser den unübersehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mussten, war dies kein geringer Nachtheil für sie, dass die wiedereingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partei auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seiten der Evangelischen liessen den Kaiser die heftigste Widersetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Churfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Grossen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland, und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen liess ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälliger Weise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs *Christian von Braunschweig*, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung *Christian Wilhelms*, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. *Ferdinand* benutzte diese beiden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischofe, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Kapitel zu Magdeburg, einen Sohn des Churfürsten von Sachsen zum Erzbischofe zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemasster Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit *Ferdinands* zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergass, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich als der Lübecker Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks ausser aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darniederzuliegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete *Ferdinand* das durch so viel Unglück berüchtigte *Restitutionsedikt* (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Churfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlass gegeben, vermittelst kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Observanz seiner Vorfahren, und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Chursachsen hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie grossen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freiheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemassten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab *Ferdinand* die Entscheidung: « dass jede, nach dem Datum dieses Friedens, von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieses Friedens zuwiderlaufe, und als eine Verletzung desselben widerrufen sey ». Er gab ferner die Entscheidung: » dass der Religionsfriede keinem katholischen Landesherrn auflege, protestantischen Unterthanen etwas mehr, als freien Abzug aus seinen Landen, zu bewilligen ». Diesem Ausspruche gemäss, wurde allen unrechtmässigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Kommissarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer standen auf der Liste; ausser diesen eine unübersehliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland; schrecklich schon an sich selbst durch das, was es wirklich nahm; schrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten liess, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, dass der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sey, und dass der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung wurde geachtet, die Kommissarien wurden ernannt, und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang; die Stadt musste unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Eben so musste der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelischen Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstande begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein grosser Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deswegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürstenversammlung zu Regensburg, welcher *Ferdinand* in Person beiwohnte (1630), sollte nun mit allem Ernste an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch *Ferdinand* sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedikt, und den Anführer derselben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des grössten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniss zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit *Wallensteins* Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Churfürst von Bayern durch den kaiserlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten, und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süssester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen, und der Autorität seines Herrn eine verhasste Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Churfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Misstrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniss mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrösserungsplanen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreienden Uebel, hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erstickt. *Wallensteins* Erpressungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältniss. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hülfe, umsonst alle Gegenvorstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, Alles über *diesen* Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluthen von Bittschriften, alle wider *Wallenstein* gerichtet, stürmte man auf den erschrochenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. *Ferdinand* war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermasse derselben, besann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren, und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzudanken. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsche in Deutschland, und der grösste Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit *Ferdinands* diente nur dazu, den Churfürsten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, so lange der Herzog von Friedland das oberste Kommando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Churfürstenkollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzte. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaisers auf *Wallensteins* Absetzung drangen, musste ihn von der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. *Wallenstein*, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschmiedet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Churfürsten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte, und dem Hasse seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschliessen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne *Ferdinand*, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung *Maximilians* unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Churfürsten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben diesem Churfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog *Vinzenz von Mantua* und *Montferrat* war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, *Karl*, Herzog *von Nevers*, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsherrn dieser Fürstenthümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Beistand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Kommissarien zu übergeben. *Ferdinand*, in Feuer gesetzt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Vasallen äusserst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papst *Urbans des Achten* ungeachtet, der den Krieg ängstlich von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienischen Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren siegreich durch ganz Deutschland, als dies in Italien geschah, und die Alles vergrössernde Furcht glaubte nun die alten Entwürfe Oesterreichs zur Universalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Fluren, welche der Po durchströmt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher musste die verwüstende Gegenwart gesetzloser Schaaren empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschollen, gesellten sich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Konklave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Hass, welchen dieser italienische Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör, und versprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Bayerns war von französischer Seite einen Gegendienst werth. Die Schliessung des Traktats gab den Bevollmächtigten *Richelieus* eine gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den gefährlichsten Intriguen zu umspinnen, die missvergnügten Fürsten der

Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieses Churfürstentages zum Nachtheile des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich *Richelieu* in der Person des Kapuziner-Paters *Joseph*, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung *Wallensteins* mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Siege geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den grössten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureissen. Pater *Joseph*, mit dem Churfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürstenrathe wie belagert war. « Es würde gut gethan seyn, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber seyn, so fände sich *Wallenstein* alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen. » — Der listige Kapuziner war seines Mannes zu gewiss, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für *Ferdinand den Zweiten* die Stimme Gottes. « Nichts auf Erden, » schreibt sein eigener Beichtvater, « war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es pflegte er oft zu sagen, dass ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten. » *Wallensteins* Absetzung wurde beschlossen.

Zum Danke für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, dass seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich misslangen. In einem eigenen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während dass *Richelieu* mit dem Könige von Schweden bereits in Traktaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte, und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater *Joseph* musste in einem Kloster die Verwegenheit büssen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde *Ferdinand* gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. « Ein schlechter Kapuziner, » hörte man ihn sagen, hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Churhüte in seine enge Kapuze geschoben. »

Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfzehntausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verlust eines Heers ersetzte, verliess er Regensburg, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde schlugen, hatten ihn *Maximilian von Bayern* und Pater *Joseph* unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entschieden, und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzöge von Mecklenburg bei dem Kaiser verwendet, englische Gesandte eben so fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen *Fiedrich* gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Officiere waren seine Geschöpfe; seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine *solche* Sentenz gegen einen *solchen* Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreissen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von *Wallensteins* genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wusste längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während dass Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urtheilspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif, und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. *Seni*, so hiess er, hatte es in den Sternen gelesen, dass die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, dass ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorher zu sagen, dass ein Feind wie *Gustav Adolph* einen General wie *Wallenstein* nicht lange entbehrlich lassen würde.

« Der Kaiser ist verrathen, » antwortete *Wallenstein* den Gesandten, « ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Est ist klar, dass ihn der hochfahrende Sinn des Bayern *dominirt*. Zwar thut mirs wehe, dass er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen. » Die Abgeordneten entliess er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mussten niedergerissen werden, um dem Schlosshofe Raum zu machen. Aehnliche Palläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüs

sel zürückgeben, um bei *Wallenstein* eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechszig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs -und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechszig Karrossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäss. Sechs Barone und eben so viel Ritter mussten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Pallast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Strassen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestossen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von grossen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wordurch Andere das kotsbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von grosser Statur, und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst sass auf seiner Stirn, und nur das Uebermass seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

In dieser prahlerischen Dunkelheit erwartete *Wallenstein* stille, doch nicht müssig, seine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald liess ihn *Gustav Adolphs* reissender Siegeslauf ein Vorgefühl desselben geniessen. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben : der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenderisch, wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Nach *Wallensteins* Abdankung und *Gustav Adolphs* Landung musste ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Kommando der kaiserlichen und liguistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. *Maximilian von Bayern* trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte, aber eben dies bewog Letztern, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Kompetenten zu entfernen, und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Kommando dem liguistischen General *Tilly*, der nunmehr den bayerischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche *Ferdinand* auf deutschem Boden stehen hatte, beliefen sich, nach Abgang der Wallensteinischen Truppen, auf etwa 40,000 Mann; nicht viel schwächer war die liguistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt, und stolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuche des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war *Gustav Adolph* der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen, bewogen, seine Person und seine Heere zur Vertheidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth *Wallensteins* und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erhitzen und als König bestimmen mussten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen Könige *Sigismund* zu Hülfe geschickt worden, um Preussen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen *Wallenstein* beklagte, wurde geantwortet : « Der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit aushelfen. » Von dem Kongresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser *Wallenstein* die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Trotze abgewiesen, und, da sie sich dadurch nicht schrecken liessen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. *Ferdinand* hatte die schwedische Flaggen insultiren, und Depeschen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die Anmassungen *Sigismunds* auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und *Gustav Adolphen* den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen *Gustavs* hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönlichen Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mussten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Kardinal *Richelieu* hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser grosse Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Grossen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen; denn auch dem grössten Geiste möchte es ungestraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs, und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnisse mit dem Feinde seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmassungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewusst hatte. Die Schonung, welche *Richelieu* den ein-

geschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Thätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu *Gustav Adolph*, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschlissung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. *Charnasse*, ein unverdächtiger Unterhändler des Kardinals, erschien in Polnisch-Preussen, wo *Gustav Adolph* gegen *Sigismund* Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. *Gustav Adolph* war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem Könige *Sigismund* über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen *Gustav* im Besitz aller seiner Eroberungen blieb, und die lange gewünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber *Gustav Adolph* fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniss mit einer katholischen Macht Misstrauen bei den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen *Gustav Adolph* ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden Andern, als *Gustav*, würde ein so gefahrvolles Spiel zurückgeschreckt haben. *Gustav* übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohldisciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen liess. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehasst als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, musste für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren, und zur Fortsetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die meisten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon freigeblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mässigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehrern Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mussten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt, und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Grossbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand *Gustav Adolph* — in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äusserlichen Hülfsmittel zu versichern, und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Busen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Muth. *Gustav Adolph* war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfunden, welche den grössten Feldherrn der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbehülflichen grossen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen auseinander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, dass die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wusste er dadurch zu ersetzen, dass er Fussgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied; die Wichtigkeit des Fussvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Mannszucht bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs Strengste geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mässigkeit befohlen; auch erblickte man in dem schwedischen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment musste zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schliessen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In Allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein grosses Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines *Ferdinand*, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt, und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergass er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit liess ihn nur allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und seinem beleuchtenden Adlerblicke entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete

in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf *diesen* König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine Armuth hin, verspritzte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Kanzler *Oxenstierna* zu gewagt, die Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermesslichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die sehende Klugheit des Helden. « Erwarten wir den Feind in Schweden, » sagte *Gustav*, « so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist gross, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unserige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muss uns Alles liegen. So lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehn auf der Ostsee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen. »

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs Lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche *Gustav* traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluss Kühnheit und Grösse zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbaren in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich *Gustav* der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein schwedischer Unterhändler, *von Falkenberg*, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniss mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschiessen, und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreissig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine grössere Macht wollte *Gustav Adolph* nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disciplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer grössern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. *Oxenstierna*, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preussen, diese Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige regulaire Truppen und ein ansehnliches Korps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies *Gustav Adolph* bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen *Johann Kasimir*, dem Schwager des Königs, übertragen, seine Gemahlinn, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20sten Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter *Christina*, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerinn erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherinn, liess ihr auf den Fall, dass er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloss die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

» Nicht leichtsinniger Weise, » fing er an, « stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, dass ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs Grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. »

» Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. »

« An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und missbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleisse eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheu-

nen, Ueberfluss an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig. »

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Grösse des Wagestücks oder bei der Grösse des Mannes verweilten. Unter den hohen Officieren, welche bei diesem Heere kommandirten, haben sich *Gustav Horn*, Rheingraf *Otto Ludwig*, *Heinrich Matthias Graf von Thurn*, *Ortenburg*, *Baudissen*, *Banner*, *Teufel*, *Tott*, *Mutsenfahl*, *Falkenberg*, *Kniphausen*, und andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24sten dieses Monats die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der Erste, der hier ans Land stieg. Im Angesicht seines Gefolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verliessen sogleich bei seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzes-Schnelligkeit erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Platzes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. *Bogisla der Vierzehnte*, Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Misshandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen; so wenig konnte dieser Fürst sich entschliessen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. *Gustav Adolph*, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. *Bogisla* erschien selbst im Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. « Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen, » antwortete *Gustav*; « nicht mit Pommern, nicht mit dem deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben seyn, und *sicherer* als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von *mir* zurücker halten. Sehen Sie die Fusstapfen der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinigen in Usedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluss, und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen. »

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beispiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluss. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Einnahme verschaffte dem Könige in Pommern festen Fuss, den Gebrauch der Oder, und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog *Bogisla* säumte nicht, den gethanenen Schritt bei dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei im voraus zu begegnen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen *Ferdinand*, der ihm in Preussen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifeste, in welchem alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progressen in Pommern fort, und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter *Mannsfeld*, Herzog *Christian von Braunschweig*, dem Könige von Dänemark und unter *Wallenstein* gefochten, stellten sich Officiere sowohl, als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei Weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegsruhm blos der Ungeschicklichkeit eines noch schwächeren Feindes verdankte. Die herabsetzende Schilderung, welche *Wallenstein*, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers: wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute mit Ruthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reissenden Fortschritte *Gustav Adolphs* in Pommern konnten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nords jetzt zusammenhalte, die aber zusehens schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Churfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen *Ferdinand*, sogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet, hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Misshelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instruktionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er *Gustaven* noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien blos dahin zu gehen, das Verhasste des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, und sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Kongress zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Briefwechsel aufs Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, *Torquato Conti*, der die Armee in Pommern kommandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreissen. Aus einem Platze nach dem anderen wurden die Kaiserlichen vertrieben; Damm, Stargard, Kamin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, liess der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon aufs Grausamste gemisshandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wussten, liessen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareien dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde anf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes liessen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Kontribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem Könige von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluss zu beherschen, und jener Stadt die Kommunikation zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. *Torquato*, von Truppen und Geld allzusehr entblösst, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieses Operationsplans dem Grafen *Tilly* Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden liessen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und *Torquato* verschwand mit einem grossen Verluste. Nicht zu läugnen ist es, dass *Gustav Adolph* bei diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit *Wallensteins* Abdankung aufs Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst: ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Officiere; zusehens schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen, und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte *Gustav* seine Soldaten mit Schaafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahrszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort: « Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müssig zu verhalten ». *Torquato Conti* legte bald darauf sein Kommando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit musste sich der Vortheil nothwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne grossen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Pässe bei Ribnitz und Damgarden hatte sich *Gustav* den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmässigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerm Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniss mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Kommando darüber dem Herzoge *Franz Karl von Sachsen-Lauenburg*. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General *Pappenheim*, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterm belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand dann aufs Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme *Gustav Adolphs* allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Schaaren hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatze ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, misshandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und Alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser

nicht beleidigt war, dem er trotz diesem Allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehn und aus Geldnoth geschehen lassen mussten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr obester Chef, Graf *von Schaumburg*, wollte schamroth das Kommando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Churfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Misshandlung und das Elend der Regierung gestiegen, dass dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbstrache zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall *Tilly* im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder *Mannsfelds*, *Christians* von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. *Tilly* stammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser *Rudolph dem Zweiten* in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste *Maximilians von Bayern*, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. *Tilly* wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayerischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte *Maximilian* seine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Kommando der liguistischen Truppen, und jetzt, nach *Wallensteins* Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterer Gemüthsart als *Wallenstein*, liess er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Aeusseres entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hoch aufgestutzten Hut, mit einer rothen Straussfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog *von Alba*, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, dass seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. «Der König von Schweden,» erklärte er auf der Churfürstenversammlung zu Regensburg, «ist ein Feind von eben so grosser Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äusserst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengeflossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht, durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, schon überaus viel gewonnen ist.»

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern liessen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort kommandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten, und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Aeusserte gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verliess, hatte sich Demmin, von dem Herzoge *Savelli* äusserst schlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs Beste besetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so entsagte *Tilly* seinem ersten angreifenden Plane, und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem Könige frei, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. *Tilly* hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob, und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht befestigt, aber durch eine achttausend Mann starke Besatzung vertheidigt, grösstentheils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemisshandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiss, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schamade schlugen, die Kapitulation, um das schreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. *Tilly* hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. *Neubrandenburgisch Quartier!* antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stiess ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tausend wurden erschlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie gerieth in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, musste *Gustav Adolph* eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs, und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der

Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsediktes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs Aeusserste zu treiben. Nothgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wusste er jetzt nicht anders, als durch eben so willkürliche Mittel, zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, musste die Hand des Despotismus die unübersehlichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen *Johann Georgs* die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschliessung seines Sohnes von dem Erzstifte zu Magdeburg hatte ihn *Ferdinand* persönlich beleidigt, und der Feldmarschall *von Arnheim*, sein neuer Günstling und Minister, verabsäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs Höchste zu treiben. Vormals kaiserlicher General unter *Wallensteins* Kommando, und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen, und den Churfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland musste ihm die Mittel dazu darbieten. *Gustav Adolph* war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Chursachsens Beispiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewissermassen in den Händen *Johann Georgs* zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeize seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniss mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Furcht dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschliessen, um immer wichtig zu seyn, und immer freie Hand zu behalten. Er begeisterte ihn für den stolzen Plan, (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte,) die ganze Partei der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutschland aufzustellen, und in der Mitte zwischen Schweden und Oesterreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan musste der Eigenliebe *Johann Georgs* um so mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und so wenig Fähigkeit er auch besass, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloss also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vortheile für seine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden misstrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eigenen Landstände versichert hatte, deren Beistimmung ihm zur Ausführung seines Plans unentbehrlich war, so lud er alle evangelischen Stände des Reichs zu einem Generalkonvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessenkassel. mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische Hofprediger, Dr. *Hoe von Hohenegg*, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthülfe zielte, und bei der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hintertreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten *Gustav Adolphs* belebt, behaupteten ihre Rechte, und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schlusse auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsediktes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Missbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine 40,000 Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13ten Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, *Gustav* hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel *Majestät*, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich *Richelieu* in dem zweiten, *Gustav Adolph* in dem ersten Artikel nach, und zu Baerwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von 30,000 Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen 400,000 Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen *Gustavs* begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn, und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und ausser Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schliessen, das Bündniss selbst fünf Jahre dauern.

So grossen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheit in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert

hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Misstrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündniss mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie *Gustav Adolphs* Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Uebermacht Kaiser *Ferdinands* beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen *Gustav Adolph* in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mässigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Traktate zu unterrichten, und sie zugleich zu einer näheren Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche, und sparte keine Vorstellungen, den Churfürsten von Sachsen zu bewegen. *Gustav Adolph* wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, so badl sie nur Luft bekommen sollten; *Johann Georg,* immer voll Eifersucht und Misstrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschliessen.

Der Schluss des Leipziger Konvents und das Bündniss zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und blos eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der misslichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reischsstände ausser Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderte sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte sich der König gegen Landsberg an der Wartha gewendet, und *Tilly,* kehrte nun, nach einem zu späten Versuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernst fortzusetzen.

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen, welche ihre Religion darin einführten. *Christian Wilhelm,* der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen *Johann August,* zweiten Sohn des Churfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne, *Leopold,* dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürst von Sachsen liess darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; *Christian Wilhelm von Brandenburg* ergriff thätigere Massregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert, und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Kapitels, die Konkurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedikt seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung *Gustavs* zu versichern. Dieser König entliess ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte *Christian Wilhelm* die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hülfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge *Ferdinands,* an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, dass der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sey, und dass ihnen *Gustav Adolph* seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoss unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen *Wallenstein,* der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Misshandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniss zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe *Gustav Adolph* nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Korps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heers nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. *Gustav Adolph,* obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person *Dietrichs von Falkenberg* einen erfahrenen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten, und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen *Falkenberg* ernannte der Magistrat zum Kommandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrössert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt würden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf *von Pappenheim,* nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Kommunikation mit Sachsen, und

schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschliessen. Bald nach ihm kam auch *Tilly*, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedikt nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldhern von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit kommandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 3osten März 1631 erschien endlich *Tilly* wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Aussenwerke erobert, und *Falkenberg* selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde Preis gegeben, der sie sogleich in die Asche legte. *Pappenheim* trennte sich von *Tilly*, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Aussenwerken geschwächt, belief sich nicht über 2000 Mann Fussvolks und einige Hundert Reiterei; eine sehr schwache Anzahl für eine so grosse und noch dazu unregelmässige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der grössern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmässige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, dass man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren blossstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte, und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruss und Nachlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, dass mehrere schon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis aufs Aeusserste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wussten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wussten um die Annäherung *Gustav Adolphs*; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen *Tilly* nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Kommandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, dass man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, dass der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mussten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemässigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, musste Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. *Gustav Adolph* hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9ten Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, dass ihre Rettung nahe sey Der grösste Theil der Bürger- und Soldatenwache verlässt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süssen Schlafs sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloss also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren gross, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft, und erwartete, der Abrede gemäss, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem *Tilly*, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. *Pappenheim* wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der grösste Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des *Tilly* abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer anderen Seite, wo eine

zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Kommandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblösst, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen, und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, Namens *Schmidt*, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und *Tilly* lässt einen Theil seines Fussvolks einmarschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstrassen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange lässt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen *Tilly* bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde *solchen* Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; *Tilly* gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem *deutschen* Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus *Pappenheims* Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit, können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füssen ihrer Väter misshandelt, und das Wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — *Pappenheims* Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spiessen. Einige liguistische Officiere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen *Tilly* zu erinnern, dass er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. « Kommt in einer Stunde wieder, war seine Antwort. Ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muss für seine Gefahr und Arbeit etwas haben. » In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reissender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Gluth zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, grosse Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, *Christian Wilhelm*, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriss die Habsucht der Officiere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Officiere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten liess sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; Viele machten grosse Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten Mai erschien endlich *Tilly* selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstrassen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft grässlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Aeltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mutter saugten! Mehr als 6000 Leichen musste man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich grössere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen 1000 Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. *Tilly* liess ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten, und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Strassen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, dass seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Grösse, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hülflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und *Gustav Adolph*, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluss ge-

fasst, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich desswegen mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fussvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit der misstrauischsten Behutsamkeit musste er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Churfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgethan, und den nacheilenden Schweden verschlossen. Sollte *Gustav* jetzt gegen *Tilly* verunglücken, so konnte eben dieser Churfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, dass ihm von dem Churfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderung. Der grosse Dienst, welchen *Gustav Adolph* dem Churfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe seiner Festungen machte der Churfürst den König von Schweden gewissermassen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, dass er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere blossstellte. *Georg Wilhelm* kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst, aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er nichts, als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister *von Schwarzenberg*, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Churfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. « Mein Weg geht auf Magdeburg, sagte er, nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an, und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiss, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird. » Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürsten zum Entschluss, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passiren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Churfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen *Gustav* ein gegründetes Misstrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, liess er diesen Prinzen um einen freien Durchzug, und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Churfürsten bewegen, seinem Neutralitätssystem zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksal.

Tilly verkündete sie mit dem Tone eines Siegers allen protestantischen Fürsten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs Beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen *Gustavs* merklich herunter gebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Dekret aufgehoben, allen widersetzlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses, liess *Tilly* sogleich Truppen gegen den Bischof *von Bremen* marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war, und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab die letztern sogleich in die Hände des *Tilly*, und unterzeichnete die Kassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Kommando des *Grafen von Fürstenberg* zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Würtemberg. Der Herzog musste sich dem Restitutionsedikt und allen Dekreten des Kaisers unterwerfen, ja noch ausserdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von 100,000 Thalern erlegen. Aehnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mässigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil *Gustav Adolphs* besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erstere Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei Weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese beiden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete *Tilly* seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch-ernestinischen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äusserst gemisshandelt, Frankenhausen, selbst unter den Augen des *Tilly*, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich musste der unglückliche Landmann dafür büssen, dass sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme loskaufte. Von da schickte *Tilly* seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bund zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Kontribution zu entrichten, und sich ent-

weder als Freund oder Feind zu erklären. So musste sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauderhaftem Schicksal musste den Nachdruck desselben vergrössern. Um so mehr Lob verdiente die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete : « Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff würde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General *Tilly* an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beiden sey. » Der Einbruch zweier kaiserlichen Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wusste ihnen so gut zu begegnen, dass nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber *Tilly* selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug haben büssen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurück gerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrössert wurde, dass *Georg Wilhelm* nun, dem Vertrage gemäss, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und *Tilly* heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Churfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Kommandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, dass von demselben Tage an der Churfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. « Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers, antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Churfürst in sein Lager schickte. Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten, übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, dass sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was *ich* von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mässige Geldsumme, und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen, und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber *muss* ich bestehen, und mein Bruder, der Churfürst, entschliesse sich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will. » Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel *Georg Wilhelms*. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Churfürst zu einer monatlichen Zahlung von 30,000 Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs liess, und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Churfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluss des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrössert, das *Greifswalde*, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besassen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum, und genoss das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, dass *Gustav* Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Czar von Moskau durch Gesandte begrüssen, seine Freundschaft erneuern, und sogar Hülfstruppen antragen lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegen ging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königinn *Maria Eleonora*, seine Gemahlinn, mit einer Verstärkung von acht tausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechs tausend Engländern unter der Anführung des Marquis *von Hamilton* darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreissigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringischen Zugs des *Tilly* das Magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, dass die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detachements niederhieben, und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen *Tilly* auf das Dringendste zurück, und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. *Tilly* nahm sein Lager diesseits des Flusses zu *Wolmirstädt; Gustav Adolph* hatte das seinige auf eben dieser Seite bei Werben unweit dem Einfluss der Havel in die Elbe bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem *Tilly* nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg, und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich *Tilly* mit seiner Armee auf einen Kanonenschuss weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; *Gustav*, um die Hälfte schwächer als *Tilly*, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer blossen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückwege nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des *Tilly* durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General *Tott* und den Herzog *Adolph Friedrich* erobert, und er genoss die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte, und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher

Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessenkassel in seinem Lager, um ein enges Bündniss auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu schliessen; der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich *von freien Stücken* und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf *Wilhelm* machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Lager aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer, und versprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Hessenkassel beharrte in diesem langen Kriege bei der schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im westphälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte den Grafen *Fugger* mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich versuchte er, die hessischen Unterthanen durch aufrührische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben so wenig, als seine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten —und die hessischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, ob sie den Beschützer ihres Eigenthums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessenkassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweideutige Gesinnung des Churfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen musste, schien es ihm äusserst bedenklich, Chursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich *Tilly* mit 25,000 Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm *Fürstenberg* zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht glaubte er den Churfürsten entweder durch das blosse Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstädt verliess, forderte er ihn durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, dass Chursachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Misshandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz: Alles kam zusammen, den Churfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. *Gustav Adolphs* Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartierungen, und erklärte seinen standhaften Entschluss, in Rüstung zu bleiben. « So sehr es ihm auch auffallen müsse, (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande in Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden. » Den Abgesandten des *Tilly*, welche prächtig bewirthet wurden, gab er noch eine verständlichere Antwort auf den Weg. « Meine Herren, » sagte er, « ich sehe wohl, dass man gesonnen ist, das lange gesparte *sächsische Konfekt* endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schauessen aufzutragen, die hart zu beissen sind, und sehen Sie sich wohl vor, dass Sie sich die Zähne nicht daran ausbeissen. »

Jetzt brach *Tilly* aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und liess von hier aus seinen Antrag an den Churfürsten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muss man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entsagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs Aeusserste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des *Tilly?* War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Churfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn, und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreissen zu können? so müsste man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des *Tilly* erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des *Tilly* in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne grosses Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des *Tilly* hatte er seinen Feldmarschall *von Arnheim* auf's Eilfertigste in *Gustavs* Lager eingesendet, diesen lange vernachlässigten Monarchen um schleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwickelung gewährte. « Mir thut es leid um den Churfürsten, gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort. Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig lässt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, dass ich weit entfernt sey, um des Churfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt, und seine Armee von den Grenzen zurückzieht? *Tilly* hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrössert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiss. »

Der sächsische Minister wusste auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als dass es am besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen

wollte, und verbürgte sich im Voraus für die Gewährung derselben. « Ich verlange, erwiederte *Gustav*, dass mir der Churfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geisel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle, und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten. »

« Nicht nur Wittenberg, » rief der Churfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück: « Nicht blos Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel übergeben; und, wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück und sagen ihm, dass ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen. »

Der König hatte die neuen Gesinnungen *Johann Georgs* nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. « Das Misstrauen, sagte er, welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürsten verdient, dass ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für *diese* Ausgabe schadlos zu halten. »

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war *Tilly* gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Kommandant, *Hanns von der Pforta*, Anstalt sich zu vertheidigen, und liess zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte *Tilly* sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemahlten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich *Tilly*. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem Könige von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen, in Beiseyn des Churfürsten von Brandenburg, grosser Kriegsrath gehalten. Eine Entschliessung sollte jetzt gefasst werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder grossen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele *Gustav Adolphs* in einem Augenblick zu umwölken. « Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschliessen, sagte er, so steht nicht weniger als eine *Krone* und *zwei Churhüte* auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluss des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte *meine* Krone, wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlöre, noch eine Schanze zum Besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte? »

Gustav Adolph zeigte das bescheidene Misstrauen eines Helden, den das Bewusstseyn seiner Stärke gegen die Grösse der Gefahr nicht verblendet; *Johann Georg* die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiss. Voll Ungeduld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken, und sich mit *Tilly* schlagen. Endlich trat *Gustav Adolph* seiner Meinung bei, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale *Altringer* und *Tiefenbach* ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda: der Churfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. *Tilly*, entschlossen, die herbei eilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten *Pappenheims* vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern, und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe *Wahren* bis nach *Lindenthal* erheben. Am Fuss dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze grosse Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Kolonnen die schwedisch-sächsische Armee, und hatte bei *Podelwitz*, einem vor der *Tilly*'schen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde *Pappenheim* mit 2000 Kürassiers gegen sie beordert, doch erst nach langem Wiederstreben des *Tilly*, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde *Pappenheim* mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Wiederstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken, und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fussvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen, und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter schiessen sollten. In der Mitte kommandirte der Oberste *Teufel*, auf dem linken Flügel *Gustav Horn*, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen *Pappenheim* gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung *Gustavs*, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich blos begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der

Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fussvolk in grosse Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so grosse unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiet seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schliessen, dass *Tilly's* Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu *erwarten, als anzugreifen*, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. *Tilly* selbst befehligte das Mittel, *Pappenheim* den linken Flügel, den rechten der Graf *von Fürstenberg*. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über 34 bis 35,000 Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. *Dieser* Tag war es, um dessentwillen *Gustav* das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei grössten Heerführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von beiden muss seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurück lassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen *Tilly* sonst nie verliess, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem König zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riss ihn *Pappenheim* dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn. Der *Geist von Magdeburg* schien über ihm zu schweben.

Ein zweistündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem frisch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der solches ausgeführt war, liess dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verliess *Tilly* seine Hügel, und wagte den ersten Angriff auf die Schweden, aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er sich zur Rechten, und fel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, dass ihre Glieder sich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürst selbst besann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Kroaten zur Plünderung, uud Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf *Pappenheim* mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier kommandirte der König selbst, und unter ihm der General *Banner*. Siebenmal erneuerte *Pappenheim* seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem grossen Verluste, und überliess das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte *Tilly* den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblösste. *Gustav Horn*, der hier das Kommando führte, leistete den feindlichen Kürassiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fussvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als *Gustav Adolph* erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptkorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind musste jetzt das Feuer seiner eignen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem *Tilly* nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst musste mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen grauer versuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenen Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo sie auf's Neue Fronte gegen die Schweden machten, und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf 600 geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des *Tilly*'schen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf *Gustav Adolph* sich nieder, und die erste feurigste Siegesfreude ergoss sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind liess er, so weit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentausend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweitausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermisst. Die Niederlage der Kaiserlichen war so gross, dass *Tilly* auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann, *Pappenheim* nicht über 1400 zusammen bringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Rittmeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuss ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben, und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte.

Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten als die Flüche der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann *Tilly* seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, kein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beigemessen wird: dass er sein Geschütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte; dass er sich nachher von diesen Hügeln entfernte; und dass er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen liess. Aber wie bald waren diese Fehler, ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! *Tilly* entfloh eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Churfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, dass er zur Schlacht gerathen hatte, und *Johann Georg*, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte *Gustav* gegen Merseburg, nachdem er es dem Churfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammen gezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Churfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weise Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige *Tilly* hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Kriegs kaum erstanden war. Es wurde also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen, und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. *Gustav Adolph*, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Pressburg wenig Widerstand gefunden. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblösst, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüstern; der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich *Ferdinand* zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. *Gustav Adolph*, eben so vorsichtig, als kühn, und mehr Staatsmann, als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte *Gustav* den Weg nach Böhmen, so musste Franken und der Oberrhein dem Churfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing *Tilly* an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen, und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrnen General durfte kein *Arnheim* entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugniss ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn *Tilly* in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte, und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn *Tilly* eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die liguistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsediktes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo *Ferdinand* alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern, und die Anschläge des Kaisers zernichten *Gustav Adolph* konnte hoffen, alle diese missvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier, im Mittelpunkt Deutschlands, zerschnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beistand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Churfürsten wichtig war, so musste er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine grossmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein, und überliess dem Churfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

GESCHICHTE

DES

DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGS.

ZWEITER THEIL.

DRITTES BUCH.

Die glorreiche Schlacht *Gustav Adolphs* bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine grosse Veränderung gewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem grössten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht, und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schöpfte er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter grosser Thaten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den misslichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen, und in seiner Milde selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in *Tilly's* Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schosse gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme, hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoss dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigner Feind zu seyn, und von aussen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es blos die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte *Gustav Adolph* die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Kabinet, wie im Felde, zerriss er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Grenze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des *Tilly* bei Leipzig konnte kaum grösser seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war grösser, als man berechnet, grösser als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmassungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Missbrauch versuchen sollte. Hatte man Anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberes Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Misstrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die grössere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte *Gustav Adolph* durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von Ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Misstrauen seiner eigenen Bundesverwandten musste er seine Siege erringen; aber sein entschlossener Muth,

seine tief dringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreisteten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten, und öffentlich seine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit *Gustav Adolphs* Grösse wetteifern, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Grossmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte, und gegen die Unterdrücknng der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den meisten Reichsstädten, und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn verspritzten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolzes, sein leutseliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die *Gesetze*, waren eben so viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der deutschen Protestanten anlegte, und die schreienden Barbareien der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mässigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn *Gustav Adolph* seinem eigenen Genie das Meiste zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, dass das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei grosse Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte, und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenem, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einstimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmann getrennt war; so war hingegen in *Gustav Adolph* Beides vereinigt, *Er* die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floss, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, *Er* allein die Seele seiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, dass von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischen Klugheit geleitet, *Gustav Adolph* unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt in Deutschland, von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen. Kein Schloss ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs des ganzen Mainstromes sieht man die schwedischen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz ist frei, die Spanier und Lothringer sind über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die churmainzischen, würzburgischen und bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reissende Fluth ergossen, und drei flüchtige Bischöfe büssen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, *Maximilian*, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundesgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen *Gustavs*, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Ueber den Leichnam des *Tilly*, der sich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die bayerischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überlässt der geschlagene Churfürst seine entblössten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayerischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf *Friedrich der Fünfte* tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem *Gustav Adolph* in den südlichen Grenzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet, und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche: die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf *Wilhelm* von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser *Ferdinand* an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseits des Rheins beschäftiget; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängvollen Prozessionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit *Ferdinands*, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wusste, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; *Maximilian* von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen, und durch ein langes Missgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im Voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist

die höchste; nur ein ausserordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reissen. Das dringendste Bedürfniss ist ein *Feldherr*, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, dass er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen *Friedland* eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muss. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von *Gustav Adolph* erfochten, wird einem neuen und schwerern Kampfe unterworfen. Im Angesicht *Nürnbergs* lagern sich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürstend, beide vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegs-Gewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der *Reinigkeit* seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen *gerechten* Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres grossen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein *einzelner* Mann unersetzlich. Zwei grosse *Staatsmänner*, *Axel Oxenstierna* in Deutschland, und in Frankreich *Richelieu*, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden *Helden* entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechszehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch *Gustav Adolphs* zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durcheilen, und dann erst, wenn durch das Glück der Schweden auf's Aeusserte gebracht, und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab steigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht so bald ward der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Churfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für *Gustav Adolph* der Einfall in die liguistischen Länder bestimmt, nicht so bald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wiedereroberung des magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden musste. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war *Tilly*, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stossen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshass entgegen; und doch liessen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. *Gustav Adolph* übersah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Hass gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der misshandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und Manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits voran geschickt worden, die wichtigern Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. *Erfurt* war der erste Platz, an dessen Besitze dem König gelegen war, und den er nicht unbesetzt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in seine Hände fiel, liess er sich von den Einwohnern Treue schwören, und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog *Wilhelm* von Weimar, wurde das Kommando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlinn anvertrauen, und versprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Kolonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriss im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen, und vereinigte sich am dritten Tage vor *Königshofen*, an der Grenze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbittertste Feind der Protestanten, und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der erste, der die schwere Hand *Gustav Adolphs* fühlte. Einige Drohworte waren genug, seine Grenzfestung Königshofen, und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Bestürzung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirche entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder

die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewusst war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, liess er seine Länder im Stich, und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche *Gustav Adolph* unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm *Schweinfurt*, und bald darauf *Würzburg*; der *Marienberg* musste mit Sturm erobert werden. In diesem unüberwindlich geglaubten Orte hatte man einen grossen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsal bringen liess, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König liess sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigungen leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmässigen Regenten eine Landesregierung auf, welche sur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den *Gustav Adolph* unter seine Botmässigkeit brachte, schloss er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war *Gustav Adolphs* heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktate, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammen gezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt, und sich in Hessen mit seinen beiden Untergeneralen *Altringer* und *Fugger* vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht brannte Graf *Tilly* vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er sehnsuchstvoll auf Erlaubniss von dem Herzog von Bayern, mit *Gustav Adolph* zu schlagen. Aber die Ligue hatte ausser der Armee des *Tilly* keine zweite mehr zu verlieren, und *Maximilian* war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing *Tilly* die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und *Gustav Adolph* gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, dass sich *Tilly* nachher zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte, und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und *Maximilian von Bayern* wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich *Tilly*, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreissen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenverstärkung in die, von den Kaiserlichen zu schwach besetzte, Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu grossen Vortheil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main, und richtete seinen Lauf nach der Bergstrasse, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf *Tilly* war nicht der einzige Feind, den *Gustav Adolph* in Franken auf seinem Wege fand, und vor sich hertrieb. Auch Herzog *Karl von Lothringen*, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helden aufgehoben, um sich bei Kaiser *Ferdinand dem Zweiten* den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er blos den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblösste, um auf fernerem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reissenden Fluth überschwemmte. Gern gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehn tausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und so sehr sie im Angesicht des Feindes ihre Bravour verbargen, so freigebig liessen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreissen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Strassburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbei geritten kam, einen Schlag zu versetzen. « Frisch zu, Herr, » sagte der Bauer, « Ihr müsst schneller laufen, wenn Ihr vor dem grossen Schweden-König ausreisst. »

Das unglückliche Beispiel seines Nachbars hatte dem

Bischof von Bamberg klügere Massregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber blos dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. *Gustav Adolph*, selbst viel zu redlich, um bei einem Andern Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an, und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Bischof leicht hätte abängstigen können; denn dieser schlaue Prälat liess die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm *Gustav Adolph* den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen *Tilly* in die Arme, und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem König zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Flucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschliessungen der fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herab liess, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens, und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluss in das königliche Lager. Die Gunst, in welche sich *Gustav Adolph* bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewusst hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden, und das Eroberte zu behaupten, wurde *Gustav Horn*, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achttausend Mann starken Kriegsheere zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Grenze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Churfürsten zu entwaffnen, und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf *Tilly* so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreissen; froh, von dem unerträglichen Druck dieser Soldateska befreit zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des schwedischen Königs.

Auf die Stadt *Frankfurt* war jetzt das vorzüglichste Augenmerk *Gustav Adolphs* gerichtet, dessen Maxime es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun liess er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gern wäre diese Reichsstadt mit der bedenklichen Wahl zwischen dem Könige von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben; denn welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unwiderstehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand, und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersetzlichkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. *Gustav Adolph* stellte sich verwundert, dass die Stadt Frankfurt in einer so äusserst wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche, und für zeitliche Vortheile die grosse Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintan setze. Er habe, setzte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewusstseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniss in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, dass ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müsse er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurück brachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fusse nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es blos aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Neigung liess die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen *Gustav Adolph* ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern, und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee

in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch die Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die Mainzische Stadt Höchst an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während dass *Gustav Adolph* längs des Mainstromes Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiserlicher Besatzungen seufzten, wurden von dem rechtmässigen Besitzer, Herzog *Johann Albrecht*, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn *Achatius Tott*, bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General *Wolf*, Graf *von Mannsfeld*, den Schweden das Stift Halberstadt, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreissen; er musste bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, *Banner*, der mit einem achttausend Mann starken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt *Magdeburg* auf das Engste eingeschlossen, und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbei geschickt worden. Der Graf *von Mannsfeld* vertheidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General *Pappenheim* zu seinem Entsatz herbei kam, und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser grossen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des *niedersächsischen* Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch *Wallenstein* und *Tilly* erlitten haben. Sie hielten zu Hamburg eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe sie sich der äusserst drückenden kaiserlichen Besatzungen zu entledigen hofften. Dabei liess es der *Bischof von Bremen*, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen, und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, *Grafen von Grousfeld*, bald entwaffnet zu werden. Auch *Georg, Herzog von Lüneburg*, vormals Oberster in *Ferdinands* Diensten, ergriff jetzt *Gustav Adolphs* Partei, und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in Niedersachsen zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf *Wilhelm von Hessen-Kassel*, dessen siegreiche Waffen einen grossen Theil von Westphalen und Niedersachsen, das Stift Fulda, und selbst das Churfürstenthum Köln zittern machten. Man erinnert sich, dass unmittelbar nach dem Bündniss, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit *Gustav Adolph* geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, *von Fugger* und *Altringer*, von dem Grafen *Tilly* nach Hessen beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landstände den Aufruhr predigenden Manifesten des Grafen *Tilly* widerstanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüstenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit *Vach*, *Münden* und *Höxter*, und ängstigte durch seine schleunigen Fortschritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Hessen grenzenden Stifter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Grenzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee *Gustav Adolphs*, und er selbst fand sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Grösse *Gustav Adolphs* zu huldigen, seine Gunst anzuflehen, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, *Friedrich der Fünfte*, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. *Gustav Adolph* erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüssen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch *Friedrich* von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Grossmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer *Gustav Adolphs* erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, liess ihn *hier* den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen *Georg von Hessen-Darmstadt* hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbei gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimniss; aber er begnügte sich, einen so ohnmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genug kannte, um sich, eben so unwissend als dreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn *Gustav Adolph* spottweise nur den *Friedensstifter* zu nennen. Oft hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte, und ihm Geld abgewann: « Er freuesich doppelt des gewonnenen « Geldes, weil es *kaiserliche Münze* sey. » Landgraf *Georg* dankte es blos seiner Verwandtschaft mit dem Churfürsten von Sachsen, den *Gustav Adolph* zu schonen Ursache hatte, dass sich dieser Monarch mit Uebergabe seiner Festung Rüsselsheim und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des *Westerwaldes* und der *Wetterau* waren in Frankfurt bei dem Könige erschienen, um ein Bündniss mit ihm zu errichten, und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in der Folge sehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt selbst hatte alle Ursache, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm,

und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend Hessen verstärkt, welche Landgraf *Wilhelm* von Kassel dem König zugeführt hatte. Schon hatte *Gustav Adolph* Königstein angreifen lassen, Kostheim und Fliershain ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen Mainstrom, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Churfürsten von Mainz, *Anselm Kasimir*, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, das Er der nächste sey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und eins der thätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Loos zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser gesegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Churfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er liess in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit Allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, *Don Philipp von Sylva*, kommandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, liess er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch grosse Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln, und überliess Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken, und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während dass sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermässige Kontributionen erpresste, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee, schon bei Kassel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog *Bernhard von Weimar* sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäusethurm und das Schloss Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich *Gustav Adolph* ernstlich damit, den Rhein zu passiren, und die Stadt von der Landseite einzuschliessen, als ihn die Fortschritte des Grafen *Tilly* in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Churfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt *Nürnberg*, welche Graf *Tilly* während der Abwesenheit *Gustav Adolphs* am Rheinstrom Miene machte, zu belagern, und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum Zweitenmal vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger, und den Abzug des *Tilly*, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Kassel misslungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer anderen Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der *Bergstrasse*, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum Zweitenmale an den Ufern des Rheins bei *Stockstadt* zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstrasse hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseit des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr grossen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluss gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten Schiffer, sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen *von Brahe* mit dreihundert Schweden übersetzen liess. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Kompagnien spanischer Dragoner und Kürassiere überfallen wurde. So gross die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich *Brahe* mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein blosses Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Aktion setzte *Gustav Adolph* das Geschütz und den grössten Theil der Truppen über den Fluss, und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am achten December 1631 mit stürmender Hand erstiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von *Gustavs* Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt, und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die *Lothringer* die Stadt *Worms*, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit misshandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschliessen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten, den siegreichen Waffen *Gustav Adolphs* zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte. Indem er jenseits des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Kassel diesseits des Flusses derselben genähert, und auf dem

Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmässigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeusserste zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber, dieses muthvollen Widerstands ungeachtet, gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, dass sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungestüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein schreckhaftes Zeugniss ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm erstiegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, kapitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung, und erhielt von der Grossmuth des Königs ein sicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch stellte sich der grösste Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am dreizehnten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallast des Churfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden musste die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders grosse Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich, und schenkte sie seinem Reichskanzler *Oxenstierna*, der sie dem Gymnasium zu Westerähs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf *Otto Ludwig*, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom von Poppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunfels, welche die wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, ausser *Frankenthal*, nur sehr wenig Städte retten. *Landau* und *Kronweissenburg* erklärten sich laut für die Schweden. *Speyer* bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. *Mannheim* ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs *Bernhard von Weimar* und durch die Nachlässigkeit des dortigen Kommandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winter-quartieren, welche ihnen *Gustav Adolph* auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auflegte, dazu, die Geschäfte des Kabinets mit seinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine grössere Neigung blicken liess, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten, und mit dem kurzen Besuche vertrug, den er dem Reiche hatte abstatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste befestigt zu haben, liess er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter *Gustavsburg* genannt, aber unter dem Namen *Pfaffenraub*, *Pfaffenzwang* bekannter geworden ist.

Indem *Gustav Adolph* sich Meister vom Rhein machte, und die drei angränzenden Churfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von seinen wachsamen Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutzen gemacht, und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Misstrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den grössten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oesterreich einzubrechen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, dass er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog *von Bayern* im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Theile verliess *Gustav Adolph* die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Churrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen *Friedrich den Fünften* wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung *Friedrichs* brachte Anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verläumdung seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und *Gustav Adolph* fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmässigen Besitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. *Gustav Adolph* beantwortete diese Aufforderung mit bitteren Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit Nächstem in *Elsass* und selbst in *Lothringen* auszubreiten.

Jetzt wurde das Misstrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Hass seiner Gegner zeigte sich äusserst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte

von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister *Ludwig des Dreizehnten, Richelieu*, der Annäherung des Königs gegen die französischen Gränzen mit Unruhe zugesehen, und das misstrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzu leicht den schlimmen Muthmassungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, dass die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partei ihren gesunkenen Muth neu beleben, und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufmuntern möchte. Dies konnte geschehen, auch wenn *Gustav Adolph* auf das Weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Beredsamkeit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des bayerischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniss zwischen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar, und wussten den furchtsamen Geist *Ludwigs* mit den schrecklichsten Besorgnissen zu bestürmen. Nicht blos thörichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken, glaubten im vollen Ernst, der König werde mit Nächstem in das Innerste Frankreichs eindringen, und mit den Hugenotten gemeine Sache machen, und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen, und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst wiederlegten, so war dennoch nicht zu läugnen, dass *Gustav* durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blösse gab, und einigermassen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal *von Richelieu*, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichrstände zu überfühsen. Ueberzeugt, dass die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, so bald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen, und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluss nun die Fürsten fassten, so hatte *Richelieu* seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde *Ferdinand* den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos blossgestellt, und *Gustav Adolph*, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte grosse Ziel aller Bestrebungen *Richelieu's* ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich misslicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestehn, und dem österreichischen Bündniss noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen, und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unausbleiblich verhängen musste; sie allein waren es, die durch ihre eigensinnige Anhänglichkeit an den Kaiser die Massregeln ihres Beschützers vereitelten, die Kirche in die äusserste Gefahr und sich selbst ins Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan um so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürsten von Bayern um französische Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert sich, dass dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Misstrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein geheimes Bündniss mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung *Ferdinands* zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Tracktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, so dehnte ihn *Maximilian* jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfleistung, welche man ihm bloss gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen *Gustav Adolph*, den Alliirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wusste sich *Richelieu* nur dadurch zu helfen, dass er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte; und eben so wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden ausser Stand gesetzt, es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis *von Breze*, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen, und für die alliirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber so wichtige Ursachen *Ludwig der Drei zehnte* hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte *Gustav Adolph*, das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, dass der Abscheu der liguistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Hass gegen die ausländische Macht der Schweden unauslöschlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität misstraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruche stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn *Gustav Adolph* wenig Neigung blicken liess, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Churfürsten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäss. Er forderte von der katholischen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch ausserdem wollte er die liguistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Hause Oesterreich weder

Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Gesetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Churfürsten von Bayern zu Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich *Gustav Adolph* bewegen lassen, dem Letztern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürsten an den General *Pappenheim* in Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negociation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung, und benutzte die Musse, die ihm der Feind liess, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriss also fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto grösserer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mussten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte *Gustav Adolph* bereits dem Churfürsten von Trier, *Philipp von Zeltern*, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, dass ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt, und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Churfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschliessen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch ausser Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte *Richelieu* die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrössern, und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutschlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Churfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit *Gustav Adolphs* liess sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberreste der spanischen Garnisonen gereinigt, und *Gustav Adolph* selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, musste der Reichskanzler *Oxenstierna* mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf *Tilly* und der schwedische General *von Horn*, den *Gustav Adolph* mit achttausend Mann darin zurückliess, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überliess der König seinem Feldherrn die Züchtigung des Bischofs, der durch sein treuloses Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen grossen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Churfürsten von Bayern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen liess, *Tilly's* Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinsetzung des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen, und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. *Gustav Horn*, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, musste sich aber durch den blossen Vortrab des *Tilly* entreissen sehen, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte, streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, dass Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf *Tilly*, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem *Gustav Horn* den Rest seiner Truppen bei Kitzingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigene Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit *Gustav Horn*, *Banner* und Herzog *Wilhelm von Weimar* auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf *Tilly*, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewissheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte *Maximilian* nicht sogleich seine Entschliessung fassen. Der Weg, welchen man *Tilly* jetzt nehmen liess, musste die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Grenzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des *Tilly* in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen, und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und *Tilly* erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt *Nürnberg* den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoss sich bei seinem Anblick in rührende Aeusserungen des Jubels und der Bewunderung. *Gustav* selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkt Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte, seine Fahnen auszubreiten. Der edle schöne An-

stand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüssungen dieser Reichsstadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniss, das er noch an den Ufern des Belts mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau, und stand vor der Grenzfestung *Donauwörth*, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayerische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, *Rudolph Maximilian*, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte Anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des *Tilly* zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem *Gustav Adolph* die Belagerung anfing, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Bayern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit *Maximilians*, und so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu dringen, so entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt *Rain*, bezog *Tilly* ein wohlbefestigtes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Besatzungen vertheidigt, und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungeduld blicken liess, dem Beispiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayerischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Churfürst selbst schloss sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das *Tilly'sche* Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hafteten, und das Glück der Schweden an dieser äussersten Grenzmauer scheitern sollte.

Bald erschien *Gustav Adolph* am Ufer, den bayerischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburgische Gebiet diesseits des Lechs unterworfen, und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tyrolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt, und zwischen steilen Ufern mit reissender Schnelligkeit fluthet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghalsigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergange; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, versperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegsrath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe gelten, um die Ausführung eines so gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienste grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehn. Aber der Entschluss des Königs war gefasst. « Wie? » sagte er zu *Gustav Horn*, der das Wort für die Uebrigen führte: « Ueber die Ostsee, über so viele » grosse Ströme Deutschlands hätten wir gesetzt, und » vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten » wir ein Unternehmen aufgeben? » Er hatte bereits bei Besichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, dass das diesseitige Ufer über das jenseitige hervorrage, und die Wirkung des schwedischen Geschützes, vorzugsweise vor dem des Feindes, begünstigte. Mit schneller Besonnenheit wusste er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich liess er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zukrümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchem zwei und siebenzig Feldstücke ein kreuzweises Feuer gegen den Feind unterhielten. Während dass diese wüthende Kanonade die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, liess er in grösster Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschützes das Getöse der Zimmeräxte unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen, und brannte mit eigener Hand über sechszig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geschütz zur Brustwehr diente. Umsonst strebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschütz der Schweden verscheuchte sie, und sie mussten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. *Tilly* that an diesem schrecklichen Tage das Aeusserste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Falkonetkugel zerschmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch *Altringer*, sein gleich tapferer Streitgenosse, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisternden Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine Neigung wurde selbst *Maximilian* zu einem kleinmüthigen Entschluss fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden *Tilly* besiegt, dessen gewohnte Festigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beschleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu beunruhigen, hatte er sich in bester Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sahe *Gustav Adolph*, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. « Wär' ich » der Bayer gewesen, » rief er erstaunt aus, nimmer- » mehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart » und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich » einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem » Feinde meine Staaten geöffnet haben ».

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesfluth, die bis jetzt nur an den Grenzen dieses Landes

gestürmt hatte, wälzte sich zum erstenmal über seine lang verschonten gesegneten Fluren. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriss er erst die Reichsstadt Augsburg dem bayerischen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Churfürst mit einem grossen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern, und festen Fuss an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloss der verwundete *Tilly* in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngrösse *Gustav Adolphs* zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbern seiner frühern Siege dahin welken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und *Maximilian von Bayern* den treusten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte, und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniss an den Churfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm *Gustav Adolph* die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, dass die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beim Recognosciren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, dass er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder, und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsstadt der Churfürst, dem Rath des *Tilly* gemäss, durch List überraschte, und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplan des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch gesinnte Reichsstadt in seine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossinn als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen, und seinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verliess er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwendete, und drang in das Innerste von Bayern, um den Churfürsten zur Beschützung seiner Staaten herbei zu locken, und so die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblössen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Mosburg, Landshut, das ganze Stift Freisingen unterwarfen sich ihm; nichts konnte seinen Waffen widerstehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Bayern einen desto unversöhnlichern Feind, den Religionsfanatismns, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichrist abgeschildert. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach, und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderische Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur *Gustav Adolph* befleckte durch keine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Bayern zu seinem Christenthum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mässigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Vertheidigern entblösst und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Grossmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie, seinen Zorn zu besänftigen, und schickte schon bis Freisingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorschlüssel zu Füssen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Bayern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen, bestürmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so verachtete doch sein grosses Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen *Friedrich* mit siegreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls, und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schönern Glanz der Mässigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassenen Pallast, denn die Schätze des Churfürsten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. « Es ist kein anderer, » versetzte dieser, « als der Churfürst selbst. » — « Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister, » erwiederte der König, « um ihn nach Stockholm zu schicken. » — « Davor, » antwortete jener, « wird sich der Baumeister zu hüten wissen. » — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich blosse Laffetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man so künstlich unter dem Fussboden eingescharrt, dass sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren « Stehet auf von den Todten, rief der König, und kommet zum Gericht. » — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von ausserordentlicher Grösse, welche grösstentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreissigtausend Dukaten in Golde, der in einem der grössern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommenere Erscheinung würde

die bayerische Armee selbst ihm gewesen seyn, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er in's Herz von Bayern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Churfürsten vermögen, dem letzten Ueberrest seiner Macht in einer Feldschlacht auf's Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen, bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitätsunterhandlungen seinen Feind ausser Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Misstrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsetzliche Zögerung *Wallensteins* liess Bayern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

So weit war *Gustav Adolph* von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu findeu, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichsständen durchzusetzen, so hat er doch die Glie der der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg grösstentheils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Muth der schwächern Stände gestärkt, und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Alliirten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewusst hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, so lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte liess, Theil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassene Besatzungen hatten sein Heer nicht vermindert, und noch eben so frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Bayern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Oesterreich zu wälzen.

Während dass *Gustav Adolph* den Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, dass bei der Berathschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürsten von Sachsen zum Antheil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den liguistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Churfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General *von Arnheim* seinen Marsch nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, *Rudolph von Tiefenbach*, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Churfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert, und Dresden selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reissenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsischen Besitzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte *Ferdinand* die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürsten von Sachsen aufs Aeusserste zu bringen, und dem König von Schweden diesen wichtigen Bundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so übel angebrachte Mässigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, musste *Tiefenbach* sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Churhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluss günstiger Ereignisse ihr im Voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Besitzer gewechselt, und seufzten unter dem verhassten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimath im Elend umher, während dass die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher, als der Druck dieser kleinen Tyrannen, war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von Aussen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Grenzgebirge zwischen Böhmen und Meissen. Zwei kaiserliche Kommissarien, durch eben so viel Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredsamkeit

der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens, und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde, und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schlöckenau, Tetschen, Aussig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung Preis gegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Misshandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heers zu erwarten. Alles, was katholisch war, und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall *Tiefenbach* zu Vertheidigung dieser Hauptstadt herbei zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison liess keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Bedrängniss erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von *Wallenstein*, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, seine Kriegserfahrung und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiss sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Obrister, Graf *Maradas*, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Kommando, und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beistimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeit darnieder, die er, als der Mächtige, blicken lies. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verliess er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, dass er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu flüchten. Alle Strassen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. *Maradas* selbst, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen, und führte seine kleine Mannschaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuss von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, glich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüssung als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinstimmenden Berichte dieser Leute erfuhr man, dass die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiss geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte *Arnheims* Misstrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniss, und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bei Weitem zu schwach war, um eine so grosse Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwebte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. « Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser, » rief er jetzt voll Verwunderung seinen Obersten zu, und liess sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluss längst gefasst, und es kam blos darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widersetzung die Thore, und die Armee hielt am eilften November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen *Schutzbefohlenen* in Person zu empfangen; denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben gross die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Mässigung des Churfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall *von Arnheim* seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Pallast; damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entrissen hatten, wurden diesen nur *vier* zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieser Duldung ausgeschlossen, und mussten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflösste, und was sich ein kaiserlicher General, wie *Tilly* und *Wallenstein*, zu Dresden gegen *ihn* unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte

er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zueignete, und sie nach Dresden bringen liess. Nicht im kaiserlichen Pallast, sondern im *Lichtensteinischen* Hause nahm er seine Wohnung, zu bescheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriss. Würde uns dieser Zug von einem grossen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreissen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren, oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehresten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und grosse Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf *von Thurn*, der berüchtigte Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespiessten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen mahlten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu enfernen. Die Verwiesenen setzten sich in Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie Alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber misstrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen, und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Schaaren zu den neueröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniss ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses misshandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freiheit empfinden liess. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Hass gegen die aufgedrungene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdessen war der Succurs, den die kaiserlichen Generale, *von Götz* und *von Tiefenbach*, aus Schlesien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen *Tilly* aus der obern Pfalz zu ihm stiessen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte *Arnheim* mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen, und that bei Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte, schlug er endlich, nicht ohne grossen Verlust, die Feinde aus ihrem befestigten Lager, und zwang sie durch die Heftigkeit seines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen, und die Brücke abzubrechen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, dass ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Kroaten selbst bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und viel versprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs *Gustav Adolphs* Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen, und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine grössere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber *Johann Georgs* nachfolgendes Betragen deckte die Triebfeder auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmässige Wirksamkeit zu befördern.

Der grösste Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug, während dass der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedene Ueberlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst *Maximilian von Bayern*, Oesterreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Begriff, sich unter französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während dass *Gustav Adolph* sie vom Rheinstrom zurückschlug; Polen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst *Ragotzy*, ein Nachfolger *Bethen Gabors* und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehresten protestantischen Reichsstände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche sich die Frechheit eines *Tilly* und *Wallenstein* durch gewaltsame Erpressungen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbeplätze, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der

Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glücke, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz verspritztem Blute, sieht sich der österreichische Monarch zum Zweitenmal an denselben Abgrund geführt, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerstand Chursachsen der Verführung, und entschloss sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Grösse zusammen, die alliirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den blos der täuschende Schimmer eines grossen Namens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie grösstentheils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partei in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte, und von Niemand als sich selbst Gesetze empfing. Aber seit *Wallensteins* Abdankung und *Tilly's* Niederlage zeigte sich auf Seite des Kaisers und der Ligue von diesem Allem gerade das Widerspiel. Den Generalen gebrach es an Ansehen bei den Truppen und an der so nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Korps an überseinstimmender Wirksamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses, und an Festigkeit bei Vollstreckung desselben. Nicht ihre grössere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wussten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der, sie anzuwenden, Fähigkeit nnd Vollmacht besass, fehlte es der *Ligue* und dem Kaiser. Hätte Graf *Tilly* auch nie seinen Ruhm verloren, so liess das Misstrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände des Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verläugnete. *Ferdinands* dringendstes Bedürfniss war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit besass, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaisers beschäftigte, und die Mitglieder desselben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu stellen, und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich *Ferdinand* im ersten Feuer des Affekts selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete wenig Mühe, einen Entschluss umzustossen, den nur Verzweiflung eingab, und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die österreichischen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei schon auf seinem Haupte trug, verband *Ferdinand* der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers, die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beistand ihm zur Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beschwerten Unterthan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bei der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken, und die erschlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität bekleidete.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so grosse Schwierigkeiten setzte ihm das Misstrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers, und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem grössten Feldherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu stellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthlosen Armee im voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Unterthan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geissel seines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzusuchen; man musste auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit *Wallensteins* gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit liguistischer und bayerischer Hülfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generals zu entfliehen suchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die Alles zwingende Macht des Goldes, und ohne den begeisternden Namen eines siegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der solch eine That gethan, und diesem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Geständnis entrissen, dass mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sey. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Vertheidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von

allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigsten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegesbühne, und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während dass seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Lorbern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugesehen, und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, während dass eine fröhliche Aussenseite Ruhe und Müssiggang log, brütete er still die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsucht zur Reife, und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erloschen war Alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur, was er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniss geschrieben. Seinem unersättlichen Durst nach Grösse und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreissen, und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmässigen Wiedervergeltung. In eben dem Mass, als sein äusserer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von Allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen *ursprünglicher* und *übertragener* Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergrösse durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stiess, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht. Das Gerücht dieser Niederlage drang bald auch zu *Wallensteins* Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegssturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte *ihm* Grösse und Glück; nur für *ihn* arbeitete *Gustav Adolph*. Kaum hatte der Letztere angefangen, sich durch seine Kriegsthaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen, und mit diesem glücklichen Feinde Oesterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene *Graf von Thurn*, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen *Wallensteins* Glückwünsche zu überbringen, und ihn zu einem engern Bündnisse mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntausend Mann begehrte *Wallenstein* von dem Könige, um mit Hülfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Uebertriebene der gemachten Versprechungen das Misstrauen *Gustav Adolphs* erregte, so war er doch ein zu guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit Kaltsinn zurückzuweisen. Nachdem aber *Wallenstein*, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuchs ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte, und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die chimärischen Entwürfe dieses verwegenen Kopfs seinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch so starke Verminderung leiden würde, und verscherzte aus übergrosser Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge die zerrissenen Unterhandlungen zu erneueren; der günstige Moment war vorüber, und *Wallensteins* beleidigter Stolz vergab ihm diese Geringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs *beschleunigte* wahrscheinlich nur der Bruch, den die Form dieser beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. *Wallenstein* war *Nichts*, wo er nicht *Alles* war, er musste entweder gar nicht, oder mit vollkommenster Freiheit handeln. Eben so herzlich hasste *Gustav Adolph* jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, dass er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmassungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmassungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mussten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Grossmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von *ihm* also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald *Wallenstein* nach dem böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und *Er* war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen *Veto* Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm *Wallensteins* zum Diktator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren, und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Alliirten hatte also kein *Wallenstein* Raum; und wahrscheinlich war es *diess*, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach:

« ein Glück für mich und ihn, dass er dahin ist! Das » deutsche Reich konnte nicht zwei solche Häupter » brauchen. »

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehl geschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden misslungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Churfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiss war, nach seinem Willen zu lenken, als er bei *Gustav Adolph* daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverständniss mit *Arnheim*, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluss in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei *Johann Georg* versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht *Gustav Adolphs* gereizt, und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündniss zu trennen, und in Verbindung mit demselben eine *dritte Partei* im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt, und auf dem Ruin von Beiden den Bau seiner eigenen Grösse gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, dass am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft, und der Anschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt wurde. Diese Armee durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, dass sie dem Ruf eines Verräthers gehorchen, und gegen ihren rechtmässigen Oberherrn dienen würde. *Wallenstein* musste also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen, und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrotzen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Kommando von ihm übernommen würde, musste er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm *Arnheim* ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, dass nur die äusserste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen, und den Widerspruch Bayerns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern, und die Bedrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, dass die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlesien, sich nach Böhmen wandten, und dieses unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand, und überlieferte die Hauptstadt, durch seinen voreiligen Abzug, dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Indem er selbst nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oesterreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der Schweden am Rheinstrom aufs Nachdrücklichste dabei unterstützt wurde, liess er seine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen, und die Absetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. « Dahin hätte *Wallenstein* es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre! » riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben diese Abhängigkeit verstattete ihm nicht sein Misstrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des bayerischen Beistandes immer sichtbarer wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen, und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermesslichen Reichthümer, die der Letztere besass, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzig tausend Streitern ins Feld gestellt, der geringe Kostenaufwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen, und stellten ihm den Herzog als das schicklichste Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten, und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweideutiges Geständniss seiner ehemaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen, wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Churfürst von Bayern ihr Missfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen, und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen, und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und

Musse gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Grösse und Macht seyen ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Grösse der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken, und durch diese Auskunft den Churfürsten von Bayern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, *von Questenberg* und *von Werdenberg*, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen seyn, und unter *Wallensteins* Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die blosse Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreissen. « Nie und nimmermehr, » erklärte der Herzog, « würde er einen Gehülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Kommando theilen sollte. » Aber auch noch dann, als man von diesem verhassten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst *von Eggenberg*, *Wallensteins* standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Beredsamkeit vergeblich, die verstellte Abneigung des Herzogs zu besiegen. « Der Monarch, » gestand der Minister, « habe mit *Wallenstein* den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen, genug bereuten, Schritt gethan, und seine Hochachtung für den Herzog sey unverändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweise davon diene das ausschliessende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern, und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Gross und edel würde es gehandelt seyn, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; gross und seiner würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst, » schloss der Fürst, « würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen, und ihn zum grössten Mann seiner Zeiten erklären. »

So beschämende Geständnisse, so schmeichelhafte Versicherungen schienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt seine Hülfe brauchte, aufs Tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er nur der Kraft dieser Gründe nachgäbe, bewilligte er mit stolzer Grossmuth, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er blos einen Theil seiner Forderung, um einen desto grössern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Kommando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee *auszurüsten*, nicht sie selbst *anzuführen*. Blos seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiser die Grösse der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in *Wallensteins* Händen stände. Ueberzeugt, dass eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreissen; und doch wünschte *Ferdinand* sich Glück, dass auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte *Wallenstein*, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als chimärisch verlachte, und *Gustav Adolph* selbst übertrieben fand Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er liess jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von *Wallensteins* Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter diesem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten, seine Grösse als Augenzeugen bewundert, und seine Grossmuth erfahren hatten, traten bei diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum Zweitenmal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Grösse des versprochenen Soldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichischen Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und *Wallenstein* selbst liess es sich zweimal hundert tausend Thaler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmeren Officiere unterstützte er aus seiner eigenen Kasse, und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Korps aufstellte, war Kommandeur desselben. Bei Anstellung der Officiere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, dass die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt, uud zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum Zweitenmal für den Kaiser zu ziehen; Polen musste ihm Kosaken, Italien Kriegsbedürfnisse liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger als vierzig tausend Köpfe, grösstentheils aus dem Ueberreste Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geschienen, hatte *Wallenstein*, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man *vor* ihm nicht Hunderte gehofft hatte, zusammen zu bringen, hatte die Zauberkraft seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberfluss ausgerüstet, von kriegsverständigen Officieren befehligt, von einem siegversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück, und überliess dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht gewesen seyn, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef, ausser *Wallenstein*, für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Daseyn rief; durch *Wallenstein* ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet, oder als seine Gläubiger aufs Engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Günstlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeist zusammen hielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuängstigen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum Dritten- und Letztenmal erhielt also der Fürst *von Eggenberg* Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten möchte, zur Uebernehmung des Kommando's zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. « Nimmermehr, » gab er zur Antwort, « könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers, verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth aufs Höchste gestiegen, und von *seinem* Arme allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche; sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum Zweitenmale der Konvenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen Posten, von welchem früher oder später die Kabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schosse des Privatlebens, und blos um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeit lang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen. »

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaften Ton an, und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersetzung beharren würde. « Tief genug, » erklärte er, « habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt, und, anstatt durch ihre Herablassung seine Grossmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekitzelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses grosse Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, dass sich der Flehende nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Unterthan räche. Wie sehr auch *Ferdinand* gefehlt haben möge, so könne der *Kaiser* Unterwürfigkeit fordern; irren könne der *Mensch*, aber der *Herrscher* nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Billigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Büssung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendste Verdienst. Der Kaiser *bedürfe* seiner Dienste, und als Kaiser *fordere* er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingehen. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zorns werde den widerspenstigen Diener zermalmen. »

Wallenstein, dessen weitläufige Besitzungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick blossgestellt waren, fühlte lebhaft, dass diese Drohung nicht eitel sey; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willfährigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, dass er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt also gab er sich der Beredsamkeit *Eggenbergs* überwunden, und verliess ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Bangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolzeste der Diener dem stolzesten der Fürsten Gesetze zu geben sich erdreistete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei Weitem seine bängsten Erwartungen. Eine unumschränkte Oberherrschaft verlangte *Wallenstein* über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses, und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiser selbst solle es vergönnt seyn, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle soll der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne *Wallensteins* Bestätigung gültig seyn. Ueber Alles, was im Reiche konfiszirt und erobert werde, soll der Herzog von Friedland allein, mit Ausschliessung aller Kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland, und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum ausserordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Ausserdem verlangte er die Versicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum Zweitenmal des Generalats zu entsetzen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mässigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkauft werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte,

diese Forderungen *einzugehen*, so war es nicht blosser Antrieb der Rachsucht und des Stolzes, der den Herzog veranlasste, sie zu *machen*. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemisst werden, deren sich *Wallenstein* in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, dass dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrissen, und seinem General in die Hände gespielt würde; dies war erreicht, sobald *Ferdinand* jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den *Wallenstein* von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward, erlaubte keine *getheilte* Gewalt, und noch weit weniger eine *höhere* Autorität bei dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, musste er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupte unvermerkt sich selbst unterzuschieben, und auf seine eigene Person die Souverainetätsrechte überzutragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, musste er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauses Oesterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogenen und eroberten Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Diktator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszusaugen, und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erpresste, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen verwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufte die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn aufs Glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der *unentbehrlichste Mann* in der Monarchie, und *Ferdinand*, im Verstellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da *Wallenstein* den Kommandostab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von *ihm* nicht ausfloss. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oderstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu beseelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je grösser der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so grössern Erwartungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog übereilte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entscheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, liess er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube, und ging mit abgemessenem stillem Schritte seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht die Sachsen zu *bezwingen* — sich mit ihnen zu *vereinigen*, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, liess er vor der Hand seine Waffen ruhen, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu siegen. Nichts liess er unversucht, den Churfürsten von der schwedischen Allianz loszureissen, und *Ferdinand* selbst, noch immer zum Frieden mit dem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die grosse Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bei den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so liess der zweideutige Charakter *Wallensteins*, und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe ausser Zweifel zu setzen. Ungern also entschloss er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung misslungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen, und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloss geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem Generale *von Arnheim* erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er liess in aller Eile die engen Pässe zwischen Aussig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden, aber *Arnheims* Geschwindigkeit entriss sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, *Eger* und *Leutmeritz*, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmässigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt *Wallenstein* den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Churfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzusetzen. Während dass er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte *Gustav Adolph* die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Bayerns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen, und durch den Tod des Grafen *Tilly* seiner besten Stütze beraubt, lag *Maximilian* dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schleunigste von Böhmen aus zu Hülfe zu schicken, und durch Bayerns Verthei-

digung von Oesterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an *Wallenstein* selbst, und forderte ihn aufs Angelegentlichste auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beistand zu senden. *Ferdinand* unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an *Wallenstein* ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen *Maximilians* Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb *Wallenstein* müssig in Böhmen stehen, und überliess den Churfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm *Maximilian* ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unversöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniss geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Churfürst, dass er den rachgierigsten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den bayerischen Festungen schwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und während dass ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, liess er den Churfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig liess, und die Eroberungen *Gustav Adolphs* in Bayern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestürmungen des Churfürsten und des Kaisers nach, und entschloss sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Feldzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der *Wallenstein'schen* Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, dass er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Hass, der beide Anführer unter sich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen liess; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Muthmassung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geschehen.

Diesen Grenzort hatte *Wallenstein* zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu seinen Füssen zu sehen, legte er ihm noch das harte Gesetz auf, seine Länder hülflos hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschützer einzuholen, und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniss seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihn gekostet, demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach *seinem* Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschluss unzertrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen grossen Zweck zu verfolgen.

Aber so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie Statt finden und Bestand haben sollte. Einem Einzigen musste die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn sich *Maximilian* auf seine Churfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so gründete *Wallenstein* nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegsruhm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenstolz des Erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu *Wallensteins* Vortheil endigte. Diesem wurde das Oberkommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Churfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äussern Formalitäten des Versöhnungsakts aufs Genaueste berichtigt waren. Der Verabredung gemäss umarmten sich beide Prinzen im Angesichte ihrer Truppen, und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indess die Herzen von Hass überflossen. *Maximilian* zwar, in der Verstellungskunst ausgelernt, besass Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in *Wallensteins* Augen funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte.

Die vereinigten kaiserlich - bayerischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend grösstentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte, sich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er also, nachdem der Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, misslungen war, seinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschliessung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und bayerischen Grenze liess es eine Zeitlang noch ungewiss, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem erstern der beiden Länder verpflanzen, oder suchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte *Arnheim* von Truppen entblösst, um in Schlesien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürstenthum zu erleichtern, und dem unentschlossenen Geiste *Johann Georgs* einen dringendern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. *Gustav Adolph* selbst, in der gewissen Er-

wartung, dass die Absichten *Wallensteins* gegen Sachsen gerichtet seyen, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hülflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der friedländischen Armee, dass sie gegen ihn selbst im Anzug begriffen sey, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte sie ausser Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz in Deutschland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen, und die alliirten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der *Wallenstein-schen* Macht in dieser Stadt eingeschlossen und durch Hunger besiegt zu werden, oder diese Stadt aufzuopfern, und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschliessen, und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuss tiefer und zwölf Fuss breiter Graben umschloss die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Hauptzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, dass schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies ausserhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen, und sich mit allen Kriegs-und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterliess er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluss so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeits-Anstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. *Gustav* selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog *Wilhelm* von *Weimar* und den Landgrafen *von Hessen-Kassel*, zum Beistand aufgeboten, und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schleunig in Marsch zu setzen, und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stossen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumarkt heran gerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. « Binnen vier Tagen soll sich ausweisen, » rief er, « wer von uns Beiden, der König von Schweden, oder ich, Herr der Welt seyn wird. » Dennoch that er, seiner grossen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verwegen genug war, sich ausserhalb seiner Linien ihm entgegenzustellen. « Schlachten hat man genug geliefert, » antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, « es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen. » Hier schon entdeckte sich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch andere eilen müssen, sich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, dass der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und indem er demselben alle Gelegenheit abschnitt, sich dem Ungestüm seines Muths zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das Geringste zu unternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark befestigtes Lager, und entzog durch diese wohlgewählte Stellung der Stadt sowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht lüstern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberrest mussten sich die Friedländischen Fouragirer mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, so lange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Kroaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand musste man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteien nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber *Wallenstein* musste seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein grosser, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. *Gustav Adolph*, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Kavallerie-Regiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert

Stück Vieh hinweg getrieben, und tausend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken liess, dem sehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt, und mit Hinterlassung von vierhundert Todten in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs liessen den Herzog von Friedland bereuen, dass er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer furchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum Mindesten sehr ungewiss, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesicht gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepressten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen, und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäss, hatte Herzog *Wilhelm von Weimar* aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Korps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf *Wilhelm* von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf *von Birkenfeld* dem König zu Hülfe schickten. Der Reichskanzler *Oxenstierna* übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog *Bernhard von Weimar* und dem schwedischen General *Banner* vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz passirte, und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beinahe fünfzigtausend Mann, und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bei sich. So sah sich denn *Gustav Adolph* an der Spitze von beinahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreissigtausend rüstige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberstand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepresst in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brodmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch *Wallenstein* hatte neue Verstärkungen aus Bayern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Ausser den hundert zwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber standen, ausser einer Menge von mehr als fünfzigtausend Pferden in beiden Armeen, ausser den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem *Wallenstein*'schen Lager fünfzehntausend Weiber und eben so viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloss sich eine unzählige Menge gutwilliger Frauenspersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmässigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, dass die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn diese wandelnden Nationen jeden Landstrich aushungerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Tross übermässig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger blos, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, dass nicht ein grosser Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen an jedem Tage über hundert Menschen ins Grab streckte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verliess endlich *Gustav Adolph*, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünf und fünfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind, und liess von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschiessen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen, und begnügte sich, diese Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von Ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben, und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluss, und keine Vorstellung *Maximilians*, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte diesen Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht, und von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich *Gustav Adolph* nun an das Unmögliche, und der Entschluss wurde gefasst, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu *stürmen*.

Nachdem er das seinige dem Schutz der Nürnbergischen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und fünfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus, und passirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Biber und Rednitz, die Alte Veste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschützes war auf diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unersteigliche Schanzen, dichte Verhacke und stachelige Pallisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel *Wallenstein*, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Blitze versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tückisches Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus

hundert offenen Kanonenschlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefahrvollen Posten richtete *Gustav Adolph* den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fussvolk unterstützt, (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen) hatten den unbeneideten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geschützes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt, und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter speit. Zugleich dringt die schwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reissen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die standhafte Heldenschaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen *Gustavs* Parteilichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordischen Muth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, dass während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbesiegt setzt *Gustav* den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet *Wallenstein* seine Veste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Rednitz postirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fliesst, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog *von Friedland* und dem Prinzen *Bernhard von Weimar* werden die Pferde unter dem Leibe erschossen; dem König selbst reisst eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert, und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Obriste *Hebron*, ein tapfrer Schottländer, dar, den blos sein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängst bei einer gefahrvollen Aktion einen jüngern Obristen vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich jetzt *Gustav Adolph*, und, seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu kommandiren. « Sire, » erwiedert der tapfre Soldat, « das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen; » und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog *Bernhard von Weimar* in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der Alten Veste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager bestreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, dass es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen und so musste man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Misstrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tag den Sturm fortzusetzen, und zum Erstenmal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitausend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückliess, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Drangsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubsucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter dnrch die Gewaltthätigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gesetzlosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Billigung, und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte; und der Nachdruck, womit er den deutschen Officieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit seiner Empfindungen. « Ihr Deutschen, » rief er aus, « ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, dass die Welt mich verflucht, dass mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, dass ich öffentlich hören muss: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblösst, und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Gesetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, dass ihrs böse meint; wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben ».

Nürnberg hatte sich über Vermögen angestrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiet zusammengepresst war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber versiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, musste sich eben darum zuerst zum Abzug entschliessen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und *Gustav Adolph* gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüsst. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Strassen, Modergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Gluth der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menschen und Thieren,

und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf, und verliess Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu stören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken, und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber *Wallenstein*, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den seinigen antreten zu können. Fünf Tage später verliess auch er sein Lager bei Zirndorf, und übergab es den Flammen. Hundert Rauchsäulen, die aus den eingeäscherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied, und zeigten der getrösteten Stadt, welchem Schicksal sie selbst entgangen war. Seinen Marsch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Franken zu behaupten, und mit dem andern seine Eroberungen in Bayern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-bayerische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Musterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vier und zwanzig tausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bayerischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorene grosse Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesteckt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Bayern auf's Neue zum Schauplatz des Kriegs zu machen. Unbekümmert um das Schicksal dieses Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gefährten zu trennen, und seine Lieblings-Entwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Maxime getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winter-Aufenthalt seiner Truppen, und hoffte, durch seine verderbliche Gegenwart den Churfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlesien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaisers erfochten. Durch eine Diversion, welche man dem Churfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblösst, und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Churfürsten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube liess, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kaltsinnigkeit zwischen diesem Monarchen und dem sächsischen Hofe liess ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung *Johann Georgs* befürchten. Auf's Neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Churfürst zu Bamberg von *Wallenstein*, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hülfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter *Friedlands* Anführung ihren Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General *von Holk* war bereits mit sechs tausend Mann in das Vogtland voraus geschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf *Gallas* nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenschlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf *Pappenheim* aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken, und das Elend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marsch dieser Barbarenheere; das ganze Thüringen, Vogtland und Meissen erlagen unter dieser dreifachen Geissel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines grössern Elends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauderhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise, und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürsten Gesetze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog *Georg von Lüneburg* von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen *von Pappenheim* zu vereinigen, und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne grosse Unruhe hatte *Gustav Adolph* den Kunstgriffen zugesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwendeten, um seinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniss mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe *Johann Georgs* zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Churfürsten ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniss Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz, und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, musste die Einmischung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äusserste Noth seiner Staaten auf eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluss auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die

ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Churfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrössern wussten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlass zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. *Johann Georgs* natürliche Abneigung vor dem Krieg, und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich, begünstigte *Arnheims* Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit *Wallenstein*, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser zu vermögen; und fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lehrte doch zuletzt der Erfolg, dass sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben musste, liess kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Churfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Drangsalen, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darnieder schlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürst an ihn ergehen liess, zum Zweitenmale nachzugeben, und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolstadt beschlossen, und die Schwäche des Churfürsten von Bayern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen seyn, ehe *Wallenstein* Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt sich nun des Unwillens, wenn er hört, dass auf dem Wege, den *Gustav Adolph* jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der grosse König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen, und folgte dem *Wallenstein*'schen Heere durch Thüringen nach. Herzog *Bernhard von Weimar*, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stiess bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlinn, die ihn nicht eher als zu Weissenfeld — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepresste Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaschirten Korps des Herzogs *von Friedland* sich dieses Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den grossen König anzustaunen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen liess; anbetend stürzte sich Alles vor ihm auf die Kniee; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. « Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache? » sagte er zu seinen Begleitern. « Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren. » Wie liebenswürdig zeigt sich uns *Gustav*, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Fülle seines Glücks die richtende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Thränen verdoppelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog *von Friedland* dem anrückenden König bis Weissenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum Zweitenmal entwischen liess. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jetzige Zuversicht war nicht sowohl auf seine grössere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen *Seni* gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, dass das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwischen Camburg und Weissenfels enge Pässe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äusserst schwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als sich mit grösster Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüsteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den grössten Theil seiner Truppen einzubüssen. Die Geschwindigkeit, mit der *Gustav Adolph* von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, uud jetzt war es *Wallenstein* selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weissenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen, und hier die Verstärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die enge Pässe zwischen Weissenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, dem König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, dass er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so we-

nig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Kampirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Endigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westphalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hülfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und beinahe überzeugt, dass von dem König für diese Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, dass sie aufs Schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf *Pappenheim* wurde mit einem grossen Theile des Heers entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Korps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf *Kolloredo* bewachte das Schloss zu Weissenfels, und *Wallenstein* selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Merseburg zwischen dem Flossgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen, und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Kaum aber hatte *Gustav Adolph Pappenheims* Abzug vernommen, so verliess er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weissenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluss, und der Herzog hatte seine Massregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegen zu setzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu *Pappenheims* Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich *Wallenstein* in die weite Ebene zwischen dem Flossgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf *Kolloredo* von dem Schlosse zu Weissenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die Friedländischen Vortruppen unter dem Kommando des Kroaten-Generals *Isolani* zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte, und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstrasse, welche von Weissenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Flossgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt, und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Kanal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, dass sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich *Wallensteins* rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heers gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstrasse ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstrasse hatte sich *Wallenstein* am Abend vor der Schlacht zum grossen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, dass der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben grossen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen grossen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf grosse und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstrasse in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heers nicht zu hindern, und blos die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mussten alle Trossjungen und Knechte zu Pferde sitzen, und sich an den linken Flügel anschliessen; doch nur so lange, bis die *Pappenheim*'schen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniss der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien *Gustav Adolph* auf der gegenüber liegenden Ebene, und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fussvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Flossgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstrasse, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fussvolk unter des Grafen *von Brahe* Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Helden, dem Herzog *Bernhard von Weimar*, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservekorps unter *Hendersons*, eines Schottländers, Kommando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager von Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig *Gustav Adolphs* Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, musste der morgende Tag ausser Zweifel setzen. Morgen musste *Friedlands* Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Grösse des Mannes die Grösse des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. *Zweifelhaft* war der Sieg, *gewiss* die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten musste. Man *kannte* den Feind voll-

kommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und blos mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verläugnet. *Gott mit uns*, war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: *Jesus Maria.* Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fussvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzezschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fussvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schiessgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuss breit Erde gewonnen.

Indessen hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, dass seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General *von Horn*, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des *Stenbock*'schen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Ross trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen *Franz Albert*, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fussvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blösse des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten konnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, dass dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. « Auf den dort schiesse, ruft er, » das muss ein vornehmer Mann seyn. » Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: *Der König blutet — Der König ist erschossen!* breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. « Es ist nichts—folgt mir! » ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuss durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. « Ich habe genug, Bruder! » ruft er mit sterbender Stimme. « Suche du nur dein Leben zu retten. » Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Ross der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreissen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Löwengrimm werfen sich die upländischen, smaländischen, finnischen, ost-und westgothischen Regimenter zum Zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General *von Horn* nur noch schwachen Widerstand leistet, und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog *Bernhard von Weimar* dem verwaisten Heere der Schweden in *seiner* Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist *Gustav Adolphs* führt von Neuem seine siegreichen Schaaren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fussvolks setzt unter *Bernhard's* und *Kniephausen's* Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum Zweitenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre

Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tags hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint *Pappenheim* auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fussvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, liess er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den *Gustav Horn* aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fussvolks ermuntert *Pappenheims* nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog *von Friedland* den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum Zweitenmal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf *Piccolomini* mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verliess er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriss. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo *Gustav* erblasste, sollte *Wallenstein* den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war *Pappenheim*, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riss den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch *Gustav* hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht su sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten *Pappenheims* narbenvolle Brust, und gewaltsam mussten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, dass der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. « So hinterbringe man denn dem Herzog *von Friedland*, » rief er aus, « dass ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiss, dass dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tag mit mir gefallen ist. »

Mit *Pappenheim* verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermisste die schon einmal geschlagene, und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab, und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, *Götz, Terzky, Kolloredo* und *Piccolomini*, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzt mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum Drittenmal setzt sie über die Gräben und zum Drittenmal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeusserstes, in den letzten theuern Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft *hier* ihre Wunder nur, um *dort* neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergass der Herzog *von Friedland*, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das *Pappenheim*'sche Fussvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden, und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiss über den Ausgang der

Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog *von Friedland* seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen, und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weissenfels, scheint es, liess Herzog *Bernhard* die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jedem Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit grösser war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurück gekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis auf den Flossgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büsste seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden; ein unersetzlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Sieg geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit *Wallenstein* als Obrister beiwohnte, öffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungestüm seines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des *Tilly* lange Zeit durch seine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Muths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum *Oberhaupt* des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch *Tilly's* glauben darf, durch seine ungestüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Fleiss und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, dass der künftige Beruf des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründetsten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vliess von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch *Wallenstein* selbst durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachsen verliess, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhaschen, und schickte am andern Morgen seine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umschwärmen; aber der Anblick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung dastand, verscheuchte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog *Bernhard* nahm durch Eroberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theuerer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Grösse des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draussen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichem Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem grossen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Flossgraben und Lützen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tags den Namen des *Schwedensteins* führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weissenfels gebracht, und dort dem Wehklagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königinn überliefert. Den ersten Tribut hatte die *Rache* geheischt, und Blut musste dem Monarchen zum Sühnopfer strömen; jetzt tritt die *Liebe* in ihre Rechte ein, und milde Thränen fliessen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns *Khevenhiller*, zeigte beim Anblick des blutigen Gollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen, und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. « Gern, » rief er aus, « hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre! » Aber wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äussere Anstand fordert, den auch die blosse Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet, und gar dem Edelmuth *Alexanders* gegen das Andenken des *Darius* an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden, oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bei demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet.

Es war wohl kaum zu erwarten, dass der mächtige Hang der Menschen zum Ausserordentlichen dem gewöhnlichen Lauf der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines *Gustav Adolphs* geendigt zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich darbietenden Gedanken zu erregen, dass das, was ihm nützte, von ihm veranlasst worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der

Person *Franz Alberts*, Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, dass dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und dass er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen, *Franz des Zweiten*, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem *Wasa*'schen Fürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am schwedischen Hofe eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königinn Mutter gegen *Gustav Adolph* erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollständigste Genugthuung gebüsst, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unversöhnlichen Feindschaft legte. *Franz Albert* trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog *von Friedland* in die engste Verbindung trat, und sich zu einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen liess, die seinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verlässt er unvermuthet die österreichischen Fahnen, und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontär anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von *Oxenstierna* vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Ankömmling verschwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher *Franz Albert* dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt, und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der erste, der dem Herzog *von Friedland*, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und, bei der Ermordung *Wallensteins*, als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erscheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien, und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellte, so zeigt schon der erste Blick, dass sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmässigen Schluss erlauben. Es ist bekannt, dass *Gustav Adolph*, wie der gemeinste Soldat in seinem Heer, sich der Gefahr blossstellte, und wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. *Wie* er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muss uns dieses ausserordentliche Schicksal als eine That der *grossen Natur* erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen, und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns *Gustav Adolphs* schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit Einemmal hemmt, und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der grosse und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, lässt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmer fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Grösse. Schwer entwöhnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und *mit* ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte *Gustav Adolph* geendigt, und der grösste Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrösserung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, ausser Stand gesetzt, in eine Unterdrückerinn auszuarten, tritt in die bescheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in *seiner* Hand einem weit grössern Missbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren, und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstössige Huldigung, welche ausser mehrern andern Städten die Reichsstadt Augsburg der *schwedischen Krone* zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Voraus, der Sitz seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er Anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift seiner Tochter *Christina*, und nachher seinem Kanzler und Freund *Oxenstierna* bestimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an seine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkosten ihrer Mitstände, und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbarischen

Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen *Friedrich* verläugnete er ganz die Grossmuth des Helden, und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit, als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entrissene Provinz ihrem rechtmässigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines grossen Mannes nicht würdig ist, und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wusste er dieser Verbindlichkeit zu entschlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten, und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: « nach geendigtem Kriege einen Theil der schwedischen Kriegsmacht, dem Beispiel der übrigen Fürsten gemäss, unterhalten zu helfen, » lässt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen, und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Grösse mit Unruhe und Neide; und selbst Frankreich, sein wichtiger Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachsthum seiner Macht und durch den stolzern Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Lechstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des *Gothen* zu hemmen, und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen.

VIERTES BUCH.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch *Gustav Adolph* die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriss mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder sie mussten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das erste verloren sie alle Vortheile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen seyn, von dem Feinde Gesetze zu empfangen. Vereinigung war also die gleich nothwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schliessen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geschlossen werden. Mit dem Tode *Gustav Adolphs* schöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bei Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen, und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen, und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten musste, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So grosse Vortheile als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem Er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schliessen wünschen. Der natürlichste Schluss fiel also auf Fortsetzung des Krieges, so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluss in Deutschland und eine so grosse Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand Alles, was nur *durch* ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften, möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, sich selbst des Ruders zu bemächtigen, das sie ungern genug in *Gustavs* Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei seinen Lebzeiten streitig zu machen. Andere werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andere, von den Drangsalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlassen; seine sechsjährige Tochter *Christina* war die natürliche Erbinn seines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem misslichen Zeitlaufe zeigen sollte. *Gustav Adolphs* hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständniss der Ohnmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der deutsche Krieg grösstentheils mit Deutschlands Kräften bestritten wurde, so drückte doch schon der kleine Zuschuss, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dahin gab, dieses dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutschland ge-

machte Kriegsbeute bereicherte blos Einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar söhnte der Nationalruhm den geschmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehen betrachten, das in der glücklichen Hand *Gustav Adolphs* herrliche Zinsen trug, und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist *Gustav Adolphs* ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter *Brennus* und *Hannibal* beseelt diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, desto weniger konnte man sich entschliessen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüsst haben. Der schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Drangsalen eines zweifelhaften erschöpften Kriegs und einem nützlichen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Rüstigkeit eines Jünglings erheben. Von Innen und Aussen mit wachsamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen alle mit so viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während dass er Mühe hat, die Existenz desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter *Christina* erweckte aufs Neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König *Ladislaus*, *Sigismunds* Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königinn in Stockholm als Beherrscherinn auszurufen, und die vormundschaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstinn zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorsicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod *Gustav Adolphs* gebrochen, und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, *Christian den Vierten* gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunsch, seinen Prinzen *Ulrich* mit der jungen Königinn zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrath mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen, und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der grössten Gefahr auszusetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall *Gustav Adolphs*, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem derjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten, und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsass ungehindert verfolgen, und den deutschen Protestanten seinen Beistand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von Innen, von Aussen durch gute Grenzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblik unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und wenn das Glück seine Waffen krönte, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenersatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben so rühmlich, als dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen flösste man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe *Gustavs* zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeusserste zu thun, und keinem andern Hinderniss als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, dass die Triebfeder des Eigennutzes an diesem rühmlichen Entschlusse zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangsalen des Kriegs für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der grösstentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrug sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langsamkeit, welche die kollegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe musste die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen, und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, musste dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichs-

kanzler *Oxenstierna*, dem ersten Minister, und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften, und aller europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan *Gustav Adolphs* in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenstierna hatte eben eine Reise nach Ober-Deutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, *Oxenstierna* den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härtesten getroffen, war *Er* auch der Erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Muthlosigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Grösse des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Muth der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtigern Alliirten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfleistung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln, und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie eben so gut zu einem festen Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war Alles, sobald man Muthlosigkeit blicken liess; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen entflammen. Alle Versuche des österreichischen Hofs, die letztern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete, und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freilich ging, ehe diese Massregeln genommen und die nöthigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Feinden aufs Beste benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weisen Rathschläge des Herzogs *von Friedland* Eingang bei ihm gefunden hätten. *Wallenstein* rieth ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen, und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den *Gustav Adolphs* Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan, und die geschmeidigern Stände zu den Füssen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet, und von spanischen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausschlag, und anstatt den Mediations-Vorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehnten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstützte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe, und liess in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Churfürst von Bayern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müssig zu verhalten. Aber indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, versäumte *Oxenstierna* nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verliess er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmasslichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Führung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Churfürst von Sachsen aufs Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war blos, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen, oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen, und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Aehnliche Gesinnungen hegte der Herzog *Ulrich* von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte, und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniss unter ihnen zu stiften. Der Churfürst von Brandenburg allein, über den Einfluss neidisch, den ChurSachsen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohnes zu erblicken glaubte. *Oxenstierna* fand zwar die ehrenvollste Aufnahme am Hofe *Johann Georgs*, aber schwankende Zusagen von fortdauernder Freundschaft waren Alles, was er, der persönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzstift Magdeburg im Besitz, dessen Bischof die Befugniss hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestanten-Verbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, misslang ihm für jetzt und für immer, und er musste sich mit einzelnen unsicheren Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächern Hülfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier obern Kreise, die zu *Ulm* hatte vor sich gehen sollen, nach *Heilbronn*, wo über zwölf Reichsstädte, und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beschickten diesen Konvent, und *Oxenstierna* erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er behaupten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Berathschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht

erhalten, verlangte er von ihnen, dass sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber so viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeigten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Aussöhnung abzuschneiden, und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, dass eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Berathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs, und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. *Oxenstierna's* Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische Kanzler, was dreissig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, dass unter allen Unternehmungen die allermisslichste sey, von den Deutschen *Geld* zu erheben. Anstatt ihm die nöthigen Summen für neu zu errichtende Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwerden aus, und die Ausschweifungen der Truppen bei Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenstierna hatte im Dienst von zwei unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Förmlichkeiten und den bedächtlichen Gang republikanischer Verhandlungen zu gewöhnen, und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Fertig zum handeln, sobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eisern in seinem Entschluss, sobald er ihn einmal gefasst hatte, begriff er die Inconsequenz der mehresten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu hassen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieser Gelegenheit noch aus Grundsatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feste zuversichtliche Sprache die Ohnmacht des schwedischen Reichs zu bedecken, und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war, und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftlichen Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehen Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den blossen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte *Motion*, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und *Direktor* zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu, und ersuchte ihn *unterthänig*, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen, und die Last der Oberaufsicht auf *seine* Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Missbrauch der grossen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluss, unter dem Namen von Gehülfen, eine bestimmte Anzahl von *Aufsehern* an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalten, und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierung der Truppen mitzusprechen haben sollten. *Oxenstierna* wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniss fordernden, Entwurfes erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Alliirten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, dass man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich lassen würde. Dass es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, dass man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen eben so unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen *Oxenstierna's* zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die *Direktion* des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier obern Kreise enger und fester zusammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach *Gustav Adolphs* Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen *Friedrich* geendigt, nachdem dieser beklagenswerthe Fürst acht Monate lang den Hofstaat seines Beschützers vermehrt und im Gefolge desselben den kleinen Ueberrest seines Vermögens verschwendet hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freudigere Zukunft that sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschützer dahinraffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. *Gustav Adolph* durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe seiner Länder zu zögern, und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu erschweren; *Oxenstierna*, dem die Freundschaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, musste die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbronn sowohl die schon eroberten als die noch zu erobernden Pfälzischen Lande den Nachkommen *Friedrichs*, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geschehener Kostenerstattung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht blos auf das Pfälzische Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürsten erhielten, wiewol einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche dieser Krone eben so wenig von ihrem Eigenen kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniss, das den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die

protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wussten, so waren es doch grösstentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte *Gustav Adolph*, dass er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterliess nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entrissenen oder noch zu entreissenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger; und wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so musste er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen die Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog *Bernhard* von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Würtemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu, Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. « Man lege es in unserm Archiv nieder, » sagte er einesmals, « zum ewigen Gedächtniss, dass ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas begehrte, und dass der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zutheilte. »

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen, und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lausitz und Schlesien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen *von Thurn* gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der schwedischen Armee führt Herzog *Bernhard* nach Franken, den andern Herzog *Georg von Braunschweig* nach Westphalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Lechstrom und an der Donau wurden, während dass *Gustav Adolph* den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen *von Birkenfeld* und dem schwedischen General *Banner* gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu schwach, den siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals *von Altringer* unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu thun, mussten sie den schwedischen General *von Horn* aus dem Elsass zu Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrene Feldherr die Städte Benfeld, Schlettstadt, Kolmar und Hagenau der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen *Otto Ludwig* die Vertheidigung derselben, und eilte über den Rhein, um das *Banner*'sche Heer zu verstärken. Aber ungeachtet dieses nunmehr sechszehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, dass der Feind nicht an der schwäbischen Grenze festen Fuss gewann, Kempten eroberte, und sieben Regimenter aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblösste man das Elsass, wo Rheingraf *Otto Ludwig* nach *Horns* Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er musste mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog *Bernhard von Weimar* dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu kehren.

Bernhard hatte sich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt, und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugedacht. Auf die Einladung *Gustav Horns* setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bayerisches Heer unter *Johann von Werth* aus dem Felde, und vereinigte sich bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichstädt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht einen Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. *Altringers* Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs *von Friedland* gefesselt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empöruug der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutschland erworben hatte; selbst *Gustav Adolphs* Grösse war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Kabinet seine Plane anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherinn, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle grossen Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war *Gustav Adolphs* Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihn mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blute errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniss des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpressten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden musste er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange *Gustav Adolph* lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Officiere, *Pfuhl* und *Mitschefal*, schon bei Lebzeiten des Königs als unruhstiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Officieren der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Kommando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Sold entrichtet, und noch ausserdem jedem Einzelnen eine verhältnissmässige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. « Ungeheure Summen, » hörte man sie sagen, « würden täglich durch Brandschatzungen erpresst, und all dieses Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends ein Dank für diese unendliche Arbeit. Zu Heilbronn schreie man über den Muth-

willen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienst. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuste erfochten. » Das Heer der Missvergnügten mehrt sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen werden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen *Bernhards von Weimar*, noch die harten Verweise seines strengern Gehülfen waren vermögend, diese Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie bestanden darauf, dass jedem Regiment gewisse Städte zu Erhebung des rückständigen Soldes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieser Forderungen Rath zu schaffen; im Weigerungsfall, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblössen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskasse erschöpft und der Kredit gefallen war, musste den Kanzler in das höchste Bedrängniss stürzen; und schnell musste die Hülfe seyn, ehe derselbe Schwindel auch die übrigen Truppen ansteckte, und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug besass, diesen Streit beizulegen. Herzog *Bernhard* war der Liebling der Armee, und seine kluge Mässigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwierige Armee zu besänftigen; aber, seiner Wichtigkeit sich bewusst, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen, und der Verlegenheit des schwedischen Kanzlers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuängstigen.

Schon *Gustav Adolph* hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt, das aus den beiden Hochstiftern Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog *Bernhard* auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Oberkommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Missbrauch, den der Herzog von seiner Unentbehrlichkeit machte, entrüstete *Oxenstierna* so sehr, dass er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber besann er sich eines Bessern, und ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, entschloss er sich lieber, *ihn*, um welchen Preis es auch sey, an das schwedische Interresse zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Festungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Oberkommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Vorwande verweigert. Nicht lange säumte Herzog *Bernhard*, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch sein Ansehen und seine Thätigkeit stillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Grosse Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt, und noch weit grössere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer grossen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem *Gustav Horn* einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Grenze, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten, und Würtemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung verscheucht, ziehen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besitzung am Eingange der Schweiz war von äusserster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kostnitz schien besonders geschickt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. *Gustav Horn* unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber entblösst von Geschütz, das er erst von Würtemberg musste bringen lassen, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatze dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus so leicht zu versorgen war. Er verliess also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Kardinal Infant, Bruder *Philipps des Vierten* von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von *Wallensteins* Befehlen an dem Rhein zu agiren, und das Elsass zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Kommando des Herzogs *von Feria*, eines Spaniers, in Bayern; und um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde *Altringer* beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stossen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte *Gustav Horn* den Pfalzgrafen *von Birkenfeld* von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbeigerufen, und nachdem er sich zu Stockach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreissigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo *Gustav Horn* ihm einmal so nahe kam, dass beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Breisgau und Elsass, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Breysach zu entsetzen, und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen *Otto Ludwig* eine Grenze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert, und, unterstützt von dem Pfalzgrafen *von Birkenfeld*, der die Unterpfalz befreite, und den Herzog von Lothringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden aufs Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar musste er der Ueberlegenheit des Feindes weichen, aber bald rücken *Horn* und *Birkenfeld* zu seinem Beistande herbei, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsass vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den grössten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den *Herzog von Feria*, tödtet der Gram über die misslungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog *Bernhard von Weimar* mit achtzehn Regimentern Fussvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der Kaiserlich-bayerischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte *Altringer* diese Grenzen entblösst, um zu den italienischen Truppen des Herzogs *von Feria* zu stossen, als *Bernhard* seine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesschnelligkeit vor *Regensburg* stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oesterreich entscheidend; er

verschaffte ihnen festen Fuss an dem Donaustrom, und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte, dringende Rath, den der sterbende *Tilly* dem Churfürsten von Bayern ertheilte, und *Gustav Adolph* beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, dass ihm die Bayern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich gross war daher *Maximilians* Schrecken, als Herzog *Bernhard* diese Stadt überraschte, und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Kompagnien grösstentheils neugeworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayerische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayerische Joch gebeugt, und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. *Bernhards* Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, dass sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser grossen Verlegenheit lässt der Churfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog *von Friedland* ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander sendet *Ferdinand* mit diesem Auftrag an *Wallenstein*, der die schleunigste Hülfe zusagt, und auch wirklich schon dem Churfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch *Gallas* berichten lässt, aber diesem Feldherrn bei Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der bayerische Kommandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Bauern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs Sorgfältigste bewacht, dass sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke bestürmte, sorgte er durch eine anständige Kapitulation für sich selbst und die Besatzung, und überliess die bayerischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog *Bernhards* Entwürfe, und seinem kühnen Muth ist Bayern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen, und ihm seine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubing erobert, während dass ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms, und setzt im Angesicht des bayerischen Generals *von Werth*, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an *Wallenstein* seine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern aufs Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende *Bernhard* seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich der Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übelgesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht *Wallensteins* bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen *Wallenstein* zu vertheidigen, und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuschlagen. Aber *Wallenstein*, dem es nie in den Sinn gekommen war, grosse Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. *Bernhard* endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem *Gustav Horn* in Schwaben, der Pfalzgraf *von Birkenfeld*, General *Baudissin* und Rheingraf *Otto Ludwig* am Ober- und Niederrhein, und Herzog *Bernhard* an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westphalen von dem Herzog *von Lüneburg* und dem Landgrafen *von Hessen-Kassel* nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung *Hameln* eroberte Herzog *Georg* nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General *von Gronsfeld*, der an dem Weserstrom kommandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei *Oldendorf* ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf *von Wasaburg*, ein natürlicher Sohn *Gustav Adolphs*, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs werth. Sechszehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiserlichen und vier und siebzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt *Osnabrück* zwang der französische Oberste *Kniephausen*, und *Paderborn* der Landgraf von Hessen-Kassel zur Uebergabe; dafür aber ging *Bückeburg*, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich, und das nächste Jahr nach *Gustav Adolphs* Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem grossen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633sten Jahres auszeichneten, muss die Unthätigkeit eines Mannes, der bei Weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit *Wallenstein* messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines grossen Gegners lässt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indess die Verluste des Kaisers in Bayern, in Niedersachsen, am Rhein, seine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniss für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Officiere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Grossmuth belohnt, und das

Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiserlichen Provinzen durch übermässige Kontributionen und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der österreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohl gepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen Andern zu eröffnen, und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der Letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war *Schlesien* der grössten Gefahr ausgesetzt. Drei verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen *von Thurn*, eine sächsische unter *Arnheim* und dem Herzog *von Lauenburg*, und eine brandenburgische unter *Borgsdorf*, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im Besitz, und selbst *Breslau* hatte die Partei der Alliirten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Hass der Schweden und Sachsen liess sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. *Arnheim* und *Thurn* zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulichern Fuss, und oft geschah es, dass die Officiere beider feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man liess die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, dass sie von Wien grosse Summen gezogen. Unter so zweideutig gesinnten Alliirten sahen sich die Schweden verkauft und verrathen, und an grosse Unternehmungen war bei einem so schlechten Verständniss nicht zu denken. Auch war der General *von Arnheim* den grössten Theil der Zeit abwesend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich *Wallenstein* schon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vier und zwanzig tausend hatten ihm die Alliirten entgegen zu setzen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen, und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber *Wallenstein* liess sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verliess er seine Verschanzungen, und zog mit ruhigem stolzem Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, liess er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte *Wallenstein* auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten liess sie nicht bemerken, dass er sein Spiel mit ihnen trieb, und dass er ihnen die Niederlage grossmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, dass *Er* der Herr sey, und dass nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, liess er den Kommandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstossen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuss weit im Gesichte, als der Graf *Terzky* aus dem *Wallenstein*'schen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erschien, den General *von Arnheim* zu einer Konferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, dass *Wallenstein*, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. « Er sey gekommen, » sagte er, « mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schliessen, die Soldaten zu bezahlen, und jedem Genugthuung zu verschaffen. Alles diess stehe in seiner Hand, und wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle *Er* sich mit den Alliirten vereinigen, und (was er *Arnheimen* zwar ins Ohr flüsterte) den Kaiser zum Teufel jagen. » Bei einer zweiten Zusammenkunft liess er sich gegen den Grafen *von Thurn* noch deutlicher heraus. « Alle Privilegien, » erklärte er, « sollten aufs Neue bestätigt, alle böhmischen Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der Erste seyn, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden. » Der letzte Punkt enthielt den Aufschluss des ganzen Räthsels. « Wenn *Er* die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebenen sich seiner Grossmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das pfälzische Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafschaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen. »

Jetzt also war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er schon Jahre lang in geheimnissvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, dass zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs *von Friedland* hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeflösst, allen Vorstellungen Bayerns und Spaniens entgegen und auf Kosten seines eigenen Ansehens, diesem gebieterischen Mann ein so uneingeschränktes Kommando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit *Wallensteins* war durch seine lange Unthätigkeit längst erschüttert worden, und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Aufs Neue erwachten jetzt seine Gegner an *Ferdinands* Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Fehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bei diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beissender Kritik von ihnen gemustert, sein hochfahrender Trotz und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Unterthanen über seine grenzenlosen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterliessen nicht in *Ferdinands* Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen; aber der Schritt war einmal geschehen, und die grosse Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne grosse Gefahr nicht entrissen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war Alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um diess mit einigem Erfolg zu können, musste man sie zu *theilen*, vor allen Dingen aber sich ausser Abhängigkeit von *seinem* guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden

Versuch, ihm einen andern General an die Seite zu setzen, oder einen unmittelbaren Einfluss auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so musste man sich durch einen Kunstgriff heraushelfen. *Wallenstein* war kaiserlicher Generalissimus in Deutschland; aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmassen. Man lässt also in Mailand eine spanische Armee errichten, und unter einem spanischen General in Deutschland fechten. *Wallenstein* ist also der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu seyn, und im Nothfall hat man *gegen ihn selbst* eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestirte er bei dem Kardinal-Infanten gegen diese vertragswidrige Neuerung; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General *Altringer* mit Verstärkung zuzusenden. Zwar wusste er diesem durch strenge Verhaltungsbefehle die Hände so sehr zu binden, dass die italienische Armee in dem Elsass und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum Zweitenmal sein Kommando und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, musste er mit Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Officiere, und durch seine Freigebigkeit gegen die andern, hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert; also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, so etwas Grosses, als *Wallenstein* in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschliessen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger, als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausliess, hatte er noch für rathsam gefunden, sich bei seiner kühnen Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen *von Kinsky* bei dem französischen Bevollmächtigten *Feuquieres* zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr misstrauischer Vorsicht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäss ausfielen. *Feuquieres* erhielt Befehl von seinem *Hofe*, allen Vorschub von Seiten Frankreichs zu versprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade diese überkluge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit grossem Erstaunen, dass ein Anschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wusste, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. *Feuquieres* fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der Erstern, und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten *Wallensteins* ein gleich grosses Misstrauen setzte, und noch weit weniger Geschmack an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniss war, dass der Herzog schon ehedem mit *Gustav Adolph* in ähnlichen Traktaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen, und seine übermässigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbesonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und misstrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner *Redlichkeit* als an seiner *Klugheit* zu zweifeln. *Oxenstierna's* Bedenklichkeiten steckten endlich selbst *Arnheimen* an, der in vollem Vertrauen auf *Wallensteins* Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, dass er dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch überlassen möchte. Man fing an zu argwohnen, dass der ganze Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sey, die Alliirten zu entwaffnen, und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. *Wallensteins* bekannter Charakter widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, dass man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündniss zu ziehen suchte, und ihnen sogar ihre besten Truppen abforderte, äusserte er sich gegen *Arnheim*, dass man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während dass sich die sächsischen Officiere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in grosser Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate darauf nicht ohne grosse Mühe erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu sehen, um die Alliirten zu schwächen, und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüssten. Aber er machte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfall entgegensah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenstillstand die Alliirten in Sicherheit stürzte, so erhob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben, und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schliessen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloss er endlich seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche, und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General *von Holk* von Böhmen aus in das Meissnische eingefallen, hatte Alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Churfürsten in seine Festungen gejagt, und selbst die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlesien setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihn zu *Adorf* auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillstand machte *Wallenstein* aufs Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lausitz in Sachsen fallen wollte, und liess ausprengen, dass *Piccolomini* schon dahin aufgebrochen sey. Sogleich verlässt *Arnheim* sein Lager in Schlesien, um ihm nachzufolgen und dem Churfür-

stenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblösst, die unter dem Kommando des Grafen *von Thurn* in sehr kleiner Anzahl bei *Steinau* an der Oder gelagert standen; und gerade diess war es, was der Herzog gewollt hatte. Er liess den sächsischen General sechszehn Meilen voraus in das Meissnische eilen, und wendete sich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General *Schafgotsch* geschlagen, und das Fussvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeschlossen. *Wallenstein* gab dem Grafen *von Thurn* eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit drittehalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umständen konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Officiere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln, der Anstifter des böhmischen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf *von Thurn*, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses grossen Verbrechers, und geniesst schon im Voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süsserer Triumph, und *Thurn* erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, dass er *mehr* wusste, als man in Wien erfahren durfte, und dass *Wallensteins* Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. « Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen? » schreibt er mit boshaftem Spotte an die Minister, die ihn über diese unzeitige Grossmuth zu Rede stellen. « Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun, als im Gefängniss. »

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Gross-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. *Schafgotsch*, der in Schlesien zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte *Breslau* vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilegien wachte, und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten *Illo* und *Götz* schickte *Wallenstein* nach der Warta, um bis in Pommern und an die Küste der Ostsee zu dringen, und *Landsberg*, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach *Wallenstein* selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bauzen zur Uebergabe zwang. Aber, es war ihm nur darum zu thun, den Churfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet, und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog *Bernhards* am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlesien raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen, und den Churfürsten von Bayern hülflos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Obersachsen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verschoben, und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonnanzen des Kaisers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen *von Altringer,* der den Lech und die Donau gegen *Horn* und *Bernhard* zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, sich blos vertheidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Churfürsten wies er, so oft sie ihn um Hülfe anflehten, an *Altringer,* der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in Geheim aber band er demselben durch die strengsten Instruktionen die Hände, und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog *Bernhard vor* Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Churfürst ihre Aufforderung um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General *Gallas* mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken würde; aber auch diess unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bisthum Eichstädt, jetzt auch Regensburg, Straubing, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofs zu gehorsamen, rückte er so langsam, wie er konnte, an die bayerische Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht so bald, dass man von schwedischer Seite daran arbeitete, ihm durch Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs Schleunigste, und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müsse der Vertheidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen, und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigenthum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderm Tone seine Mahnung, dass er sich gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Grenzen zu hindern — *Er* aber endigte den Feldzug für dieses Jahr, und liess seine Truppen aufs Neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreich nehmen.

Ein so fortgeführter Trotz, eine so beispiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsetzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äusserst zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mussten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmässigkeit zu geben, und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, dass der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber wie undurchdringlich er sich auch glaubte, so rechtfertigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaisers bestürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte *Ferdinand* schon zu verschiedenen Zeiten Kundschafter in das *Wallenstein*'sche Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu

geben, blosse Muthmassungen zurück brachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter *Wallenstein* mit gleichen Lasten gedrückt hatte, sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Churfürst von Bayern die Drohung fallen liess, sich, bei längerer Beibehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Absetzung bestand, und im Weigerungsfall die Subsidiengelder seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum Zweitenmal in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Kommando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee belehrten den Herzog bald, dass der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet, und seine Abdankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherren in Oesterreich, dem *Wallenstein* bei Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehorsamen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürsten von Bayern zu stossen; und an *Wallenstein* selbst erging die gebieterische Weisung, dem Kardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Anstalten sagten ihm, dass der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu *entwaffnen*, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf einmal zu Grunde zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung musste er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der Anfangs nur zu seiner Vergrösserung bestimmt war. Länger als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil *die Zeit noch nicht gekommen war*. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das Erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obristen *Kinsky*, *Terzky* und *Illo*, waren schon längst in das Geheimniss gezogen, und die beiden ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Hass gegen die Regierung, und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie aufs Engste mit *Wallenstein*, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obristen *Illo* hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen, und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuschlagen, weil sich sonst mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten, und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als *Illo* hernach zur Armee zurückkam, war sein Erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustossen. « Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient, » rief er, « dass meine Verwendung so gering geachtet, und euern Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich. » *Illo* stimmte bei, und so wurde zwischen Beiden ein enges Bündniss gestiftet.

Aber was diese drei Vertrauten des Herzogs wussten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniss für die Uebrigen, und die Zuversicht, mit der *Wallenstein* von der Ergebenheit seiner Officiere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende Vermuthung musste sich in Gewissheit verwandeln, ehe er seine Maske abwarf, und sich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf *Piccolomini*, derselbe, der sich in dem Treffen bei Lützen durch einen beispiellosen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erste, dessen Treue er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch grosse Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen, weil *Piccolomini* unter einerlei Konstellation mit ihm geboren war. Diesem erklärte er, dass er, durch den Undank des Kaisers und seine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entschlossen sey, die österreichische Partei zu verlassen, sich mit dem besten Theile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen, und das Haus Oesterreich in allen Grenzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sey. Auf *Piccolomini* habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet, und ihm schon in Voraus die glänzendsten Belohnungen zugedacht. — Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegen setzen würden, spottete *Wallenstein* seiner Furcht. « Bei solchen Wagestücken, » rief er aus, « sey nur der Anfang schwer; die Sterne seyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluss stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen. » *Piccolomini* hütete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Misstrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, dass es ihm, aller Warnungen des Grafen *Terzky* ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Kommandeurs der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahrszeit wieder zu erobern, und die Armee zu Verstärkung des Kardinal-Infanten um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog *von Friedland* über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Kommandeurs erschienen; aber gerade die wichtigsten, *Gallas*, *Kolloredo* und *Altringer*, blieben aus. Der Herzog liess seine Einladung an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war, zu unternehmen. Einen stolzen, tapfern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Gesetze zu verehren, auf Einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erscheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmässige, durch

lange Verjährung befestigte, durch Religion und Gesetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmässigen Throns, zu zerstören; alle jene unvertilgbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den gebornen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte *Wallenstein* den Abgrund nicht, der zu seinen Füssen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft, versäumte er — das gewöhnliche Loos starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. *Wallenstein* sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte, und die wilde Licenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf: an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Schaaren behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Grösse, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst, und wie viel er der *Würde* dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmässige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Throns befestigt war. Grösse für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die *legale* Grösse Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall *von Illo* übernahm es, die Gesinnungen der Kommandeurs zu erforschen, und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofs an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wusste, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Beredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. « Spanischer Einfluss, » behauptete er, « leite alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Solde; nur der Herzog *von Friedland* habe bis jetzt dieser Tyrannei widerstanden, und deswegen den tödtlichsten Hass der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Kommando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen, und bis es ihnen mit einem von Beiden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Kommando in die Hände zu spielen, blos damit man diesen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde *herumführen*, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen könne. Blos um die Armee zu vermindern, begehrt man sechstausend Mann für den Kardinal-Infanten; blos um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee, während dass sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiss der Provinzen bereichern, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche lässt. Für alle Dienste, die er innerhalb zwei und zwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Seinigen zugesetzt, erwartet ihn eine zweite schimpfliche Entlassung. — Aber er erklärt, dass er es dazu nicht kommen lassen will. Von freien Stücken entsagt er dem Kommando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Diess ist es, fuhr der Redner fort, was er den Obristen durch mich entbietet. Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersetze, die er im Dienste des Kaisers aufgewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat. »

Ein allgemeines Geschrei, dass man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmsten werden abgeordnet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen, und ihn flehentlich zu bitten, dass er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein, und ergab sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von *seiner* Seite schien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Kommandeurs nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen, und *für* ihn den letzten Blutstropfen auszusetzen. Wer sich von dem Bunde absondern würde, sollte für einen treuvergessenen Verräther gelten, und von den übrigen als ein gemeinschaftlicher Feind betrachtet werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: « *So lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde*, » entfernte jede Missdeutung, und keiner der versammelten Kommandeurs trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall *Illo* ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vorsich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weindünsten taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehresten mahlten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, *was* sie unterschrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder misstrauischer waren, durchliefen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erstaunen, dass die Klausel: « So lange *Wallenstein* die Armee zum Besten des Kaisers gebrauchen würde, » hinweggelassen sey. *Illo* nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Klausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. *Piccolomini*, der den ganzen Betrug durchschaute, und blos in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Auftritte Theil nahm, vergass sich in der Trunkenheit so, dass er die Gesundheit des Kaisers aufbrachte. Aber jetzt

stand Graf *Terzky* auf, und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und *Illo's* Beredsamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von Jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widersetzung der Kommandeurs riss ihn auf Einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte. Zudem waren die mehrsten Namen so unleserlich gekritzelt, dass man eine unredliche Absicht dahinter vermuthen musste. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, liess er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Kommandeurs am folgenden Morgen zu sich, und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu widerholen, welchen *Illo* den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widersetzlichkeit, und erklärte, dass er durch diese Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Obristen, erschienen aber, nach einer kurzen Berathschlagung im Vorzimmer, aufs Neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen, und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten, oder sich im Weigerungsfall ihrer Personen zu bemächtigen. *Wallenstein* erneuerte daher seine Einladung, und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet, und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. *Altringer* blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem festen Schloss Frauenberg liegen. *Gallas* fand sich zwar ein, aber blos um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und *Piccolomini* gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofs auf Einmal in die schrecklichste Gewissheit. Aehnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, liessen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veränderung der Kommandanten-Stellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe musste schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erliess also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog *von Friedland* nebst seinen beiden Anhängern, *Illo* und *Terzky*, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte diess aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General *Gallas* ein offenes Patent, worin allen Obersten und Officieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen, und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde, an den Generallieutenant *von Gallas* verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über Alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General *von Gallas* war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand sich zu Pilsen, unter den Augen desjenigen, dessen Schicksal er bei sich trug, in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber *Wallenstein* das Geheimniss seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so war es noch weit misslicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gesinnungen der Kommandeurs waren ungewiss, und es liess sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal gethanen Schritt, den kaiserlichen Versicherungen zu trauen, und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf *Wallenstein* gebaut hatten, auf Einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagestück, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äussere Majestät und innere Grösse verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein knechtisches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, dass selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverraths diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein sehnlichster Wunsch war, sich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit *Altringern* zu besprechen. Da das lange Aussenbleiben des Letztern schon anfing Verdacht bei dem Herzog zu erregen, so erbot sich *Gallas*, sich in eigener Person nach Frauenberg zu verfügen, und *Altringern*, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. *Wallenstein* nahm diesen Beweis seines Eifers mit so grossem Wohlgefallen auf, dass er ihm seine eigene Equipage zur Reise hergab. Froh über die gelungene List, verliess *Gallas* ungesäumt Pilsen, und überliess es dem Grafen *Piccolomini*, *Wallensteins* Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedrohten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Ober-Oesterreich, wo man von der Nähe des Herzogs *Bernhard von Weimar* die grösste Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiss und Tabor aufs Neue für den Kaiser besetzt, und alle Anstalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch *Gallas* an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es *Piccolomini*, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubniss aus, den *Gallas* zurückzuholen, und *Wallenstein* liess sich zum Zweitenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den

Grafen *Piccolomini* liess er in seinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beispiel des *Gallas* folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte *Wallenstein* versprochen zurückzukehren; dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General *vonSuys* nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflichten zu nehmen, und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt sich *Gallas* allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lagern werden Plakate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrei erklären, und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beispiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch *Piccolomini* sich nicht wieder sehen lässt, fällt die Decke von *Wallensteins* Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von *Piccolomini's* Abfall lässt er den Befehl bekannt machen, dass man ins Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von *Terzky* und *Illo* herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen, und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln, und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog *Bernhard*, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen, und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte *Terzky* nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplotts, den eilfertigen Anmarsch des *Piccolomini*, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den grossen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe, nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Beistands der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem *Oxenstierna* und *Arnheim* seinen ernstlichen Vorsatz und seine Noth erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsicher Seite sollte ihm Herzog *Franz Albert* von Sachsen-Lauenburg viertausend, von schwedischer Herzog *Bernhard* und Pfalzgraf *Christian von Birkenfeld* sechstausend Mann geprüfter Truppen zuführen. *Wallenstein* verliess Pilsen mit dem *Terzky*'schen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder sich doch stellten, es zu seyn, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu seyn, und die Vereinigung mit Herzog *Bernhard* zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General *Schafgotsch* in Schlesien für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, dass Viele, selbst von denen, die längst von ihm abgefallen waren, beim ersten Schimmer seines wiederauflebenden Glückes, zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Muth gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, dass einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniss ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. « Beim Kaiser, » fing er an, « sind Eure fürstliche Gnaden ein gewisser, ein grosser und hoch ästimirter Herr; beim Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig seyn, und stets wird er fürchten, dass Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deswegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit ist. » — « und wie ist da noch zu helfen? » fiel der Herzog ihm ins Wort — « Sie haben, » erwiederte Jener, « vierzigtausend *Armirte* (Dukaten mit geharnischten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand, und reisen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, dass Sie alle bisherigen Schritte blos gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen, und die Redlichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und da nun die Meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtausend Armirten, gewisslich willkommen heissen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden. » — « Der Vorschlag ist gut, » antwortete *Wallenstein* nach einigem Nachdenken, « aber der Teufel traue! »

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, dass der *Undankbare* unter den Streichen des *Undanks* erliegen sollte. Unter seinen Officieren hatte *Wallenstein* einen Irländer, Namens *Lesslie*, mit vorzüglicher Gunst beehrt, und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser *Lesslie* im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obristen *Buttler*, und dem Obristlieutenant *Gordon*, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. *Lesslie* fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmässigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Massregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert. Um jedoch der

Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschliesst man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet von einander mit dem gewagten Entschluss, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniss umhüllt dieses schwarze Komplott, und *Wallenstein*, ohne Ahnung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treusten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Grösse der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine fürchterlich verlassene Lage, die Nothwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen *Lesslie* ergiesst sich der ganze Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreisst ihm das letzte noch übrige Geheimniss. Er entdeckt diesem Officier seinen Entschluss, Eger und Elnbogen, als die Pässe des Königreichs, dem Pfalzgrafen *von Birkenfeld* einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs *Bernhard* in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche *Lesslie* seinen Mitverschwornen aufs Schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluss. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvor zu kommen, beschliessen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu *ermorden*.

Damit diess mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bei einem Gastmahle vollzogen werden, welches der Obriste *Buttler* auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die Andern alle erschienen; nur *Wallenstein*, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaften zu taugen, liess sich entschuldigen. Man musste also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beschloss man der Abrede gemäss zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten *Illo*, *Terzky* und *Wilhelm Kinsky*, und mit ihnen Rittmeister *Neumann*, ein Officier voll Fähigkeit, dessen sich *Terzky* bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplott gezogen war, in das Schloss eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt, und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs *Buttler*'sche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstossen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überliessen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und *Wallensteins*, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souverainen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und *Illo* entdeckte mit vielem Uebermuth, dass in drei Tagen eine Armee dastehen werde, dergleichen *Wallenstein* niemals angeführt habe. — « Ja, » fiel *Neumann* ein, « und dann hoffe er, seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen. » Unter diesen Reden wird das Desert aufgetragen, und nun gibt *Lesslie* das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf Einmal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Grusse : *Vivat Ferdinandus !* hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. *Kinsky* und *Terzky* werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; *Neumann* allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur *Illo* hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem *Gordon* seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf, und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahin gestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte *Lesslie* nach der Stadt, um einem Auflauf zuvor zu kommen. Als die Schildwachen am Schlossthor ihn ausser Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne, dass er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und *Lesslie's* schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nunmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung, und die Massregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, so wie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs Neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn, und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert *Buttler*'sche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Strassen durchreiten mussten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten, und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger, und jeden Zugang zum Friedländischen Schlosse, das an den Markt stiess, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, dass der Herzog weder entkommen noch Hülfe von Aussen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden, oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut, und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergrösse; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung. Man erinnert sich der Drohungen, welche *Neumann* und *Illo* bei der Tafel ausgestossen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluss, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann *Deveroux*, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während dass jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich *Wallenstein* in einer Unterredung mit *Seni*, es in den Sternen zu lesen. « Die Gefahr ist noch nicht vorüber, » sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. « Sie *ist es*, » sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. « Aber dass Du mit Nächstem wirst in den Kerker geworfen werden, » fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, « das, Freund *Seni*, steht in den Sternen geschrieben ! » Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und *Wallenstein*

war zu Bette, als Hauptmann *Deveroux* mit sechs Hellebardierern vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der es nichts Ausserordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet, und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stossen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt, und den Schlüssel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. « Freund, » ruft *Deveroux* ihn an, « jetzt ist es Zeit zu lärmen. » Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von Innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fusstritte.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgepocht worden, und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstossenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen *Terzky* und *Kinsky*, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand *Deveroux* mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im blossen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. « Bist Du der Schelm, » schreit *Deveroux* ihn an, « der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen, und seiner Majestät die Krone vom Haupte herunter reissen will? Jetzt musst du sterben. » Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschliessen *Wallensteins* Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoss der Partisane, und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustossen.

Den Tag darauf langt ein Expresser von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein anderer Lakei wird in Friedländischer Livree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und *Franz Albert* überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, dass Herzog *Bernhard von Weimar*, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von *Wallensteins* Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreissen. *Ferdinand* weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne, und liess für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelmessen lesen; zugleich aber vergass er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrenschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte *Wallenstein*, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und ausserordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch gross und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Mass gehalten hätte. Die Tugenden des *Herrschers* und *Helden*, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des *Menschen*, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben. *Furcht* war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen wusste er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu seyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den *Gehorsam* höher als den *Gegenstand* schätzte. Einmals liess er bei Lebensstrafe verbieten, dass in der ganzen Armee keine anderen als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füssen trat. *Wallenstein*, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obristen. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmässigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlasst, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, dass *Wallenstein* selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen liess, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung Statt fand : « *Lass die Bestie hängen*, » zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. « So hänge man dich unschuldig, » sagte der Unmenschliche; « desto gewisser wird der Schuldige zittern. » Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluss fasst, nicht ohne Rache zu sterben. Wüthend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. « Jetzt lasst ihn laufen, » sagte der Herzog. « Es wird Schrecken genug erregen. » — Seine Freigebigkeit wurde durch unermessliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschatzungen zu erpressen wusste. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, dass er ihr System durchschaute, und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit *Samuels* des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch *Wallenstein* die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als Beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muss man, zur Steuer der Gerechtigkeit, gestehen, dass es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses ausserordentlichen Mannes überliefert haben, dass die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine strenge bewiesene Thatsache, blos auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen blos seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Misstrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein

Betragen gegen den Churfürsten von Bayern von einer unedeln Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten *berechtigt* uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antrieben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen; so fiel *Wallenstein*, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, dass er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, dass ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

FÜNFTES BUCH.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, seinen Sohn *Ferdinand*, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf *von Gallas* das Kommando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während dass der Prinz diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Ansehen schmückt. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter *Ferdinands* Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Kardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog *Bernhard von Weimar* in das Innerste von Bayern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; *Ferdinand* betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird *Nördlingen* in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte musste der schwedischen Partei um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundesgenossen in der Noth zu verlassen, und der Rachsucht eines unversöhnlichen Siegers Preis zu geben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die schwedische Armee, unter der Anführung *Horns* und *Bernhards von Weimar*, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, wenn es eine Schlacht kosten sollte, die Stadt zu entsetzen.

Das Unternehmen war misslich, da die Macht des Feindes der schwedischen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen musste, und die Bestimmung der italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indessen eine solche Stellung erwählen, dass Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte *Gustav Horn* in dem schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Ansehen Herzog *Bernhards* überstimmt, musste sich *Gustav Horn* wider Willen zu einer Schlacht entschliessen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwarze Ahnung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Besetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war misslungen, weil der mühsame Transport des Geschützes durch Hohlwege und Gehölze den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt, und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tages, um sie im Sturme zu ersteigen. Die ungestüme Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu kommandirten Brigaden glücklich erstiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengesetzten Seiten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegen einander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, dass ein Pulverfass in die Luft fliegt, und unter den schwedischen Völkern die grösste Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschliesst sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber indessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von *Bernhard* herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, dass *Gustav Horn*, der ihn anführt, sich zum Rückzug entschliessen muss. Anstatt diesen Rückzug seines Gehülfen decken, und den nachsetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog *Bernhard* selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die *Horn*'schen Völker mit in Verwirrung bringt, und die Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. *Gustav Horn* selbst geräth nebst drei andern Generalen in die Gefangenschaft. Herzog *Bernhard* rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichskanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Würtemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'schen Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Strassburg, und die hülflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mässigung gegen

die Besiegten würde alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung, und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bei *Oxenstierna; Oxenstierna* suchte sie bei den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen, es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungestüm geforderten Rückstände zu bezahlen. *Oxenstierna* wendet sich an den Churfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verlässt, um mit dem Kaiser zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er spricht die niedersächsischen Stände um Beistand an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt blos für sich selbst, und Herzog *Georg von Lüneburg*, anstatt dem obern Deutschland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Alliirten hülflos gelassen, bemüht sich der Kanzler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und von der äussersten Noth getrieben, entschliesst er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauern Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem *Richelieu* längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsass zu unterstützen. Dieser äusserste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es liess sich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem theuern Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat er jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte *Oxenstierna*, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Besitzungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an *Richelieu* abgetreten; jetzt schickten die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsass, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeute, hatte man an den Bisthümern, Metz, Tull und Verdün gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten, selbst gegen ihre rechtmässigen Eigenthümer beschützte. Das Trierische Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsass zu seinen weitläufigen Besitzungen zu schlagen, und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Grenze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose habsüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft, nur nach Vergrösserung strebte, und, indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerinn annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen, und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Cessionen machte Frankreich sich anheischig, den schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diversion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Churfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Kardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abschlug, und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte ihm *Richelieu*, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu seyn, wobei weniger Vortheile zu ernten und grössere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des *Kardinals von la Valette* eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland gesendet, die in Vereinigung mit Herzog *Bernhard*, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als selbst die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Aussöhnung des Churfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und sie zu befördern, endlich im Jahre 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Nie hatte der Churfürst von Sachsen die Anmassungen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem deutschen Reiche Gesetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche *Oxenstierna* an die deutschen Reichsstände machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte aufs Kräftigste die Bemühungen des spanischen Hofs, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüstenden Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen häuften, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, liess endlich der Churfürst die gemeine Sache im Stich, und weniger besorgt um das Loos seiner Mitstände und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutschland zu einem so ausschweifenden Grade gestiegen, dass das Gebet um Frieden von tausendmal tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleissige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen und Wohlleben und Ueberfluss geherrscht hatte. Die Felder, von der fleissigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschoss, oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiss eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während dass ihre verarmten Bewohner hingin-

gen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Geissel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen, und die Freiheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes, und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandschatzungen ausgesogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiss eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fussstapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewiesen. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgesogenen Länder daher stürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Misswachs das Elend. Die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite, und Völlerei auf der andern, brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der *Soldat* (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu pressen) der *Soldat herrschte*, und dieser brutalste der Despoten liess seine eigenen Führer nicht selten seine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich sehen liess, als der rechtmässige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verkriechen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, dass es *fremde* Mächte waren, welche Deutschland ihrer Habsucht aufopferten, und die Drangsale des Krieges vorsätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, musste Deutschland unter der Geissel des Krieges bluten; damit *Richelieu* in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und wenn sowohl Schweden, als deutsche Reichsstände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen, oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn Alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? wenn man Alles, was so sauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben musste? War es nicht wünschenswerther, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Ersatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde, wie im Kabinet, standhaft zusammen hielten, und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre *Trennung* allein machte den Feind mächtig, und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieses grösste aller Uebel fügte der Churfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erstern beschleunigte die Abschliessung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee, und die Entkräftung des schwedischen Reichs liess keine grossen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Grossmuth des Kaisers zu Nutze zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. *Oxenstierna*, der die Stände in Frankfurt versammelte, *forderte*; der Kaiser hingegen *gab*: und so bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beiden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte, und blos auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutschen Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Chursachsen und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schlossen, und sich eigenmächtig zu Gesetzgebern über Deutschland aufwarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden von diesem willkürlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religion ohne Zuziehung der dabei so sehr interressirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede ein Reichsgesetz seyn, als ein solches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluss, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und so musste er, allen ständischen Rechten zuwider, ein Gesetz anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Pragische Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der *Willkür*; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedikt hatte den Bruch zwischen Chursachsen und dem Kaiser vorzüglich veranlasst; also musste man auch bei der Wiederaussöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, dass alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und besessen worden, noch *vierzig* Jahre, jedoch ohne Reichstagsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, in welchem das Restitutionsedikt sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Kommission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und gesetzmässig darüber verfügen und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder

Theil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erscheinung des Restitutionsedikts ausgeübt habe. Diese Auskunft also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu ersticken, *suspendirte* nur auf eine Zeit lang seine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Das Erzstift Magdeburg bleibt dem Prinzen *August von Sachsen*, und Halberstadt dem Erzherzog *Leopold Wilhelm*. Von dem Magdeburgischen Gebiet werden vier Aemter abgerissen und an Chursachsen verschenkt; der Administrator von Magdeburg, *Christian Wilhelm von Brandenburg*, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicher Weise längst schon durch *Gustav Adolphs* Grossmuth besitzen; Donauwörth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Churstimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In diesem wurde dem Churfürsten von Sachsen die Lausitz als ein böhmisches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesien noch besonders gehandelt.

Alle evangelischen Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen, und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; blos die Fürsten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, so ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und diejenigen Stände, die unter *Oxenstierna's* Direktion den *Rath* der oberdeutschen Kreise ausmachten, schloss man aus; nicht sowohl um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben, und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bestärkte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Misstrauen und Widersetzungsgeist, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren, und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Pragische Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Bestreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Sekte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach *diesen* hat man der Kirche von ihren unveräusserlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Genuss der geistlichen Güter bewilligte; nach *jenen* hatte man eine Verrätherei an der protestantischen Kirche begangen, weil man seinen Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt als der Churfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, dass ein grosser Theil der evangelischen Stände seinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürst von Brandenburg, Herzog *Wilhelm von Weimar*, die Fürsten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bei. Landgraf *Wilhelm von Hessen* schien eine Zeit lang unschlüssig, oder stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und seine Massregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westphalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäss, zurück geben sollte. *Herzog Bernhard von Weimar*, dessen Staaten noch blos auf dem Papier existirten, kam nicht als kriegführende Macht, desto mehr als kriegführender *General* in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Pragischen Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war seine Tapferkeit, und in seinem Degen lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn gross und bedeutend, nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Pragischen Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland hereingerufen, Retter der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, sahen sie sich jetzt auf einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf einmal in allen ihren Planen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Pragischen Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen, und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie hereingerufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich liess zwar der Churfürst von Sachsen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld bestehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugesetzt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld musste ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. « Die Churfürsten von Bayern und Sachsen, » antwortete *Oxenstierna*, « liessen sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten, und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hause weisen? » Die getäuschte Hoffnung schmerzte

um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwärtiger Besitz alt und ohne Succession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Pragischen Frieden dem Churfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Festsetzung der Schweden in diesen Grenzen des Reichs empörten sich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635sten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsstädten besonders, verliessen ihre Parthei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besiegt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutschland, der Hauptsitz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs. *Philippsburg*, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser grosse Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, musste gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bei Weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beiden Feinden man sich entledigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bei den Polen in Achtung zu setzen, und bei den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinstürmten, setzte sich der standhafte, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist *Oxenstierna's* entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn, selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partei beraubte ihn zwar eines grossen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie; und je grösser die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreiende Undankbarkeit der Stände und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren), entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis aufs Aeusserste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und wenn man das deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der *Macht*, nicht der *Furcht* zu unterliegen.

In der grossen Extremität, worin die Schweden sich durch die Desertion ihrer Alliirten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegen eilte. Das Interesse beider Kronen war aufs Engste an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland gänzlich verfallen liess. Die durchaus hülflose Lage der Letztern war vielmehr eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschliessung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen *Gustav Adolphs* befehdet, ohne einen öffentlichen oder förmlichen Bruch, blos durch die Geldhülfe, die es den Gegnern desselben leistete, und durch seine Geschäftigkeit, die Zahl der Letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet schnellen und ausserordentlichen Glück der schwedischen Waffen, schien es seinen Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzustellen, das durch die Uebergenheit der Schweden gelitten hatte. Es suchte die katholischen Reichsfürsten durch Neutralitätsverträge gegen den schwedischen Eroberer zu schützen, und war schon im Begriff, da diese Versuche misslangen, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen. Nicht so bald aber hatte *Gustav Adolphs* Tod und die Hülflosigkeit der Schweden diese Furcht zerstreut, als es mit frischem Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte, und den Unglücklichen in vollem Masse den Schutz angedeihen liess, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerstande, den *Gustav Adolphs* Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrösserungsentwürfen entgegen setzten, ergreift es den günstigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die seines mächtigen Schutzes bedürftig sind, Gesetze vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und was vorher nur eine schöne Chimäre war, lässt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und sobald es durch seinen Traktat mit den Deutschen seine Privatzwecke sicher gestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während dass sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erschöpften, hatte es seine Kräfte geschont, und zehn Jahre lang den Krieg blos mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert, und strengt sich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es lässt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und schickt sechs verschiedene Heere aus, während dass es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutsche Fürsten besoldet. Belebt durch die Hoffnung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor, und getrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Pragischen zu erfechten. Von ihren Mitständen verlassen, die sich mit dem Kaiser versöhnen, schliessen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Beistand verdoppelt, an dem deutschen Krieg immer grössern, wiewohl noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Maske abwirft, und den Kaiser unmittelbar unter seinem eigenen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen *von Avaux*, seinen Gesandten, brachte es beide Theile dahin, dass zu Stummsdorf in Preussen der Waffenstillstand auf sechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne grossen Verlust für die Schweden, welche beinahe das ganze polnische Preussen, *Gustav Adolphs* theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüssten.

Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, Anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen *Wilhelm von Kassel* und Herzogs *Bernhard von Weimar*, den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine grössere Freiheit, und nöthigte den Kaiser, durch eine starke Diversion am Rhein, seine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Pragischen Frieden zwar seine Gegner im deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluss erworben, und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte desselben gemacht, dass er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes *Ferdinand des Dritten* zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Triers und der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet, und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutschen Alliirten eine eigene fest geschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Daseyn fechten. Sie handeln rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überhoben sind, bei ihren deutschen Alliirten herum zu fragen, und Rechenschaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Grössere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenkenden Geiste benutzt, für die ganze Partei schwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigten sich die sächsischen Fahnen mit den kaiserlichen, und zwei Bundesgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzstift Magdeburg, welches der Pragische Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege zu Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen an, und der Churfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Avokatorien alle sächsischen Unterthanen von der *Banner*'schen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Officiere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwierig, geben dieser Aufforderung Gehör, und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Dömitz wegzunehmen, und den Feind von Pommern und von der Ostsee abzuschneiden, so zog sich *Banner* eilfertig dahin, entsetzte Dömitz und schlug den sächsischen General *Baudissin* mit siebentausend Mann aufs Haupt, dass gegen tausend blieben und eben so viel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polnisch Preussen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummsdorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger am folgenden 1636sten Jahr in das Churfürstenthum Sachsen ein, wo er seinem alten Hasse gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Churfürsten aufs Aeusserste gereizt, liessen sie die unglücklichen Unterthanen desselben ihre Rachsucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oesterreich und Bayern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachsen kämpfte er aus Privathass und mit persönlicher Wuth, weil er sie als Abtrünnige und Verräther verabscheute, weil der Hass zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unversöhnlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche dem Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so musste das ganze Churfürstenthum von *Banners* streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürst den kaiserlichen General *von Hatzfeld* an sich, und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende *Banner* umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der Kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriss den Schweden viele Städte, und war im Begriff, sie bis an die Ostsee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verloren gegebene *Banner* die alliirte Armee am 24sten Sept. 1636 bei *Wittstock* an, und eine grosse Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den *Banner* selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als endlich *Banner* der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Churfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, dass die Artillerie nie gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen *von Hatzfeld* noch in derselben Nacht die Flucht, und überliess das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftausend von den Alliirten waren auf der Wahlstatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachsetzenden Schweden erschlagen wurden, oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, drei und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Churfürsten mit gerechnet, wurden erbeutet, und noch ausserdem gegen zweitausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erfochten, setzte die Schweden auf Einmal wieder in Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, frischen Muth zu schöpfen. *Banner* benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe, und trieb die Kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westphalen. Dann kehrte er zurück, und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog *Bernhards* und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog *Bernhard* hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Pragische Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich ausser Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten, und grosse Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichskanzlers auferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und sich bereitwillig dazu finden liess. *Richelieu* wünschte nichts so sehr, als den Einfluss der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern, und sich selbst unter fremdem Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als dass er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aufs Genaueste in Frankreichs Interesse zog, und sich, zu Ausführung seiner Entwürfe, seines Armes versicherte. Von einem Fürsten, wie *Bernhard*, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu besorgen, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn ausser Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. *Bernhard* kam selbst nach Frankreich, und schloss im Oktober 1635 zu St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von Anderthalb Millionen Livres für ihn selbst, und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen kommandiren sollte, bewilligt wurde. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern, und die Eroberung von Elsass durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Grossmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen wusste. Aber *Bernhard* vertraute seinem Glück und seinem Arme, und setzte der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsass dem Feinde zu entreissen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hoheit, aber doch so gut als unumschränkt, kommandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Kardinal *la Valette* die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahre 1635 eröffnet hatte.

Gegen diese hatte sich das österreichische Hauptheer, welches den grossen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens unter der Anführung des *Gallas* gewendet, und sie auch glücklich bis Metz zurück gescheucht, den Rheinstrom befreit, und die von den Schweden besetzten Städte, Mainz und Frankenthal, erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsass und Schwaben zurück zu führen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bei Breysach den Rhein, und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während dass die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und *Johann von Werth*, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte, und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Festung in Franche Comté, und zum Zweitenmal mussten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog *Bernhards* hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Kommandostab Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsass-Zabern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsass und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt, und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verliess Herzog *Bernhard* schon am Anfang des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartungen am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldstädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dort kommandirende kaiserliche General, Herzog *von Savelli*, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hülfe, entsetzt ihn auch wirklich, und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne grossen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuthen erscheint dieser am dritten Tage (den 21 Februar 1638) wieder im Gesicht der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und schlägt sie in einer grossen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, *Savelli*, *Johann von Werth*, *Enkeford* und *Sperreuter*, nebst zweitausend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, *von Werth* und *von Enkeford*, liess *Richelieu* in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln, und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Procession in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geschwungen, und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächste Folge des durch *Bernhard* erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Festung Breysach am Oberrhein wurde als die Beherrscherinn dieses Stroms und als der Schlüssel zum Elsass betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man so grosse Sorgfalt verwendet. Breysach zu behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter *Feria* gewesen; die Festigkeit seiner Werke und der Vortheil seiner Lage boten jedem gewaltsamen Angriffe Trotz, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden kommandirten, hatten Befehl, alles für die Rettung dieses Platzes zu wagen. Aber *Bernhard* vertraute seinem Glück und beschloss den Angriff auf die Festung. Unbezwingbar durch Gewalt,

konnte sie nur durch Hunger besiegt werden; und die Sorglosigkeit ihres Kommandanten, der, keines Angriffs gewärtig, seinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Unständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so musste man eilen, sie zu entsetzen oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General *von Götz* näherte sich daher aufs Eilfertigste an der Spitze von zwölftausend Mann von dreitausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber von Herzog *Bernhard* bei *Witteweyer* angegriffen, verlor er sein ganzes Korps bis auf dreitausend Mann, und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem *Ochsenfeld* bei *Thann* dem Herzog von Lothringen, der mit fünf-bis sechstausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals *von Götz* zu Breysachs Rettung misslungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungersnoth geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben so menschlichen als beharrlichen Sieger.

Breysachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloses Feld, und jetzt fängt der *Roman* seiner Hoffnungen an, sich der *Wahrheit* zu nähern. Weit entfernt, sich der Früchte seines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, bestimmt er Breysach für sich selbst, und kündigt diesen Entschluss schon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in *seinem eigenen Namen* von der Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauscht und zu den stolzesten Hoffnungen hingerissen, glaubt er von jetzt an, sich selbst genug zu seyn, und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie *Bernhard*, erlaubt, sich selbst etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuschliessen, warf er seine Augen auf die Landgräfinn *Amalia von Hessen*, die Wittwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen *Wilhelms*, eine Dame von eben so viel Geist als Entschlossenheit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürstenthum mit ihrer Hand zu verschenken hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat, und ihre beiderseitigen Armeen in Eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausschlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

« Herz gefasst, Pater *Joseph!* Breysach ist unser! » schrie *Richelieu* dem Kapuziner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Freudenpost berauscht. Schon verschlang er in Gedanken das Elsass, das Breisgau und alle österreichischen Vorlande, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog *Bernhard* gethan hatte. Der ernstliche Entschluss des Letztern, Breysach für sich zu erhalten, den er auf eine sehr unzweideutige Art zu erkennen gab, stürzte den Kardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgesucht, den siegreichen *Bernhard* im französischen Interresse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man dort das Andenken seiner Triumphe beginge; *Bernhard* erkannte und floh die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Kardinals zur Gemahlinn anzubieten; der edle Reichsfürst schlug sie aus, um das sächsische Blut durch keine Missheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten, und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidiengelder; man bestach den Gouverneur von Breysach und seine vornehmsten Officiere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem Letztern blieben diese Ränke kein Geheimniss, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Misstrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französichen Hofe hatten den nachtheiligsten Einfluss auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen musste, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen, und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Bayern zu agiren. Schon hatte er *Bannern*, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt, und versprochen ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im sechs und dreissigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahin gerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Aeusserungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, dass er durch französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den grössten Feldherrn, den sie nach *Gustav Adolph* besassen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elsass, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule *Gustav Adolphs* zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mässigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniss konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem grossen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer *seiner* Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den grossen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als Andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. *Bernhard* steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Grösse noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er, nebst dem Elsass, seinem Bruder *Wilhelm* vermachte. Aber an eben diese Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil sie im Namen dieser Krone ge-

worben war, und ihr gehuldigt hatte ; dieses , weil sie von seinem Geld unterhalten worden. Auch der Churprinz von der Pfalz trachtete nach dem Besitz derselben, um sich ihrer zu Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen und versuchte Anfangs durch seine Agenten, und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern , wo nicht die Gerechtigkeit der Sache , nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam , und die Tapferkeit , wie jede andere Waare , dem Meistbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General *von Erlach*, den Befehlshaber Breysachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breysach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf *Karl Ludwig*, der schon in den vorgehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen , nahm er unbesonnener Weise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Kardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er liess ihn also zu *Moulin* gegen alles Völkerrecht anhalten, und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimarischen Truppen berichtigt war. So sah sich Frankreich nun im Besitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr *Ferdinand der Zweite*, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufstand; diesen hatte schon im Februar 1637 im neun und fünfzigsten Jahre seines Alters der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte , überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, so lang er das Reichsscepter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geissel seiner Völker ausarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik schlimm berichtet, vereinigte er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als *Ferdinand der Zweite* gewesen, und doch hat nur Einer einen *dreissigjährigen* Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses Einzigen musste unglücklicher Weise gerade mit einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Keimen der Zwietracht zusammentreffen, wenn er von so verderblichen Folgen begleitet seyn sollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange gesammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, *Ferdinand der Dritte*, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben , erbte seine Throne, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber *Ferdinand der Dritte* hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen, und das Bedürfniss des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mässigung hören. Er hörte sie, und schenkte Europa den Frieden, aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesetz diktirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter *Banners* kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet, und den Feldzug des 1637sten Jahrs mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der churfürstlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und *Banner*, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, musste sich nach Torgau zurück ziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verscheuchte ihn auch von hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und von Hunger verfolgt, musste er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Kühnheit und glücklicher Erfolg ans Roman hafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer seichten Stelle die Oder bei Fürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. *Banner* hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral *Wrangel* zu finden, und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. *Wrangel* erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg postirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. *Banner* entdeckte nun, dass er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die von einem kaiserlichen General *Bucheim* bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Warta und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man des Stillstands ungeachtet nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon triumphirten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. *Banners* gerechte Empfindlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diversion am Rhein unterlassen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. «Sollten wir einst,» brach der aufgebrachte General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, « sollten wir und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passiren. » Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwendet, Entschluss und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich *Banner*, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den grössten Theil der Bagage auf diesem Wege voran, und liess seine Gemahlinn sammt den übrigen Officiersfrauen dieser Marschroute folgen. Sogleich brechen die Kaiserlichen gegen die polnische Grenze auf, ihm diesen Pass zu versperren, auch *Bucheim* verlässt seinen Standort, und die Oder wird entblösst. Rasch wendet sich *Banner* in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück, und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürstenberg, über. Ohne Verlust erreichte

er Pommern, in dessen Vertheidigung er und *Herrmann Wrangel* sich theilen.

Aber die Kaiserlichen, von *Gallas* angeführt, dringen bei *Ribses* in dieses Herzogthum, und überschwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. *Usedom* und *Wolgast* werden mit Sturm, *Demmin* mit Accord erobert, und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog *Bogisla der Vierzehnte* in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Churfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrüderung und auf den Pragischen Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an, und unterstützt seine Generale aufs Nachdrücklichste mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Ansehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Platz nach dem andern in Obersachsen verloren; die mecklenburgischen Fürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, fingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog *Georg von Lüneburg* erklärte sich feindlich gegen sie. *Ehrenbreitstein*, durch Hunger besiegt, öffnete dem bayerischen General *von Werth* seine Thore, und die Oesterreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüsst, und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutschland besassen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Feldzug reisst sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diversion, welche der siegende *Bernhard* den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Irrungen zwischen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt, und der alte Traktat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfinn *Amalia* mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben *Wilhelms*, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstädtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protestantischen Partei schon allein aus Religionsgrundsätzen eifrig ergeben, erwartete sie blos die Gunst der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und listig angesponnene Traktaten den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniss mit Frankreich geschlossen war, und *Bernhards* Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog *Bernhards* Triumphe, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu *Meppen* ein Magazin, und vereinigte sich in Westphalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen *Hatzfeld* bei Flotha geschlagen, aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt, und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück sich zu ihrem Vortheil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, dass die niedersächsischen Stände die Neutralität ergriffen.

Von diesen wichtigen Vortheilen begünstigt, und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Liefland verstärkt, eröffnete *Banner* voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiserlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verliessen grösstentheils ihren Posten oder liefen schaarenweise den schwedischen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, dass *Banner*, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm, und dann erst durch das Halberstädtische Gebiet in Chursachsen einrückte. Die Ungeduld der niedersächsischen Staaten, einen so hungrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, dass er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Ankunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. *Bernhards* Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General *von Salis* bei Elsterburg geschlagen, die sächsische Armee bei Schemnitz zu Grunde gerichtet, und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General *von Hofkirchen* mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was sich fortschaffen liess, und zerstört wurde, was nicht genossen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aehren von den Halmen, und verderbte den Ueberrest. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, musste Graf *Hatzfeld* aus Westphalen und *Piccolomini* aus den Niederlanden herbei eilen. Erzherzog *Leopold*, ein Bruder des Kaisers, erhält den Kommandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers *Gallas* wieder gut zu machen, und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1640sten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das Meissnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nacheilenden Feinde verfolgt, und bei Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meistern des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs Neue zu erheben, und so mit beständigem raschen Wechsel von einem Aeussersten zum andern zu eilen. *Banners* geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänz-

lichen Untergang nahe, erhebt sich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlassen den Pragischen Frieden, und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten liessen. Hessen schickt Hülfe und der Herzog von Longueville stösst mit der nachgelassenen Armee Herzog *Bernhards* zu seinen Fahnen. Den kaiserlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihnen *Banner* bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer *Piccolomini* vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern sich von den Kaiserlichen trennen, und ihren Marsch gegen Franken richten, versucht *Banner* auf dieses getrennte Korps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayerischen Anführers, *von Mercy,* und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das ausgehungerte Hessen, wo sie sich nicht weit von einander in ein festes Lager einschliessen, bis endlich Mangel und rauhe Jahrszeit sie aus diesem verarmten Landstriche verscheuchen. *Piccolomini* erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber überflügelt von *Bannern* muss er sie den Schweden einräumen, und die fränkischen Bisthümer mit seinem Besuche belästigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reichs gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluss gefasst werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimme im Churfürstenrathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehrern evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers, und es fehlte viel, dass auf diesem Reichstage das *Reich* repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Kreaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder aus einander zu scheuchen.

Banner entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Anschlags zu machen, verliess er in der strengsten Kälte des Winters im Jahre 1641 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marschall *von Guebriant*, der die französische und weimarische Armee kommandirte, richtete er durch Thüringen und das Vogtland seinen Marsch nach der Donau, und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich gross war die Bestürzung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandte zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, dass er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die Andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, dass die Donau aufging, und weder trocknen Fusses, noch wegen des starken Eisgangs zu Schiffe passirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben, und den Stolz des deutschen Kaisers zu kränken, beging *Banner* die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüssen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloss er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. *Guebriant* fürchtete, dass die Absicht der Schweden sey, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch ausser Stand gesetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte sich also von *Bannern*, um nach dem Mainstrom zurückzukehren, und dieser sahe sich auf einmal der ganzen kaiserlichen Macht blosgestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Eile versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Reiterei überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem *Wald*, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter musste er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, dass *Banner* den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; *Piccolomini* setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam blos auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, dass ihm der kaiserliche General nicht bei dem Passe zu Prisnitz zuvor kam und die ganze schwedische Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte sich *Guebriant* wieder mit dem *Banner*'schen Heer, und Beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu vertheidigen, und den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich *Banner* (im Mai 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmässigkeit und des Verdrusses getödtet. Mit grossem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland, und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines grossen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Anschlägen, die er geheimnissvoll bewahrte und rasch vollstreckte, besonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit grösser als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Lastern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebieterisch im Umgang als vor der Fronte seines Heers, rauh wie sein Gewerbe, und stolz wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermasse trieb, und endlich mit einem frühen Tod büssen musste. Aber üppig, wie ein *Alexander* und *Mahomet der Zweite*, stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngrösse stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, beurkundeten seine Siege. Der Verlust dieses grossen Führers wurde von den Schweden bald aufs Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, dass er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Empörung und Zügellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Officiere fordern mit furchtbarer Einstimmigkeit ihre Rückstände, und keiner der vier Generale, die sich nach *Bannern* in das Kommando theilen, besitzt

Ansehn genug, diesen ungestümen Mahnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlafft; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsschreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker beweisen wenig Eifer; die Lüneburger verlassen die schwedischen Fahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzogs *Georg* sich mit dem Kaiser vergleichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westphalen bessere Quartiere zu suchen. Der Feind benutzt dieses verderbliche Zwischenreich, und, obgleich in zwei Aktionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Nieder-Sachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. *Bernhard Torstensohn* war es, ein Zögling *Gustav Adolphs*, und der glücklichste Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet, besiegte er alle seine Gegner durch *Schnelligkeit*, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während dass sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher gestritten hatte, und, in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. *Torstensohn* verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Tisch Oesterreichs, und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlesien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer *Stalhantsch* erfochten, und ihn nach der Neumark gejagt. *Torstensohn*, der sich im Lüneburgischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich, und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem grossen Churfürsten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlesien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breche, mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Herzog *Franz Abrecht von Lauenburg* bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlesien erobert. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, bemeisterte sich der Stadt Olmütz, und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatte *Piccolomini* und Erzherzog *Leopold* eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlesien verscheuchte. Durch *Wrangel* verstärkt, wagte er sich zwar aufs Neue dem überlegenen Feind entgegen, und entsetzte Grossglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Böhmen ausführen. Er überschwemmte nun die *Lausitz*, wo er im Angesichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meissen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte sich Hoffnung, in dieser wohlhabenden, seit zehn Jahren verschont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiserlichen unter *Leopold* und *Piccolomini* über Dresden zum Entsatz herbei, und *Torstensohn*, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den *Gustav Adolph* eilf Jahre vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edlen Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale *Stalhantsch* und *Willenberg* werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, dass die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel, und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile stand einer Mauer gleich, und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefechte das Feld räumen mussten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeusserstes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog *Leopold* war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, *Schlangen* und *Lilienhoek*, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünf Tausend auf dem Platze, und beinahe eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. *Torstensohn*, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog *Leopold* konnte diese verlorene Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlass gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, liess seine Standarten zerreissen, mehrere seiner Officiere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt musste das ganze schwedische Heer neu bekleiden, und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuser, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beschwert wurden, von der Plünderung loskaufen. *Torstensohn* rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch seine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden. Aber er opferte nur seine Truppen auf, und die Annäherung des kaiserlichen Generals *Piccolomini* nöthigte ihn endlich, mit seiner geschwächten Armee sich zurück zu ziehen. Doch achtete er es schon für Gewinn, dass auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er sich freiwillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward, und in diesem ungünstigen Winterfeldzug über dreitausend Pferde einbüsste. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um sich durch die Garnisonen aus Pommern und Schlesien zu verstärken; aber mit Blitzesschnelligkeit stand er wieder an der böhmischen Grenze, durchflog dieses Königreich, und — entsetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiserlichen hart geängstigt wurde. Aus seinem Lager bei Dobitschau, zwei Meilen von Olmütz, beherrschte er ganz Mähren, drückte es mit schweren Erpressungen, und liess bis an die Brücken von Wien seine Schaaren streifen. Umsonst bemühte sich der Kaiser, zu Vertheidigung

dieser Provinz den ungarischen Adel zu bewaffnen; dieser berief sich auf seine Privilegien, und wollte ausserhalb seinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieser fruchtlosen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerstand, und liess die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während dass *Bernhard Torstensohn* durch seine Märsche und Siege Freund und Feind in Erstaunen setzte, hatten sich die Armeen der Alliirten in anderen Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Hessen und Weimarischen unter dem Grafen *von Eberstein* und dem Marschall *von Guebriant* waren in das Erzstift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu beziehen. Um sich dieser räuberischen Gäste zu erwehren, rief der Churfürst den kaiserlichen General *von Hatzfeld* herbei, und versammelte seine eigenen Truppen unter dem General *Lamboy*. Diesen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei *Kempen* an, und schlugen ihn in einer grossen Schlacht, dass zweitausend blieben und noch einmal so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürstenthum und die angrenzenden Lande, dass sie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, sondern auch grosse Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überliess den hessischen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen *von Hatzfeld* zu vertheidigen, und näherte sich Thüringen, um *Torstensohns* Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter *Mercy* und *Johann von Werth* in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung Preis gegeben, ohne Obdach umher, und musste gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgrau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde, und beschäftigte in Schwaben das bayerische Heer, dass es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche *Condé* belagerte, nicht entsetzen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind in dass Elsass zurück gedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Kardinals *Richelieu*, der im November des Jahrs 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben *Ludwigs des Dreizehnten* im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von dem deutschen Krieg abgezogen, und diese Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber *Mazarin*, der Erbe von *Richelieu's* Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese politische Grösse Frankreichs bezahlte. Wenn *Richelieu* die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so kehrte sie *Mazarin* gegen den Kaiser, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Ausspruch wahr, dass die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall *von Guebriant*, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsass; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, musste der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enguien, nachheriger Prinz *von Condé*, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt fühlte sich *Guebriant* stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meister von *Rottweil*, wo ihm ein bayerisches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. *Guebriant* erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Grösse seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von *Tuttlingen* gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit rastet. Unterdessen versammelt der Feind eine grosse Macht, die bedenkliche Festsetzung der Franzosen jenseits des Rheins, und in einer so grossen Nähe von Bayern, zu hindern, und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien. Die Kaiserlichen, von *Hatzfeld* angeführt, verbinden sich mit der bayerischen Macht, welche *Mercy* befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum, findet, stösst mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anschlag wird gefasst, die Quartiere der Franzosen in Tuttlingen und den angrenzenden Dörfern *aufzuschlagen*, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie um so mehr an ihrem Platze, da der französische Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit sich gegen jede Ueberraschung für hinlänglich gesichert hielt. *Johann von Werth*, ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen *Gustav Horn* war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an, und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Pässe und Waldungen wegen am wenigsten erwartet werden konnte, und ein starker Schnee, der an eben diesem Tage (den 24 des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annähernng des Vortrabs, bis er im Angesichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze ausserhalb des Orts verlassen stehende Artillerie wird, so wie das nahe liegende Schloss Honberg, ohne Widerstand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und plötzlich gehemmt. Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachsetzenden Feinde voraus hatte. Das Fussvolk ward zusammen gehauen, oder streckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitausend bleiben, siebentausend geben sich mit fünf und zwanzig Stabsofficieren und neunzig Kapitäns gefangen, Dies war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ungefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholden Tages, der hundert Jahre später bei Rossbach erneuert ward, wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines *Türenne* und *Condé* wieder ausgelöscht; aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Elend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indessen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. *Torstensohn* hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wusste die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewissheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er liess bei Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen, und sprengte aus, dass er durch Meissen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er seiner erstaunten Armee bekannt machte, dass er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteilichkeit, welche König *Christian der Vierte* bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken liess, die Eifersucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schifffahrt im Sund entgegensetzte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während dass man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhass den Muth der Schweden über alle diese Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich so weit gekommen, dass man den Krieg nur fortsetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verschaffen, dass man fast bloss um den Vortheil der Winterquartiere stritt, und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an Allem diesem hatte Holstein Ueberfluss. Gewann man auch weiter nichts, als dass man die Armee in dieser Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten sättigte, und die Reiterei besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeschäftes Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluss auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern, und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechtigte zu noch grösseren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und verschwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniss so gut, dass die dänischen Minister nicht das Geringste davon argwöhnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniss gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und *Torstensohn* stand in Holstein, ehe man eine Feindseligkeit ahnete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergiessen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum, und bemächtigen sich aller festen Plätze desselben, Rensburg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in *Schonen* ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren, und den Krieg selbst nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bei *Femern*, und *Christian* selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Bundesgenossen, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überschwemmt zu sehen, und es liess sich in allem Ernst zur Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten *Tycho Brahe* erzählte, dass *Christian der Vierte* im Jahr 1644 mit einem blossen Stecken aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, dass Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie gross auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Länder entgegensetzten, so säumte er doch nicht, den Grafen *von Gallas*, dem nach dem Austritt des *Piccolomini* das Oberkommando über die Truppen aufs Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. *Gallas* erschien auch wirklich in diesem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschliessen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General *von Königsmark* durch *Hatzfeld* und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn *Christian des Vierten*, beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meissen nach Sachsen gezogen. Aber *Torstensohn* drang durch den unbesetzten Pass zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neugestärkten Armee dem *Gallas* entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. *Torstensohn* passirte die Saale, und nahm eine solche Stellung, dass er den Feinden in den Rücken kam, und sie von Sachsen und Böhmen abschnitt. Da riss der Hunger in ihrem Lager ein, und richtete den grössten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von *Torstensohn* bei Jüterbock eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bei Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner grossen Macht brachte *Gallas* blos einige tausend Mann und den Ruhm zurück, dass kein grösserer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem verunglückten Versuch zu seiner Befreiung suchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremseboor im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torstensohn verfolgte seinen Sieg. Während dass einer seiner Untergenerale, *Axel Lilienstern*, Chursachsen ängstigte, und *Königsmark* ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechszehntausend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und suchte nun den Krieg aufs Neue in die Erbstaaten Oesterreichs zu verpflanzen. *Ferdinand* eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Muth seiner Völker zu entflammen, und, da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinstimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsscenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl versammelte *Hatzfeld* die ganze österreichische und bayerische Macht, und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall seiner Staaten — wider

seinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bei *Jankau* oder Jankowitz am 24sten Februar 1645 entgegen. *Ferdinand* verliess sich auf seine Reiterei, welche dreitausend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zusage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erschienen, und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen schreckte *Torstensohn* nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der liguistische General *von Götz* in eine sehr unvortheilhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem grössten Theil seiner Völker erschlagen, und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts dringend, der wichtigsten Anhöhen, und nach einem achtstündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiserlichen Reiterei, und dem tapfersten Widerstand des Fussvolks, waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweitausend Oesterreicher blieben auf dem Platze, und *Hatzfeld* selbst musste sich mit dreitausend gefangen geben. Und so war denn an Einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bei Jankowitz öffnete auf Einmal dem Feinde alle österreichischen Lande. *Ferdinand* entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieser Stadt zu sorgen, und sich selbst, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, so brachen die siegenden Schweden in Mähren und Oesterreich wie eine Wasserfluth herein. Nachdem sie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeschlossen, von allen festen Schlössern und Städten bis an die Donau Besitz genommen, und endlich selbst die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erstiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Plätze befestigen, scheint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutschen Reiches krümmt sich endlich der Kriegesstrom rückwärts zu seinem Anfang, und der Knall des schwedischen Geschützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Rebellen vor sieben und zwanzig Jahren in die Kaiserburg warfen. Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie *Bethlen Gabor* von den rebellischen Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger, *Ragotzy*, von *Torstensohn* zum Beistand herbei gerufen; schon ist Oberungarn von seinen Truppen überschwemmt, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. *Johann Georg von Sachsen*, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande aufs Aeusserste gebracht, hülflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Jankauischen Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schliessen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Thoren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere schmelzen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöscht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in Schwaben beschäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstärkt, die der grosse und jetzt schon durch seine Siege in Italien verherrlichte *Türenne* dem Herzog von Enguien zuführte, erschienen sie am 3ten August 1644 vor Freiburg, welches *Mercy* kurz vorher erobert hatte, und mit seiner ganzen, aufs Beste verschanzten Armee bedeckte. Das Ungestüm der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enguien musste sich zum Rückzug entschliessen, nachdem er bei sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. *Mazarin* vergoss Thränen über diesen grossen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche *Conté* nicht achtete. « Eine einzige Nacht in Paris, » hörte man ihn sagen, « gibt mehr Menschen das Leben, als diese Aktion getödtet hat. » Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Bayern so sehr entkräftet, dass sie, weit entfernt, das bedrängte Oesterreich zu entsetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speier, Worms, Mannheim ergeben sich, das feste Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Mähren am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen *Torstensohn*. *Ragotzy* war zwar mit seinen Völkern, fünf und zwanzig Tausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisciplinirten und rohen Schaaren verwüsteten nur das Land, und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt dass sie die Unternehmungen *Torstensohns* durch eine zweckmässige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängstigen, war der Zweck, der den *Ragotzy*, wie *Bethlen Gaborn*, ins Feld rief, und Beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. *Ferdinand*, um seiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn aufs Aeusserste geschwächt. *Torstensohn*, der selbst dabei kommandirte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriff gleich, und die Verzweiflung erhöhte den Muth des Kommandanten *de Souches*, eines schwedischen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuss unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Pässe an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschmolzen war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, begnügte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern einen Schlüssel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Erzherzog *Leopold* folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem Letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General *Bucheim* bezwungen, so dass die österreichische Grenze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das zitternde Wien mit dem blossen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schlesien behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück, und durchirrten beide Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der *Torstensohn*'schen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäss war, so hatte sie doch für die schwedische Partei

die entscheidendsten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genöthigt, der Kaiser bei dem Friedenskongresse nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Kronen zuversichtlicher und kühner gemacht. Seiner grossen Pflicht so glänzend endledigt, trat der Urheber dieser Vortheile, mit Lorbern geschmückt, in die Stille des Privatstandes zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Linderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite zwar sahe sich der Kaiser nach *Torstensohns* Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den österreichischen Grenzen. *Türenne*, der sich von *Conté* getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von *Mercy* aufs Haupt geschlagen worden, und die siegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Enguien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsass, *Königsmark* aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbei, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Bayern wurden bis an das äusserste Schwaben zurückgedrängt. Bei dem Dorf *Allersheim* unweit Nördlingen hielen sie endlich Stand, die Grenze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungestüme Muth des Herzogs von Enguien liess sich durch kein Hinderniss schrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine grosse Schlacht geschah, die der heldenmüthige Widerstand der Bayern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen *Mercy*, *Türennens* Besonnenheit und die felsenfeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Alliirten entschied. Aber auch diese zweite barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluss. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Bayern führte *Leopold* kaiserliche Hülfsvölker zu, dass *Türenne* aufs Eilfertigste nach dem Rhein zurück fliehen musste.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. *Gustav Wrangel*, kein unwürdiger Nachfolger *Banners* und *Torstensohns*, hatte im Jahre 1646 das Oberkommando über die schwedische Macht erhalten, die, ausser *Königsmarks* fliegendem Korps und den vielen im Reiche zerstreuten Besatzungen, ungefähr noch acht tausend Pferde und fünfzehn tausend Mann Fussvolk zählte. Nachdem der Erzherzog seine vier und zwanzig tausend Mann starke Macht durch zwölf bayerische Kavallerie-und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf *Wrangel* los, und hoffte ihn, ehe *Königsmark* zu ihm stiesse, oder die Franzosen eine Diversion machten, mit seiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Obersachsen an die Weser, wo er Höxter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit *Türenne* zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des *Königsmark* an sich. Aber *Türenne* gefesselt durch *Mazarins* Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachsenden Uebermuth Schwedens gern eine Grenze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringendern Bedürfniss, die niederländischen Grenzen des fränzösischen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahre unterlassen hätten. Da aber *Wrangel* fortfuhr, auf seiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widersetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oesterreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich *Türenne* die erwünschte Erlaubniss, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bei Giessen, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit *Türenne* verhindern wollte. Beides misslang, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten, und nach dem Verlust ihrer Magazine dem grössten Mangel ausgesetzt. *Wrangel* benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch er hatte die Maxime seines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber von dem schlechten Fortgange der *Torstensohn*'schen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloss sich, dem Laufe der Donau zu folgen, und mitten durch Bayern gegen die österreichischen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon *Gustav Adolph* entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die *Wallenstein*'sche Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fusstapfen war Herzog *Bernhard* getreten, und, glücklicher als *Gustav Adolph*, hatte er schon zwischen der Isar und dem Inn seine siegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen in seinem Heldenlaufe still zu stehen, und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Beiden misslungen war, hoffte *Wrangel* jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayerischen Völker weit hinter ihm an der Lahne standen, und erst nach einem sehr weiten Marsch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Korps Bayern bei Donauwörth, und passirte diesen Strom, so wie den Lech, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber aufs Neue, um den Krieg von den bayerischen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, ersah er die Gelegenheit, den unbesetzt gelassenen Lech zu passiren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reissende Fluth, und der Soldat belohnte sich durch die schreklichsten Gewaltthaten, Räubereien und Erpressungen für die überstandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiserlich-bayerischen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechstrom vollbrachten, vermehrte blos das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterschied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in diesem ganzen Kriege zum Erstenmal, wankte der standhafte Muth *Maximilians*, der acht und zwanzig Jahre lang bei den härtesten Proben unerschüttert geblieben. *Ferdinand der Zweite*, sein Gespiel zu Ingolstadt und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieses Freundes und Wohlthäters war eins der stärksten Bande zerrissen, die den Churfürsten an Oesterreichs Interresse gefesselt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet: der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das *Staatsinteresse* konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses Letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken liess, um ihn von der österreichischen Allianz abzulocken und zu Niederlegung der

Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine grosse Absicht hatte *Mazarin* seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt, und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern sollte alle Schrecknisse des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit *Maximilians* besiegten, und der Kaiser den ersten und letzten seiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter seinem grossen Regenten die Neutralität *erwählt*, Sachsen aus Noth sie ergreifen *müssen*, den *Spaniern* untersagte der *französische* Krieg jeden Antheil an dem *deutschen*, *Dänemark* hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, *Polen* ein langer Stillstand entwaffnet. Gelang es auch noch den Churfürsten von Bayern von dem österreichischen Bündniss loszureissen, so hatte der Kaiser im ganzen Deutschland keinen Verfechter mehr, und schutzlos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und liess kein Mittel unversucht, sie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürsten von Bayern die nachtheilige Meinung beigebracht, dass nur die Spanier dem Frieden entgegen ständen, und dass blos spanischer Einfluss den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären: *Maximilian* aber hasste die Spanier, und hatte es ihnen nie vergeben, dass sie ihm bei seiner Bewerbung um die pfälzische Chur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu gefallen sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verwüstet, sich selbst zu Grunde gerichtet sehen, da er sich durch einen Stillstand aus allen Bedrängnissen reissen, seinem Volke die so nöthige Erholung verschaffen, und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verschwand, und, von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch *ihn* der Wohlthat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

Zu Ulm versammelten sich die Deputirten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillstands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Instruktion der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, dass der Kaiser den Kongress nicht beschickt hatte, um die Abschliessung desselben zu befördern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren, und von der Fortsetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. *Sie* waren ja die Sieger, und doch masste der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, dass ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Kongress verliessen, und um sie zurückzuhalten, mussten die Franzosen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürsten von Bayern auf diese Weise misslungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschliessen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen liess, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überliess den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Bayern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, musste den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrerseits, was sie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Kölln und Hessenkassel eingeschlossen. Nach Abschliessung dieses Traktats, am 14ten März 1647, verliessen die Franzosen und Schweden Bayern, und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem äussersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlichster Spitze, trotzte die österreichische Stadt *Bregenz* durch ihren engen und steilen Pass jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten liess, und der Vortheil, einen Pass gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizten den schwedischen General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Klause und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstands der Landleute ungeachtet, die, sechs Tausend an der Zahl, den Pass zu vertheidigen strebten. Unterdess hatte sich *Türenne*, der getroffenen Uebereinkunft gemäss, nach dem Würtembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Churfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das grosse Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn; den Kaiser, alles Beistands der Ligue und seiner protestantischen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloss zu stellen, und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchstens zwölf Tausend Mann war Alles, was ihm von seiner Furchtbarkeit übrig war, und über diese musste er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Kalvinisten, den hessischen Ueberläufer *Melander*, zum Befehlshaber setzen. Aber wie dieser Krieg mehrmals die überraschendsten Glückswechsel aufstellte, und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zu Schanden machte, so strafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Oesterreichs arbeitete sich nach einer kurzen Krise aufs Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zu Grunde zu richten und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst zuletzt verderblich werden konnte. Oesterreichs hülflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des *Türenne* von *Wrangeln* getrennt und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte *Wranyel*, nachdem er sich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert, und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, für sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Festung zu entsetzen liess der Kaiser seine letzte Armee marschiren, und fand sich in eigener Person bei derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen musste, um die Güter des Kriegsrathspräsidenten *von Schlick* nicht zu betreten, verzögerte ihren Marsch, und ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beide Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als Einmal eine entscheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiserlichen die grössere Zahl für sich hatten, und beide Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben, und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden,

bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte, und nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu hindern, ward beschlossen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der bayerischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf Einmal in Unthätigkeit versetzte, und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der tapfere *Johann von Werth* stand an der Spitze der Missvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Komplott, die ganze Armee von dem Churfürsten abtrünnig zu machen, und dem Kaiser zuzuführen. *Ferdinand* erröthete nicht, diese Verrätherei gegen den treusten Alliirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er liess an die churfürstlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, dass sie Reichstruppen seyen, die der Churfürst blos in kaiserlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte *Maximilian* das angesponnene Komplott noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmässige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber *Maximilian* war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht geerntet, die er sich davon versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negociationen zu Münster und Osnabrück eine schädliche Wendung gegeben, und die Alliirten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszusaugen, wenn er sich nicht entschliessen wollte, sie ganz und gar abzudanken, und in dieser Zeit des Faustrechts unbesonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieser beiden gewissen Uebel erwählte, entschloss er sich lieber zu einem dritten, das zum Wenigsten noch ungewiss war, den Stillstand aufzukündigen, und aufs Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluss und die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und *Wrangel* musste sich aufs Eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Westphalen und Lüneburg, um die französische Armee unter *Türenne* an sich zu ziehen, und unter *Melander* und *Gronsfeld* folgte ihm die kaiserlich-bayerische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe *Türenne* zu ihm stiess; aber was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Höfe vermehrte sich, je näher der Friede herbei rückte. Der Churfürst von Bayern durfte es nicht geschehen lassen, dass sich das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte, und durch diesen plötzlichen Umschwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschliessung der Traktaten war jede einseitige Glücksveränderung äusserst wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf Einmal das Werk vieler Jahre, die theuere Frucht der schwierigsten Unterhandlungen, zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Alliirte, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt, und ihr, nach Massgabe ihrer Vortheile und Verluste, seine Hülfe zuzählte, so übernahm der Churfürst von Bayern stillschweigend dieses Geschäft bei *seinem* Alliirten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Beistandes Meister von Oesterreichs Grösse zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf Einmal zu einer gefährlichen Höhe zu steigen, und *Maximilian* hält plötzlich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht *Türenne's* gegen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, *Wrangeln* weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und Erfurt gegen Hessen, und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen seine ehemalige Gebieterinn war, was ihn antrieb, Hessen zum Schauplatz seiner Verwüstung zu erwählen, so befriedigte er diese Lust auf das Schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geissel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeusserste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu bereuen, dass ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen drückte der äusserste Mangel die Armee, während dass *Wrangel* in Lüneburg frische Kräfte sammelte, und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648sten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, musste er mit Schanden entweichen, und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden aufs Neue getäuscht, und die Armee des *Türenne*, aller Aufforderungen *Wrangels* ungeachtet, am Rheinstrom zurück gehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, dass er die weimarische Reiterei an sich zog, die dem französischen Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt *Türenne* die Erlaubniss, zu den Schweden zu stossen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben *Melandern* bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schlugen jenseits der Donau das kaiserlich-bayerische Heer, das bei Susmarshausen sich ihnen entgegen stellte. *Melander* erhielt in dieser Aktion eine tödtliche Wunde, und der bayerische General von *Gronsfeld* postirte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber *Gronsfeld* war nicht glücklicher als *Tilly*, der an eben diesem Posten für Bayerns Rettung sein Leben hingeopfert hatte. *Wrangel* und *Türenne* wählten dieselbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg *Gustav Adolphs* bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe desselben Verraths, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Bayern aufs Neue überschwemmt, und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des bayerischen Unterthans geahndet. *Maximilian* verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar setzten, und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluss in wenigen Tagen in einen reissenden Strom verwandelte, rettete Oesterreich noch Einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal versuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn

zu schlagen, und zehnmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so gross gewesen als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern standen, und kein General mehr vorhanden war, den man einem *Türenne, Wrangel* und *Königsmark* gegenüber stellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held *Piccolomini* aus den Niederlanden, den schwachen Rest der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüstungen in Bayern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigte sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspost ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Korps hatte sich *Königsmark* nach Böhmen gewendet, wo *Ernst Odowalksky,* ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen, und dann ohne Genugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. *Königsmark* vollführte ihn glücklich, und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreissigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Aktion beschlossen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers besiegte. Die Altstadt aber, Prags grössere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen, *Karl Gustav,* den Thronfolger der *Christina,* der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war, und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesien vor ihren Mauern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Botschaft des zu Osnabrück und Münster am vier und zwanzigsten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des westphälischen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu schliessen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zusammen wirken musste, dieses mühsame, theuere und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken, und den feierlich abgekündigten zur wirklichen Volllziehung zu bringen, was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreissigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäische Gesellschaft im Grossen und im Ganzen dabei mag geerntet haben — muss einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein grosses Ganze die Kriegsgeschichte war, so ein grosses und eigenes Ganze ist auch die Geschichte des westphälischen Friedens. Ein Abriss davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelett entstellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publikums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

AUFSÄTZE
VERMISCHTEN INHALTS.

WAS HEISST
UND
ZU WELCHEM ENDE STUDIRT MAN UNIVERSALGESCHICHTE?

EINE ACADEMISCHE ANTRITTSREDE*).

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine H. H.! an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das grosse weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wissbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, lässt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je grösser das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Grösseres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muss ich Sorge tragen, dass sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt, und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, dass sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Furchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich *nahm* und *gab*, muss sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Mit dieser Rede eröffnete der Verfasser seine historischen Vorlesungen in Jena. Sie erschien zuerst im deutschen Merkur 1789, im November.

Ehe ich es aber unternehmen kann, weine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstand Ihres Fleisses genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig seyn, mich *über diesen Zweck Ihrer Studien* selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studirplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiss einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiss wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entlässt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine grösste Angelegenheit ist jetzt, dis zusammengehäuften Gedächtnissschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, dass sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse *durch sich selbst* ihn belohnen, desto grössere Vergeltung heischt er von Aussen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er

nur *Einen* Massstab, *die Mühe*. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden liess, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn aneckeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das grosse Ganze der Welt anzuschliessen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blössen ihm beleuchtet, anstatt dass er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu seyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — *herzustellen*, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, dass im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines ~~Ge~~-Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den *Brodgelehrten* niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: *so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System*, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Aussen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzustellen, Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiss Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne missgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muss er Reiz und Aufmunterung von aussen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleisse selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Grösse unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Grosse im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Grossen selbst nur das Kleine sieht. *Nicht was* er treibt, sondern *wie* er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und *nahe* durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, dass es bereits bei Ihnen entschieden sey, welches von den beiden Gemählden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem *Zweiten* allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem *Ersten* nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu grossen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine

weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wie sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch musste sich erst durch eine ausserordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der *Ehe*, dort noch keine Kenntniss des *Eigenthums;* hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, dass er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei andern, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten von Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern mahlt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverey, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräuch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; *Feind* heisst ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein süsses Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Eckel oder Mitleid erregen.

So waren *wir*. Nicht viel besser fanden uns *Cäsar* und *Tacitus* vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind *wir* jetzt? — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter stille stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiss hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriss und dem Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuss und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniss nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fodert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht: sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleisses, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben, und dem Fleiss neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galiläi und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmälig in die Vergessenheit nach. Ein grosser Schritt zur Veredlung ist geschehen, dass die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstands und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrugen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmässigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlass der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch *Eintracht* zusammen; jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen *Einförmigkeit* darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die un-

treuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluss der bessern Philosophie verkennen? Unsere *Leibnitze* und *Locke* machten sich um das *Dogma* und um die *Moral* des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines *Raphael* und *Correggio* um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine grosse Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemählde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleisses sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von *jenem* Aeussersten zu *diesem* Aeussersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermesslich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniss und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniss, Kunstfleiss und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermesslich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Thronen, und liess in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst dass *wir* uns in diesem Augenblicke hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Mass von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nöthig seyn, dieses einzige Moment zu erklären; dass wir uns als Christen zusammenfanden, musste diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, musste sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besteigen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mussten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher musste der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu missbrauchen, und seine stille *Gewissensmacht* in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie musste in einen *Gregor* und *Innocenz* alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniss, und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreissen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mussten die Waffen unserer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein *Gustav Adolph* musste den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mussten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiss ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluss den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen *Mittelstande*, dem Schöpfer unserer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mussten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern, und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wovon unsere jetzige Musse der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so musste der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein *Al Mamun* den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei musste unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müssiggang der Mönche musste für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf von Ferne einen Ersatz zubereiten, und der *profane* Fleiss in den Klöstern die zerrütteten Reste des *Augustischen* Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern musste der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schliessen, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschenbilderinn sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre *ganze* Geschichte hervorgegangen wäre? Wie viele

Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mussten *zusammentreffen*, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaften und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mussten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen *Vasco de Gama*, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. *Ganz* und *vollzählig* überschauen kann sie nur der unendliche Verstand: dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen fest gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche *vor der Sprache*, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die *Weltgeschichte* verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der *Sagen*. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so musste sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte, daher sind alle Begebenheiten *vor dem Gebrauche der Schrift* für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei Weitem der grössere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die grössere Anzahl durch die *Leidenschaft*, durch den *Unverstand*, und oft selbst durch das *Genie* ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Misstrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verlässt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln; welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. *Was* und *wie viel* von diesem historischen Stoff gehört nun der *Universalgeschichte?*

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluss gehabt haben. Das Verhältniss eines historischen Datums zu der *heutigen* Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muss, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenstehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluss über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Fakten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so ununterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt seyn. Es ist daher zwischen dem Gange der *Welt* und dem Gange der *Weltgeschichte* ein merkliches Missverhältniss sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfliessenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, dass der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, dass Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten *isolirt* erscheinen. Ein Factum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, dass ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie auskam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmässig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des

menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, dass die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluss ähnlicher Umstände von Aussen, in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; dass also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluss gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schliessen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber sie muss durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als *Ursache* und *Wirkung* in einander greifen sieht, als *Mittel* und *Absicht* zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, dass diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmässigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie ausser sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Princip in die *Weltgeschichte*. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser grosse Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Facta *bestätigt*, und durch eben so viele andere *widerlegt;* aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluss noch zurückhält, erklärt er die Frage für *unentschieden*, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die grössere Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, dass eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses grossen Masses könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschliesst. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche Ziel, muss dem Fleiss des Forschers einen belebenden Sporn und eine süsse Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung seyn, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen, und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in ihrem Verstande, und eine wohlthätige Begeisterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und, indem sie vor Ihren Augen das grosse Gemählde der Zeiten und Völker auseinander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks, und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschliessen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerinn aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zevs sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von Ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines *Gregors* und *Cromwells* geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: « dass der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewusst vortreffliche befördert. »

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahinreissen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was *aufhört*, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen grossen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Masssttab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, lässt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten *Alexanders* und *Augusts* nicht zurückwünschen.

Unser *menschliches* Jahrhundert herbei zu führen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiss und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen

gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk seyn, ohne dass sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das *kommende* Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muss in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniss von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus *unsern* Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser flichendes Daseyn zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sey, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

ETWAS

ÜBER DIE ERSTE MENSCHENGESELLSCHAFT

NACH DEM

LEITFADEN DER MOSAISCHEN URKUNDE. *)

I.

Uebergang des Menschen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Instinkts, woran sie noch jetzt das vernunftlose Thier leitet, musste die Vorsehung den Menschen in das Leben einführen, und, da seine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachsamen Amme hinter ihm stehen. Durch Hunger und Durst zeigte sich ihm das Bedürfniss der Nahrung an; was er zu Befriedigung desselben brauchte, hatte sie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geschmack leitete sie ihn im Wählen. Durch ein sanftes Klima hatte sie seine Nacktheit geschont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her sein wehrloses Leben gesichert. Für die Erhaltung seiner Gattung war durch den Geschlechtstrieb gesorgt. Als Pflanze und Thier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von Fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten, seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen, und das zarte Gedankenspiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung; sein frohes Gemüth fasste alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf, und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtniss nieder. Sanft und lachend war also der Anfang des Menschen, und dies musste seyn, wenn er sich zu dem Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.

Setzen wir also, die Vorsehung wäre auf dieser Stufe mit ihm still gestanden, so wäre aus dem Menschen das glücklichste und geistreichste aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und also moralisch wären seine Handlungen niemals geworden, über die Grenze der Thierheit wär' er niemals gestiegen. In einer wollüstigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er sich bewegt hätte, wäre der kleinstmöglichste gewesen, von der Begierde zum Genuss, vom Genuss zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Mensch war zu ganz etwas Anderm bestimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Was die Natur in seiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, sollte er jetzt selbst für sich übernehmen, sobald er mündig war. Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch *seine Vernunft*, und als ein freier vernünftiger Geist dahin zurück kommen, wovon er als *Pflanze* und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wäre es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntniss und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen würde, als er Anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere diesem noch dienen. Was war also unvermeidlich? Was musste geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegen rücken sollte? Sobald seine Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüft hatte, verstiess ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Grosses that, er selbst riss ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft von dem Instinkte nur von ferne begleitet, warf er sich in das wilde Spiel des Lebens, machte er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntnisss verbot, in eine Stimme seines Instinktes verwandeln, der ihn von diesem Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anders als — ein Abfall von seinem Instinkte — also erste Aeusserung seiner Selbstthätigkeit, erstes Wagestück seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Daseyns. Dieser Abfall des Menschen vom Instinkte, der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und grösste Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein geleget. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen *Fall* des ersten Menschen behandelt, und wo es sich thun lässt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Grossen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.

Der Philosoph hat Recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch

* *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz gehört, so wie die beiden folgenden, zu den universalhistorischen Vorlesungen des Verf. auf der Universität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erschien er zuerst.

aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuss nehmen musste. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung sogleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber musste er schon Nachdenken, Fleiss und Mühe zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Thieren. Die Noth trieb sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft musste er sich Sicherheit, und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen : er musste Waffen erfinden , und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicher stellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Freuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte. Das selbst gepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süsser, als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit dem Tiger, der ihn anfiel, freute er sich seiner entdeckten Gliederkraft und List, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthätigkeit, hätte ihn bald in seiner müssigen Glückseligkeit verfolgt, und ihm die Freuden vereckelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniss verwandelt, und dann die Wildniss zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine stürmische Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenschaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen Seinesgleichen. Mit dem Menschen musste er um sein Daseyn kämpfen , einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in diesem Kampfe allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

HÄUSLICHES LEBEN.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vortheil voraus; Sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die letztern durch sich selbst, und also weit langsamer, hatten thun müssen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden diesen schon in ihrem zärtesten Alter , spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das grosse Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat , und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition, oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die Mosaische Urkunde verlässt uns hier und überspringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verlässt, so muss die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Thieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Zahl der Dinge, von denen sie Gebrauch machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde sinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur *ein* gesellschaftliches Verhältniss, nur *eine* Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur Einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältniss kennen — *elterliche* Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erste, es war ganz uneigennützig, da jenes erste blos auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfniss des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betraten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniss, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem andern neue sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniss. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohns. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das blos sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geschlechtsliebe erwuchs die schöne Erscheinung der *ehlichen* Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählig ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in Seinesgleichen nur liebet. An zarten unmerklichen Fäden erwuchs die *Geschwisterliebe*. Eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohlwollens, zum Erstenmal *ausser* ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle nur in einem jugendlichen Spiegel wieder.

Bis jetzt hatten Beide, so lange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, thaten sich ihnen lachende Aussichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die *Hoffnung*. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur Einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlenloser Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannigfaltigkeit kam auf Einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgetheilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet, und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Uebung gesetzt, und durch Uebung

entwickelt, die Sprache wurde schon reicher, mahlte schon bestimmter, und wagte sich schon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendung der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war eine Gefahr mehr vorhanden, dass sie zur Nachahmung der Thiere herabsinken würden!

VERSCHIEDENHEIT DER LEBENSWEISE.

Der Fortschritt der Kultur äusserte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet sich also hier schon in zwei verschiedene Konditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begiessen, sein Nachahmungstrieb erwachte, und bald spornte ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen, und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muss aber nicht glauben, dass der erste Anbau gleich Getreidebau gewesen, wozu schon sehr grosse Zurüstungen nöthig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäss, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, dass bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, dass da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit grösser war. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen, und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluss in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte begiessen und düngen.

Schwerer scheint der Schritt zu seyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte, aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen zuerst an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Thiermilch zu bedienen. Nicht sobald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um diese Speise jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerade, wenn er hungerte, ein solches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Thiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Heerde; diese musste er aber unter denjenigen Thieren suchen, die gesellig leben, und er musste sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er musste sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besassen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren, und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und so lange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluss darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzusuchen, und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Ueberfluss lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war keinem Wechsel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuss war das Loos des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müssiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Sklavisch war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig musste er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachsthum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere seine Heerde selbst für sich sorgen liess. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit schwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Wie mühsam musste seine Lebensart seyn, ehe die Pflugschar sie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreissen des Erdreichs, Aussaat und Wässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erforderte dieses Alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Frucht seines Fleisses so weit gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft musste er sich gegen wilde Thiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleisses, in die Gewalt der Witterung und der Jahrszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, sie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und seine Seele musste in einem durch so viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieses harte Schicksal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, so musste ihm diese Ungleichheit auffallen, er musste — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günstling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in seinem Busen; diese unglückliche Leidenschaft musste, bei der ersten Ungleichheit unter Menschen, erwachen. Mit Scheelsucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn selbst die Sonnenhitze stach, und die Arbeit ihm den Schweiss aus der Stirn presste. Die sorglose Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er hasste ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müssiggangs wegen. So bewahrte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlass in Gewaltthätigkeit ausbrechen musste. Dieser Anlass aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtsame eines Jeden hatte zu dieser Zeit noch keine bestimmten Grenzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander gesetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum sollte erst durch eintretende Kollisionen herbei geführt werden. Gesetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er also? worauf musste er natürlicher-

weise verfallen? Er trieb seine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder liess es wenigstens geschehen, dass sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war sein — so raisonnirte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum ersten Mal kam der Mensch in Kollision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindseliges Raubthier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, dass er ihn auf die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte. Der Hass, den er schon lange Jahre in seiner Brust herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderischer Schlag mit der Keule rächte ihn auf Einmal an dem langen Glück seines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erste Kollision der Menschen.

AUFGEHOBENE STANDESGLEICHHEIT.

Einige Worte der Urkunde lassen uns schliessen, dass die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und also damals schon Herkommen gewesen sey, sich in Ehen einzuschränken, und mit Einer Gattinn zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Mensch konnte nicht anders als in der Ehe leben, und das Beispiel des ersten hatte für den zweiten schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt.

Nimmt man also an, dass in den allerersten Zeiten das Verhältniss der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern gleich gewesen sey, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur Eine Gattinn, weil nur Eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Missverhältniss zeigte, und Wahlen stattfanden, so war diese Ordnung durch Observanz einmal befestigt, und Niemand wagte es so leicht, die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben so, wie die Ordnung der Ehen, richtete sich auch ein gewisses natürliches Regiment in der Gesellschaft von selbst ein. Das väterliche Ansehen hatte die Natur gegründet, weil sie das hülflose Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung musste der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er auch nun selbst Vater, so konnte sein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend musste er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehen zugestehen. Dieses Ansehen des Stammherrn musste sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die grössere Erfahrenheit, die Frucht eines so langen Lebens, musste ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder strittigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauchs gründete sich endlich eine natürliche sanfte Obergewalt, die Patriarchen-Regierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünstigt, einige schwächlicher geboren als die andern, es gab also Starke und Schwache, Herzlose und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme musste bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, dass das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem musste der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden, und sich künftig Jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte, oder seinen Ueberfluss in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beistandes, er hingegen brauchte den Fleiss des Armen. Das Eine also wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müssig.

Der erste Unterschied der Stände. Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiss; seinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; Viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glückes mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; also schloss er, diese Vielen seyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichen fing an, sich besser zu dünken, als die Söhne von seines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünstigt als diese; er war dem Himmel also lieber. Er nannte sich Sohn des Himmels, wie wir Günstlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genesis der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müssiggang, der Müssiggang führte ihn zur Lüsternheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, musste er die Zahl seiner Genüsse vermehren; schon reichte das gewöhnliche Mass der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Ergetzungen sann.

Er musste Alles besser und Alles in reicherm Masse haben als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit Einer Gattinn. Er erlaubte sich mehrere Weiber. Immerwährender Genuss stumpft aber ab, und ermüdet. Er musste darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuss mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr; seine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete sich leicht, dass Alles sein sey, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, so erlaubte er sich Alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur

Gattinn zu niedrig; aber zur Befriedigung seiner Lüste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so musste die Sittenverderbniss bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit aufkam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reissender musste sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum ersten Male zeigen sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine grosse Feinheit in diesem Zug, die man meines Wissens noch nicht auseinander gesetzt hat. Diese Bastard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater, und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmässigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, so bald er todt war. Hinausgestossen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweise in der Welt, als man musste entweder Herr oder eines Herrn Knecht seyn.

Ohne das Erste zu seyn, dünkten sie sich zu dem Letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feste Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlstand, und ein Herz, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie ins Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrlosen Hirten fürchterlich, und erpressten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten sie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluss dieser neuen Lebensweise mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben—Einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut, und den ersten Staat gegründet haben — aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

DER ERSTE KÖNIG.

Asien, durch die Ueberschwemmung von seinen menschlichen Bewohnern verlassen, musste bald wilden Thieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberschwemmung folgte, schnell und in grosser Anzahl vermehrten, und ihre Herrschaft ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebauete, musste den wilden Thieren erst abgerungen, und mit List und Gewalt ferner gegen sie vertheidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich diese Plage gewesen seyn müsse, lassen uns, ausser mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schliessen, die den Bezwingern wilder Thiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner *Oedipus* König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; so erwarben sich Perseus, Herkules, Theseus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheose. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der grösste Wohlthäter der Menschen, und um glücklich darin zu seyn, musste er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Thiere war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde diese Jagd in grossen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, derjenige nämlich, dem sein Muth und sein Verstand eine *natürliche* Ueberlegenheit über die Andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Kriegesthaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmässigen Dispositionen vorgenommen werden mussten, die der Anführer entwarf und dirigirte, so setzte er sich dadurch stillschweigend in den Besitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und *seinen* Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leisten, und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vortheil, dass man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rohen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Aussprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, so musste billigerweise die grössere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich Andere verbinden, und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unvermerkt hatte er sich eine Art von *Leibwache*, eine Schaar von Mamelucken, daraus gebildet, die seine Anmassungen mit wildem Eifer unterstützte, und Jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirten, deren Grenzen er dadurch von verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Heerde für diese nützliche Mühe gereicht worden seyn, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut fortsetzen liess, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmässige Abgabe erpresste. Auch diese Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigsten seines Haufens, und vergrösserte dadurch immermehr die Zahl seiner Kreaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei diesen Durchzügen Schaden litten, so fanden es viele Gutsbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzukaufen,

welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hatte schaden *können*, einforderte. Durch solche und ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichthum, und durch diesen — seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie sich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwischen Einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellirte der Jäger natürlicherweise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebieterischen Schaaren versagen? Er war der Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Eben so ist's mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegerischen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegerischen Anführern wurden sie allmälig Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des *ersten* Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren sie schon ein *Volk*; schon eine formirte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigeborner Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehen hatten. Eine schon ehemals geduldete Gewalt lässt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder *herstellen*, aber auf diesem ruhigen Weg lässt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemässer, dass der erste *König* ein Usurpator war, den nicht ein Freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück, *und* eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten.

DIE SENDUNG MOSES. *)

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den grössten Theil der bewohnten Erde beherrschen, das Christenthum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, dass wir der Mosaischen Religion einen grossen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem grossen Theil des Menschengeschlechts alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muss, und die hebräische Verfassung erhielt den ausschliessenden Vorzug, dass die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in direktem Widerspruche stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkte betrachtet, muss uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu seyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen, und eben so wenig den grossen Einfluss vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäss, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahret worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Kanal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt seyn, dem hebräischen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über 70 Seelen begriff, nach Aegypten, und wurden erst in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ungefähr 400 Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu 2 Millionen, unter welchen 600,000 streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreiche zogen. Während ihres langen Aufenthalts lebten sie abgesondert von den Aegyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausschloss. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Besorgniss der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reichs durch ihre nomadische Lebensart müssig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Versuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müssige Zuschauerinn sie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth also, sie scharf zu bewachen, zu beschäf-

* *Anmerkung des Herausgebers.* Im 10ten Heft der Thalia wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

tigen, und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staat sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenschlich zwang man sie zum öffentlichen Frohndienst, und stellte besondere Vögte an, sie anzutreiben und zu misshandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, dass sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber dies erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Aegypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben musste. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von 2 Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz war also wahrscheinlich nicht von besonderm Umfang, und das Geschenk war immer schon grossmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Theil dieser Nachkommenschaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältniss mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mussten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachtheilige Art, in dem engsten Raume zusammendrängten. Was war natürlicher, als dass sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Fall unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und ansteckende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieser Nation bis auf den heutigen Tag eigen geblieben ist; aber damals musste es in einem fürchterlichsten Grade wüthen. Die schrecklichste Plage dieses Himmelstrichs, der Aussatz, riss unter ihnen ein, und erbte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entstand endlich eine erbliche Stammskonstitution. Wie allgemein dieses Uebel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugniss der Profanscribenten, des Aegyptiers Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lysimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts, als diese Volkskrankheit des Aussatzes, kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern gewesen sey.

Dieser Aussatz also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung, und der Misshandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man Anfangs als Hirten verachtete, und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpestete geflohen und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Aegypten von jeher gegen sie gehegt, gesellte sich noch Eckel und eine tief zurückstossende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligsten Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, dass die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbarer wurden, und dass man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Aegypter wusste den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbessern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so fiel sie auf einen eben so unmenschlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne sogleich durch Hebammen erwürgen zu lassen. Aber Dank der bessern Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut befolgt, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wussten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Massregeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich musste die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen, und, wenn kein Retter sich ins Mittel schlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt sehen.

Woher sollte aber nun den Hebräern dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Aegypter selbst, denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand, und sich gewiss nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines bessern Schicksals eben so unfähig als unwürdig scheinen musste. Aus ihrer eignen Mitte noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheste, das bösartigste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine 300-jährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lang anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Thier herunter gestossen. Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sklavenpöbel Ansehen, einem so lang gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über seine verfeinerten Unterdrücker verschaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte eben so wenig, als unter der verworfensten Kaste der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geist entstehen.

Hier muss uns die grosse Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreissen — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, ausserordentliche Dinge auf dem ruhigsten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Hebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem blossen Hebräer musste es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Hebräer, entriss ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk, und verschaffte ihm den Genuss ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Hebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

Eine hebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freistatt bei sich zu

gewähren. Die Noth gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher musste die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbei kam, und wo es dieser also in die Augen fallen musste. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, so beschloss sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine hebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessinn bewilligt wird. Zum Zweitenmal erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während dass seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elends in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal seines Volks zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Königstochter wieder, und überliess *ihr* nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen *Moses*, weil er aus dem Wasser gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter, und als solcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genossen. Die Priester, zu deren Orden er in dem Augenblicke gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptischen Weisheit, die das ausschliessende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es ist wahrscheinlich, dass sie ihm keines ihrer Geheimnisse vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptischen Geschichtschreibers *Manetho*, worin er den *Moses* zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Priester macht, uns vermuthen lässt, dass er zum priesterlichen Stand bestimmt gewesen.

Um also zu bestimmen, was *Moses* in dieser Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfing, an seiner nachherigen Gesetzgebung gehabt hat, müssen wir uns in eine nähere Untersuchung dieses Instituts einlassen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniss alter Schriftsteller hören. Schon der Apostel Stephanus lässt ihn in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet seyn. Der Geschichtschreiber *Philo* sagt, *Moses* sey von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimnissen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugniss bestätigen Mehrere, und wenn man erst einen Blick auf das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und dem, was Moses nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einsicht gegründet. Sobalb aber durch bessere Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines besondern Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuenden Sorgen Musse empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobalb endlich auch hellere Blicke in die physische Oekonomie der Natur gethan worden, musste die Vernunft endlich über jene groben Irrthümer siegen, und die Vorstellung von dem höchsten Wesen musste sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge musste unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufkeimen sollen als in dem Kopf eines Priesters? Da Aegypten der erste kultivirte Staat war, den die Geschichte kennt, und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Aegypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde. Der glückliche Finder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjekte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern durch, wer weiss wie viele, Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigenthum einer ganzen kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Mass von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, nothwendig mit sich bringen musste, so begriff man bald, dass es unvorsichtig, ja gefährlich seyn würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu stürzen, und sie in ihrer lächerlichen Blösse zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, dass Jeder von denen welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig seyn würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiss, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Misslang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet, und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschliessenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Mass von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen, und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit selbst, die man den unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnissvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienst her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sey, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Be-

trugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüth des Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen musste, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechselung zwischen Finsterniss und Licht und dergleichen.

Diese Ceremonien, mit jenen geheimnissvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis, und waren das Vorbild, wornach in Folge die Mysterien in Eleusis und Samothrazien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet hat.

Es scheint ausser Zweifel gesetzt, dass der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustands Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und dass die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse theilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Epopten, weil die Erkennung einer verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finsterniss zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neuerkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf Einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrthümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen seyn musste, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligthum fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzig höchste Ursache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener als die einfache Grösse, mit der sie von dem Weltschöpfer sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art auszuzeichnen, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist blos ein Bedürfniss der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nöthig, denn es ist Keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: « *Ich bin, was da ist,* » und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: « Ich bin Alles, was ist, was » war, und was seyn wird; kein sterblicher Mensch hat » meinen Schleier aufgehoben. » Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder I- ha- ho- — ein Name, der mit dem hebräischen Jehovah fast gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen als dieser Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorsang, war dies der erste Aufschluss, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. Er ist einzig und von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.

Eine vorläufige, nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch *Pythagoras* vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen musste. Diese Unterscheidung von Andern, die nicht beschnitten waren, sollte eine engere Brüderschaft, ein näheres Verhältniss zu der Gottheit anzeigen, wozu auch *Moses* sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des *Serapis* nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit seyn sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimnisskrämerei und elenden Priesterkünsten zum Spiele diente. Diese Lade herumzutragen, war ein Vorrecht der Priester, oder einer eigenen Klasse von Dienern des Heiligthums, die man auch desshalb Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, dass er plötzlich wahnsinnig geworden sey.

In den ägyptischen Mysterien stiess man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehrern Thiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Sphinx ist von dieser Art; man wollte dadurch die Eigenschaft bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen, oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigsten aller Thiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchstens Wesens zu bezeichnen, der Stier aber heisst in der Ursprache Cherub.

Diese mystischen Gestalten, zu denen Niemand als die Epopten den Schlüssel hatten, gaben den Mysterien selbst eine sinnliche Aussenseite, die das Volk täuschte, und selbst mit dem Götzendienst etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt also durch das äusserliche Gewand der Mysterien eine immerwährende Nahrung, während dass man im Heiligthum selbst seiner spottete.

Doch ist es begreiflich, wie dieser reine Deismus mit dem Götzendienst verträglich zusammenleben konnte, denn indem er ihn von Innen stürzte, beförderte er ihn von Aussen. Dieser Widerspruch der Priesterreligion und der Volksreligion wurde bei den ersten Stiftern der Mysterien durch die Nothwendigkeit entschuldigt; es schien unter zwei Uebeln das geringere zu seyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen Wie sich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Institut von seiner ersten Reinheit verlor, so machte man das, was Anfangs nur blosse Nothhülfe gewesen, nämlich das Geheimniss, zum Zweck des Instituts, und anstatt den Aberglauben allmälig zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geschickt zu machen, suchte man seinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu stürzen. Priesterkünste traten nun an die Stelle jener unschuldigen lautern Absichten, und eben das Institut, welches Erkenntniss des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, fing an, das kräftigste Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienstes auszuarten. Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer gespannt zu halten, fanden es für gut, immer

länger mit dem letzten Aufschluss, der alle falschen Erwartungen auf immer aufheben musste, zurück zu halten, und die Zugänge zu dem Heiligthum durch allerlei theatralische Kunstgriffe zu erschweren. Zuletzt verlor sich der Schlüssel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erziehungsjahre des *Moses* in die blühenden Zeiten des Instituts oder in den Anfang seiner Verderbniss fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfalle, wie uns einige Spielereien schliessen lassen, die ihm der hebräische Gesetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltschöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken, und im Beiseyn des *Pharao* es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, dass er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen, und zu dem letzten höchsten Grade der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Ceremonien, wovon sein erfinderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und grosse wichtige Blicke in die Regierungskunst dieses Volks gethan.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, dass er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit seinem Volk ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu seyn, worunter es seufzen musste.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Misshandlung seines Volks erinnerte ihn, dass auch er ein Hebräer sey, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr musste ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Frohnvogts misshandelt; dieser Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Aegypter. Bald wird die That ruchbar, sein Leben ist in Gefahr, er muss Aegypten meiden, und flieht nach der arabischen Wüste. Viele setzen diese Flucht in sein vierzigstes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Uns ist es genug zu wissen, dass *Moses* nicht sehr jung mehr seyn konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Hass gegen die Unterdrücker seiner Nation, und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde lässt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen *Jethro* hüten. Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Aegypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie schwer musste er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer grossen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, dass es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb zu handeln und sich hervorzuthun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, Alles, was er Schönes und Grosses gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Grenze seiner Thätigkeit werden; zu etwas Grossem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am liebsten auf des Unglücklichen Seite schlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Gross und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die *Idee*: «Ich will dieses Volk erlösen.»

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volke selbst zu bekämpfen hat, sind bei Weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Muth, weder Gemeingeist noch eine kühne Thaten weckende Begeisterung vorauszusetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle diese Empfindungen erstickt. — Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagestücks eben so wenig fähig als würdig. Von diesem Volke selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muss er damit anfangen, es dieser Wohlthat fähig zu machen. Er muss es wieder in die Menschenrechte einsetzen, die es entäussert hat. Er muss ihm die Eigenschaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, das heisst, er muss Hoffnung, Zuversicht, Heldenmuth, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Aegypter dieses Gefühl hernehmen? Gesetzt, dass es ihm auch gelänge, sie durch seine Beredsamkeit auf einen Augen-

blick fortzureissen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Stich lassen? Werden sie nicht, muthloser als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterschule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instruments, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte. Dieses Instrument ist kein anders, als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigner Kräfte zu geben, so hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuflössen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höhern Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muss, alle andern Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimiren, so sind sie ein Ball in seinen Händen; er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sichs: Welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen!

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mysterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von Ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger ägyptischen Weisen ist, und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, dass der Auswurf Aegyptens Etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die Wenigsten fassten?

Aber gesetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniss des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniss desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte sich um die Hebräer ja nicht mehr als um irgend ein anders Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er liess sie ihre Sache mit den Aegyptern ausfechten, und mengte sich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihm die Mysterien verhasst gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt beseelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen innern Ueberzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist, seinem Volk zu erweisen; er will sie nicht blos unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muss auf Wahrheit gegründet seyn. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen *seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.*

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion, und untersucht, was er ihr geben und nehmen muss, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu versichern. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter, und späht da die verborgenen Fäden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Fassungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedrüfniss eben jetzt von ihm fordern. Er passt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er passt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündiget, und so entsteht Jehovah.

In den Gemüthern seines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muss er ausrotten, aber den Glauben muss er erhalten. Er muss ihn blos von seinem jetzigen unwürdigen Gegenstand ablösen, und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jedes Volk unter dem Schutz einer besondern Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolz, diese Gottheit über die Götter aller andern Völker zu setzen. Diesen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrthum knüpfte *Moses* seine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Mysterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht blos, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum Einzigen, und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle kindische Stolz, die Gottheit ausschliessend besitzen zu wollen, musste nun zum Vortheil der Wahrheit geschäftig seyn, und seiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verschaffen. Freilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieser kleine Zusatz von Irrthum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Missverständniss seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem philosophischen Gott machen können? Mit diesem Nationalgott hingegen muss er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältniss, das sie selbst gegen die Aegypter haben, muss nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf Einmal wird ihnen verkündigt, dass sie auch einen Beschützer im Sternenkreis haben, und dass dieser Beschützer erwacht sey aus

seiner Ruhe, dass er sich umgürte und aufwache, gegen ihre Feinde grosse Thaten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Feldherr zugleich auch Proben seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar noch aus alten Zeiten her, so reisst der Schwindel der Begeisterung auch den Furchtsamsten dahin; und auch dieses brachte *Moses* in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf Einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte, — der schon Jahrhunderte lang ein müssiger Zuschauer der Misshandlung war, die sie von ihren Unterdrückern erleiden musste? Wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den mächtigern halten? Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen musste. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alten Volkssagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, dass er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Missverständniss Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt. Ich werde seyn, der ich seyn werde. Sage zu dem Volk Israel, legt er ihm in den Mund, *ich werde seyn*, der hat mich zu euch gesendet.

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name aber musste dem dummen Volk der Hebräer durchaus unverständlich seyn. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und *Moses* hätte also mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Uebelstand aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, dass die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem *Moses* in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, dass er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, dass sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er musste sich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und dies war um so nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Aegypten eben keine grosse Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, so musste er seine Kraft auf diesen legen, und ihn durch ausserordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst, als die Macht und Grösse dessen, der ihn sandte, darzuthun.

Wollte also *Moses* seine Sendung rechtfertigen, so musste er sie durch Wunderthaten unterstützen. Dass er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überlässt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche *Moses* seine Sendung kleidet, hat alle Requisite, die sie haben musste, um den Hebräern Glauben daran einzuflössen, und dies war Alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispiel, dass es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschliessen sollte, einem Menschen in Feuer oder Wind zu erscheinen, gleichgültig seyn könnte, ob man barfuss oder nicht barfuss vor ihm erschiene. — *Moses* aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund, dass er die Schuhe von den Füssen ziehen sollte; denn er wusste sehr gut, dass er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, dass z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich seyn könnte — er kam also diesem Uebelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehovah selbst musste sie heben. Er unterzieht sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht musste also in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm diese Sendung abnöthigte. Ueberhaupt mahlt er das am ausführlichsten und am individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am allerschwersten eingehen musste zu glauben, und es ist kein Zweifel, dass er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den *Moses* in der arabischen Wüste ausdachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; weil er wusste, dass auf die eigenen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sey, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er voraus sah, dass seine Beredsamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavensinn der Hebräer gar nicht wirken würde; so begriff er, dass er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, dass er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs Erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muss, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nöthig, dass er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatskörper zusammenhalte, so muss er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiss er, dass die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist; er muss also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen blossen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muss ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein grosser und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dies kann nur dadurch geschehen, dass er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muss er sie überreden, hinreissen, bestechen. Er muss also dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenschaften geben, die

ihn den schwachen Köpfen fasslich und empfehlungswürdig machen; er muss ihm ein heidnisches Gewand umhüllen, und muss zufrieden seyn, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses Heidnische schätzen, und auch das Wahre blos auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — dass der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, dass also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle anderen Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Aegypten ein kleiner Cirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. *Moses*, der selbst aus diesem Cirkel ist, und nur diesem Cirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, *Moses* ist der erste, der es wagt, dieses geheimgehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien, und lässt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Hebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Epopten einen grossen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben *).

DIE GESETZGEBUNG

DES

LYKURGUS UND SOLON. **)

Um den Lykurgischen Plan gehörig würdigen zu können, muss man auf die damalige politische Lage von Sparta zurücksehen, und die Verfassung kennen lernen, worin er *Lacedämon* fand, als er seinen neuen Entwurf zum Vorschein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt versehen, standen an der Spitze des Staats; jeder eifersüchtig auf den andern, jeder geschäftig, sich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt seines Throngehülfen zu beschränken. Diese Eifersucht hatte sich von den zwei ersten Königen *Prokles* und *Eurysthen* auf ihre beiderseitigen Linien bis auf *Lykurg* dergestalt fortgeerbt, dass Sparta während dieses langen Zeitraums unaufhörlich von Faktionen beunruhigt wurde. Jeder König suchte durch Bewilligung grosser Freiheiten das Volk zu bestechen, und diese Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwischen Monarchie und Demokratie schwankte der Staat hin und wieder, und ging mit schnellem Wechsel von einem Extrem auf das andere über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Grenzen gezeichnet, der Reichthum floss in wenigen Familien zusammen. Die reichen Bürger tyrannisirten die Armen, und die Verzweiflung der letztern äusserte sich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen, musste der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand *Lykurgus* Sparta; unbestimmte Grenzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzliche politische Entkräftung waren die Uebel, die sich dem Gesetzgeber am dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erschien, wo *Lykurgus* seine Gesetze bekannt machen wollte, liess er dreissig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Besten seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König *Charilaus*, von diesen Anstalten in Schrecken gesetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, dass die ganze Sache gegen ihn gerichtet sey. Aber man benahm ihm diese Furcht, und brachte ihn sogar dahin, dass er selbst den Plan des *Lykurgus* thätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, dass die Republick zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte *Lykurgus* eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründet einen Senat. Die Senatoren, 28 an der Zahl und also 30 mit den Königen, sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt missbrauchten, und wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu gross werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch wurde es jedem Theile unmöglich gemacht, den andern unter die Füsse zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben so wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte *Lykurgus* nicht begegnet — wenn nämlich der Senat selbst seine Macht missbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen, wie mit dem Volk, verbinden, aber ohne grosse Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser letzte fing daher bald an, diese vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich mit einander einzuverstehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deswegen diese Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche *Lykurgus* machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in 30,000 Felder, der Acker um die Stadt Sparta selbst in 9000 Felder getheilt, jedes gross genug, dass eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen schönen, reizenden Anblick, und *Lykurgus* selbst weidete sich an diesem Schauspiel, als er in der Folge das Land durchreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich theilten.

*) Ich muss die Leser dieses Aufsatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: *Ueber die ältesten hebräischen Mysterien von Br. Decius* verweisen, welche einen berühmten und verdienstvollen Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene der hier zum Grund gelegten Ideen und Daten genommen habe.

**) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Vorlesungen wurden in das 10te Heft der Thalia eingerückt.

Eben so gern, wie die Aecker, hätte *Lykurgus* auch die beweglichen Güter vertheilt, aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von sich selbst fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und silbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Zugleich gab er einem grossen und schweren Stück Eisen einen sehr geringen Werth, dass man einen grossen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Ja, damit man nicht einmal versucht werden möchte, dieses Geld des Eisens wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so liess er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Essig löschen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauche untüchtig wurde.

Wer sollte nun stehlen oder sich bestechen lassen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, dass *Lykurg* seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Sparta's eiserne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen, kein Abenteurer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschatzen, denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen, als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, dass alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen, und alle dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander theilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen, und sich durch eigene Köche kostbare Speisen zurichten zu lassen. Jeder musste monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staat. Fünfzehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse musste alle übrigen Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so streng gehalten, dass selbst *Agis*, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlinn allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer seyn, weil es kein so grosses Uebel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen. Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn *Lykurg* selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, dass er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann *Lykurgus* für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tisch keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Ursache dieser Mässigung und Ordnung, und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, dass eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluss haben musste.

Ein anderes Gesetz verordnete, dass kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Axt verfertigt worden und keine andere Thür, als die blos mit Hülfe einer Säge gemacht worden sey. In ein so schlechtes Haus konnte sich Niemand einfallen lassen, kostbare Möbeln zu schaffen; Alles musste sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

Lykurgus begriff wohl, dass es nicht damit gethan sey, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen, er musste auch Bürger für diese Gesetze erschaffen. In den Gemüthern der Spartaner musste er seiner Verfassung die Ewigkeit sichern; in *diesen* musste er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigste Theil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloss er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam musste sie rauben, und durfte sie auch nur des Nachts und verstohlen besuchen. Dadurch blieben beide in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat, — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aeltesten besichtigt; wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterinn; war es schwächlich und missgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lernte man ihn Beschwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Edelsten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mussten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen liess, hatte eine starke Züchtigung und Schande zu erwarten. *Lykurgus* wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen — Eigenschaften, die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, eben so wichtig glaubte, als Leibesstärke und Muth. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig gewissenhaft *Lykurgus* im Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muss man in Betrachtung ziehen, dass weder die Entweihung der Ehen, noch dieser befohlene Diebstahl in Sparta den

politischen Schaden anrichten konnten, den sie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthume ruhte, und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — besonders wenn der Staat ihn lenkte und Absichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder in sonst eine grosse Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken, und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte *Lykurgus*, mache schöne Leute schöner und hässliche fürchterlich. Es war gewiss ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Festliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er liess im Kriege von der strengen Disciplin etwas nach, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, dass der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und dass sie sich darauf, wie auf eine Art fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, so liess der spartanische König das Castorische Lied anstimmen, die Soldaten rückten in festgeschlossenen Reihen unter Flötengesang fort, und gingen freudig und unerschrocken, nach dem Klange der Musik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, dass die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand, und dass die Gemüther durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen, und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlands abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien gewesen, welche sie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanischen Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abscheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen machte. Man betrachtete sie als ein Geräthe, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen könnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verspottet. Um der Spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmässigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustande öffentlich zur Schau aus. Man liess sie schändliche Lieder singen, und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlichern Absicht. Es war dem Staat darum zu thun, den Muth seiner kühnsten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen, und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine gewisse Anzahl dieser Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tag war ihnen auferlegt, sich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Strassen und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man Kryptia oder Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. Wenigstens folgt sie ganz aus seinem Prinzip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sich auch die Anzahl dieser Heloten, dass sie anfingen der Republik selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich durch eine so barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entspannen. Der Senat fasste einen unmenschlichen Entschluss, den er durch die Nothwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des peloponnesischen Kriegs 2000 der tapfersten Heloten versammelt und, mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Prozession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. Soviel ist übrigens gewiss, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, dass die spartanischen Sklaven die unglückseligsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müssig zu; die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Uebungen. Einem spartanischen Greis gereichte es zur Schande, von dem Ort wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf diese Art kam es, dass jeder Spartaner mit dem Staat lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran, und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von *Vaterland* und *vaterländischem Interesse* verwuchs mit dem innersten Leben aller seiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müssigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Das Chor der Alten fing an zu singen: *In der Vorzeit waren wir Helden.* Das Chor der Männer antwortete: *Helden sind wir jetzt! Komme wer will, es zu erproben!* Das dritte Chor der Knaben fiel ein: *Helden werden wir einst, und euch durch Thaten verdunkeln.*

Werfen wir einen blos flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums ist sie unstreitig die vollendetste, die Mosaische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grund liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet. Alles schliesst sich darin einander an, Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Bessere Mittel konnte *Lykurgus* wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen isolirt, sich selbst genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses National-Interesse, diesen Gemeingeist gegeben, den *Lykurgus* dem seinigen gab. Und wodurch hat *Lykurgus* dieses bewirkt? — Dadurch, dass er die Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu lei-

ten wusste, und ihnen alle andern Wege zuschloss, die sie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menschenseelen fesselt und Leidenschaften entzündet, Alles, ausser dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüste, Wissenschaft und Kunst, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Besitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und je mehr sie andern Nationen entgegen stiessen, desto fester mussten sie an ihrem Mittelpunkte halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoss des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in seinem Gehirne, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schosse des Staats fand er Beschäftigung, Ergetzung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, musste sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, dass die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muss. Daher kam es, dass bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel Statt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlands eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König *Leonidas* mit seinen 300 Helden die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend. « Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommst, dass wir, seinen Gesetzen gehorsam, hier gefallen sind. »

Man muss also eingestehen, dass nichts zweckmässiger, nichts durchdachter seyn kann, als diese Staatsverfassung, dass sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt, und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr grossen Irrthums schuldig gemacht haben. Diese bewunderungswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eigenen Zweck gehalten ist die Gesetzgebung des *Lykurgus* ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen *Lykurgus* sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muss eine tiefe Missbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, dass alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes: so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht, und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, dass sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie alle Fortschreitung der Kultur befördern, oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend Etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Massstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft seyn, wie wir den Lykurgischen Staat beurtheilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine ehliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stösst, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der rauhe Krieger *Coriolanus* in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fliessen sehen kann!

Dadurch, dass der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu seyn. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwie-

derbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und misshandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit gesetzmässig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widersprechender seyn, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben als dieser? Nicht genug, dass *Lykurgus* auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein fein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe fest hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschritte hemmte.

Aller Kunstfleiss war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Kanäle gesperrt, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufliessen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besassen, und zu bleiben, was sie waren, nicht Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu steigen. Unerbittliche Gesetze mussten darüber wachen, dass keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, dass selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese lokale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, musste man den Geist des Volks auf derjenigen Stelle fest halten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wir haben aber gesehen, dass Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats seyn soll.

Der Staat des *Lykurgus* konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geist des Volkes stille stünde; er konnte sich also nur dadurch erhalten, dass er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man also zum Lobe des *Lykurgus* angeführt hat, dass Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, dass es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die *Lykurg* ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszusetzen, dass es bleiben musste, was es war, dass es stehen musste, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Grösse und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir dies zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorstechende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir sehen nichts mehr, als einen schülerhaften unvollkommenen Versuch — das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlte, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muss er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen musste nothwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste seyn, aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Bildhauer fingen mit Hermessäulen an, ehe sie sich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines Vatikanischen Apolls erhuben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meissel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat, aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen, und mit Zweckmässigkeit vollendet wird.

SOLON.

Von der Gesetzgebung des *Lykurgus* in Sparta war die Gesetzgebung *Solons* in Athen fast durchaus das Widerspiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen neben einander zu stellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des *Kodrus* wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft, und einer Obrigkeit, die den Namen *Archon* führte, die höchste Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen, und aus diesem Zeitraum hat uns die Geschichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geist der Demokratie, der den Atheniensern schon zu *Homers* Zeiten eigenthümlich war, regte sich am Schluss dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre grosse und dauerhafte Macht missbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, dass es alle zehn Jahre einen neuen Beherrscher wählte, erneuerte das Volk den Akt seiner Souveränetät, es nahm alle zehn Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtniss, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, dass es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, dass der Fürst nur das Geschöpf der Nation ist.

Dreihundert Jahre hatte das atheniensische Volk einen lebenslänglichen Archont über sich geduldet, aber der zehnjährigen Archonten wurde es schon im siebenzigsten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieser Zeit hatte es siebenmal die Archontenwahl erneuert, es war also siebenmal an seine Souveränetät erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit lebhafter regen müssen, weit schneller entwickeln müssen, als in der ersten.

Der siebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieser Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuss seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, dass eine auf zehn Jahre verliehene

Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Missbrauch zu verführen. Künftig also war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach dessen Verfluss eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie schon sehr nahe kommt, so schwächte es diese Gewalt, indem es dieselbe unter neun Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieser neun Archonten hatten Vorzüge vor den sechs übrigen. Der erste Archon, *Epongmus* genannt, führte den Vorsitz bei der Versammlung; sein Name stand unter den öffentlichen Akten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, *Basilecs* oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienst zu besorgen; dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufsicht über den Gottesdienst ein wesentliches Stück der Königswürde gewesen. Der dritte, *Polemarch*, war Anführer im Kriege. Die sechs übrigen führten den Namen *Thesmotheten*, weil sie die Konstitution zu bewahren, und die Gesetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde. Die Verfassung war also einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, dass jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Missbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war, dass sie Faktionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechselung und die grössere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung zum Archontat zu gelangen : eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer diese Würde bekleidete, und nicht so bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und diese Ungeduld führte sie zu gefährlichen Anschlägen. Beide also, sowohl die, welche schon Archonten gewesen, als die, welche sich sehnten es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmste dabei war, dass die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer starken Hand, die Faktionen zu bändigen und die aufrührerischen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger stürzten den Staat in Verwirrung und strebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbesserung der Gesetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen bestanden, übertragen ward. *Drako* hiess dieser gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menschen-Gefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen blos in dem finstern Spiegel seiner eigenen trüben Seele sah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit; ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf, und unbiegsam in seinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich; Gesetze zu vollziehen, aber sie zu geben, konnte man keine schlimmere Wahl treffen.

Es ist uns wenig von den Gesetzen des *Drako* übrig geblieben, aber dieses Wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle Verbrechen strafte er ohne Unterschied mit dem Tode, den Müssiggang wie den Mord, den Diebstahl eines Kohls oder eines Schafs, wie den Hochverrath und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben so streng bestrafe, als die schwersten Verbrechen, so war seine Antwort: « Die kleinsten Verbrechen sind des Todes würdig; für die grössern weiss ich keine andere Strafe als den Tod — darum muss ich beide gleich behandeln. »

Drako's Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. Schrecken ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heisst eben so viel, als einen Baum umhauen, weil *eine* seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind doppelt zu tadeln, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menschheit wider sich haben, sondern auch, weil sie auf das Volk, dem er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeschickt, durch solche Gesetze zu gedeihen, so war es das atheniensische. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige, würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienser unter ein solches Joch sich beugen.

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbescheidenen Titel unwandelbarer Gesetze gab.

Drako hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und anstatt zu nützen, schadeten seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine anderen sogleich da waren, ihre Stelle zu ersetzen, so war es eben so viel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie riss ein.

Damals war der Zustand des atheniensischen Volks äusserst zu beklagen. Eine Klasse des Volks besass Alles, die andere hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs Unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unermessliche Scheidewand zwischen beiden. Die Noth zwang die ärmern Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutigeln, die sie ausgesogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hülfe bei diesen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mussten sie ungeheure Zinsen bezahlen, und wenn sie nicht Termin hielten, ihre Ländereien selbst an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mussten, waren sie dahin gebracht, ihre eigenen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch diese Zuflucht erschöpft war, borgten sie auf ihren eigenen Leib, und mussten sich gefallen lassen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen diesen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grausame Habsucht der reichen Bürger in Schranken. So schrecklich war der Zustand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, so musste man dieses zerstörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltsame Art wieder herstellen.

Zu diesem Ende waren unter dem Volk drei Faktionen entstanden. Die eine, welcher die armen Bürger besonders beitraten, forderte eine *Demokratie*, eine

gleiche Vertheilung der Aecker, wie sie *Lykurgus* in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, stritt für die *Aristokratie*; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wissen, und setzte sich den beiden andern entgegen, dass keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, diesen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, so lange man nicht einen Mann fand, dem sich alle drei Parteien auf gleiche Weise unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über sich anerkannten.

Glücklicherweise fand sich ein solcher Mann, und seine Verdienste um die Republik, sein sanfter billiger Charakter, und der Ruf seiner Weisheit hatten längst schon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieser Mann war *Solon*, von königlicher Abkunft, wie *Lykurgus*, denn er zählte den *Kodrus* unter seinen Ahnherren. *Solons* Vater war ein sehr reicher Mann gewesen, aber durch Wohlthaten hatte er sein Vermögen geschwächt, und der junge *Solon* musste in seinen ersten Jahren die Kaufmannschaft ergreifen. Durch Reisen, welche ihm diese Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zu Statten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit, und gaben seinen Gesetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das sie von den Satzungen des *Drako* und *Lykurgus* so schön unterscheidet. Er war ferner noch ein tapfrer Heerführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben, und noch anderer wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegerischer Wirksamkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat; seine Weisheit floss in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. *Solons* Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des *Peloponnes* hatte er einen sehr grossen Einfluss.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten grosse Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Der verständige Theil der Athenienser wünschte ihn sich zum Herrscher, weil die Monarchie das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu theilen. *Solon* verschmähte diesen Rath: « die Monarchie, sagte er, sey ein schöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang. »

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses grosse Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Edikt, *Seisachtheia*, oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben, und zugleich verboten wurde, dass künftig Keiner dem Andern auf seinen Leib etwas leihen durfte. Dieses Edikt war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchste Noth des Staats machte einen gewaltsamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Klasse des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieses wohlthätige Edikt wälzte er auf einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerklasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er liess ihnen, was sie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu seyn. Nichts desto weniger erntete er von den Armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländervertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, dass er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergassen, dass der Gesetzgeber den Reichen eben so gut als den Armen Gerechtigkeit schuldig sey, und dass die Anordnung des *Lykurgus* eben darum nicht nachahmungswürdig sey, weil sie sich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden gewesen wäre.

Der Undank des Volks presste dem Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. « Ehmals, sagte er, rauschte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt schielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich. » Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen seiner Verfügung Das Land, das vorher Sklavendienste that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für seinen Kreditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlernen, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, dass er alle Gesetze des *Drako* abschaffte, diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das grosse Werk, der Republik eine neue Konstitution zu geben.

Alle atheniensischen Bürger mussten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Klassen oder Zünfte getheilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich 500 Mass von trockenen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche 300 Mass Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo also immer zwei zusammentreten mussten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie deswegen die Zweigespannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe besassen, und blos von ihren Handarbeiten lebten, Handwerker, Taglöhner und Künstler.

Die drei ersten Klassen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeschlossen; doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme, wie die übrigen, dadurch allein genossen sie einen grossen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, *Ekklesia* genannt, wurden alle grossen Angelegenheiten gebracht, und durch dieselbe entschieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Besetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die *Solon*'schen Gesetze mit einer gewissen Dunkelheit behaftet waren, so musste in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft war, an die *Ekklesia appellirt* werden, welche dann in letzter *Instanz* entschied, wie das Gesetz zu verstehen sey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreissigsten Jahr hatte Niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber sobald

einer das erforderliche Alter hatte, so konnte er ungestraft nicht mehr wegbleiben, denn *Solon* hasste und bekämpfte nichts so sehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Wesen.

Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk *souverain*, und nicht blos durch Repräsentanten herrschte es, sondern in eigener Person und durch sich selbst.

Bald aber zeigten sich nachtheilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu schnell mächtig geworden, um sich dieses Vorrechts mit Mässigung zu bedienen; Leidenschaft mischte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so grosse Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Uebel zu begegnen, schuf *Solon* einen Senat, zu welchem, aus jedem der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieser Senat musste sich vorher über die Punkte berathschlagen, welche der *Ekklesia* vorgelegt werden sollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volk vorgetragen, so traten die Redner auf, die Wahl desselben zu lenken. Diese Menschenklasse hatte sich in Athen sehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Missbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leichtbeweglichen Sinn der Athenienser machte, der Republik eben so viel geschadet, als sie ihr hätte nützen können, wenn sie von Privatabsichten rein, das wahre Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunstgriffe der Beredsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und, verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Fessel angelegt. Sie herrschten durch Ueberredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger gross, weil sie der freien Wahl etwas übrig liess. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wusste, lenkte man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Funktion der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darein setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein grosser öffentlicher Platz von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das *Prytaneum* genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verschwender, Keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anstatt der vier Zünfte, welche *Solon* eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von 400 bis 1000 gesetzt. Aber von diesen 1000 Prytanen waren jährlich nur 500 in Funktion, und auch diese 500 nie auf einmal. Fünfzig derselben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar so, dass in jeder Woche nur zehn im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn Jeder hatte uben so viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die ausserordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, dass eine Angelegenheit lange unentschieden blieb, und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Ausser dem Senat der Prytanen, den er nun erschuf, brachte *Solon* auch den *Areopagus* wieder in Ansehen, den *Drako* erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze, und befestigte, wie *Plutarch* sagt, an diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem *Areopagus*, wie an zwei Ankern die Republik.

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erstern bestätigte *Solon* nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsetzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium stellten sich die, welche sich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtschlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingesetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorsetzlichen Todtschlags wegen angeklagt wurden, nachdem sie bereits eines unvorsetzlichen Mordes wegen ausser Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einst wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er zwar auch unversehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Kriminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte. Die Heliäa war eine ausserordentliche Kommission der andern grossen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrate. Sie hatten nicht blos Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern, und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den eilf Männern; diesen Namen führte die Kommission, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Diese eilf Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder, man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todestrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist, verwiesen zu werden. Dass es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe, und, wenn sie ewig war, dieser letztern gleich setzte, ist ein schönes Selbstgefühl des atheniensischen Volks. Der Athenienser, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Konfiskation aller Güter verbunden, den Ostracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch ausserordentliche Verdienste oder Glück zu einem grössern Einfluss und Ansehen ge-

langt waren, als sich mit der republikanischen Gleichheit vertrug, und die also anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man bisweilen, — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindischen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Ostracismus, weil die Vota auf Scherben geschrieben wurden. Sechstausend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Ostracismus musste seiner Natur nach meistens den verdientesten Bürger treffen; er ehrte also mehr, als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigsten, was ihm das Theuerste war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Kriminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geschrieben, und dies machte ihn ehrlos mit seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entscheiden, waren sechs Tribunale festgesetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die *Ekklesia* offen stand. Jeder führte seine Sache selbst, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Wasseruhr bestimmte die Dauer von seiner und seines Anklägers Rede. Die wichtigsten bürgerlichen Händel mussten in vier und zwanzig Stunden entschieden seyn.

So viel von den bürgerlichen und politischen Anordnungen *Solons;* aber darauf allein schränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug, den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, dass sie ihre Menschen den Gesetzen zubilden, die sie ihnen ertheilen, dass sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den gesellschaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menschen trennen, wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht selten in direktem Widerspruche mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetze und Sitten in einer viel schönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unsrigen ganz fehlt; mit unzerstörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indessen muss man auch hier in Anpreisung des Alterthums sehr behutsam seyn. Fast durchgängig kann man behaupten, dass die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, dass sie aber in den Mitteln fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Vorstellungsart. Wo wir zu weit zurück bleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsere Gesetzgeber Unrecht gethan haben, dass sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten; so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin Unrecht, dass sie moralische Pflichten mit den Zwang der Gesetze einschärften. Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Grossmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmässig gebieten; denn sobald es dieses thut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine sklavische Regung verwandelt.

Aber wieder auf unsern *Solon* zurückzukommen.

Ein *Solon*'sches Gesetz verordnet, dass jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angethan betrachten, und nicht ruhen sollte, bis sie an dem Beleidiger gerochen sey. Das Gesetz ist vortrefflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen Uebrigen einzuflössen, und alle mit einander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, dass er so schön habe handeln *müssen*!

Ein anderes Gesetz, welches *Solon* gab, erklärt denjenigen für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu thun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzuflössen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte seyn; aber er vergass, dass oft das feurigste Interesse am Vaterland diese Neutralität *gebietet* — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Gesetz des *Solon* verbietet, von den Todten übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Bastard spricht er von kindlichen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnliche Lust bezahlt gemacht; eben so sprach er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst hätte lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen, und sein Vermögen nach Willkür zu verschenken, denn Freunde, die man sich wählt, sagte er, sind mehr werth als blosse Verwandte. Die Aussteuer schaffte er ab, weil er wollte, dass die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen stiftete. Noch ein schöner Zug von Sanftmuth in seinem Charakter ist, dass er verhassten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hiessen Beiträge, Besatzungen Wächter der Stadt, Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der atheniensische Geist sich so sehr neigte, mässigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Diese Gesetze, verordnete er, sollten nur auf 100 Jahre gültig seyn — wie viel weiter sah er als *Lykurgus*. Er begriff, dass Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, dass Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben als in ihrer Kindheit. *Lykurg* verewigte die Geistes-Kindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. *Solon* versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages sind viele derselben im römischen Gesetzbuche in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterinn aller Verdienste.

Man hat dem *Solon* zum Vorwurf gemacht, dass er dem Volk zu grosse Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, tumultuarische und leidenschaftliche Entscheidungen und der Geist der Faktion konnten freilich in Athen nicht vermieden

werden — aber diese Uebel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie zuzuschreiben. Er fehlte darin sehr, dass er das Volk nicht durch Repräsentanten, sondern in Person entscheiden liess, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Bestechung abgehen konnte. Der Ostracismus, wobei 6000 Stimmen zum Wenigsten erfordert wurden, lässt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlungen mag zugegangen seyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, dass dem Bürger das Vaterland über Alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstande des atheniensischen Pöbels bekommen, und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu schliessen. Alle grossen Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleineren aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geist, der den *Solon* bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und ächten Staatskunst, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von *Solon*, dass er Achtung hatte für die menschliche Natur, und nie den Menschen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen liess. Seine Gesetze waren laxe Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, dass sie ihn lenkten; die Gesetze des *Lykurgus* waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Muth sich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle möglichen Bahnen schloss der atheniensische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiss seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. *Lykurg* befahl den Müssiggang durch Gesetze, *Solon* strafte ihn streng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleisses; darum wurden alle Felder des Wissens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen *Sokrates*, einen *Thucydides*, einen *Sophokles* und *Plato*? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, — keine Künstler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, *Solon* wie *Lykurg*, waren grosse Männer, beide waren rechtschaffene Männer, aber wie verschieden haben sie gewirkt, weil sie von entgegengesetzten Principien ausgingen. Um den atheniensischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiss und der Ueberfluss — stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Musen herum, sehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den *Lykurgus* sieht man nichts als Tyrannei und ihr schreckliches Gegentheil, die Knechtschaft, die ihre Ketten schüttelt, und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks ist der treueste Abdruck seiner Gesetze, und also auch der sicherste Richter ihres Werths oder Unwerths. Beschränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich sein Herz. Er war stolz und hochfahrend gegen seine Bundesgenossen, hart gegen seine Ueberwundenen, unmenschlich gegen seine Sklaven und knechtisch gegen seine Obern; in seinen Unterhandlungen war er ungewissenhaft und treulos, in seinen Entscheidungen despotisch, und seiner Grösse, seiner Tugend selbst fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienser hingegen war weichmüthig und sanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dies hinderte nicht, dass er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gesalbt; brachte er die Millionen des *Xerxes* und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen; Delikatesse und Wohlanständigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums so getrieben als bei diesem; in einem Kriege mit dem macedonischen *Philipp* hatten die Athenienser einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlinn war; die übrigen alle wurden geöffnet, diesen einzigen schickten sie unerbrochen zurück. Der Athenienser war grossmüthig im Glücke, und im Unglücke standhaft — dann kostete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der misshandelte Knecht durfte seinen Tyrannen verklagen. Selbst die Thiere erfuhren die Grossmuth dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Lastthiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen, und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eins dieser Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienser so sehr, dass sie verordneten, dieses Thier auf Unkosten des Staates ins Künftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienser nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerinn seyn. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmuth, seiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine grössten Männer, mit Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verdorben, trotzig auf seine Freiheit, und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es seine Bundesgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und liess sich bei öffentlichen Berathschlagungen von einem leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weisesten Staatsmänner zu nichts machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riss. Jeder einzelne Athenienser war lenksam und weichmüthig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns *Aristophanes* seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause, und als Narren in Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienser oft seine Glücksgüter, sein Leben und nicht selten — seine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inschrift auf einer Säule, die sein Verdienst ankündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu grossen Thaten als dem Perser alle Schätze des grossen Königs. So sehr das atheniensische Volk seinen Undank übertrieb, so ausschweifend war es wieder in seiner Dank-

barkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beschäftigen, war ein höherer Genuss für die Ruhmsucht des Atheniensers, und auch ein wahrerer Genuss, als ein Monarch seinem geliebtesten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas Anderes, ein ganzes stolzes, zart empfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menschen zu gefallen. Der Athenienser musste in immerwährender Bewegung seyn; unaufhörlich haschte sein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüssen. Dieser Sucht nach Neuheit musste man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum rettete ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Usurpator gewonnen Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdientesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich neu zu seyn, und sein Verdienst zu verjüngen!

Der Abend von *Solons* Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienser zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Aegypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des *Crösus* in Lydien, und den zu Sais in Agypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit *Thales* von Milet und mit *Crösus* erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, *Megakles* und *Pisistratus*, zu Anführern hatten. *Megakles* machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichthum, *Pisistratus* durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser *Pisistratus*, *Solons* ehemaliger Liebling und der *Julius Cäsar* von Athen, erschien einstmals bleich, auf seinem Wagen ausgestreckt, vor der Volksversammlung, und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. So, sagte er, haben mich meine Feinde um euretwegen misshandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schützen. Alsbald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, dass ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. *Solon* errieth den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags, und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch, *Pisistratus* erhielt eine Leibwache, und nicht sobald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriff Athen; *Megakles* und seine Anhänger entwichen aus der Stadt, und überliessen sie dem Usurpator. *Solon*, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; soviel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war; so viel wandte er jetzt an, ihren sinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hause, legte seine Waffen vor seine Hausthür und rief: Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Besten des Vaterlands. Er dachte auf keine Flucht, sondern fuhr fort, die Thorheit der Athenienser und die Gewissenlosigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fragten, was ihn so muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: Mein Alter gibt mir diesen Muth. Er starb, und seine letzten Blicke sahen sein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. *Pisistratus* war ein edler Mensch, und ehrte die *Solon*'schen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Usurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bemerkte unter ihm, dass Athen nicht mehr frei war, so gelind und still floss seine Regierung, und nicht er, sondern *Solons* Gesetze herrschten. *Pisistratus* eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen *Hipparch* und *Hippias* fortgesetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelte beide. Unter ihnen blühten schon *Simonides* und *Anakreon*, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des *Perikles* entgegen.

UEBER

VÖLKERWANDERUNG, KREUZZÜGE

UND

MITTELALTER *)

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuern und grössern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich *eingewohnt* auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem 1sten Bande der 1sten Abtheilung der von dem Verfasser herausgegebenen historischen Memoires vorgedruckt wurde.

wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher gingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Missfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniss ihres Jahrhunderts, dass ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müsste. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Uebel anfing zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieses, keines, worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherinn aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Aeussersten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Glückszustand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche *Römer*, vortreffliche *Griechen* erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu *vortrefflichen Menschen*. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt ausser Griechenland, und man weiss, dass er dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen grossen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als *römische Bürger* und *römische Sklaven*. Keiner von *unsern* Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben *Menschenfreiheit;* ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je grösser die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der *Gewinn* ist also offenbar, und die Frage ist blos diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und musste das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die *Völkerwanderung* und das *Mittelalter*, das darauf folgte, eine *nothwendige* Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge *Alexanders* keine griechischen Freistaaten auf? Warum sehen wir *Sina*, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil *Alexander* mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des grossen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so musste die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er musste auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und giesst ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet. Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergassen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniss breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewusst, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf *salischer* Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der *Franke*, den Gesetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muss das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beispiels stiller Gewalt, mit dem Nachlass des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines *Klodion*, der auf der Herrscherbühne des *Trajanus* sich *Trajanus* dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniss ins Gedächtniss zu rufen. Hart stösst die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trotz mit der Festigkeit, die List strebt, die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dundel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgehoben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohmacht an den Fuss der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung Die Sitten vertraut sie den Schutz eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Engel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und *unüberwunden* und *wohlbehalten* langt das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Gluth ihres Busens erkaltet. Ein besserer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechszehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hatte der *Kopf die Herzen* in Gluth gesetzt, und die Wahrheit *) den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, dass Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, dass die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkern Zwang der Ueberzeugung schwieg, dass der Mensch endlich das *Theuerste* an das *Edelste* setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der grösste Vorwurf seines Zeitalters ist: das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur *hier*, und hier auch nur *einmal* dieser Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammentraf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwickelung der *Staaten* mit der Entwickelung der *Köpfe* einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniss hinübereilen; *Aufklärung* ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der *Leidenschaft* anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die *eine* Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, dass die *Staaten* die *Erleuchtung* abwarten, dass die *späte* Vernunft die *frühe* Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sich das *politische* Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das *moralische* zur Entwickelung zu bringen *).

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, dass es hier nicht auf den *Werth* der *Materie* ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene *Mühe* der Arbeit; auf den *Fleiss* und nicht auf das Erzeugniss. Was es auch seyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

*) *Freiheit und Kultur*, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, *weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten*. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Kultur sich bei ihm vereinigen, so musste es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die *Gesetze*, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschliessen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so musste die

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und *ununterworfen* sind; sonst überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtschaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeiführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsere Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege *unüberwunden* kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwei schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die grossen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau mit einander, als dass die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Räthsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniss gesponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt, und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der *geistlichen* Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muss sich in seiner ungeheuersten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschlossenen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosphorus seiner Freiheit und seines Muths, erröthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit, und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückliess. Aber scheint es nicht, als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und, durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegerischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüsst seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleisse. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andere Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den nie Gebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die *Sklaven des Ackers zu Menschen* gedeihen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, *Bürgergemeinheit*.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für *seine* Grösse hatte arbeiten lassen, der *römische Hierarch*, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmässigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, dass sein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunterzieht! Aus dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und gross gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, dass er der Freiheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in *dem dritten Stande* ein besserer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht, schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den *Pompejus* zu Hülfe eilte? Oder *Pisistratus*, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes *Phantom* bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch, und wie anders lässt das Schicksal ihn ernten? Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmassungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füssen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheissen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit, eine

Gesetzlosigkeit *verlängert* werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlösers.

UEBERSICHT

DES

ZUSTANDS VON EUROPA

ZUR

ZEIT DES ERSTEN KREUZZUGS.

Ein Fragment. *)

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zertheilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammscharakter trugen, und bei Besitznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Lokal anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äussern sollen. Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnten, noch so verschieden bebauten Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem sie Alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worin sie sich vorher befunden, fast ausser aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluss der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben seyn konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der grössten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammen findet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so grosse Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens, im Innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen, und auch wirklich bewirkt wurden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Distrikten, wie in einem grossen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster, und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, grosse Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von Innen, von Aussen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst, und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet *Könige*, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; *Magnaten*, an wirklicher Gewalt wie an Anmassungen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende *Priester*; eine *Miliz* des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat, und nicht besoldet; endlich *Landbauer*, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipal-Städte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen, und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschluss dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bei gleicher Freiheit drei verschiedene Ordnungen oder Stände; und nach diesem Ständeunterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menschenbeute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen grössern, der Heerführer den grössten; aber frei, wie die Personen ihrer Besitzer, waren auch die Güter, und was einem zugesprochen wurde, blieb sein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert musste vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen, war der einzelne Mann eben so wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansässigen Nation, die bei eintretendem Nothfalle sogleich, wie zur Zeit ihres kriegerischen Einfalls, kampffertig wieder da stand.

Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, *Heerfolge* zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besass, angemessen

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Abhandlung erschien in dem 1sten Bande der historischen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfassers nicht fortgesetzt.

war, zu dem allgemeinen Bunde zu stossen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil sie zu den kriegerischen Neigungen dieser Nationen stimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denselben gewüthet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigenthümer besessen hatten. Dasselbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieser zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos sie entschieden, und weil der Rottenführer eine grössere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine grössere als alle Uebrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluss, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegerischen Ruhm gerichtet, also musste sich auch der Luxus auf eine kriegerische Art äussern. Sich von auserlesenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten strebte; ein zahlreiches kriegerisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarste Mittel, Beides zu vergrössern. Jener Ueberfluss der Grundstücke konnte daher auf keine bessere Art angewendet werden, als dass man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entäusserten also gewisse Stücke Landes, und trugen den Genuss derselben an andere minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und blos die Person des Verleihers angingen, verpflichten mussten. Bedurfte Letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutzniessung der Ländereien wieder auf, deren wesentliche Bedingungen sie waren. Diese Ländervertheilung war also bedingt und veränderlich, ein wechselseitiger Vertrag, entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf solche Art verliehen, hiess eine *Wohlthat* (Beneficium) zum Unterschied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeit lang, sondern von Rechts wegen, ohne alle andere Beschwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten besass. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leisten musste, im Deutschen *Lehen*, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum besass; das Verhältniss von Lehensherrn und Vasallen wurde durch kein anderes Verhältniss aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vasall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des ersten Verleihers erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Grossmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wusste nicht anders, als dass man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut, wie jeder Andere, musste er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, dass die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze seyn sollten. Weil Alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil sie sich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat, und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er *erlangte* sie auf dem Wege der Belehnung, und genoss sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegerische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig seyn konnte, so musste er sich vervielfältigen, d. i. er musste sich in den verschiedenen Distrikten durch Bevollmächtigte repräsentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Distrikte u. a. m., und *diese Würden* wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden

zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergl. mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andere abzugeben, denen sie dafür die Nutzniessung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefälle überliess, oder nach der Sprache jener Zeiten, sie musste ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen liessen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniss der Könige, als *Baronen* und als *Oberhäupter* ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äussern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben, und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen, diese musste sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eigenen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einrissen, und Straflosigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereien vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte. Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich *Lehenträger* der Krone, und *Lehensherren* ihrer Untersassen; das Erste gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein so widersprechendes Verhältniss konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äusserte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumschränkt zu seyn, und jenes, wie dieses, seinem Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besass er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der grösste Theil der Freien, welche in dieser Provinz ansässig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mussten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterliessen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muss) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mussten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zuflossen, und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so musste der hohe Adel sehr bald einen Einfluss auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreissen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so musste der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehensherrschaft gönnte, und sich herabliess für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen in so fern in Einem Fall war, dass mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vasallen, von denen sie nur noch den äussern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, dass die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch Statt fand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Grossen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Grossen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine ausserordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstossen liess. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen lässt, dass es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muss ferner noch erinnert werden, dass diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen

ausgeartet, so musste sich in dem Verhältniss des Souverains gegen seinen Adel bald eine grosse Veränderung äussern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkühr zu vergeben, so wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an seinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, dass der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so wusste der Vasall, dass er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die grossen Lehen hingen nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich sehr lange bitten liess, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

UNIVERSALHISTORISCHE UEBERSICHT

DER

MERKWÜRDIGSTEN STAATSBEGEBENHEITEN

ZU DEN ZEITEN

KAISER FRIEDRICHS I *).

Der heftige Streit des Kaiserthums mit der Kirche, der die Regierungen *Heinrichs IV.* und *V.* so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papst *Kalixtus II.* einging, schien der Zunder erstickt zu seyn, der ihn wieder herstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sey der zusammenhängenden Politik *Gregors VII.* und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgesondertes, wo nicht gar feindliches System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den äusserlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof, vor seiner Einweihung vermittelst des Scepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit dem weltlichen Theil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche blutbeschuldete Laienhand nicht mehr berühren. Blos für streitige Fälle, wenn sich das Domkapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden liess es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaisergewalt stellte die Herrschsucht der folgenden Päpste nach, und der *Knecht der Knechte Gottes* hatte keine grössere Angelegenheit, als den *Herrn der Welt* so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Fallstricken ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn; der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitstände auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur musste er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrösserungsplanen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mauern Roms zu behaupten: in Italien konnte der Pabst keinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papst in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

Die Frage ist der Erörterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die wichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer verkauft werden mussten. Ehrgeiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, dass ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluss hatte, und dass sie alsdann vorzüglich dieser Hülfe bedurfen, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiskus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehn Wahlfürsten, welche jetzt zum ersten Mal einen engern Auschuss unter den Reichständen bilden, und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden *Heinrichs V.* zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog *Friedrich* von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf *Leopold* von Oesterreich, und *Lothar*, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schrecknissen umgeben, dass Markgraf *Leopold* und Herzog *Lothar* fussfällig und mit weinenden Augen baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog *Friedrich* allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtsame Aeusserung dieses Prinzen schien zu erkennen zu geben, dass er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein *Recht* auf den Kaiserthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan;

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Im 3ten Bande der historischen Memoires (1ste Abtheilung) findet sich diese Abhandlung, aber ungeendigt. Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfassers.

ein befestigter Erbthron widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeist so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen, und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neuaufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs Neue in Gefahr bringen, und den Missbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog *Friedrich* Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthon geltend machte. Man beschloss daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Besten des Reichs eine persönliche Rache versteckte. *Lothar* von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt, und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Beifallgeschrei, in die Versammlung getragen. Die mehrsten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle, nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog *Heinrich* von Bayern, dem Schwager *Friedrichs,* und von seinen Bischöfen gut geheissen. Herzog *Friedrich* erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben so wohldenkender als tapferer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehreren Schlachten gegen *Heinrich IV.* verfochten, so befürchtete man um so weniger, dass er als Kaiser versucht werden konnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit liess man ihn eine Wahlkapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Grenzen setzte. *Lothar* hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbinn seiner beträchtlichen Güter in Sachsen, durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brautschatz seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog *Heinrich* von Bayern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da *Lothar* diesen *Heinrich* zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbischfränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten, und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die *kaiserliche* Macht auf Unkosten der *ständischen* zu vergrössern.

Herzog *Heinrich* von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatsystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wendete er sich auf einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grunde zu richten suchte. *Friedrich* von Schwaben und *Konrad* von Franken, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser *Heinrichs IV.* und die natürlichen Erben seines Sohns, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht oder von geächteten Ständen für den Reichsfiskus waren eingezogen worden. *Lothar* machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiskus zusprach. Da die Hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie für Störer des öffentlichen Friedens, und liess einen Reichskrieg gegen sie beschliessen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Drangsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die *Hohenstaufen* schleunig zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er liess sich bereden, den deutschen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und *Anselmo,* Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Toscana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papst *Honorius II.* auf die Seite seines Gegners trat, und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde eben so schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte *Lothar* die Stadt Speyer belagert, und so tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzoginn von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch *Friedrichs,* sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Eidams war den *Hohenstaufen* zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Asche gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich *Friedrich* dem Kaiser zu Füssen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch *Konrad* zu Mühlhausen; beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte *Lothar* schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem *Honorius II.* im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten liess, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünfe von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Kardinal *Gregor,* einen ehemaligen Mönch, zum Fürsten der römischen Kirche, der sich den Namen *Innocentius II.* beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen *Peter Leonis,* den Enkel eines getauften Juden, der den Namen *Anaklet II.* annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seiten des Letztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; ausserdem wusste er die italienischen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für

seine Partei zu gewinnen. *Innocentius* flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausspruch eines einzigen Mannes, des Abts *Bernhard* von Clairvaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Aufnahme in *Ludwigs* Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzosen. Das Gewicht von *Bernhards* Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Füssen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser *Lothar* war ohne Mühe überzeugt, dass der heilige Geist bei der Wahl des *Innocentius* den Vorsitz geführt habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, dass ihn *Lothar* an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieser Stadt war *Anaklet*, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefasst, sich aufs Hartnäckigste zu vertheidigen. Jeder Pallast, jede Kirche war Festung, jede Strasse ein Schlachtfeld, Alles Waffe, was das Ungefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust musste jeder Ausweg geöffnet werden, und *Lothars* schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermesslichen Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhassten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als *Lothar* beisammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, dass es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Flehender, forderte er eine Ceremonie, welche dieser Papst ohne *seinen* starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts desto weniger behauptete *Innocentius* den ganzen Papstsinn eines *Hildebrands*, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gesetze. Der Vorgänger des *Lothar* hatte die ansehnliche Erbschaft, welche *Mathilde*, Markgräfinn von Tuscien, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichslehen eingezogen, und *Calixtus II.*, um nicht aufs Neue die Aussöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansprüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte *Innocentius* jetzt in Bewegung, und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmasslichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuss der Mathildischen Güter auf dem Weg der Belehnung, liess ihn dem römischen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber schwören, und sorgte dafür, dass diese Vasallenhandlung durch ein Gemählde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war.

Es war nicht der römische Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrschergrösse Roms ins Gedächtniss brachten, wo etwa die Geister seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römischen Prälatenversammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Muth einflösste; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde, hatte er diesen *römischen Geist* nicht verläugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Flehenden vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweite noch grössere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülflose Zustand des Papstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne *Lothars* Begünstigung keinen Schatten von Hoheit besass, unterstand er sich eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den römischen Hof beseelte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst, mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse, befolgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuss breit Landes, keine ihm holde Seele besass, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit seyn mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufliessen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloss in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriss, und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.

Kaum hatte *Lothar* Italien den Rücken gewendet, als *Innocentius* aufs Neue seinen Gegnern das Feld räumen musste. Er floh in Begleitung des heiligen *Bernhards* nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König *Roger* von Sicilien, der *Anaklets* Sache mächtig unterstützte und durch seine reissenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs Genaueste verbindet, da uns *Anna Komnena* und *Otto von Freisingen* auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäss, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zurück zu gehen, und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europens hatten kaum angefangen von den gewaltsamen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert aufs Neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heut zu Tage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbarenschwärme; Männer des Nordens, *Normänner* nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. So lange zwar der Herrschergeist *Karls des Grossen* das fränkische Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Korsaren im Süden, und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloss, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das blossgegebene Land. Alle Bewohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gespieen, standen sie da, und eben so schnell entzog sie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küste keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahnungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichthum im innern Lande machte sie immer lüsterner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft *Karls des Grossen* entehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold, und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staats, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, *Rollo*, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt, und entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich *Karln den Einfältigen*, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er liess ihm seine Tochter zur Gemahlinn und zum Brautschatz das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am meisten blossgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, dass er ein Christ werden sollte. *Rollo* rief seine Korsaren zusammen, und überliess den Gewissensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Grösse des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. *Rollo* empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschickt, der Ceremonie der Huldigung gemäss, bei dem König von Frankreich den Fusskuss zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu seyn; seine Gesetze bewirkten bei diesem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Korsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sanften Takte des Landlebens verlor sich allmälig der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter *Rollo's* Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer musste es seyn, der die Nachkommen *Karls des Grossen* ihren Vasallen widerstehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenschwärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südwärts, unterwarfen das untere Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Grossgriechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten, Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera in muthwilliger Freiheit sich brüsteten, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, sieht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkte des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Mamertiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die *Griechen* aus Ober- und Mittel-Italien durch Longobarden und Franken vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die *Longobarden* verbreitet, und *arabische* Korsaren mit dem Schwerte in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem longobardischen Gesetz, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein Dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauern eines Klosters ging, musste des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen.

Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hoheit des Kaisernamens in diesem Theile Italiens geltend gemacht, und einen grossen Distrikt desselben als Sieger durchzogen. Gegen *Otto den Zweiten* schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs Neue unter griechische Hoheit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Saracenen in diesem Landstrich noch inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien herüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riss Jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesetzen. Mehrere longobardische Geschlechter genossen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich eine wahre Souveränetät in Benevent, Capua, Salerno und andern Distrikten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherren, der schnelle Wechsel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straflosen Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit; Nationalunterschied, Religionshass, Raubsucht, Vergrösserungsbegierde durch kein Gesetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf diesem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wusste heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Säemann war ungewiss, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehnten und eilften Jahrhundert, während dass Sicilien unter arabischem Scepter einer ruhigen Knechtschaft genoss. Der Geist der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normännische Pilger, fünfzig oder sechszig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte, und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegsgeist ward bei dem kriegerischen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu seyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müssige Tapferkeit an, und man erräth leicht, dass die unverhoffte Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefasst, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Eilfertigwerfen sich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet, und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von sechszig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichnetsten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verschwiegen. Neapels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Soldaten Beschäftigung und Ansehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung versprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegerische Jugend. Das untere Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köstliche Beute, waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das korsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren sie gekommen, gleichviel für wessen Sache sie fochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs, Normänner stellten die Griechen selbst den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Fremdlinge wechselsweise zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua grosse Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigenthum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahr 1029 die Stadt *Aversa* bauten — ihre erste feste Besitzung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landsmännische Stadt ihnen die gastfreien Thore öffnet. Drei Brüder, *Wilhelm*, der eiserne Arm, *Humfred* und *Drogon* beurlauben sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater *Tancred von Hauteville*, um in der neuen Kolonie das Glück der Waffen zu versuchen. Der griechische Statthalter von Apulien beschliesst eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäste wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu theilen. Ein saracenisches Heer wird geschlagen, und sein Anführer fällt unter dem eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Insel; ihr Undank gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Redlichkeit theilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den *eisernen Arm* zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne *Tancreds* erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der jüngste von diesen, *Robert Guiscard* (der Verschlagene), war herangewachsen, und die künftige Grösse verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zwei andern Brüdern machte er sich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Gern erlaubten die deutschen Kaiser, *Heinrich II.* und *III.*, diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhasstesten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verspritzen. Gewonnen dünkte

ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sehen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeigen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papst *Leo IX.* erst kürzlich von Kaiser *Heinrich dem Dritten* zum Geschenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegerischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. *Leo IX.* bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Fluch wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigener Person an der Spitze seines heiligen Heers gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergehauen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre ruchlosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm, aber der Respekt seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehreren misslungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die römische Grösse Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalfi mit *Robert Guiscard* zu Stande kam, bestätigte Papst *Nicolaus II.* diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als *päpstliches* Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberster Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geschenk dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Grossmuth zu beweisen. *Robert* hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Finder gehörte; von dem griechischen, oder, wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereigniss. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drückendern Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine furchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrösserungsbegierde der normännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beschenkte der Papst seine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, setzten die Söhne *Tancreds*, *Guiscard* und *Roger*, in Sicilien über, und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gesetze huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde *Rogern* und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen *Robert Guiscard* und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. *Gregor der Siebente*, der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Edelleute, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Furcht setzen, noch bezwingen. Sie trotzen seinem Bannfluch, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrössert und ihre Erbitterung unversöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaiser und Königen zu trotzen, muss er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg, von Römern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Hasse seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschsucht zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel, und stirbt zu Salerno unter dem Schutz von *Hauteville's* Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, *Robert Guiscard*, der sich in Italien und Sicilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reissendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt worden. Auf der Insel Cephalonia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Degens, erbte sein Sohn *Bohemund*, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand, und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnener in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrösserungsbegierde listig dienen liess, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstenthum errang, und allein von dem frommen Wahnsinne frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitzte. Die griechische Prinzessinn *Anna Komnena* schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war; aber *Robert* und *Bohemund* waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses; ihr Zeugniss reichte also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessinn kann es dem *Robert* nicht vergeben, dass er, ein blosser Edelmann und Glücksritter, Vermessenheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Konstantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimath auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterstützt, ein Königreich zusammenrauben, Kaisern und Päpsten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein anderer Sohn *Roberts*, mit Namen *Roger*, war

ihm in seinen calabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach *Roberts* Tode verlosch sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nunmehr von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. *Roger*, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als *Guiscard*, aber eben so gutthätig und mild, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmassungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entrissen, und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf *Roger* drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Gedränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Ausweg, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, dass dieses zugestandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuss derselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sicilianischen Fürsten zu seinem Legaten oder geistlichen Gewalthaber auf der Insel Sicilien. *Rogers* Nachfolger fuhren fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sicilianischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, seiner Grafschaft Sicilien einverleibte, und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflösste, sich in Palermo die königliche Krone aufzusetzen; dazu war weiter nichts nöthig, als sein eigener Entschluss und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmassung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemassten Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanktion zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte *Rogers* Absichten. Er verpflichtete sich dem Papst *Anaklet*, indem er die Rechtmässigkeit seiner Wahl anerkannte, und mit seinem Degen zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehen auf italienischem Boden, welche *Roger* Anstalten machte zu seinem Reich zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unversöhnlichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelt sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehemals wider *Robert Guiscard* Flotten in See geschickt, und geholfen hatte, die griechischen Staaten gegen diese Eroberer zu vertheidigen, waffnete sich aufs Neue gegen seinen Neffen, dessen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Busen streitig zu machen drohte. *Roger* hatte diese kaufmännische Macht an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen, da er ihr eine grosse Geldsumme an Waaren wegnehmen liess. Der griechische Kaiser *Kalojohannes* hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konstantinopel und Venedig schickten nach Merseburg Abgeordnete an Kaiser *Lothar*, dem verhassten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutschen Reichs zu erwecken. Papst *Innocentius*, an kriegerischer Macht zwar der Schwächste unter allen Gegnern *Rogers*, war einer der furchtbarsten durch die Geschäftigkeit seines Hasses und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen Man überredete den Kaiser *Lothar*, dass das normännische Reich im untern Italien und die Anmassung der sicilianischen Königswürde durch *Roger* mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seyn, und dass es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde *Lothar* veranlasst, einen zweiten Marsch über die Alpen zu thun, und gegen König *Roger* von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutschen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der *Hohenstaufen* kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkalischen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog *Heinrichs* von Bayern in das Toskanische drang, die andere unter dem persönlichen Kommando des Kaisers, längs der adriatischen Seeküste, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich liess die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die normännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutz genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den ersten Anfang *Lothars*. Capua und Benevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, *Lothar* selbst die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von *Tancred's* Geschlecht, dass die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerno erobert, so nimmt *Innocentius* diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man überein gekommen war, einen Herzog zu setzen, dessen Belehnung, als das Zeichen der obersten Hoheit,

Innocentius gleichfalls dem Kaiser *Lothar* streitig macht. Um einen dreissigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, dass beide, Kaiser und Papst, bei dem Belehnungsakt dieses Herzogs berechtigt seyn sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhte der Krieg gegen *Roger*, oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame thätige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papst und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluss des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Bononien musste *Lothar* die niederschlagende Nachricht hören, dass Salerno sich an den Feind ergeben, dass Capua erobert, und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sey. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutschen Korps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen *Roger* seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der normännische Papst, *Anaklet*, gestorben, und *Innocentius* alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte, und seinen Beschützer *Roger* abermals mit dem Bannfluch belegte. *Innocentius* zog auch, nach dem Beispiel des *Leo*, in Person gegen den sicilianischen Fürsten zu Felde, aber auch er musste, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. *Roger* aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nöthiger war, da ihn Venedig und Konstantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Belehnung über sein Königreich Sicilien; seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mussten dem Papst den Vasallen-Eid leisten, und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verstehen. Ueber die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derentwillen doch *Innocentius* selbst den Kaiser wider *Rogern* bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleiche ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. *Roger* küsste den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser *Lothar* selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, dass ihm sein Tochtermann, Herzog *Heinrich* von Bayern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber ehe er einen Schritt deswegen thun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach *Lothar's* Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft, und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich *Konrad von Hohenstaufen*, der den Zug nach Italien mitgemacht, und auf demselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewusst hatte. Ausserdem schwebte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. *Heinrichs* Verwandtschaft mit *Lothar* war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu diesem Allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt also sah man auf einmal das Staatssystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die Welfische Familie, welcher *Heinrich* von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, musste jetzt wieder herabgesetzt werden; und das Hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs sollte der Wahl des Kaisers billig vorangehen, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, dass das grosse Gefolge von sächsischen und bayerischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen *Heinrich* auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmässigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem Hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu Stande (1137). Herzog *Konrad* ward erwählt, und empfing auch sogleich in Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, dass *Konrad*, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich dem Tochtermann eben des *Lothar* vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel gethan hatte. Zwar beschwerten sich *Heinrich* und alle Fürsten, welche bei der Wahl *Konrads* nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmässigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfischen Hauses, und der Umstand, dass sich der Papst für *Konrad* erklärt hatte, brachte die Missvergnügten zum Schweigen. *Heinrich* von Bayern, der die Reichsinsignien in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstande aus.

Konrad sah ein, dass er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des Welfischen Hauses war so hoch gestiegen, dass es eben so gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben musste, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man musste also die Macht desselben wieder heruntersetzen, und dieser Plan wurde von *Konrad III.* mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. *Heinrich* fand es bedenklich zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogthümer, Sachsen und Bayern, abgesprochen.

Diese raschen Urtheile wurden von eben so frischer That begleitet, Bayern verlieh man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Oesterreich; Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, *Albert der*

Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog *Heinrich* auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu fechten, und weder *Albrecht* von Brandenburg, noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogthum entreissen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief, und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutschland verlöschte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen *Leopold* von Oesterreich, *Heinrich*, der sich im Besitz dieses Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittwe des verstorbenen Herzogs, einer Tochter *Lothar's*, zu befestigen glaubte. Dem Sohne des Verstorbenen, der nachher unter dem Namen *Heinrich des Löwen* berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachsen zurückgegeben. So beruhigte *Konrad* auf eine Zeit lang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten, und noch gefährlicher zu stören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortsetzung dieser Abhandlung hat im vierten Bande der historischen Memoires (Erste Abtheilung) Herr geheimer Legationsrath von *Woltmann* geliefert, welcher im Jahr 1795, als damaliger Professor in Jena, sich mit *Schillern* zur Herausgabe der ersten Abtheilung dieser Memoires verband.

GESCHICHTE
DER UNRUHEN IN FRANKREICH,
WELCHE
DER REGIERUNG HEINRICHS IV. VORANGINGEN,
BIS
ZUM TODE KARLS IX.

(Aus der Sammlung historischer Memoires II. Abtheilung 1. 2. 3. 4. 5. und 8. Band.)

Die Regierungen *Karls VIII.*, *Ludwigs XII.* und *Franz I.* hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus *Ludwigs XI.* beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Rittergeist flammte wieder auf, den eine bessere Taktik unterstützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmässige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Grossen fügte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere befestigten und schirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum Erstenmale offenbarte. Unnütz zwar floss dort das Blut seiner Heldensöhne, aber Europe konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Künste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits seinen veredelnden Einfluss. Bald zeigte er seine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehemals Griechenlands Kunst seine römischen Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die savoyischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunst unterstützt, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Kultur erschien; schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erscheinen, und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Aufruhrs löscht den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrössert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch grossentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser grossen Begebenheit geschäftig waren, und grösstentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, weiss man, begünstigte *Luthern* und seine Meinungen das Misstrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Hass gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquisitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. *Gustav Wasa* vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf den Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische *Elisabeth* ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwachköpfiger, zum Theil minderjähriger, Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Grossen um das Ruder, halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen.

Wenn sie in diesem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Muthlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlassenen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige Gährung erhielt das Schicksal dieses Königreichs in Zweifel; fremder Einfluss und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, musste den Untergang der calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche *Luther* in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Censuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei Einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede

Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. *Franz des Ersten* kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionserneuerungen bei seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, dass man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine bessere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbesserer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche, Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegen setzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftsteller die gefährlichsten Blössen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satyre diese letztern von dem allgemeinen Verderbniss entwerfen liess, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die lesende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter blossgestellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreissenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edlen Simplicität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Beredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Theil des Publikums gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität als der blosse blinde Vortheil der grössern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königinn *Margaretha* von Navarra, der Schwester *Franz I.*, sich eine Beschützerinn zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstinn, welche, selbst grosse Kennerinn des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntnisse und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstinn, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Cirkel herrschte, konnte nicht anders als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieser Königinn fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche *Franz I.* mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Massregeln keinen Einfluss, deren er sich gegen seine eigenen protestantischen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des schmalkaldischen Bundes gegen *Karl V.*, seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtschreiber *de Thou*, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung. Zwei und zwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von Oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiss dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, war der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht blos die Wohnungen riss man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet, und das blühende Land in eine traurige Wildniss verwandelt.

Der Unwille, den diese eben so unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Bekenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tag wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf *Calvin* mit einem neuen Religionssystem aufgetreten war, und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmässige Gestalt gegeben, und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der strengern und einfachern Religion des französischen Apostels, bei seinen Landsleuten *Luthern* selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mysterien und lästigen Gebräuchen gereinigt war, und jemehr sie es der lutherischen Entfernung vom Papstthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Calvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Hohn zu sprechen, und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot in grossen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieser Lieder wusste sich ihre Religion selbst in manche Gemüther zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre

Henker zu ermuntern. In allen grossen Städten Frankreichs rauchten Schreiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte *Heinrich* den Calvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und *Franz von Coligny*, Herr *von Andelot*, Obrister des französischen Fussvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, dass er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker, und, wie man ihn fürchten liess, selbst seinen Thron bedrohte, überliess sich dieser Fürst allen gewaltthätigen Massregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktirte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Muth der Partei auf Einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, liess dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen schleunig den Process zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber wurde durch versprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden, und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem grossen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall musste sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Lanzensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unverhoffte Hintritt *Heinrichs II.* war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. *Heinrich* hinterliess seine Gemahlinn *Katharina*, aus dem herzoglichen Hause von Medicis in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, *Franz*, kaum das sechszehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königinn von Schottland, *Maria Stuart*, vermählt, und so musste sich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche sich ihren Einfluss bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, *Anna von Montmorency*, Minister und Günstling des verstorbenen Königs, um den er sich durch seinen Degen und einen strengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erschüttern, kein Glücksfall schwindlich machen konnte. Diesen gesetzten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Muth den Wankelmuth seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt, und durch Unterwerfung gebietet. Gross auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, schienen den Connetable zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen, und jeden fremden Anspruch im Voraus zu entfernen. Aber ein *Mann* gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen *Dieners* zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Werth die rauhe Aussenseite zu vergeben. *Franz II.* war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen seyn konnte. *Montmorency's* äussere Tugend, die ihn bei dem Vater und Grossvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen und schwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. *Franz* von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königinn, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln, und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich ehrte in ihm seinen Retter, den Widerhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und an seinem Muth war das Glück *Karls V.* gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht, und den Engländern Calais, ihre letzte Besitzung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitze entrissen. Sein Name war in aller Munde, seine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, so hatte schon die Natur ihn zum Herrscher der Menschen gestempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anstand und offener gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüther sich unterjochte. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äussern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten gesprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und grossmüthig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu seyn, den Neid mit seiner Grösse, den Stolz einer eifersüchtigen Nation mit seiner Macht auszusöhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniss geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging, und gleich-

gültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schreckuissen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben so mächtig durch Wissenschaft und Beredsamkeit, als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert bewaffnete, und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, theilt sich dieses unwiderstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wusste, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlinn, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königinn Mutter *Katharine* für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verstandes über das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein verborgener, in Ränken erfinderischer Geist, mit einer grenzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerinn machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Opfer gespart, keine Erniedrigung gescheut. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft so fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günstlinge ablegte. Zugleich unterliess man nichts, was den Connetable bei der Königinn stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwischen *Katharinen* und diesem Feldherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable Alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwägen könnte. Kaum war *Heinrich* todt, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders *Anton von Bourbon*, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigten. Aber ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüssten, dass man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Kommando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. *Montmorency* erhielt eine frostige Weisung, sich auf seine Güter zur Ruhe zu begeben. Die missvergnügten Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Massregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereden. Den Beschlüssen derselben zu Folge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königinn Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. *Anton von Navarra*, von der Allgewalt der Guisen in Furcht gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verliess Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie keck, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, hatten sie bereits unsägliche Summen verschwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pfründen, Pensionen wurden mit freigebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was sie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit grössern, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther schwierig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine grosse Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungestüm dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verdientesten Officiers der Armee befanden, belästigte den Kardinal. Um sich ihrer auf Einmal zu entledigen, liess er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, dass Jeder, wess Standes er auch sey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens, innerhalb vier und zwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht, und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortschritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von *Heinrichs* Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der grössten Wichtigkeit, welche Massregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung sowohl als aus Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hülfe zu stützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. *Heinrich II.* hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Kalvinisten beschlossen, und man brauchte blos der schon angefangenen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein grosser Theil ihrer Feinde längst im Stillen begünstigte.

Der Process des berühmten Parlamentsraths, *Anna du Bourg*, verkündigte die blutigen Massregeln der neuen Regierung. Er büsste seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den Calvinismus verschaffte den missvergnügten Grossen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen prote-

stantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubens-Interesse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mässigung gegen die misstrauischen Kalvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Grossen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken. Dadurch, dass sie beide Parteien, die Missvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Kalvinisten, aufs Aeusserste brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Furcht sich wechselseitig mitzutheilen, ihre verschiedenen Beschwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an sah der Kalvinist in den Lothringern nur die Unterdrücker seines Glaubens, und in Jedem, den ihr Hass verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben diesen Lothringern nur die Beschützer seiner Kirche, und in Jedem, der gegen sie aufstand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Grosse eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Privatstreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalvinisten stellten sich die Prinzen von *Bourbon*, *Anton von Navarra* und *Ludwig*, Prinz von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den grossen Namen des Admirals von Coligny in der Geschichte verherrlicht. Ungern genug riss sich der wollüstige Prinz *von Condé* aus dem Schoss des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Uebermass ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wohllust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatz zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral *Coligny*, der öffentliche Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth; der zweite, *Franz von Andelot*, durch seinen Degen: der dritte, Kardinal *von Chatillon*, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen *von Condé*, an der Grenze von Picardie, hielten die Missvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen, und sich zugleich dieser letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, dass man die Person des Monarchen blos als eine *Sache* betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionssache abschildern liess, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Kalvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, dass es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen *von Condé*, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathsam hielt, vorjetzt noch unsichtbar zu bleiben, desto besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen *Renaudie*, eines Edelmanns aus Perigard, den sein verwegener, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen im Staat, und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Kalvinisten zu diesem Posten besonders geschickt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Flüchtlings spielen müssen, und die Kunst der Verborgenheit, welche sein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu seiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem kühnen Streiche gewachsenes Subjekt, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hinderniss erhob, konnte sich von ihm aus allen Mitgliedern der Verschwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs Beste getroffen, und alle möglichen Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ungefähr so wenig als möglich anzuvertrauen. *Renaudie* erhielt eine ausführliche Instruktion, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausschlag zusichern konnte. Der eigentliche verborgene Führer derselben, hiess es, würde sich nennen und öffentlich hervortreten, sobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Grossen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge schicklich entschuldigen konnte, versammelte *Renaudie* im Jahre 1560 seine Edelleute. Aehnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Guisen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister *Granvella* zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber *de Thou* aufbehalten hat, entdeckte *Renaudie* denen, die es noch nicht wussten, die Absicht ihrer Zusammenberufung, und suchte die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte seyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdientesten und Edelsten von des Königs Person und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man merken liess, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschliessung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. « Was mich betrifft, schloss der Redner mit dem heftigsten Uebergang, so schwöre ich, so betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, dass ich weit entfernt bin, etwas gegen den

Monarchen, gegen die Königinn, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und schwöre, dass ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes.»

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschliessungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschworenen zu Nantes und dem Betragen der Konföderirten in Brüssel entdecken lässt. Dort, wie hier ist es der rechtmässige Oberherr, den man gegen die Anmassungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während dass man kein Bedenken trägt, eines seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Massregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man aus einander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nöthige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimniss des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollstreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte sich dem Kapitän, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen schon kleine Haufen an, zu marchiren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummerten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlage warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe, und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Querstrich konnte blos eine kleine Abänderung in den Massregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverschworenen, dem blossen Zufall verdankten die Guisen ihre Errettung. *Renaudie* selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen *Avenelles*, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimniss bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in grösster Eile nach Amboise schaffen liess, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So gross die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so gross war jetzt ihr Schrecken, ihr Misstrauen, ihre Verwirrung. Was sie umgab, war ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, dass die Chatillons um den Anschlag wüssten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte *Coligny* sich nicht, aufs Heftigste gegen die Minister zu reden, und die Sache der Reformirten aufs Lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, dass ein Edikt abgefasst wurde, welches die Reformirten mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die sich in gewaltthätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Nothmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschworenen anzufüllen. *Condé* selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden, und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Strassen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwadronen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fussvolke sich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von Aussen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Theilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen, und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder todt, versichern. Der Prinz von *Condé* zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verrätherischer Weise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Massregeln dagegen zu ergreifen. Er liess schleunig Soldaten werben, und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboise begriffen sey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von *Condé* in Amboise selbst beschäftigt, und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Ausserhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen, langte *Renaudie* vor Amboise an. Ein Haufe von Verschworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterliess nichts, durch seine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher, und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: «*Haupt der Rebellen*,» am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich Viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mässigung der Guisen, und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Pro-

vinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Prozeduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche floss das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wussten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füsse gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm, und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von *Condé*, der Schuldigste von Allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend, und überzeugt, dass die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreissen könnte, was sie nicht wussten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edlen Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Festigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewusstseyn einer gerechten Sache einzuflössen pflegt.

« Sollte, » schloss er, « sollte Jemand verwegen genug seyn, mich als den Urheber der Verschwörung » anzuklagen, zu behaupten, dass ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres » Königs aufzuwiegeln, so entsage ich hiemit dem » Vorrechte meines Ranges, und bin bereit, ihm mit » diesem Degen zu beweisen, dass er lügt. » « Und » ich, » nahm *Franz* von Guise das Wort, « ich werde » es nimmermehr zugeben, dass ein so schwarzer Ver- » dacht einen so grossen Prinzen entehre. Erlauben Sie » mir also, Ihnen in diesem Zweikampfe zu sekondiren. » Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendet, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck, und durch das grosse Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfälschen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, dass einzig und allein der Verdruss über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen gewesen sey, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegentheil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet, vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzustürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republiken-Bund zu verwandeln. Es scheint, dass der bessere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guisen sich hinter diesen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahin geopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Antheil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüther erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, dass es Zeit sey, sich zu mässigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Kalvinisten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigstens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Berathschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünsche der Guisen, weil das Misstrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der missvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Missvergnügten ohne Blutvergiessen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Theil, voll Misstrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Komplotts von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen *von Condé* kein Ziel setzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Kalvinisten in Bewegung, und liess seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits liess der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen, und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt, und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche *Condé* gegen ihn schmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die *Bourbons* nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschliessen, oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide *Bourbons* entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenseitige Nachgie-

bigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge in die Versammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen, und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter seinen Füssen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Strasse besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst, und liessen einen finstern Anschlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den *Bourbons*, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeitlang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationskorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. Oktober 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal *von Bourbon* ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von Weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister, und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finsterer Ernst mahlte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüssen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschenden Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht blos zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Aussagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine ausserordentliche Kommission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war, und den Kanzler *von Hopital* an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privataufsatz, der nur für seinen Advokaten bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fussfall seiner Gemahlinn vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über seinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäss, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Zank mit demselben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und *Anton* von Navarra ging unbeschädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschliessen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Beiseyn vollstrecken zu lassen.

Entschlossener gingen die Guisen gegen *Condé* zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hiess. Das Todesurtheil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig, und erweckte den Muth seiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängniss. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert, und von lauernden, feindseligen Wächtern umringt, den Ausschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen gethan wurden. « Kein Vergleich, » erwiederte er, « als mit der Degenspitze. » Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopfe zu bezahlen.

Franz. II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen, und bei so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, dass man Anstand nehmen muss, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze Regierung so stürmisch machten, und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königinn, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Oheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihn einlernen liess, und zuviel war es wohl von seinen mittelmässigen Gaben gefordert, das lügnerische Gewebe zu durchreissen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmüthigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniss bleiben. Sein Herz sagte ihm, dass dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemands Zorn zu verdienen. « Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen, » fragte er seine Oheime voll Erstaunen, « dass es so sehr gegen mich wüthet? Ich will seine Beschwerden vernehmen, und ihm Recht verschaffen. — Mir däucht, » fuhr er fort, « es liegt am Tage, dass Ihr dabei gemeint seyd. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt. » Aber zu einer solchen Probe bezeugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben, und das Scepter kam an den zweiten von *Heinrichs* Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weiht. Unter unglückvollen Zeichen begann diese finstere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen, an der Schwelle des Blutgerüstes, ein Anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen, beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Theil

derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von Ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege seiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes; im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Grossen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Klassen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in macchiavellischen Künsten aufgesäugt, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafens seines Herrscheramtes sich bewusst, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen! Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung *Karls des Neunten*, um über ein Menschenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung *Heinrichs von Navarra* zu endigen.

Der Tod ihres Erstgebornen und *Karls IX.* zartes Alter führten die Königinn Mutter, *Katharina von Medicis*, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstinn, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterinn in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, so lange sie des Beistands der Königinn wider *Montmorency* und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpirten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentinn des Reichs und Mutter von drei Königen, mit der misslichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Grossen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Faktionen der Guisen und der Prinzen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruss über die Guisen ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewusst hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblik an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Bös und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennutzes stand jede andere Leidenschaft, und selbst die Rachsucht, wenn das Interesse es forderte, musste schweigen. Ein fürchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheusale der Geschichte, welche ein plumper Pinsel ins Ungeheure mahlt.

Aber indem ihr alle sittlichen Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweihte alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestät und königlicher Anstand sprach aus ihr; glänzend und geschmackvoll war Alles, was sie anordnete; hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles, was sich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der französische Hof so glanzvoll gewesen, als seitdem *Katharina* Königinn dieses Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein frühlicher Leichtsinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überliess sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, das sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in *ihrem* Geiste erzog, und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staats riefen die Königinn *Katharina*, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten, und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das

Werk ihrer beiderseitigen Uebereinstimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich *Katharina* von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengesetztesten Massregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren grösster Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Beistand der ganzen katholischen Parthei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen *von Condé* vollstrecken zu lassen, und mit diesem einzigen Streiche das Bourbon'sche Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie *Anton* von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden, und sich dadurch der Unterwürfigkeit seiner ganzen Partei zu versichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Ansprüche der Königinn auf die Regentschaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniss, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von *Bourbon* überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wohl gethan hätten, nach diesem Ziele zu streben; deswegen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch die Zweifel, die sie gegen die Rechte *Katharinens* erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der *Bourbons* in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte *Katharinens* schlossen beide Parteien einander gegenseitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königinn ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers *von Hopital* geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beiden den Meister über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen *von Condé* der ungestümen Rachsucht seiner Gegner entriss, machte sie diesen wichtigen Dienst bei dem König von Navarra geltend, und versicherte die lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beistands, wenn sich die *Bourbons* unter der neuen Regierung an die Misshandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hülfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemands Widerspruch, und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der *Bourbons* das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. *Condé* verliess unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniss, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königinn wider den Ehrgeiz der *Bourbons* zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so sehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von *Montmorency*, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlandes, seinem König treu wie seinem Glauben, war *Montmorency* just der Mann, der zwischen die Regentinn und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Besten des Staats unterwerfen könnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. « Mein Herr und König, » sagte er, « wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin- und herwandeln. » — « Fürchten Sie nichts, Sire ! » redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küssend, auf die er Thränen fallen liess. « Lassen Sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten. » — Auch hielt er in so fern unverzüglich Wort, dass er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmässigen Fuss setzte, und die Grenzen der Gewalt zwischen der Königinn Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen *von Bourbon* in die Falle zu locken, und müssig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahrs aufs Neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehens erschien der Prinz von *Condé* wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgesucht, um die alten Minister zu kränken, und Alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, dass die nun herrschende Partei die Regentinn nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königinn hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, so bald sie jene durch die Bourbon'sche Faktion unterdrücken liess. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie vorlieb nehmen mussten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protektion der Königinn sich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner musste ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Hass ihrer Feinde, nicht zufrieden, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewusst hatten. Durch diese Forderung war ausser den Guisen noch die Herzoginn von Valentinois, der Marschal *von St. André*, ein Günstling *Heinrichs II.*, und zum Unglück der Connetable selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit *Henrichs* aufs Beste zu Nutze gemacht hatte, und noch ausserdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzoginn in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des *Montmorency* befleckte, und wodurch er den hinterlistigen Intriguen der Guisen eine Blösse gab. Die Guisen, mit dem Marschal und der Herzoginn durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie doppelte Trieb-

federn des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Kalvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon missfallen hatten, welche die Regentinn seit einiger Zeit den Kalvinisten öffentlich angedeihen liess. Zu diesem Betragen der Königinn, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständniss mit *Philipp dem Zweiten*, König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrösserungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eigenen Besitzungen nicht zu behaupten wusste, hatte auf die innern Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehen, die es erschütterten, und durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Hass der Faktionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Massregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs Engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschliessung wurde von ihnen gefasst, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschals *von St. André* mit *Montmorency*, welche unter dem Namen des *Triumvirats* bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhob sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervor zu bringen *Katharina* so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien musste die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen, und die Reformirten an die *Bourbons* fesselte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt, wie in mehrern Provinzen, waren schon Vorläufer desselben. *Katharina* that Alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büssen, aber ihnen nichts desto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs Erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen *von Condé* und dem Herzog *von Guise* unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie in Beiseyn des Königs eröffnet. « Erzählt uns, » sagte dieser zum Herzog von Guise, « wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist? » Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. — « Wer es auch sey, der mir diese Beschimpfung zufügte, » antwortete *Condé*, gegen den Herzog gewendet, « so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen. » — « Ich auch, » erwiederte der Herzog; « aber mich trifft das nicht. »

Die Regentschaft der Königinn *Katharina* war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poissy zu Stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen, und auf den Mai dieses Jahrs 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist blos durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (Don gratuit) entschloss, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben so vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches sich mit Abstellung der Missbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im J. 1542 nach Trient zusammen berufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahre 1552 auseinander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäss, zu erneuern, bis endlich das Uebermass des Elendes, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherstellung desselben dem Papst *Pius IV.* durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die grosse Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und dem Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreissen, durch den sie so furchtbar

waren. Diesem Beweggrunde schreibt man es vorzüglich zu, dass sich der Kardinal von Lothringen mit dem grössten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentinn erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen grossen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünfzig Kardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren, unter welchen *Claude D. Espensa* durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war *Theodor Beza*, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhob sich *Beza* in der Mitte des Saals, kniete hier nieder, und sprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieses liess er sein Glaubensbekenntniss folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren liess. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem *Beza* geendigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal seinen Vortrag geendigt hatte, standen alle Bischöfe auf, umringten den König, und riefen: « Sire, das ist der wahre Glaube! das ist die reine Lehre der Kirche! Diese sind wir bereit, mit unserm Blute zu versiegeln.»

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathsam gefunden, den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Erwägung gebracht, um dem Genfischen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreissen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholischen Kirche entfernt, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefecht, wobei man sich mehr der Schlingen und der Fechterkünste als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausschuss von künf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, liess sie eben so unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zürück, welche sich bisher immer am wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unstäten Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. *Anton* von Navarra, merkwürdiger durch seinen grossen Sohn *Heinrich IV.* als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit, den Vater *Heinrichs des Vierten.* Ungewiss, ohne Selbstständigkeit, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Lebenlang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogener Hoffnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wusste. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Theil dieses Königreichs entrissen, und *Philipp II.*, nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmässigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte *Anton* von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Grossmuth seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, dass derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen, wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie *ganz* der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen dessfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber aufs Vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den misstrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königinn *Maria Stuart* und der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, musste ihm *Philipp II.* von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterliess man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen *Heinrichs II.* erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschliessen würde. Endlich

reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, dass er durch Aufopferung so grosser Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen *von Condé* unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu seyn, überliess er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen *von Condé* keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog *von Guise* einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im Voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königinn *Katharina* selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königinn *Katharina* einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andere, und die beiderseitigen Oberhäupter sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeist dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königinn *Katharina* den Reformirten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königinn bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, dass durch diesen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem grössern geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler *von Hopital*, ihrem vornehmsten Rathgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte, und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten liess die Regentinn einen Ausschuss von allen Parlamenten sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte: « was in Absicht der Reformirten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seiten gelegt) zum *Besten des Staats* zu verfügen sey? » — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformirten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl ausserhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten seyn, den Katholischen alle denselben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage, und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne grossen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registrirt, und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit eben so viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet, und fürs Erste zu einer gesetzmässigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentinn schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Grossen heilsame Fesseln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamen Entschliessungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberinn zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdecktere und schlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, *Condé* und die *Chatillons*, bei der Königinn genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten *Montmorency*, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müssig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise unter einander, und schienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaften günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwiedern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was Beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentinn verlassen, und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformirten bei der Königinn machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrösserte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gefühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbei geeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rasenden Thieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen, und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie finden, die grössten Entweihungen begehen. Das ganz reformirte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentinn wurden durch den Mund des Prinzen *von Condé* und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. *Katharina* that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, dass es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog *von Guise* dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie

die Sache zwischen ihm und dem Prinzen *von Condé* zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu seyn, und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet, und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umsonst suchte *Condé*, der sich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf *seine* Seite zu neigen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz musste sich zurückziehen, und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indess der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog, und mit den *Chatillons* sich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Besitznehmung der Person des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentinn bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umsturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war zerstört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, siegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr musste jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beistand an, der ihr von dieser Partei angeboten wurde, und der Prinz *von Condé* ward, welche Folge auch dieser Schritt haben mochte, aufs Dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten, oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluss zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den grössern Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschliessen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Losung gibt, sich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen, und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis *Montmorency*, war es, der diese Heldenthat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthaftern Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von *Condé* den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentinn gemäss, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, dass die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der grosse Augenblick verloren sey. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. « Da wir einmal so weit sind, » sagte er zu dem Admiral *Coligny*, « so müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter. » Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen *von Andelot*, der hier mit grossem Nachtheil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloss er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partei in derselben zu versammeln, und seiner Familie, so wie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteihasses ausgegossen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermisst wurde. Der Prinz *von Condé* forderte in den seinigen alle redlich denkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweisen, und alle getreuen Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, musste in seinem Staatsrath erklären, dass er frei sey, so wie auch seine Mutter, und das Edikt des Jänners bestätigen. Dieselbe Vorstellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, dass die Religion nicht im Spiele sey, und der Krieg blos den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen *von Condé* angewendet, um die auswärtigen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzuziehen. In diesem Wettstreite des Betruges verläugnete *Katharina* ihren Charakter und ihre Staatskunst nicht, und von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widersprechendsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen, welche sie dem Prinzen *von Condé* ertheilt hatte, und empfahl ihm ernstlich den Frieden, während dass sie im Stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte, und ihn zu lebhafter Führung des Krieges ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs *von Guise* an die Befehlshaber der Provinzen Alles, was reformirt sey, zu erwürgen befahlen, so enthielten die Briefe der Regentinn ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Massregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen *von Condé* nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nöthigen Kosten herzuschiessen, und der Religionseifer dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs Fleissigste betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, dass man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete

sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches eben so viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schliesslich erkannte man den Prinzen *von Condé* als das Haupt der ganzen Verbindung, und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmässige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang, jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformirte schon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Drangsale sie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich zu verschiedenen Führern zu schlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wieder zu finden. Unterdessen zog sich eine regelmässige Armee unter den Augen des Prinzen *von Condé* in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable *von Montmorency* und der Guisen, zusammen, beide gleich ungeduldig, das grosse Schicksal der Religion und des Vaterlandes zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte *Katharina*, gleich verlegen über jeden möglichen Ausschlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittelung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talsy zwischen Chateaudun und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz *von Condé* drang auf Entfernung des Herzogs *von Guise*, des Marschalls *von Saint-André* und des Connetable, und die Königinn hatte auch wirklich so viel von diesen erhalten, dass sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Misstrauens aus dem Wege geräumt war, wusste diese verschlagene Fürstinn, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen *von Condé*, durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, dass er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte, und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königinn Betrug mit Betrug zu bezahlen. So misslang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, dass keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihass im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung Alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniss zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkern Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reisst sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeussersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht, und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb zur Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiss selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier *Beleidiger*, weil jeder Einzelne *aus freier Wahl* die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier *Beleidigter*, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwängen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimath, Familie, Eigenthum verliess, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fliesst, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Loos, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteihass gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet.

Und dies war der Charakter dieses Krieges, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schosse der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstere Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren

Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen, und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei musste mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papsthums setzte den Schwärmergeist des Kalvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz *von Condé* selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Krieges bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und liess die heiligen Gefässe und Zierrathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu grosse Lockung für die Habsucht der Protestanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süsser Genuss, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mussten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott, und beflissen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füssen, oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber, und liessen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, dass so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, dass alle katholischen Kanzeln von Verwünschungen gegen die ruchlosen Schänder des Glaubens ertönten, dass der ergriffene Hugenotte bei dem Papisten keine Barmherzigkeit fand, dass Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menschheit geahndet wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus, aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingerissen ward, liessen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern an erfinderischer Grausamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders schärfte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworner Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde thierische Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidschwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluss des Pariser Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach, und alle Anhänger derselben dem Tode weihte, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen *von Condé*, ihn selbst ausgenommen, als Beleidiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Beute den Verfolgungseifer der Papisten an, und den Muth der Hugenotten stärkte Verzweiflung.

Umsonst hatte *Katharina* von Medicis alle Künste ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu besänftigen, umsonst hatte ein Schluss des Conseils alle Anhänger des Prinzen *von Condé* als Rebellen und Hochverräther erklärt, umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Kalvinisten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie gross aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keinesweges den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen *von Condé* ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrath verzehrt, und ausser Stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah, und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heim rief, seinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese so grosse Thaten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschliessen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand den Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miethtruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königinn *Elisabeth* von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche *diese* Fürstinn in der Folge veranlasste, sich zur Beschützerinn der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, *Philipp* von Spanien, aufzuwerfen, und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das grosse Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigenen Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuss zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der *Elisabeth*, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hülfstruppen wurden dem Prinzen *von Condé* unter der Bedingung bewilligt, dass die eine Hälfte derselben die Stadt Havre-de-Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, besetzt halten sollte. So löschte ein wüthender Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den fränzösischen Protestanten aus, und der verjährte Nationalhass gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhass und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die von schwärmerischen Prädikanten erhitzt blos ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten der Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlichen Gegenwehr im Sturme erstiegen, und die Halsstarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlnng geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten liess. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde folgte, machte die Belagerung von Rouen im Jahre 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie, drohten dem Prinzen *von Condé*, der jetzt nur noch wenige grosse Städte unter seiner Botmässigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hülfs-Truppen, mit denen sich sein Obrister *Andelot*, nach überstandenen unsäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs Neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen, und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit *Katharinens* wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigstens ein vortheilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wusste sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln, und durch Vorspiegelung günstiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach das Edikt des Jänners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, blos mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souverainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese Letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und *Katharina* erhielt die erwünschte Frist, ihre Massregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten geschickt von ihm zu erhalten wusste, ward für die Konföderirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Dersertion und strenge Kälte dahin, dass er in Kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, sah sich aber unweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königinn eingeholt, und zu einem entscheidenden Treffen genöthigt. Bestürzt und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, staunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Losung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verspritzt werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entsetzen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissens-Kampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menschlichkeit leise Stimme. Ein desto wüthenderer Sturm folgte auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiss schwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entschlossenheit des *Herzogs von Guise* ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz *von Condé* und unter den Königlichen der Connetable *von Montmorency* zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marschall *von St. André* auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem *Herzog von Guise*, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte *Katharina* mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Triumvirn versetzt war, so musste ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Grenzen, dessen gebieterischer Stolz keine Mässigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange säumte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen, und die zuversichtlich stolze Sprache des Herrschers zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besass, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen, und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. *Katharina*, so sehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherstellung des Prinzen *von Condé* die Anmassungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluss des Letztern zu entgegengesetzten Massregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg, und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloss, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Muth derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral *Coligny* stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in Kurzem unter seinen Fahnen versammelt, und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer grössern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr *Franz* von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, und durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen. *Andelot* hatte sich mit dem Kern der Armee und den versuchtesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Lorbern fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Grösse. Ein Meuchelmörder, *Johann Poltrot de Mere*, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die kalvinische Parthei in ihm eines furchtbaren Gegners, *Katharina* eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen grossen Mann. Wie hoch sich auch die Anmassungen dieses Fürsten verstiegen, so war er doch gewiss auch der Mann für seine Plane; wie viel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, so fehlte demselben doch, selbst nach dem Geständniss seiner Feinde, der

Schwung der Gesinnungen nicht, welcher in grossen Seelen jede Leidenschaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gerne verstummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen *von Condé*, seinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren liess. Mit nicht geringem Erstaunen sah man die zwei erbitterten Gegner, so viel Jahre lang beschäftigt, sich zu vertilgen, durch so viele erlittene Beleidigungen zur Rache, so viele ausgeübte Feindseligkeiten zum Misstrauen gereizt, an einer Tafel vertraulich zusammen speisen, und, nach der Sitte jener Zeit, im demselbigen Bette schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thätigkeit der katholischen Partei, und erleichterte *Katharinens* Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, *Condé* und *Montmorency*, gegründete Hoffnung machten. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königinn Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleiche von Amboise 1563, worin das Edikt des Jänners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit in Besitz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen, auf den Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile scheinen, welche der Vergleich von Amboise den Reformirten verschaffte, so hatte *Coligny* dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und von Seiten der Königinn als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzenden Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog *von Guise*, die Seele der katholischen Partei, der Marschall *von St. André*, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und schwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutschland, und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee musste auseinander, die Deutschen nach Hause gehen. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechselungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre-de-Grace, welche *Montmorency* durch die Ueberreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wiederauflebenden Gemeingeist der Franzosen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht sobald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Kalvinisten aus dem neuerrichteten Vergleiche schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige missgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, masste man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Grenzen zu setzen. *Montmorency's* herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königinn unentbehrlich machen. Der undudlsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst beseelte, theilte sich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Distrikten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reklamirten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrags ihnen zugestand; der Prinz *von Condé*, ihr Beschützer, von dem Netze der Königinn umstrickt, und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von keiner Armee unterstützt, natürlicher Weise ohne Folgen blieben, während dass ein Edikt auf das andere erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Mittlerweile führte *Katharina* den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuschlagen, und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wuth des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuflössen, und es ist wahrscheinlich genug, dass sich bei dieser Gelegenheit ein glühender Hass gegen die Anhänger *Kalvins* in seine Seele prägte.

Indem sich unter den missvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich *Katharina* am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals *von Coligny*. *Franz* von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als dass die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines grossen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, dass die bekannte Ehrliebe des Admirals diese Verläumdung widerlegte — es gibt Zeitumstände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die sich über ihn hinweg schwingen wollte. *Antoinette* von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, *Heinrich* von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Grösse pochte, hatte schon den furchbaren Vorsatz der Rache gefasst. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte *Katharinens* geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offen-

baren Ausbruch derselben, der sie in die Nothwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Faktionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte, und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfte. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben, und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religions-Partei diese Vorrechte, gleich einem gestohlenen Gut, wieder zu entreissen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicher Weise die Gegen-Partei nichts, den Hass der Papisten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen, und ihre Ansprüche in eben dem Verhältniss, als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. « Vor Kurzem. » erklärte sich *Karl IX.* gegen *Coligny,* » begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, dass ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten. »

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. *Katharina* selbst, durch die Drohungen der Kalvinisten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war blos, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sey, um einen argwöhnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs *von Alba,* welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der innern Klugheit gemäss, eine so gefährliche Macht, als der spanische Generalissimus kommandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüberziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten, und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigene Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Strategem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile liess nun *Katharina* Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergehung der Kalvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, so lange sein Zug dauerte, dem Herzog *von Alba* zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluss musste schnell seyn. Man hielt Rath bei *Coligny,* in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen, und den König auf seinem Landsitz zu Monceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs Eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen *von Condé* rückte immer näher, und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entchlossenheit der Schweizer riss den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und *Katharina* bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloss, wandelte diese bewegliche Festung fort, und bildete mit vorgestrekten Piken eine stachliche Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verlässt, erlaubte dem Prinzen *von Condé* nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris, und glaubte, dem Degen der Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, dass man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der Verhassteste, und überzeugt, dass er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicher Weise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrath der Wuth des Feindes überliess.

Die Kavallerie des Feindes stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fussvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen grösstentheils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichts desto weniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor, und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müssig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man musste eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen

an sich zu ziehen, und durch diesen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10ten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Kalvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloss, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriss diesen sterbenden General den Händen des Feindes, und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: Lasst es gut seyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstnnde lang zu sterben.

Die Kalvinisten zogen zich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog *von Anjou* nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigsten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerdevollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann, wie der Adel, murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen *von Condé* eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, dass kein Heil sey, als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und dass man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. « Aber », fragte man ihn nachher, « wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben? » — « In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich, » erwiederte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf *Kasimir* mit der sehnlichst erwarteten deutschen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und grössern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, dass sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung aufs Schimpflichste von ihnen verlassen zu werden, und alle auf diesen Succurs gegründeten Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Officieren sein Unvermögen, die Forderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals, und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs Nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, dass es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte, der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Grossmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden liessen. Gewiss das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, dass eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verstärkung an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres, und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber *Condé* zeigte blos die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen, und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er liess sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche *Katharina* von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Misstrauen in die Anerbietungen dieser Fürstinn zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und liessen unter fruchtlosen Negociationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königinn verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche *Katharina* geschickt zu nähren wusste, nöthigte die Anführer am 10ten März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie, und bestätigte das Edikt des Jänners 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fordern hatten; aber bald entdeckte sich, dass er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt, und den Ueberrest noch während ihres Marches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schöpfte Muth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, dass die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth aufs Neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mussten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzuge erlaubten, zwangen die Königinn, sich mit ihnen abzufinden, und, mit schwerer Beute beladen, räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschlossenem Frieden jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefasst hatte, durfte man sich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie *Laboureur* sagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht so die Leidenschaften; es war blos die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königinn, von dem Joch eines mürrischen *Montmorency* und eines gebieterischen Herzogs *von Guise* befreit, regierte

mit dem überlegenen Ansehen der *Mutter* und Staatsverständigen beinahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluss dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mässigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sich auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, so lange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines *Guise* und *Montmorency* ein Gleichgewicht zu geben, überliess sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der *Politiker*, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte, und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes blos weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektirer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, dass man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, dass bei solchen Aufforderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzuschnell Feuer fing, und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Misstrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalvinisten liessen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholiken blos ihre Federn entgegen zu setzen. Vor Allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs Neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ocean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französiche Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute, und beseelt mit republikanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freistaats zu seyn, und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so musste der Prinz *von Condé* selbst seine Zuflucht in Rochelle's Mauern suchen. *Katharina*, um demselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern vorgestreckt hatte, und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und *Katharina*, die ihn aufs Aeusserste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechtigte sie zu einem Bruch der Traktaten und der Marschall *von Tavannes* erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloss Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königinn erfüllt, alle Zugänge zu dem Landsitze des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als *Tavannes* selbst, der zum Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und seine Flucht zu befördern. *Condé* entwischte durch die offen gelassenen Pässe glücklich mit dem Admiral *Coligny* und seiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18ten September 1568. Auch die verwittwete Königinn von Navarra, Mutter *Heinrichs IV.*, welche *Montluc* hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von *Chatillon* entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutschen aufs Eilfertigste zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit grösserer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mässigung hört auf, und *Katharina*, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Strassen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittenen und erwiesenen Kränkungen ist die Wuth der Streitenden gestiegen; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mässigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geschont, und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstere Grausamkeit dieser rohen Schaaren ersättigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterdrückungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schadenfreude entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Gefässe, zerschmettern sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen, und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieser Unschuldigen befleckt. Mit erfinderischer Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn

noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Ohren der Mönchen, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer liess eine Hydra auf seine Fahnen mahlen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Bischofsmützen und Mönchskapuzen auf das Seltsamste ausstaffirt waren. Er selbst war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Fäusten herunterschlug. Kein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Leidenschaften eines fanatischen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog *von Anjou*, dem der kriegserfahrene *Tavannes* an die Seite gegeben war, und die protestantische unter *Condé* und *Coligny* auf, und stiessen bei Loudün so nahe an einander, dass weder Fluss noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüberstehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endete sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten blos einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen, und von den Provinzen beträchliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derselben sahe sich der Prinz *von Condé* in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken, und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten, in England sowohl als in Deutschland, geschäftig, seine dortigen Bundesgenossen zu bewaffnen, und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, so dass er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13ten März d. J. unweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm *Montesquiou*, ein Kapitän von der Garde des Herzogs *von Anjou*, von Hinten, und tödtet ihn meuchelmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch *Condé* mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, dass ein gewaltsamer Tod ihn hinraffte. *Franz* von Guise war durch Meuchelmördershand vor Orleans gefallen, *Anton* von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von *St. André* in der Schlacht bei *Dreux*, und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und *Heinrich* von Guise sank wie sein Vater unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei, aber bald zeigte sich's, dass die katholische zu früh triumphirt hatte, *Condé* hatte seiner Partei grosse Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unersetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der *Chatillons*, und der standhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerschöpfliche Geist des Admirals *von Coligny* riss sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein *Name*, als ein *Oberhaupt*, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen *Ludwig von Condé* verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben, und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur seinesgleichen war, und schwer, ja unmöglich war es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Konkurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen *Heinrichs* von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum ersten Male auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn *Antons* von Navarra und *Johannens* von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz *Bearn* geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmässiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Hass gegen das Papstthum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus des *Valois*, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen *Heinrichs des Zweiten* zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im 21sten Grade statt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon *Heinrichs des Vierten* Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde blossstellte. *Philipp der Zweite*, König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, dass die verhasste Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm, und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die französische Krone dem ketzerischen Geschlecht

von Navarra zu gönnen, da ihn selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge *Heinrich* stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, dass es verdienstlich sey, einen Ketzer zu berauben, um ein so grosses Königreich im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Komplott ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs *von Alba* und des Kardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen *Heinrich* mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber *Johanna* ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch *Philipps* eigene Gemahlinn, *Elisabeth*, gewarnt, und der Anschlag in der Entstehung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen *von Condé* die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer sah, erschien die heldenmüthige *Johanna* mit dem sehszehnjährigen *Heinrich* und dem ältesten Sohn des ermordeten *Condé*, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer versammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend trat sie vor die Truppen, und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende : « Die gute Sache, » hub sie an, « hat an dem Prinzen *von Condé* einen vortrefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen *von Condé* tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte ; er gibt ihm heldenmüthige Officiere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürsten, hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten sie ihrer Ahnherren werth seyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeistern zum Kampf für die Religion! »

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerinn, worauf der junge *Heinrich* mit edlem Anstand das Wort nahm : « Freunde, » rief er aus, « ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns Allen zu thun ist. » Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals *von Coligny*, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh, und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog *Wolfgang* von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne grosse Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf *von Mannsfeld*, sein Nachfolger im Kommando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral *van Coligny*, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im Stande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber misstrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewusst, bei so geringen Hülfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu misslich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die sein Posten, die Noth und die Pflicht der Selbstvertheidigung erheischten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Degen in der Faust eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug schien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Bestätigung der ehmaligen, ihnen günstigen, Edikte verlangten, ein so billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht ein Werk der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten längs der dortigen Seeküste vor einem Angriffe sicher zu stellen, rückte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres grossen Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedrohenden Gefahr hatten sich die Herzoge *von Guise* und *von Mayenne*, würdige Söhne des verstorbenen *Franz* von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen, sie bis aufs Aeusserste zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzungen nichts ausrichten.

Trotz der Ueberschwemmungen, die die Aussenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Oels, das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erschöpfen sey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfnissen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwierigsten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald grosse Verwüstungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen grossen Theil der deutschen Kriegsvölker dahin, und warf endlich selbst den Admiral *von Coligny* darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Befehlshaber zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog *von Anjou* im Feld erschien,

und Chatellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses grossen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac seinen Bruder *d'Andelot* durch den Tod verloren, den treusten Theilnehmer seiner Unternehmungen, und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, dass das Pariser Parlament — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majestät das Todesurtheil gesprochen, und einen Preis von fünfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Uebersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigener Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verrätherei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführer-Amtes, und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während dass die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu gross, als dass er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie liessen ihm die Wahl, entweder zu schlagen, oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, so musste er ihnen nothgedrungen in dem Erstern willfahren.

Die Armee des Herzogs *von Anjou* überraschte ihn (am 3ten Oktober des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung, und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geistesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der grösste Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen *von Bourbon* rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean-d'Angely, wo sich auch der geschlagene *Coligny* mit dem kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend wieder sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt werden. Mit kalter Grausamkeit stiess man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die Letztern unversöhnlich.

Die Muthlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein grosser Theil des Adels verliess den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein schönes Schloss und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken liess. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wusste sie mit grossem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottischer Anführer, *Montgommery,* hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, dass die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen, und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständniss unter den Katholischen selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzstatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde *Damville*, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable *von Montmorency*, beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Krone, sonst ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe vernachlässigt, und sein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, dass Andere in diesem Krieg sich Lorbeern sammelten und Andere den Kommandostab führten, den er doch als ein Erbstück seines Hauses betrachtete. Selbst in der Brust des jungen Königs und der ihn zunächst umgebenden Grossen hatten die glänzenden Successe des Herzogs *von Anjou,* die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen gesetzt werden konnten, Neid und Eifersucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte sich mit Verdruss, dass er selbst noch nichts für seinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königinn Mutter für den Herzog *von Anjou,* und das Lob dieses begünstigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte seinen Stolz. Da er den Herzog *von Anjou* mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so stellte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen Beide gleich wenig Ansprüche hatten. Die schlechten Massregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrigue die katholischen Anführer ergreifen liess, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall *von Tavannes*, dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken, hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem grössern Theil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt, oder genöthigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müsste. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte *Tavannes*

sein Kommando nieder, und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen *Bourbon*'schen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfere Widerstand, den St. *Jean d'Angely* leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten *de Piles* vertheidigt; und als endlich die höchste Noth sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbei gerückt, und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte *Coligny* nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vortheil zu kehren. Sein Fussvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern, und mit dem siegreichen Heer des *Montgommery*, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Theil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der *Bourbon*'schen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzugs theilten, und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermassen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mussten. Mit Hülfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, dass sie im Frühjahr des 1570sten Jahres gleich einem reissenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittene Misshandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, liessen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fliessen, drückten mit schweren Brandschatzungen alle Distrikte, durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall *von Cossé*, dreizehntausend Mann stark, entgegen stellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegenern Feind verschiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orleanois und Isle-de-France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beseelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuern Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hülfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholischen ankam, dem Trotz der Sektirer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der Letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer gesetzlosen Freiheit zu entsagen; so machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerspruch schweigen, und die Neigung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, dass er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten des Hofes eine allgemeine Vergessenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller, der Religion wegen, eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Ausserdem liess man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen, und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt seyn sollten. Die Prinzen von *Bourbon* nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mussten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, blos ein erniedrigendes Geständniss seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformirten überliessen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuss ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt seyn mussten, dass sie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, desto nothwendiger war es, sich in diesem Verhältniss der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu gross, als dass man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass der erste Entwurf zu der Greuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglücks, so viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen müssen, dass es ein vergebliches Unternehmen sey, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vortheil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, dass alle Wunden, die man ihr theilweise schlug, ihrem Leben selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto furchtbarer an der andern, und jeder neuerlittene Verlust schien blos ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine List einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erschüttern waren. Schon der einzige *Coligny* galt für eine ganze Armee. « Wenn der Admiral heute sterben sollte, » erklärten die Abgeordneten des Hofs, als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlungen traten, « so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubet sicher, dass sein einziger Name euch mehr Ansehen

gibt, als eure ganze Armee, doppelt genommen.. » So lange die Sache der Reformirten in seinen Händen war, mussten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lehrte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verschaffte ihr Ansehen und Unterstützung von Aussen, richtete sie von jedem Falle wieder auf, und hielt sie mit festem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, dass auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so musste man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah als in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloss man endlich sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzt, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshass, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab, und liessen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, musste man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeit hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, dass « gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey. » Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschafften. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten, und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken, und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich Aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, dass auch Einzelne sich überlisten liessen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der Andere desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man *gar nichts* gethan, wenn man nicht *Alles* thun konnte; der Streich musste schlechterdings tödtlich, allgemein und entscheidend seyn, oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden so viele Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das Strengste geahndet, alle billigen Forderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In Kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen, und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren sämmtliche Glieder *Karl der Neunte* als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfasste. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten, und in England den Thron der Königinn *Elisabeth* wankend machten, genoss Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen, und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter *Heinrichs des Zweiten*, war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs *von Guise* vermass sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessinn hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem Andern als seinem Neffen gönnte. « Der älteste Prinz meines Hauses, » erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten *Sebastians*, « hat die ältere Schwester davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere. » Da aber *Karl der Neunte*, dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmassung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog *von Guise*, durch eine geschwinde Heirath mit der Prinzessinn *von Cleves* seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, musste den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessinn zu besitzen.

Der junge *Heinrich*, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sey es, dass Letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirath eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder dass er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieser Heirath schon bei den Friedenstraktaten, und so gross auch das Misstrauen der Königinn von Navarra seyn mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als dass sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwiedert ward, die man wünschte, und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königinn *Johanna* durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hätte sich Graf *Ludwig* von Nassau, Bruder des Prinzen *Wilhelm* von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen *Philipp* von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral *von*

Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein grosses Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäss betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, dass sie Geist und Herz weiter macht, und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entschluss, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittene Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Scenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwöhnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Unthätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen seyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, dass der Feuereifer der kalvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mässigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Uebeln zuvorzukommen, die ein missverstandener Religionseifer, und das immer noch unter der Asche glimmende Misstrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, musste man darauf denken, diese müssige Tapferkeit zu beschäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Antheil an demselben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluss der spanischen Intriguen bereits auf das Empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den missvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachtheilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluss gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährlichen Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden, und bezeigte grosses Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte *Coligny* um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weisern Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mussten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Unthaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von *Coligny's* Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mässigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschen überhaupt, und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem protestantischen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Misstrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beschloss demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königinn von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen that *Johanna* diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn *Heinrich* und den Prinzen *von Condé*. *Coligny* wollte sich dem Monarchen zu Füssen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. « Endlich habe ich Sie, » rief der König. « Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde, » setzte er mit triumphirendem Blick hinzu, « das ist der glücklichste Tag in meinem Leben. » Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königinn, von den Prinzen, von allen anwesenden Grossen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Misstrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen *von Bearn* mit *Margarethen von Valois*; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mussten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlassten mehrere lange Konferenzen zwischen dem Letztern und *Coligny*, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloss Chatillon zu machen; und als sich der Admiral auf den Rappel sogleich wieder stellte, liess er ihn diese Reise in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und *Coligny* fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken

Der Eifer, mit welchem *Karl* die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die ausserordentlichen Gunstbezeigungen, die er an den Admiral und

seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen als Misstrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, dass jenes Betragen des Königs blosse Maske gewesen oder mit *de Thou* und den Verfassern der Memoires glauben, dass Er für seine Person es *damals* aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholischen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniss zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen musste. Und wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimnis wussten, dafür, dass die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurtheilen? Dass ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, dass nicht endlich seine Rathschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Aergerniss nahmen, wenn sich der Papst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wusste, wenn selbst die Königinn *Katharina* unruhig wurde, und die Guisen anfingen, für ihren Einfluss zu zittern. Ein desto engeres Bündniss zwischen diesen letztern und der Königinn war die Folge dieser Befürchtungen, und man beschloss, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreissen, wie viel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber, und das Geheimnissvolle dieser ganzen Begebenheit verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über die eigentliche Beschaffenheit des Komplotts, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem *Capi-Lupi**), einem römischen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zustellen, so würde *Karln dem Neunten* durch den schwärzesten Verdacht nicht zu viel geschehen; aber obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann dieses doch alsdann nicht der Fall seyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt, und als *Schmeichler verläumdet*. « Ein päpstlicher Legat, » berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk, « kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den Allerchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen gethan, und ihn aufs Aeusserste gebracht hatte, rief dieser mit bedeutender Miene: «« Dass ich doch Eurer Eminenz Alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müssen, dass diese Verheirathung meiner Tochter das ausgesuchteste Mittel sey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten, und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in grosser Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte, und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen. »» Der Kardinal verschmähte den Demant, und versicherte, dass er sich mit der Zusage des Königs begnüge. » — Aber, gesetzt auch, dass kein blinder Schwärmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermuthung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass der Kardinal von Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigstens zu theilen. *)

Das wirkliche Betragen *Karls des Neunten*, bei dem Ausbruch des Blutbades selbst, zeugt unstreitig stärker gegen ihn als diese unerwiesenen Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperaments hinreissen liess, dem völlig reifen Komplott seinen Beifall zu geben, und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine frühere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Grässliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muss ihm zur Vertheidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bösewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. *Karl der Neunte* war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte, und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Zügel der Mässigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle, und ein so hoher Grad der Verderbniss mit keiner Jünglingsseele — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König, und *Katharinens* Sohn ist.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint seyn mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verliessen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuss an demselben zu fassen schienen, und *Karl der Neunte* liess sie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen *von Bearn* heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königinn *Johanna*, die wenigen Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Misstrauen der Kalvinisten erwachte aufs Neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, dass sie vergiftet worden sey. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten, und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloss Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Krieges beschäftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Ueberzeugung wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt seyn sollten; er wusste besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, dass diese Rüstung auf seinen eigenen Rath vorgenommen werde. Unsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine grosse Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, dass diese Unternehmung keine andere sey als der Krieg in

*) Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX, roi de France, contre les Hugenots, rebelles à Dieu et à lui; écrit par le seigneur Camille Capi-Lupi, etc. 1574.

*) Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

den Niederlanden, dessen Ausbruch heran nahe, und worüber er bereits alle Massregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, dass *Karl IX.* den Vorstellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, dass er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf im August 1572 das Beilager *Heinrichs* — jetzt Königs von Navarra — mit *Margaretha* von Valois, unter einem grossen Zufluss von Hugenotten, und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam, *Teligny, Rohan, Rochefoucauld,* alle Häupter der Kalvinisten, waren dabei zugegen; alle in gleicher Sicherheit mit *Coligny,* und ohne alle Ahnung der nahe schwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und suchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens *Langoiran,* kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. « Warum denn aber jetzt? » fragte ihn *Coligny* voll Verwunderung. « Weil man Ihnen zu schön thut, » versetzte *Langoiran,* « und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verständigen umkommen. »

Wenn gleich der Ausgang diese Vorhersagungen auf das Schrecklichste gerechtfertigt hat, so bleibt es dennoch unentschieden, in wie weit sie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals grösser für die Guisen und für die Königinn als für die Reformirten. *Coligny,* erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine solche Macht über den jungen König erlangt, dass er es wagen durfte, ihm Misstrauen gegen seine Mutter einzuflössen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundschaft zu entreissen. Er hatte ihn überredet, dem flandrischen Krieg in Person beizuwohnen, und selbst die Viktorien zu erkämpfen, welche *Katharina* nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog *von Anjou*, gönnte. Bei dem eifersüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieser Wink nicht verloren, und *Katharina* überzeugte sich bald, dass ihre Herrschaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die schnellste Entschlossenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote musste die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloss, wo sie sich in ein Kabinet mit ihm einschloss, mit aller Gewalt mütterlicher Beredsamkeit über ihn herfiel, und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen liess, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterinn war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniss seiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riss sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgesonderte Wohnung, und liess einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beim Wort zu nehmen, und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den grossen Anhang der Königinn, und seine Furcht mahlte ihm denselben noch grösser ab, als er wirklich seyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog *von Anjou,* und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlassen, und für sich selbst zu schwach, einen kühnen Entschluss zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sey, dessen man die Hugenotten beschuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreissen, so bald man ihn nur überführt haben werde, dass ihren Gesinnungen zu misstrauen sey. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemählde von ihren Anmassungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht, und verlässt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich *Katharina* noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben so schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, dass sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgend eine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier *Heinrichs* von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuss auf *Coligny,* als er eben vom Louvre nach seinem Hause zurückkehrt. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuss geschehen war; man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.

Coligny's Schutzgeist, möchte man sagen, hatte nun das Letzte gethan, um diesen grossen Mann, durch jenen meuchelmörderischen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreissen. Allein, wer entflieht diesem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeit, erlaubt, welche sich zu denken Er unfähig ist, mit grösserm Ruhm, als wenn er solchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und seine ganze Partei, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm, dass mitten in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermählung *Heinrichs* von Navarra mit der Schwester *Karls* des *IX.* die Parteien der Häuser Valois und Bourbon, den Guisen zum Trotz, vor dem Brautaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte sie nun selbst ihren lernäischen Kopf versteckt halten? aus welchem Wink zu neuen Anfällen hervorschiessen? Dies bei Zeiten aufzuspüren, hatte *Coligny* in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber blos, um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniss der Bosheit selbst abzulenken.

Klug, bedachtsam, umschauend nach allen Seiten war *Coligny.* Aber was die Furchtsamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das schwache Insekt streckt seine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtsamkeit zur Schlauheit, die selten berückt worden zu seyn sich rühmen kann, aber auch nie mit Grösse gehandelt zu haben bekennen muss, weil sie Alles für eine Schlinge anzusehen pflegte. *Co-*

ligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meistens durch Schwäche seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es schien, er sollte der Mann seyn, welcher sich selbst Alles schuldig wäre. Nach einem Missgeschick, wenn Muthlosigkeit bei Allen die Besonnenheit betäubte, wenn sein zusammengerafftes Heer halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, so schnell zu zerstieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunst unter seinen nächsten Anhängern wie unwiderstehliche Gespenster spuckten — immer war sein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, dass er unter den Mitteln zur Hülfe gleichsam noch zu wählen habe. Und sprach er dann, so theilte sich die Ruhe seines Geistes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er sprach rein, edel, stark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im grossen Umfang seiner Geschäfte eine rastlose Arbeitsamkeit. Festigkeit gegen Unterdrückung war die Seele seiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfische *Villeroy* darüber tadeln, dass er den Protestanten in Frankreich rechtmässige Freiheit zu sichern strebte, wie sein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte, Umsturz einer parteiloseren, gerechten Staatsverfassung wäre nie *Coligny's* Plan gewesen. Untadelhafte Sitten, auch in seiner Ehe und gegen seine Kinder, überhaupt die strengste Religiosität vollendeten seinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politischen Partei, deren ganze Existenz auf der freiwilligen Unterordnung so vieler tapfern, reichen, ehrsüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerstand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichste Folgsamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies musste der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an dessen Untergang seine ganze Partei gekettet seyn würde; um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Versöhnung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Biederkeit, als er zu verdienen sich bewusst war, auch die Aussichten, seinem Vaterland und seiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des fränzösischen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und grossmüthig hätte seyn müssen. Vor und nach dem meuchelmörderischen Attentat drangen die Gutgesinnten in ihn, von Paris zu entweichen. « Wenn ich dies thue, » antwortete er ihnen, « so zeige ich entweder Furcht oder Misstrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unübersehbare Elend wieder erblicken, das in seinem Gefolge auftritt. » — Mord und Entehrung waren der Lohn dieses Bürgersinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um *Coligny* zu besuchen. *Karl* betheuerte dem Admiral sein Beileid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. « Ihr seyd verwundet, mein Vater, » rief er ihm zu, « aber die Schmerzen fühle Ich. — Bei Gott schwöre Ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind. » Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und suchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieses neue Unternehmen sollte die Laune des ungestümen jungen Fürsten desto fester an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an dessen Partei binden helfen. Aber die Königinn überliess unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu schonen, ihren Sohn dem geheimen Gespräche nicht lange. Mochte dieser immer wieder zu seinem Ballspiel zurückgehen; denn in dieser seiner leidenschaftlichen Spielsucht durch die Nachricht von dem Mordanschlag gestört worden zu seyn, dies war doch die grösste Ursache seines wüthenden ersten Unwillens gewesen.

Jeden Augenblick aber stand nun für *Katharina* nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel *Coligny's* Verdacht von selbst auf die Guisen. Der Schuss war aus einem Guisischen Hause geschehen. Die Guisische Partei schien während der öffentlichen Erhebung der protestantischen so weit zurückgesetzt worden zu seyn, dass man von ihr gerade den niederträchtigsten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen musste. Und auf eben diese Spur hinzuleiten, fand auch *Katharina* in der ersten Verwicklung der Umstände fürs Beste. Selbst ihrem Sohn gab sie auf diese Seite hin den Wink, dass wohl der Herzog *von Guise* noch immer in dem Admiral den Mörder seines Vaters zu sehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch so erwünscht gewesen — konnte ihr, wie Manche glauben, diese Verstellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniss, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächsten Wirkungen des misslungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grausamern zu schliessen. Sie hatte nöthig, bei sich selbst für die Vollendung dessen, wofür neben der heissesten Rachsucht die Menschheit in ihr schaudern musste, neue Entschlossenheit zu sammeln.

Der König liess indessen den Herzog *von Guise* wirklich aufsuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und selbst seine Schwester, die Königinn von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernstlichen Schritt der Erbitterung *Karls*. Er war auch sonst den Anmassungen des Herzogs *von Guise*, da er eben diese Prinzessinn als Gemahlinn suchte, gram gewesen. Aber wie sonderbar! Er schaffte hier seiner Mutter gerade den Mann, dessen Arm ihr für das Bevorstehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigste Weise selbst zur Seite. Das Zusammentreffen aller Umstände schien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die schwärzesten Thaten gebrandmarkt werden sollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrschers; und wem konnte dies entgehen, der die unselige Kunst verstand, das unstäte Gemüth desselben von einem Extrem auf das andere zu schleudern. Ein gewandter Höfling, sein Vertrauter, war das Werkzeug der Königinn Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitschuldigen zu machen. Unter behutsamen Vorbereitungen verwischt dieser die neuesten vortheilhaften Eindrücke, welche der Besuch beim kranken Admiral im Gemüthe zurückgelassen hatte. Er streut Samen des Argwohns ein, weckt den alten schlafenden Groll, und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für sein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz *von Condé* hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der *Coligny*'schen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zusammengedrängt. Von ihr sey Alles zu fürchten, aber auch gegen sie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, *de Piles*, dem König mit der unverschämtesten Dreistigkeit ins Gesicht zu sagen gewagt: dass man sich selbst Recht zu schaffen wissen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln

sollte. « Und mit einem Wort, » rief endlich der listige Unterhändler, seines Zieles gewisser: « wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anstehen lassen, ihm über die dringendste Gefahr seiner Person und des ganzen Staats die Augen zu öffnen. » *Katharina* selbst trat in diesem Augenblick, auf ihren Lieblingssohn, *Heinrich* von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrautesten ins Zimmer. Ueberrascht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beschämt über seine bisherige Sorglosigkeit bei einem so nahe drohenden Umsturz, von allen Seiten durch die schreckvollsten Vorstellungen bestürmt, warf sich *Karl* seiner Mutter in die Arme. « Schon, » sagte man ihm, « rufen die Hugenotten abermals die verhassten Ausländer, Deutsche und Schweizer, auf französischen Boden. Die Missvergnügten im Lande werden haufenweise dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht schon das Reich aufs Neue zu zerfleischen. Der König selbst, von Geld und eigenthümlichem Ansehen entblösst, von Hugenotten umringt, bei der Guisischen Partei als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzusehen, wie die Katholischen einen Generalkapitän wählen, und sich gegen ihre Gegner selbst zu helfen wissen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgestossen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwischen beiden Parteien ohnmächtig sich hin und wieder werfen lassen muss. »

Wüthend fuhr *Karl* unter diesen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Grenzen von Frankreich war sein Schwur. Nur dass nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und dass Alles eilend schnell vorbeigehe, damit ihm seine Sicherheit schleunigst wieder geschafft würde!

Die erwünschteste Stimmung für die Gegner der Protestanten. Mord war jetzt die Losung, aber die tiefste Verstellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung seiner Mutter von diesem Augenblick an völlig entsprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog *von Guise* bereit. Seit der tapfersten Vertheidigung von Poitiers, das ist, seit seinem 19ten Jahr hatte dieser seinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf *Margaretha*, die in eben diesen Tagen des Hugenotten, *Heinrichs* von Navarra, Vermählte ward, war auch sein Blick gerichtet gewesen. Sie hätte ihm, den Thron selbst zu besteigen, einst die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten schien also nicht blos seine ererbte Bestimmung zu seyn. Er wählte sie selbst, und übte sie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geist seines Vaters zur Blutrache wieder auf, so rief ihm noch lauter seine eigene Ehrsucht zu, dass jetzt der Augenblick gekommen sey, seine Partei durch Austilgung der protestantischen zur einzigen herrschenden zu machen, und sich dadurch dreist der Königinn Mutter an die Seite zu stellen.

Das misslungene Verbrechen ward die Hülle des neubeschlossenen. Aus Furcht vor *Coligny's* Rache, dessen Verletzung man ihm aufbürde, sey er selbst, erklärte der Herzog *von Guise* — mit seinen Verwandten genöthigt, aus der Königsstadt zu flüchten. « Geht, » sagte ihm der König mit zürnender Miene, « seyd Ihr schuldig, so werde ich Euch wieder finden! » Und nun waren Zurüstungen zur Flucht vor den Hugenotten die schnellen verdachtlosesten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral musste vollends selbst seinen Feinden die Schlingen über sich und die Seinigen zusammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, dass die Guisen noch vor ihrem Abzug etwas versuchen möchten. Einige riethen, ihn selbst aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Besten seiner Angehörigen, auf das Wort seines Königs, übergab sich in den Schutz desselben, und erhielt eine starke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mussten die Katholiken in der Nähe seines Quartiers allen protestantischen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn sie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu seyn wünschten; und hiezu wurden diese selbst aufgefordert. Die Polizei ermunterte sie zur Beschützung *Coligny's* und führte über die Versammelten ein Register — die sichere Todtenliste für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, seine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guisen ins Louvre zusammenzubringen, und zugleich seine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuschicken. Um Waffen im Louvre zusammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und *Coligny* selbst vom König davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieser ängstlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft, und schienen kaum noch die Furchtsamsten beunruhigen zu können. Indess ersah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Diese war in eine Heerde zusammengetrieben. In der Mitternachtsstunde des 24sten Augusts ihre Rache zu sättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath festgesetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Augouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer *Birague*, den Marschällen *von Tavannes* und *von Retz* — *Katharina von Medicis* präsidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebst wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die kalvinistische Partei in die Ausnahme gesetzt worden war.

Wäre wirklich bei diesen Stiftern des Blutbads, wie von *Tavannes* dies zu erweisen ist, der Glaube, Gott einen Dienst zu thun, die wahre Begeisterung zur Unmenschlichkeit gewesen, man würde die Schwachheit des menschlichen Verstandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabscheuen. Wir würden, wenn sie aus Pflicht die Menschlichkeit in sich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Absicht schuldig seyn, indem Entsetzen vor der Handlung uns durchschauerte. Aber von den meisten der Handelnden macht es ihr sonstiger Charakter gewiss, dass sie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern sahen, wider welche man sich Alles erlauben zu dürfen freute, weil sie glücklicherweise zugleich Ketzer seyen. Auch *Katharina* selbst mag Afterglauben genug gehabt haben, um in *Coligny* den Reformirten von ganzem Herzen zu hassen, und diesen Hass sogar für verdienstlich zu halten. Aber eben so gewiss würde es ihr leid gewesen seyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrschsucht Beschränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Messe sich weniger hassenswerth gemacht hätte.

Schon hatte *Tavannes* ausgesuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefsten Stille der unglückschwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus versammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guise mit dreihundert Mordlustigen auf das verabredete Zeichen. *Karl* selbst erstickte in diesem Augenblick auch die Stimme der Freundschaft, in deren Gesellschaft das Mitleiden ihm zum Letztenmal sich zu nähern versucht hatte. Er liess nach der Abendtafel und nach einigem Widerstreben seinen sonst geliebten Gesellschafter, den Grafen *Franz von la Rochefoucauld*, aus dem Schlosse unwissend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun sogleich selbst das Signal zum Würgen geben lassen wollte. Noch gefühlloser

drängte *Katharina* die neuvermählte Königinn von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so leicht Rache der Kalvinisten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier sie selbst überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan seine bestimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordsignale, über der Pforte des Louvres in den Balkon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwissenden, die Königinn Mutter an der Spitze, durch die einsamen Gänge ihn unter dringenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien jetzt von ihren Fesseln losgelassen zu werden knirschten, erstarrt diesen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menschheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blass und ausser sich zittern sie vor sich selbst, starren einander an und sind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünscht, beschlossen, geboten zu haben, sie sich nun selbst nicht mehr zutrauen. Man hörte einen Pistolenschuss. « Ob er Jemand beschädigte weiss ich nicht » — erzählte *Katharinens* Lieblingssohn, der Herzog *von Anjou* — « aber dass er uns allen Dreien ins Herz ging, dass er uns Gefühl und Besinnung nahm, dies weiss ich. Wir waren ausser uns vor Schrecken und Bestürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen. »

Sie kam zu spät — diese feige Reue. Mehr eine schwache Tochter der Unentschlossenheit als der Ueberlegung, verdient sie nur vor dem Menschenkenner als Zeuginn aufzutreten, wie überspannt die Wuth der Leidenschaft in den Urhebern der jetzt schon ausgebrochenen Jammerscenen gewesen seyn muss, dass sie nun im Augenblick der Vollendung in die gewaltsamste Abspannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich sich auflöste.

Schon hätte *Coligny's* Schatten seine Genugthuung in diesem Augenblick des sich selbst peinigenden Lasters mit sich hinübernehmen können. Der Herzog *von Guise* war nach dem ersten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit seiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf : « Im Namen des Königs » ! wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen sich vor der hereinstürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete *Coligny* raffte sich aus dem ersten Schlaf auf. Schon schallten seine Vorsäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Röcheln der Erwürgten vermischt. Drei französische Obersten brachen in sein Zimmer, und schrieen seinen Tod ihm entgegen. Betend hatte sich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (*Petrucci*) und ein Deutscher von Adel (*Besme*) drängten sich vor. « Bist du Coligny? » rief dieser. « Ich bins, » antwortete mit fester Stimme der Greis — « und hier, junger Mensch, achte du meinen grauen Kopf! » *Besme* durchstach ihn in diesem Augenblick, gefühlloser, als *Marius's* Mörder. Rauchend zog er sein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Gesicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfezte den Körper mit tausend Wunden. « Dies wäre vollbracht! » grinzte *Besme* auf den Hof hinab, und da der Graf *von Angouleme*, *Karls* Bastardbruder, damit noch nicht zufrieden seyn wollte, warf man ihm zum Fenster hinaus den Ermordeten vor die Füsse. Gierig untersuchte er das bluttriefende Gesicht, und da er der That gewiss war, stiess er — den todten Löwen — mit einem Fusstritt von sich.

Ueberall leuchteten indess dem sich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor den Häusern; die Strassen waren durch Ketten geschlossen; Wachen standen im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Strassen selbst ein, wo, vom Schlummer aufgeschreckt die schimpflich getäuschten Protestanten, wie sie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für sie fand sich in dieser unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten sich unter einander an einem weissen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieser Farbe. Das Zeichen des grossen Dulders und die Farbe der Unschuld entweihten sie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten sich die Verfolgten von ihrer Bestürzung sammeln können, hätten sich mehrere vereint und so tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne diesen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in seinem Triumph seine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Strassen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen selbst ein. Kein Alter, kein persönlicher Werth schützte hier. Des Admirals Schwiegersohn, *Teligny*, war so liebenswürdig, dass die ersten, welche ihn zu morden aufsuchten, sich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühllosere. Die Pariser Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth gesetzt, alle Erwartung der unmenschlichsten Anführer. Die verstümmelten Leichname wurden aus den Fenstern herabgestürzt, und nicht nur nackt in die Seine, sondern oft noch zum Possenspiele des Grimms oder der Wollust selbst umhergeschleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und sich für gerettet hielt, fiel doch meist noch durch die herumstreifenden Bürger oder durch die Guisischen Horden, unter welchen *Tavannes* die Wuth durch Hohngelächter entflammte. « Nur immer zu mit dieser Aderlässe, » spottete er. « Sie ist im August so gesund als im Mai. » — Bei diesem *Tavannes* war jene wilde Lustigkeit so sehr Folge der soldatischen Ueberzeugung, Gott und dem König den grössten Dienst gethan zu haben, dass er selbst noch in seiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung seines Lebens erklärte, wegen welcher er seiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathass fand nun zugleich seine Beute, da unter dem heiligsten Vorwand Religionsfanatismus sie ihm in die Hände lieferte. Andere, selbst Edelleute raubten unter dem Schutz dieses blinden Dämons. Selbst der König und seine Mutter sollen von den geplünderten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablassung. Einem sterbenden Hugenotten entrissene Brillanten schienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdischer Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo selbst unter den Augen des Königs, selbst in dem Pallaste, in welchem der Verlassenste, um seinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, sicher seyn sollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeschenk erhalten hatten. Wer sonst im Louvre Rettung suchte, fand durch die Wachen seines Königs schon an den Pforten seinen Tod. Die Geschichte nennt Zeugen, dass der König selbst aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten schoss. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfestes war auch in den verborgensten Zimmern des Pallastes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeister des Prinzen von *Conti* rettete nicht das Flehen seines Zöglings von den Dolchen, welche dieser mit schwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf sich *Gasto von Leyran* in das Schlafzimmer der Königinn von Navarra und machte sie selbst zu seinem Schild gegen vier Söldner, die ihm

nachsetzten. Die Königinn floh zur Herzoginn von Lothringen, ihrer Schwester; an der Thür stiess man einen Edelmann neben ihr nieder; sie sank ohnmächtig ins Zimmer hin, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schicksal, in welches diese « Bluthochzeit » ihren eigenen Gemahl gestürzt haben werde.

Dieser war mit dem Brudersohn seines Vaters, dem Prinzen *von Condé*, während der Tag über den bisherigen Mordscenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beiden als Uebermass seiner Gnade anrechnete, dass sie, von der ganzen hugenottischen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geschenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die schleunigste Abschwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, dass sie bisher blos die Verführten gewesen seyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten sie in einiger Entfernung noch das Winseln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallast unter die in doppelte Reihen gestellten Schlosswachen zusammengetrieben, von diesen niedergestossen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem seiner Flüche zu: dass sie innerhalb drei Tagen zwischen der Messe und der Bastille zu wählen hätten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grausamkeiten allen fast der einzige Gewinn, dass sich *Heinrich von Navarra* mit seiner Schwester in dieser Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnöthigen liess, und der Prinz von *Condé* nach etwas längerem Widerstand ihrem Beispiele nachfolgte.

Berauscht von dem glücklichen Erfolg der mörderischen Nacht, in welcher man zwischen Furcht und Wuth geschwebt hatte, kannte *Karls* unbändiger Charakter ganz keine Rücksichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verstecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter diesen Greueln durchzog der König mit seinen Höflingen die Stadt, und lustwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte *Coligny's* Leichnam auf alle Weise misshandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbst dahin kam der König, um an den verstümmelten Resten vom Körper eines Greisen seine Lust zu sehen, dessen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderstehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, spottete er dem *Vitellius* nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbesonnenheit begleitete seine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarsten Theilnahme an den Verbrechen dieser Tage setzte sich *Karl* so sehr über allen Schein von Achtung gegen sich und Andere weg, dass er am ersten Tag in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geschehenen von sich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guisen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tag aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der schändlichsten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beschuldigen, sein Andenken durch die schimpflichsten Strafen eines Majestätsverbrechens schänden zu lassen, und den Untergang der Partei als ihre verdiente, von ihm selbst befohlene Strafe zu rechtfertigen. So sehr war er jetzt ohnmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen seiner Mutter. Beim ersten Schritt, mit welchem sie ihn in den Mordanschlag hereinzuziehen gewusst hatte, wurde er beredet, dass der allgemeine Hass auf die Guisen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, sein eigen seyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faktion der Montmorencys, welche für *Coligny* und die Seinigen Rache forderten, wider die Guisen zu entstehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugestehen, um nicht als der schwache nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erscheinen, unter dessen Augen Jeder ohne seinen Willen Alles sich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von sich zu bekennen erröthete, und was für sich selbst zu unternehmen ihm Muth und List gefehlt hätten. Um nicht schwach zu scheinen, war er schwach genug, von allen Uebrigen sich zur Verschleierung ihrer Thaten missbrauchen zu lassen und in ihrem Namen der Gegenstand jener Verachtung zu werden, zu welcher sein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht so schändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mussten. Und für all diese Unsterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als seine Entschädigung vorgespiegelt hatten.

Es ist eine wahre Genugthuung in der historischen Bemerkung, dass gerade die entschiedensten Wagstücke des Lasters, wenn gleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereizteste Wildheit sie vollbracht und das furchtbarste Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron selbst, sie geschützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengesetztesten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Bestrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar sparten die Häupter der siegenden Partei nichts von List und Gewalt, um die Früchte der Thaten sich zu sichern, über welche blos ein glücklicher Ausgang, jener falsche Probierstein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue ersparen zu können schien.

Man verhängte noch über Einige von der misshandelten Partei formliche Gerichte, und es wurden Justizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und liess es unter den schimpflichsten Gebräuchen in den Hauptstädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerschlagen, seine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verlustig erklärt; sein Schloss zum öden Denkmal seiner Schande der Zerstörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitschuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengesetzten, aus dem Begangenen sich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präsident *de Thou* den König als Ankläger der Ermordeten mit halb erstickten Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf *von Orthe*, Befehlshaber zu Bayonne — schrieb dem König auf seine Mordbefehle zu: « dass er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe. » Andere — die Geschichte nennt unter ihnen auch einen Bischof — liessen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der schnelle Tod von einigen dieser Vertheidiger der Unschuld liess auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, besonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Protestanten geschont. Manche der Vornehmsten waren nicht in Paris gewesen; andere doch dem Blutbad entflohen. Viele suchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutschen, Katholiken sowohl als Prote-

stanten, der Abscheu gegen ihre Verfolger den Muth, sie zur Rache zu unterstützen, anfachte, bei andern wenigstens das Mitleiden, ihrer zu schonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die aufs Höchste gestiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, sobald nur die erste Bestürzung vorüber ist.

Zu frühe feierten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls seinen Sieg über die französischen Ketzer durch alles weltliche und geistliche Freudengetümmel, durch Messen und Kanonendonner. Zu leichtsinnig glaubte man am Hofe zu Paris das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Fest über ihren Untergang verewigen zu müssen. Mit blutiger Rache brachten sie sich bald selbst wieder in Erinnerung. Siebenzigtausend Kalvinisten waren, nach *Sully*, in acht Mordtagen, in Frankreich gefallen. Aber wen eine solche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält sich bald für unüberwindlicher, als er ist! Halb Furcht, halb neue List diktirte dem König schon am 28sten Oktober einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Arglist und Klugheit, welch ein ungleiches Schwesternpaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Pfaden sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt sich jene auf täuschenden Irrwegen zu Zielen fort, welche sie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grausamkeit zur Nachsicht, was konnte dies anders, als gegen fordauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns schärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch sichtbarer blossstellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, ist verloren, wenn der Fürst, vom Ungestüm des Parteigeistes verführt, selbst in eine Faktion wider die andere sich herabziehen lässt. So lang er auf dem Throne steht, gebietet sein Ansehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Ist er selbst auf eine Seite getreten, so sieht die gedrückte Partei den Sitz der gemeinschaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen sie geschieht, ist nur Verfolgung, und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher sonst bewirkt, dass Strafen des Staats, vom Vollstrecker der Gesetze auferlegt, nicht reizen, sondern bändigen.

Indem sich die Protestanten unter den Begünstigungen der Inkonsequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verlässt, in ihre festern Schutzplätze wieder sammelten, sahen sie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterstützt, welche dem Hof weit furchtbarer seyn musste. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe selbst. Mitgefühl des Unrechts schafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmsten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderstehlicher die hinterlistige Behandlungen das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbst bei *Karls* drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geistesüberlegenheit des misshandelten Admirals unauslöschlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterschied höchst gleichgültig zu seyn, durch Stand und Geburt sich gleichsam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue *Katharina's*, mit *Karls* Ungestüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege stehe, sich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen *Montmorency* bereden können, dass ihnen das Schicksal ihrer Verwandten, der *Coligny*, weniger drohe, weil sie wenigstens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniss hätten? Sie sahen zu deutlich, dass sie die Eifersucht der Königinn Mutter auf jede ihr sich nähernde Gegenmacht gemeinschaftlich mit den Ermordeten gegen sich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Ursache mit der herrschenden Hofpartei missvergnügt war, vor ihr sich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigstens, so lange es Jedem zweckmässig schien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu lassen.

Kein Wunder, dass die ganze innere Schwäche der königlichen Partei, sobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Protestanten in einem beschämenden Kontrast erschien. Die feste Seestadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Protestanten. Das Beste war, dass diese von dem Ort eben so dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da *Katharina* ihren Lieblingssohn mit einem furchtbaren Heere unter *Birons* Anführung abschickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des französischen Protestantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hülfe, die *Montgommery* aus England den Belagerten zuführte. Aber sie fanden genug in sich selbst. Fünf Monate fochten sie, und nicht blos für sich; denn ihnen allein schmeichelte man, Gewissensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu akkordiren. Sie hörten aber von nichts, so lange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuss der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen seyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunternehmung war die sonderbarste der Anführer der Rochseller. Er war ihnen vom König selbst gegeben. *De la Noue*, ein Kalvinist, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu spielen den ersten, aber unglücklichen Versuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden. Sie wussten dies, und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerischen Pflichten gegen seine Partei so genau, als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Frieden zu rathen, so oft er die Rochseller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Ehre bleibt es für die Protestanten, einen Mann besessen zu haben, welcher zwischen einem schmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei so fest in der Mitte stand, dass Beide ihn achten mussten, weil kein Theil von der Befolgung seiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der grösste Vortheil für die Belagerten war, dass man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung setzen konnte, hatte man nur so langsam herbei rücken können, dass sie indess den möglichsten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer selbst der grösste Feind, und ihr scheinbares Oberhaupt, der gehasste Herzog *von Anjou*, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in seinem ganzen Leben, so quälte ihn auch hier die blinde Ehrsucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit möglichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagstücke ohne

Plan, und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem so langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in sich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Missvergnügten in diesem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter seines Gleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht blos die unregelmässige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs *von Anjou*, den Herzog *von Alençon* selbst, zu raschen, aber folgelosen Planen gegen den Hof verleitete. Aber schlimm genug, wenn jene Sucht, den Missvergnügten zu spielen, so frühe geweckt ist. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu setzen, wäre es auch nur, um sich und Andern zu verbergen, dass er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog *von Anjou* seine Wahl zum König von Polen den scheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6ten Juli 1573) sich loszuwickeln; kaum hatte ihn *Katharina* mit einem bedeutungsvollen Blick auf den schon hinwelkenden König *Karl* aus ihren Armen in jenes Königreich abreisen lassen, welches seit Jahrhunderten durch sich selbst zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum schien durch die schauervolle Eroberung der kleinen protestantischen Feste Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äussere Begünstigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der streitenden Parteien zernichtet zu seyn, so trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Gestalt nicht blos in den Provinzen, sondern auch am Hofe, und sogar in der Familie des Königs selbst auf.

Mit *Karln* sollte es furchtbar enden. Seit er sich unter den Mordscenen der Bartholomäusnacht ausser sich selbst verloren hatte, war er nie wieder, was er seyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jener Herabwürdigung des Menschen und des Fürsten in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtsinnig noch gewissenlos genug, der innern Rüge derselben unter irgend einem schlüpfrigen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eisernen Stirn der Schamlosigkeit zu trotzen. Der Aberglaube seiner Zeit, welchem er so viele Opfer gebracht hatte, war selbst seine Strafe. Wo er einsam war, glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt. Blutende Gestalten machten seine Nächte schlaflos, seine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm in wilde Zerstreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er versuchte es, durch neue Grausamkeiten sich selbst abzustumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als dass er jenen abscheulichen Trost abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. *Katharina* wusste sich dagegen zu bereden, dass sie nur etwa vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie selbst namentlich gefordert. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie *Naudé*, *) für den ganzen Frevel den feinen höfischen Namen eines « Staatsstreichs » erfinden oder ahnen konnte.

In *Karln* hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innern Qualen verstummen; sie wurden dann zurückgeschreckt durch Besorgnisse der gegenwärtigsten Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte kennt ihn als *Heinrich III.*, und genug mag es hier zur Schilderung von ihm seyn, wenn man sich erinnert, dass die Stifterinn der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben diese seine Mutter kannte *Karl* auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schauderte. Von hier musste er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Oder wusste er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Giftmischen eine Italienerinn zu seyn, selbst bei dem Tode von Personen aus der königlichen Familie auf sie gefallen war? Er selbst war so oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrschsucht gewesen, dass er vor seiner eigenen Mutter zittern musste, wenn er einmal ihren Winken sich zu widersetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog *von Anjou* in ihren Armen sah.

Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchst wahrscheinlich bürdet man selbst der Königinn Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, dass sie ihren zweiten Sohn nicht von sich gelassen habe, ehe sie sich von dem baldigen Tode des ersten gewiss gemacht hatte. Es ist wahr, *Karl* kränkelte schon sichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen sich selbst so viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur sich zu zerstören, dass es kaum noch nöthig ist, den verzehrenden Kummer seiner letzten Jahre zur Erklärung seines Hinwelkens vor dem 25sten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür seyn, dass sie ihren *Heinrich* nach Polen sicher mit den bedeutsamen Worten entlassen: « Geh, mein Sohn; lange wirst du nicht weg seyn. »

Nur *Karls* Zustand war auch durch diese Erleichterung um Nichts gebessert. Je trüber jeden Tag seine Kränklichkeit ihm ohnehin die Aussicht in die Zukunft mahlte, je verschlossener er selbst gegen alle Theilnahme ward, desto mehr häuften sich in der Wirklichkeit die Ursachen zum schnellsten Wechsel zwischen Ungestüm und Niedergeschlagenheit.

Für die Abwesenheit ihres zweiten Sohnes schien sich *Katharina* um so ausschliessender durch Erfüllung ihrer Herrschsucht entschädigen zu wollen. War *Karl* oft auch gegen sie ungebärdig und wild, so häufte sie dafür alle Beängstigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die sorgfältigste Entwickelung der schlimmsten Möglichkeiten, damit er ihr als Retterinn, nach seinem Scepter zu greifen, desto geduldiger gestattete. Er hatte nur noch Kraft genug, sich überall mit ihren Ränken umgeben zu sehen und den Hass zu fühlen, welchen sie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zusage, durch Verwirrung Aller mit Allen, seinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken musste.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle schon gezeigte Sucht, sich auf irgend eine Weise gelten zu machen, immer aufs Neue. Er vertrieb sich eine gute Zeit über blos die Langeweile mit Abwechselung im Anlegen und im Verrathen seiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er schien entlaufen zu wollen, damit Andere seine Wichtigkeit nach dem Bestreben schätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen Aber hinter diese leidenschaftlichen Unbesonnenheiten der Jugend versteckten andere erfahrnere Unruhestifter ihre Entwürfe. Unter dem schützenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partei der Missvergnügten, die sich zum Unterschiede von der religiösen Partei der Protestante

*) *Gabr. Naudé* in seinen *Considérations politiques sur les Cours d'Etat*, Ch. III. bedauert nur, dass dieser Staatsstreich blos halb ausgeführt worden sey. Sehr konsequent!

die *Politiker* nannten. In einem wesentlicheren Sinn verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Protestanten sich an sie anschlossen, hatte *Katharina* gegen Beide weit leichteres Spiel, wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs *von Alençon* so gewiss den Absichten seines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königinn Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, dass der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriedenen, als selbst ihr Gegner gewesen sey; so unbegreiflich leichtsinnig überlieferte er Alle, welche mit ihm komplottirt hatten, durch die willkürlichsten Entdeckungen, der Rache dieser Frau, welche jetzt aufs Neue die Regentschaft über *Karln* und über Frankreich in Händen hatte. Wollte sie diesen ihren eben so unfolgsamen als unglücklichen Mündel zittern machen, so wusste sie ihm die Verschwörungen des Herzogs so furchtbar vorzustellen, dass der ganze Hof in Nachtkleidern nach Paris entrinnen, und der kranke *Karl* um Mitternacht vor seinem dritten Bruder flüchten zu müssen glaubte. « Hätten sie doch wenigstens warten können, bis ich todt bin! » seufzte der von Innen und Aussen umgetriebene lebenssatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, dass sein Heer gegen seinen geliebtern Bruder zu fechten auszog, nachdem dieser endlich doch mit dem in der Hofsklaverei lange misshandelten König von Navarra und dem Prinzen *von Condé* entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, sein Scepter andern Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und Lust ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten im offenen Felde, und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Missvergnügten des Reichs den Beweis, dass die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich ausspeien werde, und dass Alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, eben so fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz, er erlebte so viel, dass es ihm noch *Trost* war, nicht Vater eines Sohnes zu seyn, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte *).

HERZOG VON ALBA

BEI

EINEM FRÜHSTÜCK

AUF DEM SCHLOSSE ZU RUDOLSTADT,

IM JAHR 1547 **.)

Indem ich eine alte Chronik vom sechszehnten Jahrhundert durchblättere (*Res in Ecclesia et Politica Christiana gestæ ab anno* 1500. *ad. an.* 1600. *Aut J. Sœffing, Th. D. Rudolst.* 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als Einer Ursache verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: *Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo* 1738 finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in *Spangenbergs* Adelspiegel Th. I. B. 13. S. 445 nachschlagen.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von *Alba* durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser *Karl V.* im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn *Katharina von Schwarzburg*, eine geborne Fürstinn *von Henneberg*, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, dass ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer grössern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugrosse Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloss zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog *Heinrich von Braunschweig* und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfinn von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterliess man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gute besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muss gestehen, dass die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfinn aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, dass in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. *Katharina* war eine Mutter ihres Volks; was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestossen. Aufs Aeusserste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schlosspforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, dass dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und dass bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. « Das wollen wir doch sehen, » antwortete sie aufgebracht. « Meinen armen Unterthanen muss das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott! » — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, « *Fürstenblut für Ochsenblut!* » Mit dieser hün-

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Eine Fortsetzung dieser Geschichte, die *Schiller* selbst wegen seiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Herr Professor *Paulus* im 9ten Band der 11ten Abtheilung der historischen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieser Sammlung zum Theil übernommen hatte.

**) *Anmerkung des Herausgebers.* Im deutschen Merkur im Jahr 1788 findet sich dieser Aufsatz.

digen Erklärung verliess sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog *Alba* die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und auf welche Bedingungen es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. *Heinrich* von Braunschweig fasste sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfinn eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog *von Alba* zu Allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, dass er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfinn von Schwarzburg der Zurückgabe gewiss war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfinn *Katharina* von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl Graf *Heinrich XXXVII.* darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, liess sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser *Caspar Aquila*, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. *Katharina* liess ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloss bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt, und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im 58sten Jahr ihres Lebens und im 29sten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt bewahrt ihre Gebeine.

DENKWÜRDIGKEITEN

AUS DEM

LEBEN DES MARSCHALLS VIEILLEVILLE.

In den Geschichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten *Franz des Ersten, Heinrichs des Zweiten* und seiner drei Söhne beschreiben, hört man nur selten den Namen des Marschalls *von Vieilleville*. Dennoch hatte er einen sehr nahen Antheil an den grössten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den grossen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern lässt ihm der einzige *Brantome* Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugniss hat um so mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genie's oder ihrer Leidenschaft grosse Hindernisse brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geschichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienste, wie die seinigen, bestehen eben darin, dass sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken suchen. *Vieilleville* war ein *Hofmann* in der höchsten und würdigen Bedeutung dieses Worts, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Personen dreimal auf demselbigen wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wusste denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, dass seine pflichtmässige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte. Das schöne Bild des alten französischen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er stellt uns den Stand, zu dem er gehört, so würdig dar, dass er uns augenblicklich mit den Missbräuchen desselben aussöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliebe, seinem Worte treu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde thätig, edel gegen seine Feinde, heldenmässig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Gesinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes. Er verstand in hohem Grade die Kunst, sich mit den entgegengesetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei seinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrsüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu seyn, ohne ihm zu schmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenlose Höfling, seine persönliche Würde wegzuwerfen, um der Freund seines Fürsten zu seyn, aber mit starker Seele und rühmlicher Selbstverläugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der Alles Partei war, parteilos zu stehen, ohne seinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoss so vieler Interessen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel ohne Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürstengunst, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, dass er in dem Augenblicke starb, wo ihn *Katharina von Medicis* mit ihrem Hofstaat auf seinem Schlosse zu Durestal besuchte, und er auf diese Art ein Leben, das sechszig Jahre dem Dienste des Souverains gewidmet gewesen war, noch gleichsam in den Armen desselben beschliessen durfte.

Aber eben dieser Charakter erklärt uns auch das Stillschweigen über ihn auf eine sehr natürliche Weise. Alle diese Geschichtschreiber hatten Partei genommen, sie waren Enthusiasten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person wie der Marschall *von Vieilleville*, dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lob-

preisen oder verächtlich machen liess. Er bekannte sich zu der Klasse der Gemässigten, die man unter dem Namen der *Politiker* zu verspotten glaubte; eine Klasse, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu missfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faktion unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des *Montmorency* und der Guisen, noch die der *Condé* und *Coligny* konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muss, als dass sie die schöne ruhige Folge eines ganzens Lebens umfassen könnte. Desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den *Ulysses* als den *Achilles* zu seinem Helden wählen wird.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschall *von Vieilleville* die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven seines Familienschlosses *Durestal* fanden sich Memoires über sein Leben in zehn Büchern, welche *Carloiz*, seinen Geheimschreiber, zum Verfasser haben. Sie sind zwar in dem lobrednerischen Tone abgefasst, der auch dem *Brantome* und allen Geschichtschreibern jener Periode eigen ist, aber es ist nicht der rhetorische Ton des Schmeichlers, der sich einen Gönner gewinnen will, sondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das sich gegen einen Wohlthäter unwillkürlich ergiesst. Auch wird dieser Antheil keineswegs versteckt, und die historische Wahrheit scheidet sich sehr leicht von demjenigen, was blos eine dankbare Vorliebe für seinen Wohlthäter den Geschichtschreiber sagen lässt. Diese Memoires sind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erste Mal in Druck erschienen, obgleich sie schon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden sind.

Franz von Scepeaux, Herr *von Vieilleville*, war der Sohn *Renatus* von *Scepeaux*, Herrn *von Vieilleville* und *Margarethens von La Jaille*, aus dem Hause *von Estouteville*. Seine Eltern hatten grosses Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beispiel; auch war ihr Haus eins der angesehensten und immer voll der besten Gesellschaft. *Franz von Vieilleville* kam früh als Edelknabe zu der Mutter *Franz des Ersten*, Regentinn von Frankreich, einer Prinzessinn von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn schon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihm nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel schlich sich der Edelknabe von seinem Hofmeister weg, ging zu jenem Edelmann, der erster Hausküchenmeister der Regentinn war, und stiess ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, seine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieses Unglück begegnete, achtzehn Jahr alt. Als der König diese Handlung erfuhr, die von allen Grossen und vorzüglich von ihm selbst nicht so ganz missbilligt wurde, weil die Hausoffiziere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu misshandeln, liess er den Herrn *von Vielleville* rufen, um ihn seiner Mutter der Regentinn vorzustellen und ihm Vergebung zu verschaffen. Aber dieser hatte sich schon vom Hof weg, und zu seinem Vater nach Durestal begeben, um von diesem die nöthige Unterstützung zu einer Reise nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Hr. *von Lautrec* eine schöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu seiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anstand und seiner Geburt gemäss erscheinen, stellte er sich zu Chambery dem Hrn. *von Lautrec* vor, der ihn als seinen Verwandten gütig aufnahm, und ihn zu seiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich *Vieilleville* aus, und wagte im Angesicht der ganzen Armee sein Leben, besonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzosen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausschweifungen hingerissen wurden, denen jedoch *Vieilleville* mit zweihundert Mann Einhalt that, so viel er konnte. Kurz darauf wurde *Vieilleville* auf einer Galeere mit einem seiner Edelleute, *Cornillon*, der geschworen hatte, ihn niemals zu verlassen, vom Herrn *von Monaco* gefangen. Man setzte seine Auslieferung auf dreitausend, und des *Cornillon* seine auf tausend Thaler, und liess ihm die Freiheit, diese Gelder zu holen; jedoch würde sein Gesellschafter auf Lebenslang in Ketten geschlagen werden, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, dass er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit würde einhalten können, nahm diesen Vorschlag nicht an, und bat nur, dass man *Lautrec* von seiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieser schickte zwar das Geld zu seiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für seinen Gesellschafter nicht dabei war, so schickte *Vieilleville* sie wieder zurück, und bat nur, dass man des Lösegelds wegen an seinen Vater schreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenschaft verschmachten, als den verlassen, mit dem er sein Schicksal zu theilen versprochen hatte. Herr *von Monaco* bewunderte diese edle Weigerung, begnügte sich mit dem, was geschickt worden war, und gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm *Vieilleville* den Sohn eben dieses Herrn *von Monaco* gefangen und schickte ihn unentgeldlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte *Vieilleville* die Bekanntschaft mit dem Neffen des grossen *Andreas Doria*, *Philipp Doria*, der Kammerpage bei dem König gewesen, als er selbst bei der Regentinn Edelknabe war. *Vieilleville* besuchte ihn eines Tages auf seinen Galeeren, deren er achte zum Dienste des Königs kommandirte. *Doria* bot ihm eine seiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentinn hiess, wo er sogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ungefähr zwei Meilen davon war; so ging es sechs bis sieben Tage fort und alle vornehmen Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, dass die Offiziere und Soldaten dieser Galeeren des Nachts meist ins französische Lager gingen, liess sechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen *Doria* zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang so wenig, dass bei dieser Expedition der Vicekönig selbst, der sich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derselben wurden in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, dass *Vieilleville*, der auf der Regentinn Alles gethan hatte, was möglich war, so dass von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebst einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und stürzte sich mit seinen Soldaten hinein. Während er aber auf diesem Schiffe focht, machten sich die Matrosen von der Regentinn los, zogen die Segel auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere schon während des Gefechts vorausgegangen war; *Vieilleville*, der

seine meisten Soldaten verloren, musste sich nun ergeben.

Als die erste spanische Galeere im Hafen ankam, liess der Prinz *von Oranien* den Kapitän und mehrere der Mannschaft hängen. Dieses erfuhr der Kapitän der Galeere, auf der sich *Vieilleville* als Gefangener befand, und fürchtete sich in den Hafen einzulaufen. *Vieilleville* benutzte diese Unentschlossenheit und beredete den Kapitän, in des Königs Dienste zu treten, der es auch annahm, und ihm nebst der ganzen Mannschaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdessen hatte Graf *Doria* den ganzen Tag und die ganze Nacht seinen Freund *Vieilleville* unter den auf dem Wasser schwimmenden Körpern suchen lassen, und war ganz trostlos über diesen Verlust. Um Nachricht von ihm einzuziehen, liess er den Kapitän *Napoleon*, einen Korsen, mit der Regentinn auslaufen, und in dieser Absicht nach Neapel segeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten sie eine Galeere, die ihnen kaiserlich schien, doch sahen sie auf dem Mastbaum einen Matrosen mit einer weissen Flagge; bald darauf hörten sie auch Musik, und Frankreich rufen. *Vieilleville* erkannte sogleich die Regentinn, und die Freude des Wiedersehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeschickt hatte, nahm er durch eine Kriegslist weg, und kam, anstatt gefangen zu seyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber seinen Freund *Doria* nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geschickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die *Lautrec* unternommen hatte, sehr langsam von Statten ging, so nahm *Vieilleville* seinen Abschied und dieses zu seinem Glücke; denn drei Monate darauf riss die Pest ein, welche die meisten Offiziere der Armee dahinraffte.

Als er sich dem König bei seiner Zurückkunft vorstellte und ihn seiner jugendlichen Uebereilung wegen um Verzeihung bat, sagte ihm derselbe, dass schon Alles verziehen sey, da besonders die Regentinn nicht mehr lebe. Er befahl ihm, sich fleissig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog *von Orleans*, seinem zweiten Sohn (der ihm unter dem Namen *Heinrichs II.* auf dem Throne folgte) mit den Worten: Er ist nicht älter als du, mein Sohn; aber siehe, was er schon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, so wirst du ihn einst zum Marschall von Frankreich erheben.

Einige Zeit darauf machte *Karl V.* Anstalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deshalb seine Armee bei Lyon zusammen. Das erste Geschäft war, sich Meister von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiserlichen diesen Schlüssel der Provence besetzten. Nach langen Berathschlagungen wählte der König selbst den Herrn *von Vieilleville*, obgleich Viele wegen seiner grossen Jugend dagegen waren. Er wurde mit sechstausend Mann Fussvolk ohne Artillerie dahin abgeschickt, um dem Kaiser zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam, und es verschlossen fand, verlangte er mit dem Vice-Legaten sich zu unterreden, der sich auf der Mauer zeigte. *Vieilleville* bat ihn sehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu seinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er selbst wollte bei dieser Unterredung nur die sechs Personen bei sich haben, die er um ihn sähe, der Legat hingegen könnte so viele Begleiter mit sich nehmen, als er nur wollte, wenn er Misstrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmsten aus der Stadt. *Vieilleville* versicherte ihm, dass er nicht in die Stadt begehre; dass ihn aber der König ersuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiserlichen hineinzulassen, und deshalb Geiseln zu stellen. Der Vicelegat willigte in den ersten Punkt; Geiseln aber wollte er in keinem Fall stellen.

Von den sechs Soldaten, die mit *Vieilleville* waren, hatten viere den Kapitänstitel, sie waren aber schlecht gekleidet, er bat daher sie in die Stadt zu lassen, um sich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzustellen, das denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, sich unter die Thore zu stellen und zu verhindern, dass man die Fallrechen nicht herunterliesse. Unterdessen kamen immer mehrere Soldaten nacheinander an, ohne dass der Vicelegat, noch seine Leute es gewahr wurden, denn man zankte sich mit Fleiss wegen der Geiseln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüsten, wenn sie nicht gestellt würden. Da endlich *Vieilleville* sahe, dass er stark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoss, dass er zur Erde stürzte, zog den Degen, und drängte sich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüsse auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; sieben bis acht von den andern wurden erstochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen; hier aber standen die vier Soldaten, die sich sehr tapfer hielten und sie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenschüsse kamen dann tausend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn versteckt hatte, als Hinterhalt hervor, und drangen mit dem grössten Muth ein. Den übrigen Theil seines Korps hatte *Vieilleville* auch herbeigerufen, und nun kamen sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüssel der Thore, die zublieben, ausser das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches schon französisch ist. Da sich *Vieilleville* nun durch diese Kriegslist Meister von der Stadt gemacht hatte, so fing er an, die Ordnung darin herzustellen, und die Soldaten im Zaum zu halten, so, dass keinem Einwohner, der sich ruhig verhielt, etwas zu Leide geschah und keine Frauenspersonen misshandelt wurden. Doch kostete ihm dieses nicht wenig Mühe; er musste sogar fünf bis sechs Soldaten und einen Kapitän niederstossen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte sich nun bei Avignon und *Vieilleville* zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit grosser Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieser ihn also an: « Nähert » Euch, schönes Licht unter den Rittern! Sonne » würde ich Euch nennen, wenn Ihr älter wäret, » denn wenn Ihr so fortfahret, werdet Ihr über alle » Andern leuchten. Parirt unterdessen den Streich von » Eurem König, der Euch liebt und ehrt, » und schlug ihn so, indem er die Hand an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieser Zeit bat ihn der Herr *von Chateaubriand*, sein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, seine Kompagnie von fünfzig Mann (Gensd'armes), zu übernehmen, da sie sonst in Bretagne bleiben müsste und keine Gelegenheit hätte, sich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, dass er des Königs Lieutenant während seiner Abwesenheit in Bretagne seyn sollte. *Vieilleville* übernahm zwar die Kompagnie; allein die Lieutenantstelle über die Provinz verbat er sich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es scheint sonderbar, dass *Vieilleville* nicht eine Kompagnie Gensd'armes für sich selbst haben konnte; allein es war damals nicht so leicht, sie zu erhalten, und überdem verschmähte seine Delikatesse, dasjenige der Gunst zu verdanken, was er durch Verdienst zu erwerben hoffte. Zum Beweise dient die Antwort, die er

dem Könige gab, als ihm dieser nach dem Tode des Herrn *von Chateaubriand* die Kompagnie anbot: er habe, sagte er, noch nichts gethan, was einer solchen Ehre werth wäre; worauf der König sehr verwundert und fast erzürnt sagte: « *Vieilleville*, Ihr habt mich » getäuscht, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, » wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg gewesen wäret, » Tag und Nacht gerennt seyn, um sie zu begehren, » und da nun ich sie Euch von selbst gebe, so weiss ich » doch nicht, was für eine günstigere Gelegenheit Ihr ab- » warten wollt. » « Den Tag einer Schlacht Sire, » » antwortete *Vieilleville*, wenn Ew. Majestät sehen » werden, dass ich sie verdiene. Nähme ich sie jetzt » an, so könnten meine Kameraden diese Ehre lächer- » lich machen, und sagen: ich habe sie nur als Ver- » wandter des Herrn *von Chateaubriand* erhalten; lieber » aber wollte ich mein Leben lassen, als durch etwas » Anderes als mein Verdienst auch nur einen Grad höher » steigen. »

Einige Stunden vor dem Tode *Franz des Ersten* liess dieser Monarch, der sich noch der Verdienste *Vieilleville's* erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denselben zu empfehlen. « Ich weiss wohl, mein Sohn, » du wirst *St. André* eher befördern, als *Vieilleville;* » deine Neigung bestimmt dich dazu. Wenn du aber » eine vernünftige Vergleichung zwischen Beiden anstel- » len würdest, so beeiltest du dich nicht. Wenigstens » bitte ich dich, wenn du sie auch nicht mit einander » erhöhen willst, dass doch Letzterer dem Erstern bald » folge. » Der Dauphin versprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem *St. André* den Vorzug zu geben. Der König liess sogleich *Vieilleville* rufen, reichte ihm die Hand und sagte ihm die Worte: « Ich kann bei » der Schwäche, in der ich mich befinde, Euch nichts » Anders sagen, *Vieilleville*, als dass ich zu früh für » Euch sterbe; aber hier ist mein Sohn, der mir ver- » spricht, Euch nie zu vergessen. Sein Vater war nie » undankbar, und noch jetzt will er, dass er Euch den » zweiten Marschallstab von Frankreich, der aufgeht, » gebe, denn ich weiss wohl, wem der erste bestimmt » ist. Aber ich bitte Gott, dass er ihn niemals Jemand » gebe, als wer dessen so würdig ist, wie Ihr. Ist dies » nicht auch deine Meinung, mein Sohn? » Ja, antwor- tete der Dauphin. Hierauf warf der König seinen Arm um *Vieilleville;* allen Dreien standen die Thränen im Auge. Kurz darauf liessen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geist auf.

Jetzt war *Heinrich*, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod seines ältern Bruders, Dauphins von Frankreich, König, und schon nach sieben Tagen bekam *Vieilleville* den Auftrag als Gesandter nach England zu gehen, um dem unmündigen *Eduard* und seinem Conseil neuerdings den Frieden zuzuschwören, welche Gesandtschaft er auch mit vieler Würde unternahm, und zur grössten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Process des Marschalls *von Biez* und seines Schwagers *von Vinvins*, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Ersterer aber zu Gefängnissstrafe und Verlust seiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte *Vieilleville* aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marschall *von Biez* kommandirt hatte, fünfzig geben; *Vieilleville* dankte aber sehr für diese Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Mannes seyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. « Sire, » antwortete *Vieilleville*, « es würde mir seyn, als wenn » ich die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers gehei- » rathet hätte. — Auch hat es mit meiner Beförderung » keine Eile; denn ich weiss, dass Ew. Majestät gleich » nach Ihrem feierlichen Einzug in Paris beschlossen » haben, Boulogne den Engländern wieder wegzuneh- » men. Vielleicht bleibt dabei ein Kapitän, ein Mann » von Ehre, dessen Platz Sie mir geben werden, oder » bleibe ich selbst; denn um meinem König zu dienen, » werde ich mich nicht schonen, und dann bedarf ich » keiner Kompagnie mehr. » Dieses geschah in Gegenwart des Marschalls von *St. André*. Der König redete ihm noch sehr zu, allein *Vieilleville* blieb bei seiner Antwort: Lieber will ich des Marschalls, der hier ist, Lieutenant seyn, als die Kompagnie des Herrn *von Biez*, eines Verräthers, haben.

Der Marschall *von St. André*, der vorher schon gegen den König denselben Wunsch geäussert hatte, war äusserst froh über diese Erklärung. « Erinnert Euch, » mein bester Freund, dieser Rede, wobei Ihr den Kö- » nig zum Zeugen habt. » *Vieilleville* sah sich jetzt gezwungen, die Lieutenantsstelle anzunehmen; wiewohl er den Vorschlag in keiner andern Absicht gethan hatte, als um jenes erste Anerbieten abzulehnen.

Diese Kompagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marschalls sehr nachlässig zusammengesetzt worden. Sie bestand grösstentheils aus den Söhnen der Gastgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an diesen Wirthshäusern gewöhnlich Heilige vorstellten, so benannte sich dieses Volk nach diesen Heiligen. Daher war diese Kompagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, dass er eine Kompagnie Heilige aus dem Paradies geschickt habe, sie zu bewachen; Andere nannten sie Gensd'armes der Litanei. So fand man auch in der ganzen Kompagnie nicht fünfzig Dienstpferde. Daher kam es auch, und besonders aus der Gunst, in der ihr Chef stand, dass sie nie zur Armee stiessen; es hiess immer, sie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine so grosse Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Musterung entlehnten diese Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturstücke, und so dauerte diese Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte *St. André* starb und nun sein Sohn sie bekam, der sie denn auch so liess, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, *Vieilleville* zu seinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen strengen und unerbittlichen Mann im Punkt der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte diese Kompagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit sie nicht so leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erschien er nun mit sechszig bis achtzig braven Edelleuten aus den besten Häusern von Bretagne, Anjou und Maine, die meistens den Krieg in Piemont gemacht hatten. Kaum war er angekommen, so überreichte man ihm eine Liste von dreissig bis vierzig, die vermöge eines Attestats vom Doktor zurückgeblieben waren, welche er denn sogleich aus der Kompagnie ausstrich. Eben so machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunst in die Kompagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen standen, liess er zu Pferd manöuvriren, und da sie gar nichts verstanden, so gaben sie den alten Soldaten viel zu lachen. Er schickte sie daher auch sogleich in ihre Wirthshäuser zurück, um den Gästen dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, dass unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber, und bedienten sich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über sie herfielen, so nahmen die Andern Reissaus zur grossen Belustigung der Gesellschaft. Und so entledigte sich *Vieilleville* dieses Gesindels, das zum Dienst des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und besetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und

sich mit Anstand ausrüsten konnten. Jetzt liessen sich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limosin einschreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen, so dass diese Kompagnie bei der nächsten Musterung auf fünfhundert Pferde sich belief und eine der besten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete *Vieilleville* den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den grossen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als sie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Bischof residirt, bat dieser den König, diese Stadt mit einem Einzug zu beehren, und versprach dabei, ihm ein Fest zu geben, wie er es noch nie gesehen. Der König, neugierig auf diese neue Festlichkeit, gestand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als sich eine Kompagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuss wie Bären gekleidet waren, und dies so natürlich, dass man sie für wirkliche Bären halten musste. Sie kamen schnell aus einer Strasse heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spiess auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und so bis hin zur Kirche, zum grossen Gelächter des ganzen Hofes. Eben so führten sie den König bis zu seiner Wohnung, vor welcher sie viele tausend Bärensprünge und Possen machten; sie kletterten wie Bären an den Häusern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geschrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da sie sahen, dass dem König dieses gefiel, versammelten sie sich alle Hundert und fingen ein solches entsetzliches Hurrah an, dass die Pferde, welche unten vor dem Hause mit der Dienerschaft hielten, scheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spass sehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Dessungeachtet machten sie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer sich auch darein mischten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo sein Vater *Franz der Erste* schon den Prinzen *von Melphi* zum Vicekönig eingesetzt hatte. Dieser Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, erzeigte *Vieillevillen* besondere Ehre, so dass er ihm selbst Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables *von Montmorency* aus mehrern Wohnungen, die sie bestellt hatten, herauswerfen liess, um sie für *Vieilleville* aufzubewahren; welches der Connetable sehr übel aufnahm, so, dass er dem Prinzen merken liess, dass es dem Reisemarschall zustände, Jeden nach seinem Rang zu logiren. Hierauf sagte ihm der Prinz: « Herr, wir sind über den Bergen hüben — wenn Sie » drüben sind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie » wollen, und selbst durch den Stock; hier aber ist es » anders, und ich bitte mir aus, keine Anordnung zu » machen, die nicht befolgt werden würde. » Der Prinz ging in seiner Achtung gegen *Vieilleville* so weit, dass er oft die Parole bei ihm abholen liess, und gab nie zu, dass die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten sollte. *Vieilleville*, als feiner Hoffmann, machte jedoch so wenig als möglich Gebrauch von diesen Auszeichnungen, um die andern Grossen nicht aufzubringen. Es wendete sich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienst des Königs zu erhalten. Bei seinem Aufstehen und Niederlegen waren alle Kapitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und diese war so reichlich besetzt, dass die Tafel des Prinzen *von Melphi* sehr mager dagegen aussah.

Unterdessen bekam der König Nachricht, dass ein Aufstand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beim Salzwesen angestellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable stellte dem König vor, dass dieses Volk immer rebellisch sey, und dass man die Einwohner dieser Gegend gänzlich ausrotten müsse. Er bot sich auch selbst an, dieses ins Werk zu richten. Der König schickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu bestrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog *von Aumale* mit, den *Vieilleville* begleitete. Der Volksaufstand hatte sich bei Annäherung der Truppen bald zerstreut, so dass der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Personen durch die schmerzhaftesten Todesarten hinrichten liess. Besonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Offiziere ins Wasser geworfen hatten, mit den Worten: « Geht, ihr Herren, und salzet die Fische in der Charente » auf eine sehr schreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: « Gehe hin, Kanaille, und brate » die Fische der Charente, die du mit den Körpern von » deines Königs Dienern gesalzen hast. »

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte *Vieilleville* die Kompagnie des Marschalls *von St. André*, deren Lieutenant er war, geführt, und dabei so gute Mannszucht gehalten, dass Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er stieg sogar nicht eher zu Pferde, bis seine Wirthe ihm geschworen hatten, dass sie Alles richtig erhalten. Als er mit dieser Kompagnie in ein grosses Dorf drei Stunden von Bourdeaux kam, fanden seine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine grosse Anzahl schöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuirasse, Helme, Schilde und Hellebarden versteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede setzte, antwortete mit Angst und Zittern, dass seine Nachbarn diese Waffen hierher versteckt hätten, weil sie wohl wüssten, dass er ein unschuldiger Mann sey. Und weil ich, setzte er hinzu, in den zwei Tagen, so Ihr bei mir seyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, so will ich Euch noch mehr sagen, dass fünf und dreissig Koffer und Kisten von verschiedenen Edelleuten, die sich in ihrem Haus nicht sicher glaubten, hierher gebracht worden, die ich habe einmauern lassen, weil es bekannt ist, dass ich nie mit diesem Unwesen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, dass weder sie noch ich Schaden leiden. *Vieilleville*, der wohl sah, dass er unschuldig, aber ein armer Tropf sey, befahl ihm, Niemand davon etwas zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verschliessen, und stellte ihm ein Zeugniss aus, dass er selbst sie erkauft und bezahlt habe und abholen lassen würde. Er sollte sich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieser menschlichen Behandlung, wollte dieser Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn fast anbeten und bat auf den Knieen, wenigstens die Waffen anzunehmen, besonders die Piken, die ganz neu und sehr schön wären. Allein *Vieilleville* wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Kompagnie in Garnison; er selbst aber nahm seine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath *Valvyn*. Dieser kam ihm gleich entgegen, und schätzte sich glücklich, einen Mann von solcher Denkungsart und Ansehen in seinem Hause zu haben, und desto mehr, da er auf falsche Anklagen von dem Connetable sehr gedrückt, ja sogar Hausgefangener sey. *Vieilleville* sicherte ihm allen Beistand zu und versprach, seine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, so erschien auch die Frau *von Valvyn* mit zwei Töchtern von ausserordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den sie in

der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hause ihrer Schwester, der Wittwe eines Parlamentsraths, hatte einbrechen wollen; sie hatte deswegen auch ihre zwei Nichten hierher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieser vier Mädchen auf das Dringendste. Sie warf sich vor ihm auf die Knie, allein *Vieilleville* hob sie auf und sagte ihr, dass er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geschehen lassen. Da sich die Mutter so getröstet sah, fing sie nunmehr an zu erzählen, dass die Leute des Herrn, der bei ihrer Schwester wohnte, und Graf *Sancerre* hiess, und besonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, dass die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das Reisig gesprungen seyen und sich hierher geflüchtet hätten. *Vieilleville* fragte sie, ob es nicht der Bastard *von Beuil* sey? — So heisst er, sagten sie. — « Nun da muss man sich » nicht wundern; versetzte *Vieilleville;* bei dem Sohn » einer H.... ist für Mädchen von Ehre in dergleichen » Dingen nie Friede, noch Sicherheit; denn es verdriesst » ihn, dass nicht alle Weiber seiner Mutter gleichen. » Indem kam auch die Wittwe an, und klagte, dass der Bastard sie misshandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Essen ging *Vieilleville* zum Connetable, wo er *Sancerre* das üble Betragen seines angenommenen Sohnes vorstellte. Der Graf *von Sancerre*, um des *Vieilleville* Hauswirth zu besänftigen, ging mit ihm zum Abendessen nach Hause, wo er selbst seine Entschuldigung machte, und sie für die Zukunft sicher zu stellen suchte; allein sie trauten auch ihm nicht, und kamen, so lang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freistatt. Sie ersparten sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geschlechts mussten auf den Knieen Abbitte thun; allein die Familie *Valvyn* blieb davon weg, obgleich der Connetable *Vieillevillen* erinnern liess, sie nicht zurückzuhalten, worauf dieser aber ganz erzürnt sich erklärte: wenn man seine Hausleute zu dieser schimpflichen Abbitte zwingen wollte, so werde er selbst mit ihnen kommen; er versicherte aber, dass kein geringer Lärm darüber entstehen sollte.

Es geschah öfters, dass von den Kompagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um sich Bedürfnisse einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzusehen. Einer von den Gensdarmen und zwei Bogenschützen machten sich dieses zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die sie hätten hängen sehen, hätten ausgesagt, dass er mit ihnen die Sturmglocke in seiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwischen lassen, wenn er ihnen eine schöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der sich nicht ganz schuldlos fühlte, versprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpressten sie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geständniss, wo er die reichen Geräthschaften der Kirche hinversteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod liess ihn Alles gestehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube fest und beschlossen, wenn sie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, *Vieillevillen* davon zu benachrichtigen, der sich sogleich zu Pferde setzte, und, ohne dass die Bösewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abstieg, eben da sie mit drei reich beladenen Pferden daraus abziehen wollten. Den ersten, der ihm vorkam, stiess er sogleich im Zorn nieder, mit den Worten: « Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, dass wir auf die Priester losgehen und Kirchen bestehlen? » Die andern zwei wurden von ihren Kameraden selbst getödtet, damit die Kompagnie nicht beschimpft würde, wenn sie am Galgen stürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Messer an die Kehle hielten, dass er nicht schreien sollte. Er warf sich vor *Vieilleville* nieder und dankte für sein Leben und Wiedererstattung seines Vermögens; dieser befahl ihm, die drei Todten zu begraben, und eine Messe für ihre Seele zu lesen.

Nachdem nun der Connetable in dieser Stadt ein schreckliches Beispiel seiner Strenge in der Bestrafung der Anführer gegeben, liess er die Armee auseinander gehen; die stehen bleibende Kompagnie aber wurde von ihm gemustert. Im Scherze sagte er zu *Vieilleville*, dass er selbst der Kommissär bei seiner Kompagnie seyn würde, denn er hätte vernommen, dass die Kompagnie des Marschalls *von St. André* nicht vollzählig, noch equipirt sey, hinreichende Dienste zu thun, und dass er wohl wüsste, wie nur zwanzig Dienstpferde darin wären. *Vieilleville* bat ihn darauf ganz bescheiden, bei der Verabschiedung seine Kompagnie nicht zu schonen, wenn er sie so befände. Aber er solle wohl Acht haben, dass, wenn er ihm selbst die Ehre anthun wollte, seine Kompagnie zu mustern, es ihm nicht gehe, wie den andern Kommissären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der sich vorstellte, es geschehe ihnen etwas Unangenehmes: ich behalte Sie zum Mittagessen; antwortete *Vieilleville*. Auch fand der Connetable bei der Musterung zu grosser Bewunderung aller Anwesenden diese Kompagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein grosses Feld ein und schien über sechshundert Pferde stark, denn er hatte die Reitknechte, so die Handpferde ihrer Herren ritten, in einiger Entfernung neben der Kompagnie stellen lassen und nicht hinter ihnen, wie es sonst gewöhnlich. Er selbst kam dem Connetable und allen Grossen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelschimmel, der auf zweitausend Thaler geschätzt wurde, vor der Kompagnie entgegen, und zeigte da, wie er sein Pferd wohl zu reiten verstünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen diesen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gastmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte sehr artig aufrichten lassen.

Von Bourdeaux aus führte er seine Kompagnie in ihre gewöhnliche Garnison nach Xaintonge und ging sodann nach Hause, wo die Heirath des jungen Marquis *von Espinay* mit seiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder sich einfand, die alle auf das Beste und Kostbarste bewirthet wurden. Auch schlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwischen braven und tapfern Edelleuten und Officieren in der Nachbarschaft entstanden waren, und ob er sie gleich sehr verwirrt fand, so wusste er sie doch, vermöge der grossen Fertigkeit, die er im Umgang mit so vielen Nationen und seit so vielen Jahren erhalten, sehr wohl auseinander zu setzen und auszugleichen, so dass man in dieser Art Händel sich von allen Seiten an ihn wendete, sogar die Marschälle von Frankreich, die das oberste Gericht über die Ehre des französischen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde *Vieilleville* nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen *Espinay* mit sich nahm, denn er sollte keine Gelegenheit versäumen, sich zu zeigen, und er vermuthete, dass man den Engländern, gleich nach dem Einzug des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marschalls von *St. André*, d'*Apechon*, nebst dem Herrn *von Sennecterre*, *Byron*, *Forguel* und *La Roue* zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieses das konfiscirte Vermögen

aller Lutheraner in Guyenne, Limosin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geschenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeschoben, um desto gewisser dieses beträchtliche Geschenk, das nach Abrechnung aller Kosten der Erhebung Jedem zwanzigtausend Thaler tragen konnte, zu erhalten. *Vieilleville* dankte ihnen dafür, dass sie bei dieser Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, dass er sich durch ein so gehässiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgesehen, das arme Volk zu plagen und durch falsche Anklagen so manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus diesem Land mit seiner grossen Armee, die schon so viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter seiner Würde und gegen alle christliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er sein Vermögen dazu verlieren, als dass sein Name bei diesen Konfiskationen in den Gerichten herumgezogen würde. — « Denn, » setzte er hinzu, « wir würden in allen Parlamenten einregistrirt wer- » den und den Ruf als Volksfresser verdienen; für zwan- » zigtausend Thaler den Fluch so vieler Weiber, » Mädchen und Kinder, die im Spital sterben müssen, » auf sich zu laden, heisst sich zu wohlfeil in die Hölle » stürzen. Ueberdem würden wir alle Gerichtspersonen, » in deren Profit wir greifen, zu Gegnern und Todfein- » den haben. » Er zog darauf seinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf sein Name stand; eben dieses that nun auch d'*Apechon*, der ganz schamroth worden war, und *Byron;* sie gingen alle Drei davon und liessen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche schon gar zu sehr auf diesen Profit gezählt hatten, waren sehr unwillig über die Gewissenhaftigkeit *Vieilleville's*, hoben das Brevet auf, und zerrissen es unter grossen Flüchen in tausend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch *Vieilleville* und sein Schwiegersohn *Espinay* zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, dass, wie er in England Gesandter gewesen, der Herzog *von Sommerset* ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzosen gegeben hatte. *Vieilleville* bat daher den Herrn *von Espinay*, sich in seine beste Rüstung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben so zog er selbst sich an, nahm noch drei Edelleute mit, und ritt mit diesem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wissen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog *von Sommerset* in dem Platz sey? — *Vieilleville* wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, dass der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hiesse, dass er in Boulogne sey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte? allein es zeigte sich Niemand. « Wenigstens, » sagte er, « wird » doch vielleicht ein Sohn eines Mylords sich finden, » der mit einem jungen Herrn aus Bretagne, *Espinay*, » der noch nicht zwanzig Jahre hat, sich messen will. » Er komme, damit wir nicht ins Lager wieder zurück » kommen, ohne uns gemessen zu haben; denn es geht » um die Ehre Eurer Nation, wenn sich Niemand zeigt. » Endlich zeigte sich der Sohn des Mylord *Dudley* auf einem schönen spanischen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von *Vieilleville's* Gefolge gesehen hatte, sagte dieser zu *Espinay*: « Dieser My- » lord ist Euer; seht Ihr nicht, wie er auf englische » Art reitet, er berührt ja fast den Sattelknopf mit » seinen Knien. Sitzet nur fest und senkt Eure Lanze » nicht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm; denn » wenn Ihr sie schon von Weitem herunterlasst, sinkt » die Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt, denn das » Auge wird von dem Visier geblendet. » Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, dass, wer seinen Feind zur Erde wärfe, ihn nebst Pferd und Rüstung gefangen wegführen sollte.

Jetzt ritten sie Jeder an seinen Platz, legten die Lanze ein und stiessen auf einander; der Engländer stürzte und liess seine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. *Espinay* hatte ihm einen so starken Stoss in die Seite gegeben, dass die Lanze brach. Sogleich springt *Taillude*, einer aus *Espinay's* Gefolge, vom Pferd herunter und schwingt sich auf *Dudley's* spanisches Ross; die Andern heben diesen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria, und nun eilen sie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu, und verlassen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indessen schon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Grossen entgegen. Kaum hatten sie ihn erblickt, so stiegen sie vom Pferd, und *Espinay* stellte seinen Gefangenen vor, und übergab ihn dem König; dieser, indem er ihn wieder zurückgab, zog seinen Degen und schlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein schrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und seine Armee zurückzuziehen. Der junge *Dudley* bat jetzt, da sie weiter ins Land kamen, den Herrn *von Espinay*, seine Ranzion zu bestimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geschäfte in England. Einer von seinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und sagte ihm, dass *Dudley* in die Tochter des Grafen *von Bethfort* verliebt, und auch Alles in Richtigkeit sey, sie zu heirathen. Als *Espinay* dieses hörte, sagte er ihm, dass er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauses *Espinay* eingedenk zu seyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werden, denn sie hätten schon genug, sondern um Ehre zu erwerben, und den alten Ruhm ihrer Familie zu befestigen. Doch wolle er gern von ihm vier der schönsten englischen Stuten annehmen; eine Grossmuth, über welche *Dudley* nicht wenig verwundert war.

Die deutschen Fürsten beschlossen zu Augsburg, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiser (*Karl V.*) beizustehen, der einige Fürsten hart gefangen hielt und sie schmählich behandelte. Die Gesandtschaft bestand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Nassau, dessen Sohn, dem nachher so berühmten Prinzen *Wilhelm* von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man schickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verschaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art, denn sie reisten nur fünf, sechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der sie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts sitzen blieben; während dieser Zeit durfte man ihnen nicht mit Geschäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiss diese Route gewählt, um sich recht satt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die besten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als sie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret sich ausruhten, zu ihnen geschickt, um sie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Gesandtschaft sehr wohl gefiel, besonders da er sie sehr gut bewirthete. Er erfuhr daselbst, dass der Graf *Nassau* ein Verwandter von ihm sey; dieser wendete sich besonders an ihn, da er sehr gewandt in Geschäften war, und auch die französische Sprache gut redete. Eines Tages, da *Vieilleville* Viele von der Gesandtschaft zum Mittagessen hatte, unter Andern auch zwei Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts zu Speyer, und die Bürgermeister von Strassburg und Nürnberg, nahm der Graf *Nassau Vieilleville* bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu

unterrichten. Diese Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeister ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem sehr rauhen Ton anfingen deutsch zu reden. Dieser aber machte ihren Zorn auf eine sehr geschickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Französisch, welches sie nicht verstanden, sagte: « Wundern Sie sich nicht, » meine Herren, dass diese Deutschen so aufgebracht » sind, denn sie sind nicht gewohnt, so bald von Tisch » aufzustehen, nachdem sie so vortrefflich gegessen und » so köstlichen Wein getrunken haben. »

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieser war so wohl damit zufrieden, dass er ihn den andern Morgen rufen liess, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Gesandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin *Heinrich II.* vortrug, wie wenig rathsam es sey, Krieg mit dem Kaiser anzufangen. Nach dem König nahm sogleich der Connetable *von Montmorency* ausser der Ordnung das Wort, und stimmte gegen den Krieg: ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an *Vieillevillen* kam, der der ganzen Versammlung auf eine sehr bündige Art vorstellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutschen Fürsten beizustehen. Er eröffnete sodann dem König in Geheim, was ihm der Graf *Nassau* anvertraut hätte, dass nämlich der Kaiser sich in Besitz von Metz, Toul, Verdun und Strassburg setzen wollte, welches dem König sehr nachtheilig seyn würde. Der König sollte daher ganz in der Stille sich dieser Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie wären, bemächtigen. « Und was den Vorwurf » betrifft, Herr Connetable, indem er sich zu ihm » wendete, den Sie so eben bei Ablegung ihrer Stimme » geäussert, dass die Deutschen eben so oft ihren Sinn » ändern, als ihren Magen leeren, und leicht eine » Verrätherei hinter ihrem Anerbieten stecken könne, » so wünschte ich lieber mein ganzes Vermögen zu » verlieren, als dass ihnen dieses zu Ohren käme, » denn wenn solche souveraine Fürsten, wie diese » sind, davon einer dem Kaiser bei seiner Wahl den » Reichsapfel, der die Monarchie anzeigt, in die linke » Hand, der andere den Degen, um sie zu schützen, » in die rechte gibt, und der dritte ihm die kaiserliche » Krone aufsetzt, weder Treu noch Glauben halten; » unter was für einer Race Menschen soll man diese » denn finden? »

Auf dieses wurde auch der Krieg beschlossen, und zu Ende des März 1552 sollte die Armee auf der Grenze von Champagne beisammen seyn, welches auch mit unglaublicher Geschwindigkeit geschah. Der Connetable nahm durch Kriegslist *Metz* weg, und kurz darauf hielt der König daselbst seinen Einzug. Bei dieser Gelegenheit musterte er seine Armee, und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte nennen hören, sehr gut equipirt. Der König übergab dieses schöne Korps dem jungen *Espinay*, *Vieilleville's* Tochtermann, welcher auch an der Spitze desselben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieser Ausrüstung; denn die andern Städte waren aufmerksam geworden, und man fand sie gerüstet. Auch liessen die deutschen Fürsten den König wissen, dass ihr Friede mit dem Kaiser gemacht sey. Dieser Letztere hatte sich kaum der einheimischen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Strassburg rückte, den Franzosen die eroberten Grenzstädte wieder wegzunehmen. Auf das erste Gerücht dieses Einfalls warf sich der Herzog *von Guise* mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt *Metz*, auf welche man den Hauptangriff erwartete. *Verdün* bekam der Marschall *von St. André* zu vertheidigen, und in *Toul*, wohin der König den Hrn. *von Vieilleville* bestimmt hatte, hatte sich der Herzog *von Nevers* geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König liess es auch dabei, so gern er *Vieilleville* belohnt hätte, und schickte diesen nach Verdün, um dem Marschall *von St. André*, dessen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieser Stadt gute Dienste zu leisten.

Vieilleville liess Verdün sehr befestigen, allein zu seinem grössten Verdruss erfuhr man, dass der Herzog *von Alba* nicht auf diesen Platz losgehen würde, sondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm sich daher vor, die kaiserliche Armee, die sich wegen ihrer Grösse sehr ausdehnen musste, so viel möglich im Freien zu beunruhigen und sie in enge Grenzen einzuschliessen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, dass die Stadt Estain in Lothringen, welches Land vom Kaiser und den Franzosen für neutral erklärt war, den Kaiserlichen viele Lebensmittel zuführte, und beschloss daher, sich von Estain Meister zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bei sich hatte; er selbst hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei sich. Ein kleines Korps liess er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen sollte. Vor dem Thore liess er den Maire und den Amtmann rufen, und machte ihnen Vorwürfe, dass sie die Feinde der Krone unterstützten. Sie entschuldigten sich damit, dass sie thun müssten, was ihre Herrschaft ihnen beföhle und das Beste ihrer Unterthanen mit sich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. « Und wie, » « sagte *Vieilleville*, » können wir nicht auch etwas » für unser Geld haben? » — O! warum nicht, antworteten sie. — » Nun so geht, « befahl er den Bedient- » en, und holt für uns und unsere Pferde für sechs » Thaler. Blase, Trompeter, unterdessen ein lustiges » Stückchen, denn bald werdet ihr euch was zu Gute » thun. » Die wenigen Lanzenknechte, so der Amtmann bei sich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang streitig machen, aber sie wurden übel zusammengestossen. Die vier Soldaten stiegen sogleich auf das Fallgatter, dass es nicht heruntergelassen werden konnte. Jetzt waren schon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Korps an, drang mit in die Stadt, und so waren sie Meister derselben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs *von Alba*, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer sich gerettet. *Vieilleville* war so aufgebracht darüber, dass er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen liess.

Sechs Tage nach dieser Expedition überfiel er das Dorf Rongerieules, worin fünf Kompagnien Lanzenknechte und eben so viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutschen in dem Dorfe wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um sieben Uhr war Alles vorbei, und *Vieilleville* schon wieder auf dem Weg, so dass, als ein Theil der Armee des Markgrafen *Alberts* von Brandenburg gegen ihn ausrückte, sie nur das leere Nest fanden.

Vieilleville ging nach Verdün zurück, um seinen Leuten und sich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei strenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn sehr, als er in die Hauptkirche von Verdün kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marschall *von St André* geschickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu sehen. Er fügte

diesen noch die letzt eroberten eilf Fahnen und Standarten bei, und so überschickten sie dem König zweiundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verflossen, so kam ein Kourier vom König an *Vieilleville*, durch den er Befehl erhielt, sich nach Toul zum Herzog *von Nevers* zu begeben und diesem beizustehen, indem zu befürchten sey, dass der Kaiser, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte so viel Volk als möglich aus Verdün mit sich nehmen, um den Herzog zu verstärken, ohne jedoch den Marschall *von St. André* zu sehr zu schwächen; denn man wusste noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. *Vieilleville* nahm nur wenig Mannschaft mit sich, und liess die erfahrensten Kapitains bei dem Marschall.

Gleich den andern Tag war Conseil bei dem Herzog *von Nevers*, worin beschlossen wurde, den Albanesern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in sehr starker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. *Vieilleville* erbot sich, mit seinen aus Verdün mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und versprach, die Räubereien, welche jene Garnison verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er schickte, gleich nach obiger Berathschlagung, einen seiner Vertrauten und Spione, deren er zwei bei sich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihn thun würde, antworten sollte, und auf was er sorgfältig zu merken habe. Er sollte vorgeben, als gehörte er zum Hause der verwittweten Herzoginn von Lothringen, *Christine*, einer Nichte des Kaisers, und habe von ihr Aufträge ins kaiserliche Lager. Er ging spät aus, um eine gültige Entschuldigung zu haben, dass er diesen Tag nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde, und was sie im Werk haben konnten, desto eher entdecken möchte. Dieser gewandte und entschlossene Mensch machte sich also, ohne dass Jemand etwas davon wusste, mit seiner gelben Schärpe, die das lothringische Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hinwolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, so gewiss war er seiner Antworten. Da er vor sie kam, (es waren diese *Don Alphonso d'Arbolancqua*, ein Spanier, und *Fabricio Colonna*, ein Römer,) wusste er ihnen auch auf Alles so schicklich zu antworten, dass sie ihn nicht fangen, noch seine eigentliche Bestimmung entdecken konnten. Er bat sich nun die Erlaubniss aus, in sein Logis zu gehen, und fragte, oh sie nichts bei Sr. kaiserlichen Majestät zu bestellen hätten? Er hoffe morgen dort zu seyn, und würde ihnen treue Dienste leisten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist sey, ob er nicht wisse, dass Truppen von Verdün angekommen, die ein gewisser *Vieilleville* angeführt. Hierauf fing er an: « O diese verdammte französische Kröte! Neu- » lich liess er zu Estain, das er überfiel, einen meiner » Brüder hängen, der bei meinem Onkel, dem Amt- » mann war, weil er Spaniern über die Stadtmauer » geholfen hatte. Dass ihn die Pest treffe! Mich kostet » es mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn » die Ungerechtigkeit war zu gross, da wir doch Alle » verbunden sind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles » zu thun, wie dies der Fall bei dem Kaiser und » meiner Gebieterinn ist. Denn wenn zwei dieser Her- » ren wären gefangen worden, so hätte man viele » heimliche Geschäfte von Sr. kaiserlichen Majestät » erfahren. Und dieser Wütherich hat meinen Bruder » tödten lassen, und er hatte keine weitere Farbe, » seine Uebelthat zu beschönigen, als dass sie die » Neutralität gebrochen hätten. Verdammt sey er auf » Ewig! »

Fabricio Colonna und *Don Alphonso*, die um *Vieilleville's* Expedition recht gut wussten, und besonders diesen letzten Umstand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und versprachen ihm, den Tod seines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was sie ihm sagten. Er antwortete darauf: dass er auch sein Leben dabei nicht schonen würde; aber er bitte sie, vorher zum Kaiser gehen zu dürfen, um die Botschaft seiner Gebieterinn zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. « Weil, » sagte er, « meine Botschaft gewisse Staatsgeheimnisse des Kö- » nigs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit » Briefen ertappt, so könnte ich die ganze Provinz » ins Unglück stürzen, denn durch dieses ist die Neu- » tralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, gefangen » oder wenigstens gefoltert zu werden. » Sie liessen sich mit diesem zufrieden stellen, und da sie ihn schon gewonnen glaubten, ihn in sein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem frühesten Morgen zu öffnen, ohne sich um seine Geschäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tages zeigt er sich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daselbst den ganzen Tag, und weiss den Herzog *von Alba* so einzuschläfern, dass er sogar einen Brief von ihm an *Fabricio* und *Alphonso*, ihre Geschäfte betreffend, erhält, worin ihnen besonders aufgetragen wird, auf einen gewissen französischen Befehlshaber, Namens *Vieilleville*, der dem Lager des Markgrafen *Albert* sehr vielen Schaden zugefügt, und jetzt sichern Nachrichten zu Folge seit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerksam zu seyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieses Briefs an, dessen Eifer für den Dienst Sr. Majestät bekannt sey. Sie sollten daher keinen Anstand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn diese spanischen Herren sehr, und sagten ihm, dass er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certifikat seiner Treue vom Herzog *von Alba* mitzubringen, denn seit gestern schon hätten sie sich durch seine Reden überzeugt, dass er kaiserlich gesinnt sey. Wenn er reich werden wollte, sollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn *Vieilleville*, der dem Lager des Markgrafen so geschadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, dass er nichts Anderes verlange, wenn er es dahin bringe, als dass er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reisse, um sich wegen Ermordung seines Bruders zu rächen. Er forderte sie noch dazu auf, ihm als treuen Diener der Kaisers mit Macht bei dieser Unternehmung beizustehen, denn sein Bruder sey im Dienst Sr. kaiserlichen Majestät gehängt worden.

Sie, die diesen Eifer mit Thränen begleitet sahen, denn diese hatte er in seiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und *Don Alphonso* will ihm eine goldene Kette, fünfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieses Geschenk mit Unwillen, und sagt: dass er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiser einen ausgezeichneten Dienst geleistet, und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo sein eigenes Interesse am meisten im Spiel sey, denn er habe hier sein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er sie, nicht weiter in ihn zu dringen, und ihm nur freie Hand zu lassen. Nur sollten sie ihm jetzt erlauben, sich seiner guten Gebieterinn sogleich zu zeigen; er verspreche auf seiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine so edelmüthige Weigerung, das Geschenk an-

zunehmen, und alle die schönen Worte brachten *Don Alphonso* und *Fabricio* ganz in die Schlinge, so dass sie seine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie liessen ihn jetzt abreisen, um ihn bald wieder zu sehen.

Er machte sich nun sogleich auf den Weg und kam zu *Vieilleville* zurück, der ihn schon für verloren hielt, denn er war schon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und seltsame Kriegslist ein, welche er auch sogleich ins Werk setzte, ohne einen Menschen dabei zum Vertrauten zu machen. Er instruirt ihn, nach Pont-à-Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, dass *Vieilleville* mit Anbruch des Tages nach Condé sur Mozelle reiten würde, um mit seiner Gebieterinn, die daselbst sich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzoginn fürchte, wenn der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser noch lange dauern sollte, man möchte ihren Sohn das Piemontesser-Stückchen tanzen lassen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um sein Land bringen); er solle aber ja sich der nämlichen Worte bedienen. Er solle noch hinzusetzen, dass *Vieilleville*, der die Garnison von Pont-à-Mousson fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte zur Begleitung mit sich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht sehr zu eilen, damit *Vieilleville* Zeit habe, seine Anstalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt seines Pferdes reiten.

Des Nachts um eilf Uhr ritt der Kundschafter weg, und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mousson an, welche durch seinen Bericht in ein frohes Erstaunen gesetzt werden. Mit möglichster Schnelligkeit machen sie ihre Anstalten, diesen glücklichen Fang zu thun, an dem sie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garnison, die noch einmal so stark war, als der Feind, dem man sie entgegenführte, musste ausreiten, so dass nur etwa fünfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt sich des Sieges schon für gewiss.

Vieilleville hatte indessen, sobald der Kundschafter aus den Thoren von Toul war, alle seine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zusammenberufen und ihnen erklärt, dass er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei sie sich aber nicht verdriessen lassen müssten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er versicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und sie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden, und machten sich sogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Rouzieres. Hier vertheilte *Vieilleville* die Truppen, und legte sie an verschiedene Plätze in Hinterhalt. Er selbst hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde festgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind sähe, sollte man machen, was er mache; die Trompeter sollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blasen, bis er es befähle. Noch muss man bemerken, dass er in der Abwesenheit seines Kundschafters sich in der ganzen Gegend umgesehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrner Soldat seinen Hinterhalt am besten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf diese Weise angeordnet war, verflossen kaum drei Stunden, als der Feind sich zeigte. « Wenden wir uns um nach Toul zurück, sagte *Vieilleville*, » als wenn wir fliehen wollten, jedoch in » langsamem Schritte, und fangen sie an, uns in Gallop zu verfolgen, so gallopiren wir auch, bis sie an » unserm Hinterhalt vorbei sind. Geschieht dieses, » so sind sie unser, ohne dass wir nur einen Mann » verlieren. »

Der Feind, der sie fliehen sah, setzte ihnen in starkem Gallop nach mit einem schrecklichen Siegesgeschrei. So wie sie den Hinterhalt hinter sich sahen, kommandirt *Vieilleville*: Halt! und lässt den Trompeter blasen. Zugleich machen sie Fronte gegen den Feind, und rüsten sich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, fünfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöse in vollem Rennen dahersprengen, welches die Feinde so überraschte, dass sie ganz bestürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdessen warf *Vieilleville* Alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüsse fielen von allen Seiten, dass man nur schreien hörte: Misericordia, Signor Vieil levilla... Buona Guerra, Signori Francesi. Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menschen und Pferde dahin, so dass *Vieilleville* das Gefecht und Gemetzel aufhören liess, und der übriggebliebene Theil ergab sich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zweihundert und dreissig blieben auf dem Platz und fünfundzwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer *Fabricio Colonna* sich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück seiner Kameraden nach Pont-à-Mousson hätte berichten können.

Nach dieser tapfern und siegreichen Unternehmung schickte *Vieilleville* einen Theil seiner Leute, nebst dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog *von Nevers* zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen wurden an einen sichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, liess er dem Herzog sagen, könne er noch nicht mitschicken, da er sie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu sagen, was dies für ein Unternehmen sey, antwortete *Vieilleville*: er sey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie *Fabricio Colonna*, der ihn an seinen Kundschafter geschenkt habe, um ihn zu tödten, und jetzt selbst von seiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte *Vieilleville* seinen Kundschafter und sagte ihm: « Nimm meine weisse » Standarte, meinen Kopfhelm und meine Armschie- » nen, und gehe nach Pont-à-Mousson. Bist du eine » Viertelstunde von der Stadt, so fange an zu gallo- » piren und rufe Victoria, sage, dass *Colonna* und » *Vieilleville* und sein ganzes Korps geschlagen, und » dass er ihn mit dreissig oder vierzig andern fran- » zösischen Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen » zum Wahrzeichen meine Waffen. Hier hast du vier » unbekannte Diener, die dir sie tragen helfen. Nimm » noch einen Bündel zerbrochener Lanzen mit dem » weissen französischen Fähnchen, um deine Rede zu » unterstützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Gesicht » und schimpfe auf mich, was du nur immer kannst, » dass du in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe » sehen müsstest, wenn ich es nicht mit zehntausend » Thalern auslöste. Vergisss aber nicht, sobald du im » Thor bist, auf dasselbe zu steigen, als wolltest du » meine Feldzeichen daselbst aufhängen, und halte dich » bei dem Fallrechen und Fallbrücken auf, dass man » sie nicht niederlasse. Gott wird das Weitere thun. »

Saligny, so hiess der Kundschafter, machte sich frisch auf, um seinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdessen befiehlt *Vieil-*

leville allen Lanzenknechten und Schützen, das weisse Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und sonst Alles, was sie von kaiserlichen oder burgundischen Zeichen an sich tragen, anzulegen. Von den eroberten spanischen Standarten gab er eine dem Herrn *von Montbourger*, die andere dem *von Thuré* und die dritte dem *von Mesnil-Barré*, mit dem Befehl, alle die, so aus der Stadt herauskämen, um die französichen Gefangenen zu sehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner seyen. Vergässe aber *Don Alphonso* sich so sehr, dass er selbst den Platz verliesse, um dem *Colonna* über einen so wichtigen Sieg Glück zu wünschen, so sollten sie ihn festhalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas Anderes zu Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, sagte er, die Stadt ist unser, wenn sich Niemand verräth.

Jedermann stand erstaunt da, denn er hatte sich Niemand vorher entdeckt, und wusste man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundschafter abschickte. Dieser sprengte, sobald er sich der Stadt näherte, mit seinen vier Waffenträgern im Gallop an, und rief: « Victoria, Victoria! der verdammte Hund von Franz- » mann, der *Vieilleville*, und seine Leute alle sind » geschlagen. *Fabricio* führt ihn gefangen dem *Don* » *Alphonso* zu. Hier sind seine Waffen, seine Armschie- » nen, sein Feldzeichen. Mehr als hundert Todte lie- » gen auf dem Platz, die Andern alle sind geschlagen » oder verwundet. Man hätte sie Alle sollen in Stücken » hauen, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. » Victoria, Victoria! »

Die Freude unter den Soldaten war so gross, dass die Wenigen, so zurück geblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, *Vieilleville* zu sehen, und *Fabricio* alle Ehre zu erzeigen; denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. *Don Alphonso*, sobald er die Waffen und Armschienen, eines Prinzen würdig, so viele Lanzenstücke und weisse Standarten sahe, fragte weiter nicht, sondern setzte sich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. *Orvaulx* und *Olivet*, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geschrei entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matados (die Franzosen sind alle getödtet). *Alphonso*, dem dieses Geschrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen sie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bei sich hat, selbst die Bedienten, und nehmen ihn gefangen Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten dasselbe Schicksal.

Nun befahl *Vieilleville* dem *Mesnil-Barré* dem *Don Alphonso* die Standarte, welches gerade die von seiner Kompagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwischen den zwei Andern reiten zu lassen. Einer, Namens *le Grec*, der spanisch redete, musste ihm sagen, dass, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria schrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme, *Mesnil-Barré* sollte dieses ausführen Alles fing jezt an zu gallopiren, als man einen Büchsenschuss von den Thoren war. *Le Grec* war voran, der auf Spanisch Wunder erzählte, so dass die Garnison, die ächt spanisch war, als sie *Alphonso* unter den Gallopirenden und Schreienden sah, Platz machte und Alles herein liess. Man liess ihnen aber nicht mehr Zeit die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache, und hieb sie Alle zusammen. France, France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und besetzen die Thore, und so ist *Vieilleville* Herr der Stadt. Man fand in derselben einen unerwartet grossen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzoginn von Lothringen durch den Fluss hatte heimlich hinschaffen lassen, um unter der Hand die Armee des Kaisers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was *Don Alphonso* anbetrifft, so fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf seinem Bette ausgestreckt. *Vincent de la Porta*, ein Neapolitanischer Edelmann, dem er von *Vieillevillen* war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, sich auszukleiden, ob er gleich sehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an seinem Tode seyn, denn der Edelmann und sechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein so grosses Feuer, dass man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, sich so leichtsinnig in die Falle gestürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltsamer Weise nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor seinem Herrn jemals zu erscheinen, der ohnedem schon gegen alle Feldherren und vornehmen Officiere seiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog *von Alba* den Tag vor seiner Gefangennehmung geschrieben hatte; denn dieses war der Inhalt des Briefs, den *le Grec* ins Französische übersetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Komplimenten also an:

« Der Kaiser, der wohl wusste, dass die Bresche (vor Metz) ziemlich beträchtlich sey, aber keiner seiner Officiere sich wagte, hineinzudringen, liess sich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er sie gesehen, sehr zornig: « Aber um der Wunder Gottes wil- » len! warum stürmt man denn da nicht hinein? Sie » ist gross genug und dem Graben gleich, woran fehlt » es denn, bei Gott? » Ich antwortete ihm, wir wüssten für ganz gewiss, dass der Herzog von Guise hinter der Bresche eine sehr weite und grosse Verschanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerschlünden besetzt sey, so dass jede Armee dabei zu Grund gehen müsste. « Aber, beim Teufel! » fuhr der Kaiser weiter fort, « warum habt Ihr's nicht versuchen lassen? » Ich war genöthigt, ihm zu antworten, dass wir nicht vor Dürren, Ingolstadt, Passau, noch andern deutschen Städten wären, die sich schon ergeben, wenn sie nur berennt sind, denn in dieser Stadt seyen zehntausend brave Männer, sechszig bis achtzig von den vornehmsten französischen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majestät aus den blutigen und siegreichen Ausfällen, bei denen wir immer verloren, ersehen könnten. Auf diese Vorstellungen wurde er nur noch zorniger und sagte: « Bei Gott, ich » sehe wohl, dass ich keine Männer mehr habe; ich » muss Abschied von dem Reich, von allen meinen » Planen, von der Welt nehmen, und mich in ein » Kloster zurückziehen; denn ich bin verrathen, ver- » kauft, oder wenigstens so schlecht bedient. als kein » Monarch es seyn kann; aber bei Gott, noch ehe drei » Jahre um sind, mach' ich mich zum Mönch. » —

» Ich versichere Euch, *Don Alphonso*, ich hätte sogleich seinen Dienst verlassen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn ist er bei dieser Belagerung übel bedient worden, so muss er sich an Brabançon, Feldherrn der Königinn von Ungarn halten, der diese Belagerung hauptsächlich kommandirt, und gleichsam als ein Franzose anzusehen ist, so wie auch die Stadt Metz im französischen Klima liegt; und er rühmte sich überdies ein Verständniss mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, seyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer stärksten Seite angegriffen, unsere Minen sind entdeckt worden, und haben nicht gewirkt. So ist uns Alles übel gelungen, und gegen alle Hoffnung schlecht von Statten gegangen. Wir haben Menschen und Wetter bekriegen müssen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um seine Halsstarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und seine Fehler. Alle Tage sieht er sein Fussvolk

zu Haufen dahin stürzen, und besonders unsere Deutschen, die im Koth bis an die Ohren stecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfrischungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen bestimmt haben, denn unsere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber seyd auf Eurer Hut gegen *Vieilleville*, der von Verdün nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiser ahnet viel Schlimmes, da er schon lange her seine Tapferkeit und Verschlagenheit kennt, so dass er sogar sagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich, denn als er in die Provence, ins Königreich eingedrungen, sey *Vieilleville* ihm zuvor gekommen, und habe sich durch eine feine Kriegslist von Avignon Meister gemacht, dass der Connetable seine Armee zusammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es sollte mir Leid thun, wenn unsere Nation, die er jedoch weniger begünstigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Ursache zur Unzufriedenheit gäbe u. s. f. » Nach Lesung dieses Briefes war es klar, welches die wahre Ursache seines Todes gewesen, denn *Alphonso* hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog *von Nevers* kam auf diese Nachrichten selbst vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man sich zum Mittagessen setzen wollte. *Vieilleville* ging ihm sogleich entgegen; es wurde beschlossen, einen Kourier an den König abzuschicken, dem man auch den Brief des Herzogs *von Alba* an *Don Alphonso* mitzugeben nicht vergass. Einen andern Kundschafter, mit Namen *Habert*, schickte man ins kaiserliche Lager, um aufmerksam zu seyn, wenn der Herzog *von Alba* etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war sehr schlecht befestigt, und *Vieilleville* war der Meinung, sie lieber sogleich zu verlassen, als zu befestigen, um die Neutralität nicht zu verletzen, und dem Kaiser keine Ursache zu geben, sich der andern Städte von Lothringen zu versichern.

Den andern Tag schlug *Vieilleville* vor, unter dem Schutz der kaiserlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen, und so die Feinde anzulocken. Der Herzog *von Nevers* wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei seyn; doch überliess er *Vieilleville* alle Anstalten und das Kommando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die sie für Spanier und Deutsche hielten. So kamen sie bis Corney, den halben Weg von Pont-à-Mousson nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiserlichen Lager. Da sie nichts fanden, trug *Vieilleville*, ungeachtet sie nicht sicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf diesem Weg trafen sie ein grosses Convoy von sechszig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu spät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn sie waren auf vier Stunden entfernt, und es schneite ausserordentlich stark. Es wurde daher beschlossen, in Corney zu übernachten, obgleich ein sehr unbequemes Nachtquartier daselbst war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf sechs Wagen mit Wein und andern ausgesuchten Lebensmitteln, welche die Herzoginn von Lothringen dem Kaiser, ihrem Onkel, für seine Tafel schickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten diese Leckerbissen, worunter unter andern zwölf Rheinlachse und die Hälfte in Pasteten waren. Wie sie die rothen Feldzeichen sahen, riefen sie: da kommt die Eskorte, so uns der Kaiser entgegenschickt! Wie gross war aber nicht ihr Erstaunen, als sie auf einmal rufen hörten: France! und alle gefangen gemacht wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens *Vignaucourt*, fragte: « ob diese Trupp nicht dem Herrn « *von Vieilleville* zugehörte. » Warum? fragte *Vieille-* » *ville* selbst. » Weil er es ist, der Pont-à-Mousson » mit den kaiserlichen Feldzeichen eingenommen hat, » worüber der Kaiser ausserordentlich aufgebracht ist. » Ich war gestern bei seinem Lever, und ich hörte ihn » schwören, dass, wenn er ihn ertappte, er ihm übel » mitspielen wollte. Dieser Verräther *Vieilleville*, » sagte er, hat mit meinem Feldzeichen Pont-à-Mous- » son weggenommen, und mit kaltem Blut meinen » armen *Don Alphonso* umgebracht, auch alle darin » befindlichen Kranken tödten lassen, und die Lebens- » mittel, die für mich bestimmt waren, weggenom- » men. Aber ich schwöre bei Gott dem Lebendigen, » dass, wenn er jemals in meine Hände fällt, ich ihn » lehren will, solche Treulosigkeiten zu begehen, und » sich meines Namens, meiner Waffen und Zeichen zu » meinem Schaden zu bedienen. Auch der mächtigste » und tapferste Fürst müsste auf diese Art hintergangen » werden. Er soll versichert seyn, dass ihm nichts An- » deres bevorsteht, als gespiesst zu werden, und ver- » damm' ich ihn von diesem Augenblick an zu dieser » Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr Andern, » euch mein' ich, die ihr mein Heer kommandirt, was » für Leute seyd ihr, dass ihr nichts gegen diesen » Menschen unternehmt? denn ich hörte noch gestern » von Jemand, der mir treu ist, dass er noch immer » alle Tage mit seinen Soldaten herumstreift in rothen » Schärpen mit den spanischen und burgundischen » Feldzeichen, unter welchen er viele Tausende meiner » Leute ermordet, denn Niemand setzt ein Misstrauen » darein. Beim Teufel auch, seyd ihr Leute, so etwas » zu ertragen, und liegt euch meine Ehre und mein » Dienst nicht besser am Herzen? » Auf diese zornige Aeusserung entstand unter den Prinzen und Grafen, die in seinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und sie entfernten sich voll Zorn. *Vieilleville* mag sich in Acht nehmen: denn sie sind sehr giftig auf ihn, besonders die Spanier, wegen des *Don Alphonso* d'*Arbolanga*, den er auf eine so grausame Art hat umbringen lassen.

Vieilleville antwortete darauf, dass *Don Alphonso* auf seinem Bette todt gefunden worden, und Niemand seinen Tod befördert hätte. *Vieilleville* würde lieber wünschen, niemals gelebt zu haben, als sich einer solchen That schuldig zu wissen. Er fürchte sich jedoch nicht vor des Kaisers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweisen, dass es eine Unwahrheit sey, ihn einer solchen Unmenschlichkeit zu beschuldigen. *Vignaucourt* merkte an diesen Reden, dass *Vieilleville* mit ihm spreche, auch winkten ihm die Andern zu, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieses beschloss *Vieilleville* mit dem Herzog *von Nevers* sich zurückzuziehen. Kaum waren sie eine halbe Stunde von Corney, als *Habert* einhergesprengt kam, und sie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitausend Schützen und tausend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiser geschworen, *Vieilleville* lebendig oder todt zu liefern. Seyd willkommen, *Habert*, Ihr bringt mir gute Bothschaft, sagte er darauf, und drang nun in den Herzog *von Nevers*, sich nach Pont-à-Mousson) zurückzuziehen, indem er einen solchen Prinzen nicht der Gefahr aussetzen könne; er selbst aber wolle bleiben, und diesen Spanier mit seinen grossen Worten erwarten. Wollet ihr Alle, die ihr hier seyd, sprach er dann mit erhöhter Stimme, meinen Entschluss unterstützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch List und Ueberfall. Er nimmt dar-

auf die rothen Standarten, und reisst sie in Stücken, befiehlt die spanischen Schärpen zu verbergen, und die französischen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, sie wollten zu seinen Füssen sterben, und zerrissen Alles, was sie Rothes an sich hatten. Der Herzog *von Nevers* stellte ihm vor, dass es eine Verwegenheit sey, in einem Dorfe, das keine Befestigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, sich zu halten. Das ist Alles Eins, antwortete *Vieilleville*, ich weiss, womit ich sie schlage, oder sie wenigstens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buschholz und links diesen Wald; in jedes verstecke ich zweihundert Pferde, die sollen ihnen unversehens auf den Leib fallen, wenn sie im Angriff auf unser Dorf begriffen sind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, so würden sie davon müssen. Lassen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt seyn.

Da der Herzog *von Nevers* sahe, dass er nicht abzubringen sey, bestand er darauf, bei dieser Unternehmung zu bleiben, welche Vorstellung ihm auch *Vieilleville* dagegen machte. Jetzt wurde beschlossen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranstalten; sie waren nur noch tausend Schritte davon entfernt, als sie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen sahen, worauf sie Halt machten. Es war der Maire von Villesaleron, der ihnen schon gute Dienste geleistet hatte. Dieser sagte, dass sie sich retten sollten, denn auch der Markgraf *Albert* von Brandenburg rückte mit viertausend Mann Fussvolk, zweitausend Pferden, und sechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieses waren sie, zu grossem Verdruss von *Vieilleville*, genöthigt, das Dorf zu verlassen. Die acht lothringischen Edelleute wurden freigelassen. Noch beim Weggehen sagte *Vignaucourt*, er wundere sich gar nicht, wenn *Vieilleville* solche Dinge ausführte, da er so vortrefflich bedient sey, denn er wolle verdammt seyn, wenn er nicht Jenen, Namens *Habert*, im Zimmer des Kaisers gesehen habe, wo er vorgegeben, dass er vom Oberst *Schertel* geschickt sey, und diesen krank in Strassburg verlassen habe. Und diesen Letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brot und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen sehen.

Den Sonntag darauf, den 1sten Januar 1553, erfuhr *Vieilleville* durch Deserteurs, dass der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf seinem Gut Durestal, und erholte sich von den Mühseligkeiten des Krieges. Unterdessen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr *von Gonnor* gegenwärtig kommandirte, zugedacht; besonders verwendeten sich für ihn der Herzog *von Guise* und *von Nevers* als Augenzeugen seiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf sich auch hier dazwischen, und stellte vor, dass man Herrn *von Gonnor*, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht absetzen könne, und es *Vieillevillen* lieber seyn würde, wenn ihn der König zu seinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er seine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog *von Estampes*, jetziger Gouverneur von Bretagne, sey sehr krank, es würde sodann der Herr *von Gyé*, sein Lieutenant, ihm folgen, und *Vieilleville* dessen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Ostern 1553 durch den Sekretär *Malestroit* heimlich benachrichtigt, um sich auf eine Entschliessung gefasst zu halten. Das Schreiben vom König vom 22sten April 1553 kam auch wirklich an, und war so abgefasst, wie es der Connetable gewollt hatte. *Vieilleville* antwortete dem König sehr ehrerbietig, wie ihn hauptsächlich vier Ursachen hinderten, diese Gnade anzunehmen. *Erstlich* sey Estampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieses Beide von einander entfernen, da sie jetzt in gutem Vernehmen stünden; überdem sey er ja selbst zwei Jahre älter als Herzog *von Estampes*. *Zweitens* habe er sehr viele Verwandte und Freunde, die sich vielleicht auf ihre Verwandtschaft stützen, und sich gegen die Gesetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, streng verfahren müsste, und doch würde es ihm leid seyn, seine Bekannten als Verbrecher behandelt zu sehen. *Drittens* sey er gar noch nicht in den Jahren, um sich in eine Provinz versetzt zu sehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer spazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erst zwei und vierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu seyn, Sr. Majestät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm *viertens* zu hart vorkommen, unter dem Herrn *von Gyé* zu dienen, der ein Unterthan von ihm sey, und mit dem er nicht ganz gut stehe. Er wisse, dass Se. Majestät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er sey verwundert, wie man sich so zwischen den König und ihn werfen, und Alles vereiteln könne, was ihm dieser bestimmt habe.

Als der König diesen Brief gelesen, wurde er aufgebracht, dass man ihm so entgegenstünde, liess den Connetable rufen, und sagte ihm sehr bestimmt, dass *Vieilleville* das Gouvernement von Metz haben solle. *Gonnor* solle sogleich aus Metz heraus, und *Vieilleville* dahin abgehen, welches denn auch geschah. Er brachte eine sehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu sprechen hatte, und die Kommandanten von Toul und Verdün so eingeschränkt wurden, dass sie gleichsam nur Kapitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garnison auf zwei Monate mitgebracht, und liess ihn austheilen, jedoch so, dass Mann vor Mann von dem Kriegskommissär verlesen wurde, wie sie in den Listen standen. Sonst hatten die Kapitäns die Löhnung für ihre Kompagnien erhalten, und manche Unterschleife damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbei viel, da sie sonst ganz von der Gnade der Kapitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen schuldig war. Nachdem nun *Gonnor* Alles, was in den Arsenalen war, übergeben hatte, verliess er Metz, und empfahl *Vieillevillen* besonders den Sergeantmajor von der Stadt, den Kapitän *Nycollas*, und den Prevot, Namens *Vaurès*; er lobte sie ausserordentlich in ihrer Gegenwart, woraus *Vieilleville* sogleich ein Misstrauen schöpfte, das er aber keineswegs merken liess.

Er fand die Garnison in grosser Unordnung; sie war stolz dadurch geworden, dass sie gegen einen so mächtigen Kaiser eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis sechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer sich am tapfersten gehalten hätte. Oft fielen sie unter den Officieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen sich die Soldaten für ihre Officiere die Hälse. *Vieilleville* war deshalb in grosser Verlegenheit; er musste fürchten, durch scharfe Befehle einen Aufstand zu erregen, der um so gefährlicher war, als der Graf *von Mannsfeld* im Luxemburgischen, wo er kommandirte, und besonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner selbst voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiser hatte abziehen müssen, sahen sie wohl, dass sie das französische Joch nicht wieder abschütteln könnten. Ueberdies waren sie auf eine unleidliche Art durch starke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geistlicher, noch Adlicher, noch eine Gerichtsperson, die davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es *Vieilleville* gegen seine Ehre und Würde,

solche Ungezogenheiten fortgehen zu lassen, und er beschloss daher, was es auch kosten möge, seinen Muth zu zeigen, und sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen

. Er liess daher schnell alle Hauptleute versammeln, und that ihnen seinen Vorsatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verlesen lassen, von denen Niemand, wess Standes er auch sey, sollte ausgenommen seyn Sie, die ihn wohl kannten, wie fest er bei einer Sache bliebe, wenn er sie reifflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch liessen sie bei dieser Gelegenheit den Wunsch merken, dass er weniger streng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte gewesen seyn. Er stellte ihnen aber vor, dass es schändlich wäre, sich vom Geiz beherrschen zu lassen, und dieses Laster sich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin fest entschlossen, sagte er, auch nicht im Geringsten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit grosser Feierlichkeit verlesen, besonders auf dem grossen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Officieren aufmarschirt war; er selbst hielt dort auf seinem schönen Pferd mitten unter seiner Leibwache von Deutschen — sehr schöne Leute, die ihm der Graf von Nassau geschickt hatte, mit ihren grossen Hellebarden und Streitäxten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieses war seine Farbe, die ihm Frau *von Vieilleville*, als sie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieses einen solchen Eindruck, dass in zwei Monaten keine Schlägerei entstand, als zwischen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. *Vieilleville* nöthigte den Hauptmann, unter dessen Kompagnie der noch lebende Soldat stand, diesen, der sich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo sodann der Kopf erst dem Getödteten, und sodann dem andern Soldaten abgeschlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, dass einige Soldaten unter dem Vorwand Wildpret zu schiessen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Strasse anfielen, und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derselben, die sogleich die Folter so stark bekamen, dass sie sieben ihrer Helfershelfer angaben. Er liess diese sogleich aus ihren Betten ausheben, und war selbst bei diesen Gefängennehmungen mit seinen Garden und Soldaten. Diese zehn Strassenräuber wurden in sein Logis gebracht, hier vier bestohlenen Kaufleuten vorgestellt, und ihnen, da sie erkannt wurden, sogleich der Process gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren schon drei davon gerädert, und die Uebrigen gehangen, so dass ihre Kapitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieses ein grosses Schrecken in der Garnison, das sich dadurch noch vermehrte, als man sah, dass er gegen seine Hausdienerschaft noch strenger war. Einer seiner Bedienten, der ihm sieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, bestürmt hatte, und einer seiner Köche, der ein Gasthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken so gewippt, dass er Zeitlebens den Gebrauch seiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, sondern sie vorher auf den dazu bestimmten Platz kommen zu lassen.

Während der Belagerung hatten mehrere Officiere, während dass sie die Männer auf die Wälle schickten, um daselbst zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauset, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es sey durch die Kanonen geschehen, so dass jetzt noch sechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Officiers und Soldaten versteckt hielten. Der vorige Kommandant hörte auf die Klagen, welche deshalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abstellte, theils auch, weil er selbst ein solches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei sich hatte, die er Frau *von Gonnor* nennen liess. Jetzt, da man sah, wie gerecht und unparteiisch *Vieilleville* in Allem verfuhr, beschlossen die Anverwandten, eine Bittschrift einzureichen, und dies geschah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Officier da gewesen war. Er machte ihnen Vorwürfe, dass sie ein halbes Jahr hätten hingehen lassen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, dass sie gefürchtet hätten, eben so, wie beim Herrn *von Gonnor*, abgewiesen zu werden. « In der That, » versetzte er, « ich kann euch » nichts weniger als loben, dass ihr mein Gewissen » nach dem meines Vorfahren gemessen habt; jedoch » sollt ihr, noch ehe ich schlafen gehe, Genugthuung » erhalten, wenn ihr nur wisst, wo man die Euern » versteckt hält. » Hierauf versicherte einer, Namens *Bastoigne*, dem seine Frau, Schwester und Schwägerinn geraubt waren, dass er sie Haus für Haus wisse. « Nun gut, » sagte *Vieilleville*, « geht jetzt nach » Hause, und Punkt neun Uhr des Abends sollt ihr » eure Weiber haben; ich wähle mit Fleiss eine solche » Stunde, damit die Nacht (es war im Oktober) Eure » und Eurer Verwandtinnen Schande verberge. Lasst » euch indessen nichts bis zur bestimmten Stunde merken, sonst könnte man sie entfernen. »

Er machte darauf die nöthigen Anstalten, stellte gegen Abend in den Hauptstrassen Wachen aus, liess einige Truppen sich parat halten, und nun nahm er selbst mit einiger Mannschaft die Haussuchung vor, so wie sie ihm von den Supplikanten bestimmt worden war. Zuerst ging er auf das Quartier des Hauptmann *Roiddes* los, der die schöne Frau eines Notarius, Namens *Le Coq*, bei sich hielt, stösst die Thüren ein und tritt ins Zimmer, eben als sich der Kapitän mit seiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieser wollte sich Anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur sah, fiel er ihm zu Füssen und fragte, was er befehle, und was er begangen? *Vieilleville* antwortete: er suche ein Hühnchen, das er seit acht Monaten füttere. Der Kapitän, welcher besser handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), schwur bei Gott, dass er weder Huhn, noch Hahn, noch Kapaun in seinem Hause habe, und keine solchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, selbst *Vieilleville* mässigte seinen Ernst, und sagte ihm: Ungeschickter Mann, die Frau des *Le Coq* will ich, und dieses den Augenblick, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füssen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat liess unterdessen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Strasse, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er sich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdessen hatte sich die Frau, ihre Unschuld zu beweisen, zu ihrem Manne geflüchtet, und *Vieilleville* liess, als er dieses hörte, den Kapitän *Roiddes*, den man schon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuschlagen, wieder los. Als dieses die andern Officiere hörten, machten sie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Anwerwandten flohen. *Vieilleville* setzte die Haussuchung jedoch noch sechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, dass sich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren sieben adelige Familien, die sich ausschliessend das Recht seit undenklichen Zeiten anmassten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeister der

Stadt zu wählen, welches ein sehr bedeutender Platz ist. Sie waren von diesem Vorrecht so aufgeblasen, dass, wenn in diesen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünschte, dass es eines Tages Oberbürgermeister von Metz oder wenigstens König von Frankreich werden möge. *Vieilleville* nahm sich vor, dieses Vorrecht abzuschaffen, und als bei einer neuen Wahl die sieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig seyn, antwortete er zur grossen Verwunderung, dass es ihm schiene, als sollten sie vielmehr fragen, ob er eine solche Wahl genehmige, denn vom Könige solle dieser Posten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiser, und er wolle die Worte: *Von Seiten Sr. kais. Majestät des heil. romischen Reichs und der kais. Kammer zu Speier* verloren machen, und dagegen die braven Worte: *Von Seiten der Allerchristlichsten, der unüberwindlichen Krone Frankreich,* und des souverainen *Parlamentshofs von Paris* setzen. Er habe auch schon einen braven Bürger *Michel Praillon* zum Oberbürgermeister erwählt, und sie könnten sich bei dieser Einsetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeister, als er zumal hörte, dass *Vielleville* zu diesem Schritt keinen Befehl vom König habe, sank in die Kniee, und man musste ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten seiner Stadt, starb.

Vielleville führte den neuen Bürgermeister selbst ein, und besorgte die deshalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl diese Veränderung als auch die Herbeischaffung der Weiber und Mädchen, nebst mehreren andern Beweisen seiner Gerechtigkeit gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten sie geneigt, französische Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm sogar selbst, dass eine Klagschrift an die kaiserliche Kammer im Werk sey, und bezeichneten ihm den Ort, wo sie abgefasst würde. In diesem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als sie noch an dieser Klagschrift arbeiteten. Der Verfasser und der, so die Depesche überbringen sollte, wurden sogleich fortgeschafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; sie wurden wahrscheinlich ersäuft, die Andern aber, so Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knieen davon.

Aber nicht nur von Innen polizirte er die Stadt Metz, auch von Aussen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die sie unsicher machten. Alle Wochen mussten etliche hundert Mann von der Garnison ausreiten und in den Feldern herumstreifen. Er neckte die kaiserlichen Garnisonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten so sehr, dass sie seit dem Mai 1552, wo er sein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächsten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und siebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch besondere Sorgfalt, dass immer die Tapfersten zu diesen Expeditionen ausgeschickt wurden, wählte sie selbst aus, nannte Alle beim Namen, und war immer noch unter den Thoren, diese Leute ihren Kapitäns anzubefehlen.

Um *Vieillevillen* die Spitze zu bieten, bat der Graf *Mannsfeld*, so in Luxemburg kommandirte, sich von der Königinn von Ungarn, Regentinn der Niederlande, Verstärkung aus, und mit selbiger wurde ihm der Graf *von Mesgue* zugeschickt. Allein *Mannsfeld* konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruss sein Kommando nieder, welches der Graf *von Mesgue* mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. *Vielleville* war besonders durch seine Spione vortrefflich bedient; hauptsächlich liessen sich die von einem burgundischen Dorf, Namens *Maranges*, sehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder sonst eine Versammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo *Vielleville* nicht zwei bis dreihundert Pferde, und eben so viel Mann Fussvolk dahin abschickte, um ihnen zum Tanze zu blasen. Schickte der Graf *von Mesgue* diesen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, so erfuhr er es sogleich, und liess ungesäumt ein anderes Korps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterstützen, und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapfersten Thaten vorfielen, und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, dass der Kardinal von *Lenoncourt*, Bischof von Metz, vieles gegen ihn sammle, um sodann seine Beschwerden vor des Königs geheimes Conseil zu bringen. Nun dann, sagte er, damit seine Klagschrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er liess darauf die Münzmeister kommen, die des Kardinals Münze schlugen (denn der Bischof von Metz hatte dieses Recht), und hielt ihnen vor, wie sie alles gute Geld verschwinden liessen, und schlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu schlagen, liess auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthschaften gerichtlich zerschlagen, indem es, wie er hinzusetzte, nicht billig sey, dass der König in seinem Reich einen ihm gleichen Unterthanen habe.

Es war dieses eine der nützlichsten Unternehmungen *Vieilleville's*, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieser Münzstätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, sehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte sich selbst umbringen, denn er war sehr heftig, als er diese Veränderung erfuhr, und verband sich mit dem Herzog *von Vaudemont*, Gouverneur von Lothringen, um *Vieillevillen* um sein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorsatz sie auch der Kardinal von Lothringen, an den sie sich gewendet hatten, unterstützte.

Vielleville bekam einen Kourier vom Sekretär *Malestroit*, der ihm bekannt machte, dass der Gouverneur des Dauphin, *von Humieres*, auf den Tod läge, und der König gesonnen sey, ihm die Kompagnie Gensdarmes zu geben, die jener besessen, dass aber der Connetable dagegen sey, und sogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, diese Kompagnie für den Sohn seines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zusatz, (so hatte es ihm der Connetable gelehrt) dass dieses seine erste Bitte sey, welches dem König sehr gefallen. *Vieillevillen* aber, habe der Connetable vorgeschlagen, sollte man die Kompagnie leichter Reiter geben, welche Herr *von Gonnor* gehabt, und die in Metz schon liege. *Vielleville* fertigte auf diese Nachricht, ohne sich lange zu bedenken, seinen Sekretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denselben mit den nachdrücklichsten Gründen aufforderte, seinen ersten Entschluss wegen der Kompagnie durchzusetzen, und sich von Niemand abwendig machen zu lassen. Der Sekretär kam in St. Germain an, wie *Humieres* noch am Leben war, und der König nahm den Brief selbst an. Nachdem er solchen gelesen, antwortete er: « Es ist nicht mehr » als billig, er hat lang genug gewartet, seine treuen » Dienste verbinden mich dazu. Ich gebe sie ihm mit » der Zusicherung, es nicht zu widerrufen, wenn der » Andere stirbt, was man auch darüber brummen » mag. » *Vielleville* liess sich zugleich mündlich die Kompagnie leichter Reiter des Herrn *von Gonnor* für seinen Schwiegersohn *Espinay* ausbitten. « Zugestanden, » sagte der König, « und das sehr gern. »

Auch wurden sogleich die Patente deshalb ausgefertigt.

Unterdessen liess *Vieilleville* dem Grafen *von Mesgue* keine Ruhe; seine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiserlichen heraus, so, dass der Graf sogar einen Waffenstillstand unter ihnen vorschlug, worüber *Vieilleville* sich sehr aufhielt und zurücksagen liess, dass sie Beide verdienten, kassirt zu werden, wenn sie als Diener in besondere Kapitulationen sich einliessen; und dass er bei diesem Vorschlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat sich gezeigt; er schicke ihn daher wieder auf die Universität von Löwen, wo er erst seit Kurzem hergekommen. Der Graf war so beschämt darüber, dass er *Vieillevillen* bitten liess, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deshalb geschrieben, zurückzusenden, welches *Vieilleville* ihm gern zugestand mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefische von Antwerpen dafür zu schicken, die dann auch ankamen, und unter grossem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präsidenten *Marillac*, der nach Paris reisen wollte, eine Escorte vom besten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuss mitgegeben. Der Graf *von Mesgue* erhielt Nachricht davon, und beschloss, sich hier für die vielen ihm angethanen Insulten zu rächen. Er bereitete sein Unternehmen so geheim vor, dass *Vieilleville* erst Nachricht davon bekam, als sie schon aus Thionville ausmarschirten. Sogleich liess er den übrigen Theil seiner Reiterei aufsitzen und schickte zwei verschiedene Korps unter des Herrn *von Espinay* und *von Dorvoulx* Anführung ab. Beide waren jedoch nicht stärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mussten sogleich ein kleines Schloss, Namens Dompchamp, wo schon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Kapitän *La Planta* lagen, besetzen. Er selbst liess alle Thore der Stadt schliessen, nahm die Schlüssel zu sich, und setzte sich unter das Thor, um von einer Viertelstunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmungen zu erhalten. Er verstärkte die Wachen, und einige Kapitäns mussten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Kapitäns, nebst dem Herrn *von Boisse* und *von Croze*, waren dabei mit dreihundert Büchsenschützen und seiner Garde. Um neun Uhr liess er sich sein Mittagessen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeschickten Korps die Nachricht an, dass sie die Feinde rekognoscirt, und acht Kompagnien zu Fuss, und acht bis neunhundert Pferde stark gefunden hätten, dass man einer solchen Macht nicht widerstehen könne, und sie sich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten sie da seyn, und erbäten sich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieses, das einem Rückzug ähnlich sahe, einen schrecklichen Entschluss. Er liess sechszig schwere Büchsen von ihren Gestellen herunternehmen, und ladete sie den Stärksten seiner Garde auf. Dem Kapitän *Croze* befahl er, hundert Büchsenschützen und zehn bis zwölf Tambours mit sich zu nehmen, und sich in einem versteckten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er selbst mit seinen vergoldeten Waffen schnallte seine Rüstung fest, und zog aus der Stadt auf seinem Pferd Yvoy; die Stadt überliess er dem Herrn *von Boisse*, von dem er wusste, dass er sie wohl bewachen würde, wenn er bleiben sollte. So zog er in schnellem Marsch von seinen siebenzig Musquetierern, deren jeder nur fünf Schüsse hatte, dahin, fest entschlossen zu bleiben oder zu siegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geschickter Soldat, die nöthigen Anstalten. Unter andern stellte er das Fussvolk zwischen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerst eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Korps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetiers verlieren indessen jeden Schuss. *Vieilleville*, an seiner Seite *Espinay* und *Thevales*, dringen ein, und werfen Alles vor sich nieder. Wüthend fällt *Croze* mit seinen Tambours und Schützen aus seinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier *La Rogue* kommt von einer andern Seite, und setzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fussvolk zurück gelassen, weil sie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, stürzten sie auf ihre Infanterie zurück, die sie selbst in Unordnung brachten, da sie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die sich *Vieilleville's* Soldaten schnell schwungen und so nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; selbst zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor sich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf *von Mesgue* hatte sich durch die Wälder bis an die Mosel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fischerkahn nach Thionville sich rettete. *Vieilleville* hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein, und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen diese Feierlichkeit nach Thionville, und sie konnten dort wohl vernehmen, wie sehr man sich in Metz freute.

Durch einen sonderbaren Zufall geschah es, dass gerade an dem Tag, wo er siegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Officier, den er sogleich mit den Fahnen an den König abgeschickt hatte, traf den Kourier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog *von Nevers* sollte ihm denselben umhängen; *Vieilleville* schlug es aber in einem sehr höflichen Schreiben an den Herzog *von Nevers* aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieses Gelübde gethan, als *Franz der Erste* selbst ihn zum Ritter geschlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, *Messin*, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr *von Gonnor Vieillevillen* vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienst Männer ohne Ihresgleichen, und dabei in Metz sehr angesehen. Allein sie erlaubten sich mancherlei Betrügereien; sie liessen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine starke Geldsumme entwischen, und gaben vor, sie hätten die Kerl' ersäufen lassen, da sie des Hängens nicht werth gewesen. Man fing solch' einen angeblich Ersäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, schon seit zwei Monaten im Gefängniss herumschleppten. Da es ihnen ernstlich befohlen ward, diesen Gefangenen hinrichten zu lassen, so wurde er in einem grossen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht sehen konnte, dass er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Krucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter stand, sprang er schnell herunter, liess dem Henker den Mantel in der Hand, und rettete sich, ohne dass man je etwas von ihm hätte sehen sollen. Es kam nun heraus, dass sie von einem Verwandten des Verurtheilten tausend Thaler erhalten hatten, wenn

sie ihn entwischen liessen. *Vieilleville* war über Alles dies sehr aufgebracht, liess sogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Process machen. Sie bekamen die Tortur und gestanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden sie zum Tode verdammt, der Sergent-Major im Gefängniss erdrosselt und der Prevot und sein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwei Franziskanerklöster in Metz, wovon in einem Observantiner-Mönche waren. Die Mönche waren meist alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater *Guardian* besuchte dort oft seine Verwandten, und kam bei jeder Reise vor die Königinn von Urgarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz stand, auch viele Neuigkeiten aus Deutschland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und siebenzig tapfere Soldaten, kleidete sie als Franziskaner, und liess sie von Zeit zu Zeit paarweise nach Metz ins Kloster gehen. Unterdessen war es verabredet, dass der Graf *von Mesgue* Verstärkung erhalten, und sich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen sollte. Der *Guardian* wollte in mehr als hundert Häusern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen lassen; Jedermann würde hinzulaufen, dieses zu löschen, und die Mönche sollten sich dann auf den Wällen zeigen, und den Soldaten heraufhelfen. Einige tausend Soldaten von der Garnison zu Metz würden sich ohnedies sogleich empören, wenn sie die Gelegenheit zu plündern absähen, und *Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville!* schreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloster. Jetzt bekam aber *Vieilleville* von einem seiner geschicktesten Spione aus Luxemburg Nachricht, dass die Königinn von Ungarn zwölfhundert leichte Büchsenschützen, achthundert Pferde, und eine grosse Anzahl niederländischer Edelleute dem Grafen *von Mesgue* zuschicke. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe aber zwar zwei Franziskanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Kabinet gehen sehen, habe aber nicht herausbringen können, wo sie her gewesen, es habe nur geheissen, sie seyen von Brüssel her gekommen.

Vieilleville nahm sogleich einige Kapitäns zu sich und ging in das Franziskaner-Kloster, liess den *Guardian* rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob sie alle zu Hause seyen, er wollte sie sehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Observantinern, und fragt nach dem *Guardian*. Es wird ihm geantwortet, er sey nach Nyvelle zum Leichenbegängniss seines Bruders gegangen. *Vieilleville* will die Anzahl der Mönche wissen und sie sehen. Drei oder viere sagen, sie seyen in die Stadt gegangen, Almosen zu sammeln. Schon an ihrer Gesichtsfarbe merkte er, dass es nicht ganz richtig sey. Er stellte sogleich Haussuchung an, und findet in dem ersten Zimmer zwei falsche Franziskanermönche, welche sich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette versteckt hatten. Unter Androhung eines sichern Todes gestehen sie sogleich, wo sie her sind, doch wüssten sie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und sie hofften dieses zu erfahren, wenn der *Guardian* von Luxemburg würde zurückgekommen seyn. *Vieilleville* liess sogleich das Kloster schliessen, und setzte einen vertrauten Kapitän mit starker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu lassen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geschlossen, ausser dem der Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Kapitän *Salcede* die Wache hatte. Hier begibt er sich selbst hin, entlässt alle seine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Kapitän *Salcede* liess er sagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und sollte er die Nacht auf der Wachtstube zubringen, so müsse er die Person hineingehen sehen. *Salcede* sollte sein Essen unter das Thor bringen lassen, wie es wäre, und sollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er solle nur herbeieilen.

Salcede kam auch sogleich und brachte ein ganz artiges Mittagessen mit, das ihnen unter dem Thor gut schmeckte. Kaum hatten sie abgegessen, als die Schildwache sagen liess, sie sähe zwei Franziskaner von Weitem kommen. *Vieilleville* nimmt eine Hellebarde und stellt sich, von zwei Soldaten begleitet, selbst an den Schlagbaum. Die Mönche, die sich sehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache stehen zu sehen, steigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Kapitäns *Salcede* zu gehen; die zwei Soldaten mussten sie dahin bringen. Jetzt lässt er Alles aus diesem Quartier gehen, und er mit *Salcede* und seinem Lieutenant *Ryolas* blieben allein da. Nun, Herr Heuchler, redet er den *Guardian* an, Ihr kommt von einer Konferenz mit dem Grafen *von Mesgue*. Sogleich bekennt Alles, was Ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, so schenke ich Euch das Leben, selbst, wenn Ihr das meine hättet nehmen wollen. In Euer Kloster könnt ihr nun nicht mehr, es ist voll Soldaten, und Eure Mönche sind gefangen; zwei haben schon bekannt, dass sie verkleidete Soldaten der Königinn von Ungarn sind. Der *Guardian* wirft sich ihm zu Füssen und gibt vor, dass diese seine Verwandten seyen, und ihren Bruder wegen einer Erbschaft umgebracht; er habe sie unter Franziskanerkleider versteckt, um sie zu retten. Indem liess aber der bei dem Kloster wachthabende Hauptmann melden, dass sechs Franziskaner in das Kloster eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er, die Tortur zu holen, damit der *Guardian* gestehe. Der Mönch, der sah, dass Alles verrathen sey, besonders wie ihm *Vieilleville* den Brief zeigte, so er von seinem Spion in Luxemburg erhalten, sagte dann, dass man wohl sähe, wie Gott ihm beistehe, und die Stadt für ihn bewache, denn ohne diese Nachricht wäre Metz noch heute für den König verloren gewesen, und in die Hände des Kaisers gekommen. Alle zu dieser Expedition bestimmten Truppen seyen nur noch sechs Stunden von Metz, in St. Jean, und sie sollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er gestand den ganzen Plan. *Vieilleville* übergab ihn jetzt dem Kapitän *Ryolas*, ihn zu binden, und mit keiner Seele reden zu lassen.

Wie *Vieilleville* in allen unvorhergesehenen Fällen sich schnell entschloss, so auch hier. Sogleich ruft er seine Kompagnie zu sich, und befiehlt dem Herrn *von Espinay* und *von Lancque*, eben dieses zu thun. Die Kapitäns *St. Coulombe* und *St. Marie* müssen sich mit dreihundert Büchsenschützen einfinden. Der neue Sergentmajor *St. Chamans* muss sogleich auf die Thore fünfzig Büschel Reiser hinschaffen, mit der Weisung, solche nicht eher noch später als zwischen sechs und sieben des Abends anstecken zu lassen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wusste, was werden sollte.

Jetzt, da Alles fertig war, sagte er: « Nun lasst uns » still und schnell marschiren, und so Gott will, sollt » ihr in weniger als vier Stunden seltsame Dinge er- » leben. » Er hatte einen sehr geschickten Kapitän, die Soldaten zu führen; diesen rief er zu sich, und entdeckte sich ihm und seinen Plan. Er sollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müssten. Ginge dieses nicht, so wollte er sie so angreifen, ob sie gleich

nur Einer gegen Drei seyen. Der Kapitän führte ihn in einen grossen Wald, an dessen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte *Vieilleville* seine Leute von tausend zu tausend Schritten, so dass der Feind nicht zu sich kommen, und denken sollte, die ganze Garnison, so bekanntlich fünftausend zweihundert Mann Infanterie, und tausend Mann Kavallerie stark war, sey ihm auf dem Halse. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu lassen, weil er den Flüchtlingen nicht nachsetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muss man silberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, dass die Feinde schnell anrückten, in einer Stunde könnten sie da seyn. Man sähe in Metz brennen, die Feinde seyen stärker, als er glaube, es sey Alles voll. In einer Stunde kam schon ihr Vortrab, so aus ungefähr sechszig Mann bestand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten sich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen standen weiter hinten, dass man die brennenden Lunten nicht riechen sollte; man hörte, wie sie sagten: « Treibt sie » an, beim Teufel, wir verweilen zu lang. In dem Wald » gibt es nichts als Maulwürfe. Beim Wetter, wie wer- » den wir reich werden, und was für einen Dienst » werden wir dem Kaiser thun! » Ein Anderer sagte: « Wir wollen ihn recht beschämen, denn mit dreitau- » send Mann nehmen wir, was er nicht mit hunderttau- » send konnte. » Jetzt kam der ganze Tross und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf *von Mesgue* mit einer ausgesuchten Kavallerie. Er trieb sie aus allen Kräften zur Eile an, so dass sie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber schloss das adelige Korps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde stark war.

Als auch diese in dem Wald waren, stürzte *Vieilleville's* erster Hinterhalt hervor —*Frankreich*—*Frankreich* — *Vieilleville* — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchsenschützen hervor, und Jeder streckt seinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen schrecklichen Lärm. Die Feinde, welche schon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen: aber jetzt stürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entsteht ein so schreckliches Getöse, dass Alles ganz verwirrt wird. Der Graf *von Mesgue* schreit: Beim Teufel, wir sind verrathen! Gott, was ist das? und macht sogleich Miene, sich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, sich dort zu setzen; aber hier finden sie *Vieilleville's* viertes Korps, zu dem kam noch das fünfte, das sie in die Mitte bekam, und so übel zurichtete, dass der Graf *von Mesgue* durch sein eigenes Fussvolk durchbrechen musste, um sich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hinkonnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und eilfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. *Vieilleville* hatte nur fünfzehn Mann verloren, und sehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieses an einem Donnerstag im Oktober 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf diese Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und bestraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreissig verkleideten Soldaten aber liess *Vieilleville* frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf diese Art zum Dienst ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, dass sie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weissen Stäben durch die Stadt geführt, und auf jedem Platz verlesen werden sollte: dieses sind die Mönche der Königinn von Ungarn, u. s. w.

Vieilleville schickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieses Siegs. Eben diesem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er schon drei Jahre in seinem Gouvernement des Glücks beraubt sey, Seine Majestät zu sehen. *Vieilleville* hatte mehrere Ursachen, diesen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig seyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm sein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen solchen Mordbrenner am Leben zu lassen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber sehr viele Unkosten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuser kaufen musste, um die Einwohner daselbst wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, dass, wenn er diesen Plan nicht selbst vorlegte, der Connetable besonders dagegen seyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog *von Guise* nach Italien marschiren sollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wusste. Endlich war er auch davon benachrichtigt, dass der Kardinal von *Lenoncourt*, vom Kardinal von Lothringen unterstützt, ihn in allen Gesellschaften heruntersetze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und sogleich der Herr *von La Chapelle-Byron* nach Metz abgeschickt, das Gouvernement unterdessen zu übernehmen. Nachdem nun *Vieilleville* dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe, und nahm nur den Grafen *von Sault*, dem er seine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königinn war, zugedacht hatte, mit sich. Sobald er daselbst angekommen, entfernte sich der Kardinal *von Lenoncourt* in eine seiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn sehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde sogleich dazu bestimmt, ihn dem Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geschah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als ältester Ritter fanden sich nicht dabei ein. Dieser wollte sein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entschuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte sich vorgenommen, *Vieillevillen* im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Bischofs von Metz in seinen Rechten anzugreifen, und er war so fein, den König zu bitten, sich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wusste, was es war, befahl sogleich die Räthe zu versammeln, und da Jeder seinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, ausserordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche gewesen, brachte allerhand Beispiele aus der Geschichte vor, und kam endlich darauf, dass ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus dessen Holze man Päpste machte, grosse Klagen über die Eingriffe habe, die man in seine geistlichen Rechte gethan habe. *Vieilleville* stand sogleich schnell auf, und bat den König, dem Kardinal Stillschweigen aufzulegen, und ihn reden zu lassen, er merke wohl, dass von ihm die Rede sey. Nun fing er an, sich zu wundern, dass der Kardinal so hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl seyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majestät bewegen, wie die alten Könige, eine Kreuzarmee abzuschicken. So aber wäre nur die Rede von dem Kardinal *von Lenoncourt;* er bedaure, dass die Reise Sr. Majetät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer grossen Armee würden wohl im Coffre bleiben; welches ein Gelächter im Rath erweckte. Nun ging er die Beschwerden, welche der Kardinal haben

konnte, selbst durch, und widerlegte sie Punkt vor Punkt zu seiner Rechtfertigung mit einer grossen Beredsamkeit und Feinheit. Er bat endlich, dass der Kardinal *von Lenoncourt*, um seine weitern Klagen vorzubringen, selbst erscheinen, und sich nicht hinter die Grösse und das Ansehen des Kardinals von Lothringen stecken möge; indem er hoffte, ihn auf diese Art zu verhindern, dass er nicht zum Wort kommen sollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in den Rath zu sprengen, als diesen? worauf der Kardinal antwortete, dass Se. Majestät nur einen Theil gehört hätten. *Vieilleville* will ja auch nicht, versetzte der König, dass man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, dass *Lenoncourt* selbst erscheine. Er befahl darauf, dass der Kanzler ihn auf morgen in den Rath bescheiden soll. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von sich, dass er Alles billige, was *Vieilleville* in seinem Gouvernement gethan, und er stand gleichsam zornig von seinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging sogleich aus dem Rath hinaus, und liess den Kardinal *von Lenoncourt* augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann sogleich auch weiter vom Hof wegreiste, so dass ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen sollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte *Vieilleville* dem König auch seinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wusste ihm die Sache so wichtig vorzustellen, dass der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conseil vorzutragen, wo gewiss der Connetable und der Herzog *von Guise* dagegen seyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projektirten italienischen Feldzug zu schaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, sogleich die zu dieser Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle sich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünschte, dass man Fontainebleau, wo er schon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe, und kehrte damit sogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anstalten zur Erbauung dieser Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, dass er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, so entdeckte er eine neue Verschwörung, welche zwei Soldaten, *Comba* und *Vaubonnet*, angezettelt hatten, da sie sahen, dass der Herr *von La Chapelle* nicht sonderlich wachsam an den Thoren war. *Vieilleville* hatte ihre Brüder rädern lassen, weil sie ein öffentliches Mädchen des Nachts misshandelt, und ihr die Nase abgeschnitten hatten. Das Mädchen hatte so geschrieen, dass die ganze Stadt in Allarm gekommen war, *Vieilleville* sich selbst zu Pferd gesetzt, und die Garnison unter das Gewehr hatte treten lassen. Sie hatten sich an den Grafen *von Mesgue* gewendet, und bedienten sich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens *Balafré*. Die Königinn von Ungarn, bei der *Comba* gewesen war, hatte ihnen zwölf hundert Thaler gegeben, wofür sie ein Gasthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Passeport von *La Chapelle*, dem sie manchmal Präsente brachten, auf dem Flusse hin und her fuhren. Den Grafen *von Mesgue* hatten sie selbst zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgesehen hatte. Es war nun sonderbarer Zufall, dass *Vieilleville* den Kapitän dieser Soldaten, Namens *La Mothe-Gondrin*, fragte, wie es käme, dass diese Soldaten, die einen gewissen ausgezeichneten Rang unter den übrigen hätten, sich mit Gastirungen abgäben, welches unschicklich sey. Der Kapitän antwortete, dass sie, seit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienst hätten; sie wollten daher ihren Abschied bald nehmen, doch wünschten sie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie *Vieilleville* hörte, dass sie Brüder der Gerä derten seyen, so fiel es ihm gleich ein, dass etwas darunter stecken könne, und er schickte unverzüglich nach *Comba*, dem er sagte, dass, weil er gut Spanisch rede, er dem König einen Dienst erweisen könne; er solle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde seyen schon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Kapitäns *Beauchamp*, wo er dem Kapitän sogleich befahl, den *Comba* zu binden, bis Eisen ankämen, und dafür zu sorgen, dass Niemand nichts von dieser Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden *Vaubonnet* aber lässt er sagen, nicht auf *Comba* zu warten, indem er ihn auf vier Tage verschickt habe.

Wie die Entdeckungen oft sonderbar geschehen, so auch hier. Der Bediente des Kapitäns war ein Bruder des Tambours *Balafré*, und er hatte ihn oft mit dem *Comba* gesehen. Eben dieser Bediente sah jetzt durch das Schlüsselloch den *Comba* binden, und läuft hin, es seinem Bruder zu sagen. Dieser bittet sich von *Vieilleville* eine geheime Audienz aus, wirft sich ihm zu Füssen, entdeckt Alles, und gesteht, dass er schon siebenmal in Thionville mit Briefen von *Comba* an den Grafen *von Mesgue* gewesen. *Vieilleville* zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verspricht sein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem *Comba*, dem er befiehlt, an den Grafen zu schreiben, dass Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm sein Vertrauter anzeigen würde, seine Heerde zuschicken sollte, wo er sodann Wunder erfahren würde. *Vieilleville* diktirte selbst den Brief, nachdem ihn der *Balafré* von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtiget hatte. Der Tambour bestellt den Brief richtig, und bringt die Antwort mit, dass vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da seyn sollten.

Um sein Vorhaben noch besser zu decken, liess *Vieilleville* seine Kapitäns rufen, und sagte ihnen, dass der Herr *von Vaudemont*, mit dem er in Feindschaft lebte, vom Hof zurückkomme, und dass er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, sondern im kriegerischen Ornat, und als zum Streit gerüstet. Sie sollten daher Alles sogleich in den Stand setzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tausend Mann Schützen und seiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, dass dieses Zeichen der Aussöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich lässt er aber den Tambour kommen, und geht mit ihm zu *Beauchamp*, wo *Comba* dem Grafen schreiben muss, dass sich Alles über Erwartung gut anlasse, indem *Vieilleville* mit seinen besten Truppen weggehe, und er also sicher kommen könnte.

Der Graf *von Mesgue*, sehr erfreut darüber, bedient sich der nämlichen List, und schreibt *Vieillevillen*, wie der Graf *Aiguemont* im Sinn habe, dem Herrn *von Vaudemont* entgegen zu gehen, und er daher, da sie sein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem sie nicht im Sinn hätten, die geringste Feindseligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenstillstand zwischen ihren Herren sey. Diesen Brief schickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den *Comba* benachrichtigt, dass er nur noch einen Tag länger warten solle, indem der Graf *von Mansfeld* bei der Partie seyn wolle, und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieses liess *Vieilleville* seinen Kapitäns wissen, dass Herr *von Vaudemont* einen Tag später nach Metz kommen würde, und sie also erst Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiss, sie wieder in die Falle zu

bekommen, allein das Projekt misslang, denn der Kapitän *Beauchamp* liess sich durch die kläglichen Bitten des *Comba* bewegen, ihm Mittwochs um die Mittagessenszeit seine Eisen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute sonst Niemanden, und *Comba* muss ihm leuchten. Wie er aber sich bückt, um den Wein abzulassen, gibt ihm *Comba* einen Stoss, dass er zur Erde fällt, springt die Treppe hinauf, lässt die Thür fallen, schliesst sie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in *Beauchamps* Quartier verborgen war; diese schlägt er so lange, bis sie ihm die Schlüssel der Thür gibt, und so rettet er sich. *Beauchamp* schreit indessen wie rasend, bis man ihm aufmacht, wo er beinahe Hand an sich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entschliesst sich jedoch zu *Vieilleville* zu gehen, der zwar schon gegessen, aber noch an der Tafel mit seinen Kapitäns sass, und von der bevorstehenden Reise sprach. *Beauchamp* ruft ihm gleich entgegen, dass *Comba* sich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. *Vieilleville* wirft sogleich seinen Dolch nach ihm, springt auf ihn zu, und will ihn umbringen. *Beauchamp* aber flieht, und die andern Kapitäns stellen sich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geschlossen. *Vaubonnet* mit dreissig hereingekommenen verkleideten Soldaten sollte gefangen genommen werden; sie hatten aber schon Wind erhalten, und es retteten sich Mehrere, doch wurde der grösste Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen sich über die Mauern in den Fluss. *Vieilleville* liess sogleich nach *Comba* und *Beauchamp* in der ganzen Stadt in jedem Haus nachsuchen, und Erstern fand man bei einer Wäscherinn verborgen. Er liess dem Rädelsführer sogleich den Process machen. *Comba* und *Vaubonnet* wurden von vier Pferden zerrissen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf *von Mesgue* bekam frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, *Vieilleville* habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimsten Anschläge erführe.

Dieser vereitelte Anschlag war *Vieillevillen* so zu Herzen gegangen, dass er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an seinem Aufkommen zweifelte. Der König schickte einen seiner Kammerjunker nach Metz, um zu sehen, wie es mit *Vieillevillen* stände, schrieb selbst an ihn, und versicherte seinem Schwiegersohn *Espinay* die Gouverneurstelle von Metz. Diese ausserordentliche Gnade hatte einen solchen Einfluss auf ihn, dass sie ihn wieder ins Leben rief; auch besserte es sich mit ihm von diesem Tag an; er schickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verschiedenen Prinzen waren zugeschickt worden, und erholte zich ganz, obgleich sehr langsam, wieder. Er ging, sobald er das Reisen vertragen konnte, mit seiner Familie nach Durestal, wo er sich acht Monate aufhielt, und seine Gesundheit wieder herstellte.

Sobald *Vieilleville* sich auf seinem Gut Durestal ganz erholt hatte, begab er sich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anstalten verabredete, die in seinem Gouvernement von Metz nöthig waren; besonders suchte er die Garnison daselbst zu beruhigen, der man vier Monate Sold schuldig und die deshalb zum Aufruhr sehr geneigt war. Diese aussenbleibende Zahlung setzte den unterdessen in Metz kommandirenden Herrn *von Sennecterre* in grosse Verlegenheit, denn man hatte aus dieser Stadt zwölf Kompagnien regulärer Truppen gezogen, um sie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür so viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undisciplinirtesten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Gensdarmes würde Herr *von Sennecterre* nicht mit ihnen fertig geworden seyn. *Vieilleville* schrieb indessen an den Grossprofosen von Metz, unfehlbar genaue Untersuchungen über dieses tumultuarische Betragen anzustellen, und auch dabei die Kapitäns, die dergleichen begünstigt, nicht zu verschonen, denn er wollte das Sprüchwort: « Erst muss man den Hund, und dann » den Löwen schlagen » umkehren, und er habe es sich geschworen, die Löwen recht zu striegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverschens eines Morgens mit siebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in grossen Schrecken setzte. Der Grossprofos fand sich sogleich mit seinem Untersuchungsgeschäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verschiedenen Plätzen starke Detaschements ausgestellt waren, wurden drei Kapitäns, die beschuldigt wurden, dass sie sich an der Person des Herrn *von Sennecterre* vergriffen und auf seine Wache geschossen, vor ihn gebracht. Hier mussten sie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen sodann, nachdem sie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abschlug. Diese Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum grossen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgesteckt. Sobald diese sich auch nur zeigten oder zusammentraten, um vielleicht Vorstellungen zu thun, wurden sie sogleich zurückgestossen, ja oft mit Kugeln abgewiesen. Hundert von diesen Soldaten hatten sich doch mit den Waffen auf einem Platz versammelt. *Vieilleville* erfuhr es, und schickte sogleich den Sergent-Major *St. Chamans* dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um sie zu fragen, was sie da zu thun hätten. Sie waren so unklug zu antworten, dass sie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenschaft über ihre Kapitäns zu haben. Kaum hatten sie dies gesagt, so liess *St. Chamans* eine solche Salve geben, dass vierzig bis fünfzig sogleich auf dem Platze blieben, und die andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Kapitäns fürchteten, es möchte auch an sie die Reihe kommen, liessen also *Vieilleville* um ihren Abschied bitten, denn sie konnten ohne diesen nicht aus den Thoren kommen, da sie sehr gut besetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, sondern liess ihnen nur mündlich sagen: sie könnten gehen, wohin sie wollten; dergleichen Aufrührer brauchte weder der König noch er. Sie machten sich sogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Kompagnie überredet, mitzugehen. *Vieilleville* erfuhr dieses und schickte sogleich ein Kommando nach, und liess sie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires sich regen, so wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Ersten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch so in Angst gebracht, dass sie nicht wussten, was sie thun sollten, bis man ihnen endlich rieth, sich an den Schwiegersohn von *Vieilleville*, Herrn *von Espinay*, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geschah, und *Vieilleville* liess sie alle vor sich kommen, wo er ihnen noch eine grosse Strafpredigt hielt, und sie sodann aufstehen hiess, denn sie lagen Alle vor ihm auf den Knieen. Diese Aussöhnung erregte eine grosse Freude, und das mit Recht, denn *Vieilleville* hatte schon die Idee, als er erfuhr, dass die Legionaires unter dem Herrn *von Sennecterre* zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen, und also die Stadt unbewacht gelassen, alle vor die Thore hinausrufen, sie da umzingeln, und zusammenschiessen zu lassen. *Vieilleville* glaubte aber doch noch immer vorsichtig seyn zu müssen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt im-

mer selbst, und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionaire schlafend unter dem Gewehr an, den er sogleich mit den Worten niederstiess : er thue ihm nichts zu Leid, denn er liesse ihn da, wie er ihn gefunden, und er solle wenigstens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm sich nun vor, den Deutschen Thionville abzunehmen, und liess sich deshalb in grösster Eil und sehr geheim einen gewissen *Hanns Klauer* von Trier kommen, dem er einmal das Leben geschenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Diesen beschenkte er sogleich, und suchte ihn zu seinen Projekten geschickt zu machen. Er versprach ihm noch überdiess eine Kompagnie deutscher Reiter in des Königs Sold zu verschaffen, wenn er nach Thionville ging, den ganzen Zustand des Orts und die Stärke der Besatzung bis auf das Mass der Gräben erforschte, und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur solle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengesetzten, Thore gehen, an dem er sich selbst befinden wolle, um ihm zu sagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hanns Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen so umständlichen Bericht von Thionville, dass *Vieilleville* über seinen Fleiss und Geschicklichkeit ganz erstaunt war, und ihm sogleich eine Summe zustellte, mit der er nach Trier zurückgehen, und eine Kompagnie Reiter aufrichten sollte; doch sollte sie durchgängig nur aus gebornen Deutschen bestehen. Diesen Bericht über Thionville liess *Vieilleville* durch seinen Sekretär *Carloix* sehr studiren, und gleichsam auswendig lernen, schickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, desto leichter durchkäme Dieser traf den König in Amiens, und berichtete ihm, dass *Vieilleville* in sieben Tagen Thionville wegzunehmen sich anheischig mache, und da er wisse, dass alle Truppen nach Italien geschickt seyen, so wolle er sechs Regimenter Landsknechte und sieben Kompagnien Reiter in Deutschland werben lassen; auch habe er dazu durch seinen Kredit hunderttausend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles sogleich, lobte *Vieilleville* sehr darüber, dass er immer wachsam und in seinem Dienste geschäftig sey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieser Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Messin und Luxemburg. Die Werbung in Deutschland ging so gut von Statten, dass in Kurzem die verlangten Regimenter marchiren konnten.

Sobald *Vieilleville* dieses erfuhr, zog er mit seiner Besatzung aus Metz gegen Thionville, liess die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Besatzung lagen, zu ihm stossen, und eröffnete, zu nicht geringem Erstaunen des Grafen *von Carebbe*, der in Thionville kommandirte, die Belagerung dieser Stadt. Gegen Luxemburg schickte er sechs Kompagnien zu Fuss, um von Thionville aus mit dem Grafen *von Mesgue* die Kommunikation zu verhindern. Jetzt kam auch seine Artillerie an, die er in seinem Arsenal zu Metz hatte zurichten lassen; sie bestand aus zwölf Kanonen von starkem Kaliber, aus zehn Feldschlangen von achtzehn Fuss lang, und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und Alles dieses zusammen machte eine gar artige kleine Armee aus; denn es waren nur allein sechs junge deutsche Prinzen aus den Häusern Lüneburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die sich unter einem so grossen Meister in den Waffen versuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftausend Mann bestehen.

Unterdessen war der Herzog *von Guise* aus Italien zurückgekommen, und da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieser bekam Nachricht von der Armee des *Vieilleville*, und schickte sogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen sollte, gegen die Stadt zu spielen. *Vieilleville* bekam ein Schreiben des Inhalts: dass er warten möchte, indem der Herzog dabei seyn und die Entreprise führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war diese Dazwischenkunft höchst unangenehm; er liess sich aber jedoch nichts merken, und sagte dem Courier, dass der Herzog *von Guise* willkommen seyn, und man ihm wie dem König gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts so nachtheilig als der Verzug, und er sähe wohl voraus, dass die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienst des Königs bei dieser Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier versicherte ihn, dass er in zehn Tagen hier seyn würde: « Was, » sagte *Vieilleville*, « wenn er mir die Hände nicht ge» bunden hätte durch seinen Titel als Generallieute» nant von ganz Frankreich, so stehe ich mit meinem » Kopf dafür, ich wäre in zwei Stunden in Thionville » und vielleicht in Luxemburg gewesen. Jetzt wird er » vielleicht in drei Wochen nicht ankommen, und der » Graf *von Mesgue* hat gute Zeit, sich in Luxemburg » festzusetzen. »

Der Herzog *von Guise* kam auch wirklich erst in zwanzig Tagen an. Voraus schickte er den Grossmeister der Artillerie nach Metz, um Alles anzusehen. Dieser fand eine solche Ordnung und so hinreichende Massregeln bei dieser Unternehmung, dass er öffentlich behauptete, der Herzog *von Guise* hätte wohl wegbleiben können, und es müsse einen Mann von Ehre sehr verdriessen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten, und da, wo Ehre einzuernten sey, gleich kämen, und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterschlucken, rief er endlich ganz entrüstet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie musterte, riefen Officiere zum grossen Gelächter: « Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle sterben wollen; es ist schon lange, dass wir Sie erwarten. »

Nun sollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am besten anzugreifen sey. *Vieilleville* sagte, dass er nicht so lange gewartet, um dieses zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf sein Leben versicherte, dass dieses der schwächste Ort der Stadt sey. Allein der Marschall *von Strozzy* antwortete, dass man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müsse. Sie versammelten sich daher aufs Neue in der Wohnung des Herzogs. Als sie dahin gingen, nahm der Herr *Von La Mark Vieillevillen* bei Seite, und sagte ihm, dass er in dem Kriegsrath nicht auf seiner Meinung bestehen solle, denn der Herzog und *Strozzy* hätten schon beschlossen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben sollte; auch sey der Herzog sehr aufgebracht, dass *Vieilleville* den Titel eines Generallieutenant über diese Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieser sey er selbst.

In dem Kriegsrath stellte *Strozzy* nun vor, dass die Stadt von der Seite des Flusses, und nicht bei dem kleinen Thurm müsse angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anwesenden beipflichteten, da sie *Strozzy* als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn ansahen. Der Herzog fragte jedoch auch *Vieillevillen* darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müsse er das ganze Conseil widerlegen, und er wolle sich nur dabei beruhigen, damit

er in dem Dienst des Königs keinen Aufenthalt verursache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und so gut bedient, dass in kurzer Zeit über dem Fluss die feindliche Artillerie zerschmettert wurde und eine ansehnliche Bresche entstand; jetzt triumphirte schon der Herzog und *Strozzy*, und es wurde mit Verachtung von dem Plan *Vieilleville's* gesprochen. Ein Hauptsturm wurde angestellt, die Soldaten mussten durch den Fluss waten; allein sie wurden bald abgewiesen, und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden sich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgesehen hatte. Der Herzog und *Strozzy* waren sehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, liessen sie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluss bringen, und es gelang ihnen, sie bei der Bresche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten sie, woran der Marschall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuss Tiefe; diesen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und so geschah es sehr wunderbar, dass unsre Kanonen auf den Mauern standen, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den sechszehnten Tag der Belagerung befahl *Strozzy* auch die Feldschlangen über den Fluss zu bringen, und die Stadt zusammen zu schiessen. Er wagte sich selbst so weit, dass er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde starb. Der Herzog stand neben ihm, diesem sagte er: Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener, und Eure Gnaden auch. Der Herzog erinnerte ihn an sein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jesus: « Was für einen Jesus führt Ihr mir hier an? » Ich weiss nichts von Gott — mein Feuer ist aus » — und als der Prinz seine Ermahnungen verdoppelte, und ihm sagte, dass er bald vor Gottes Angesicht seyn werde, antwortete er: « Nun beim T—! ich werde » da seyn, wo alle Andern sind, die seit sechstausend » Jahren gestorben, » und mit diesen Worten verschied er. So endigte sich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er schon den Abend vorher, da er bei *Vieilleville* speiste, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt schuf? worauf *Vieilleville* ganz bescheiden sagte: dass nichts davon in der heiligen Schrift stehe, und da, wo sie nichts davon sagte, man auch nicht weiter forschen solle. Es ist eine ganz artige Sache, sagte *Strozzy* darauf, diese heilige Schrift, und sehr wohl erfunden, wenn sie nur wahr wäre; worauf *Vieilleville* sich stellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging, und ein Gelübde that, mit einem solchen Atheisten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete sich der Herzog an *Vieilleville*, erinnerte ihn an sein Versprechen, das er dem König gethan, Thionville in sieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles so auszuführen, wie er es für gut finde; er wolle sich in nichts mehr mengen. Nun fing *Vieilleville* auf seiner Seite die Trancheen an, liess Artillerie von Metz kommen, und schon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zusammengeschossen; den sechsten wagte man einen Generalsturm, *Vieilleville* an der Spitze, allein er wurde abgeschlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch *Hanns Klauer*. *Vieillevillen* wurde der Kamm oben an seinem Helm weggeschossen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen, und setzte den Sturm so heftig fort, dass er mit dreissig Mann in die Stadt drang; *Carebbe* erschrack darüber, und kapitulirte sogleich. Die ganze Garnison und alle Einwohner mussten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzusehen, wie Greise, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verliessen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog *von Guise*, blieb hart dabei. In Thionville wurden nun französische Unterthanen gesetzt, an welche die Häuser verkauft wurden; das daraus gelöste Geld stellte *Vieilleville* theils dem königlichen Schatzmeister zu, theils belohnte er damit seine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienste geleistet hatten. Er selbst behielt nichts davon, ob er gleich das grösste Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war fest entschlossen, diese Stadt zu behaupten, indem er es sich zur Ehre rechnete, gegen einen so mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiser *Karls des Fünften*, zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen, und schickte *Vieilleville* deswegen den Befehl, ihm so viel Truppen, als möglich zuzuschicken. Beide Heere, jedes von sechszigtausend Mann standen jetzt gegen einander: beide Könige wünschten den Frieden, aber keiner wollte die ersten Vorschläge thun.

Vieilleville, der diese Verlegenheit in der Ferne merkte, schickte in der grössten Stille, und ohne Jemands Wissen, einen sehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieser musste ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben diese Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und so wurde die Negociation angefangen, wofür der König *Vieillevillen* den grössten Dank schuldig zu seyn glaubte, indem er auch hier durch seine Klugheit aus der Ferne hergewirkt, und so vieles Blut verschont habe, das durch eine Schlacht würde vergossen worden seyn,

Nachdem nun der Friede geschlossen worden, wünschte der König *Vieillevillen* zu sprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er sehr gut empfangen wurde; besonders gefiel es der Königinn sehr wohl, dass er nach der Belagerung von Thionville unter die deutschen Prinzen und Feldherren goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königinn Brustbild vorgestellt war, und dieses letztere so gleichend, dass auch der berühmteste Künstler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens *Janet*, dieses gestehen musste. Der König unterhielt sich oft und viel mit *Vieilleville*, und kam selbst darauf zu reden, dass der Herzog *von Guise* das Unternehmen auf Luxemburg, und die schnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marschalls *Strozzy*, wo aber *Vieilleville* als feiner Hofmann antwortete, dass man hier die Gnade Gottes obwalten lassen müsse, und es nicht schicklich seyn würde, dieses weiter zu verbreiten. *Strozzy* war nämlich nahe mit der Königinn verwandt. Bei dieser Gelegenheit bekam *Vieilleville* das Brevet als Marschall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht sogleich um diese Charge geschrieben habe, als *Strozzy* gestorben, wo er sie dann gewiss ihm, und nicht dem Herrn *von Thermes* würde gegeben haben. *Vieilleville* antwortete darauf: dass er seinem König nicht zugemuthet hätte, so lange der Feldzug dauerte, diese Charge zu besetzen, indem Alle, die darauf Anspruch machten, um sie zu verdienen, sich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geschehen sey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn *von Thermes* der Fall war, wo zehn bis zwölf Grosse mit beinahe zweitausend Pferden die Armee verliessen.

Der König wünschte, dass *Vieilleville* den Frie-

densunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambresis beiwohnte, welches er auch that, und er brachte es durch seine weisen Rathschläge im Kurzem so weit, dass sie den 7ten April 1559 abgeschlossen waren, mit welcher Nachricht er selbst an den König geschickt wurde. Der König erklärte bei dieser Gelegenheit, dass Frankreich und ganz Europa, nach Gott, diesen Frieden Niemand als ihm schuldig sey, denn durch den Mönch habe er den ersten Anstoss geben lassen. Der Schatzmeister musste vierzehn Säcke, jeden mit tausend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn, und seinem Schwiegersohn und Neffen, *Espinay* und *Thevalle*, viere schenkte.

Kurz darauf trafen die spanischen Gesandten in Paris ein; es befanden sich dabei ausser dem Herzog *von Alba* fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang grosse Fêten gegeben wurden. Während derselben suchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten, und ein Merkuriale daselbst anzustellen. Es hat dieses den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an diesem Tage sich alle Präsidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Personen in einem grossen Saal versammeln, um über die Sitten und sowohl öffentliche als Privat-Lebensart dieses Gerichtshofes Untersuchung anzustellen. Der König sollte bei einer solchen Gelegenheit durch seinen Generalprokurator vortragen lassen, dass unter ihrem Corps Manche sich befänden, deren Glauben verdächtig sey, und die der falschen Lehre *Luthers* anhingen; man könne es schon daraus schliessen, dass alle, die der Ketzerei beschuldigt würden, losgesprochen, und kein Einziger zum Tod verdammt würde. « Und sollte dieses, » setzte der Kardinal hinzu, « auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, dass Ew. Majestät fest am Glauben halten, und dass Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchristlichster König entgegen ist. Es würde den Prinzen und Grossen Spaniens, die den Herzog *von Alba* hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majestät Tochter zu feiern, ein sehr erbauliches Schauspiel seyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutherische Ketzer verbrennen zu sehen. » Der König verstand sich zu einer solchen Sitzung, und bestimmte sie gleich auf den andern Tag.

Vieillevillen, der, als erster Kammerjunker, in des Königs Kammer schlief, sagte der König, was er vorhabe, worauf jener antwortete, dass der Kardinal und die Bischöfe dieses wohl thun könnten; für Se. Majestät schicke es sich aber nicht; man müsss den Priestern überlassen, was nur eine Priestersache sey. Da der König dessen ungeachtet bei seinem Vorhaben blieb, erzählte ihm *Vieilleville*, was einsmal zwischen König *Ludwig XI.* und dem Marschall von Frankreich, *Johann Rouault*, vorgefallen. *Ludwig XI.*, bei welchem der Bischof *von Angiers* sehr in Gnaden stand, befahl diesem, nach Lyon zu gehen, und die sechstausend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuschickte. Der Marschall, der zugegen war, und es übel aufnahm, dass man nicht an ihn dachte, stellte sich gleich darauf dem König mit dreissig bis fünfzig Edelleuten gestiefelt und gespornt vor, und fragte ganz trotzig, ob Se. Majestät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte: was ihn so schnell und unvermuthet dahin führte? Der Marschall antwortete, dass er dort ein Kapitel zu halten und Priester einzusetzen habe, indem er eben sowohl den Bischof vorstellen könne, als der Bischof den General vorstelle. Der König schämte sich darüber, dass er die Ordnung so umgekehrt, liess den Bischof, der schon auf der Reise war, wieder zurückrufen, und schickte den Marschall nach Lyon. Eben so, führ *Vieilleville* fort, müsste der Kardinal, wenn Ew. Majestät die Geschäfte eines Theologen oder Inquisitors versähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fäilt, wie man zu Pferde sitzen muss, wie man salutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majestät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall seyn, wenn solche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm sich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es sogleich, und da er in der Nacht den König nicht sprechen konnte, versammelte er die ganze Geistlichkeit den andern Morgen mit dem Frühesten bei dem König, und machte ihm die Hölle so heiss, dass er glaubte, schon verdammt zu seyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug setzte sich sogleich in Marsch. Bei der Sitzung selbst vertheidigte einer der angeklagten Räthe *Anne du Bourg* seine Religion mit solchem Eifer und Festigkeit, dass der König sehr aufgebracht wurde, auch hörte er, als er durch die Strassen zurückging, vieles Murren, so dass er nachher gestand, wie es ihm sehr gereue, den Rath des *Vieilleville* nicht befolgt zu haben.

Den ersten Juni 1559 eröffnete der König das grosse Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzessinn *Elisabeth* mit *Philipp II.* gefeiert wurde, und die Spanier zeigten sich bei dieser Gelegenheit besonders ungeschickt. *Vieilleville* hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Um einigermassen von diesen körperlichen Anstrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame *Elisabeth* mit dem König von Spanien, in dessen Namen der Herzog *von Alba* sie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach sie ab, weil er leidenschaftlich das Tournieren liebte, und dieses wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem sich die französische Noblesse schon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit sey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame *Margaretha*, seiner Schwester, zu denken. Der König antwortete darauf, dass erst gegen Ende des Julius Alles dazu bereit seyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Besitzungen bei dieser Gelegenheit abtreten wolle. *Vieilleville* war ganz erstaunt darüber, und sagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttausend Menschen gekostet hätten. Einer königlichen Prinzessinn gäbe man höchstens hundert und fünfzigtausend Thaler mit, und wenn auch Madame *Magaretha* ihr Leben in einer Abtei endigte, so würde dieses nicht der erste und letzte Fall bei einer königlichen Prinzessinn seyn, die ohnedem schon vierzig Jahr alt sey. Der Connetable, der dieses Alles statt seiner Ranzion verhandle, übe sein Recht wohl aus, denn man sage gewöhnlich, dass in einer grossen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich versetzen dürfe.

Auf diese und mehrere Vorstellungen verwünschte der König die Stunde, dass er nicht mit *Vieillevillen* von dieser Sache gesprochen, und es sey jetzt zu spät: er würde sich aber an den Connetable halten, der ihn zu diesen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeschlossenen Artikel, worin bemerkt war, dass Frankreich das Marquisat Saluzzo behielte. Als der König dieses gelesen hatte, theilte er die Nachricht sogleich *Vieilleville* mit, mit der Aeusserung, dass sein

Vater Unrecht gehabt, einen Fürsten seiner Länder zu berauben, und dass er als guter Christ, und um die Seele seines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie *Vieilleville* sah, dass der König hier die Frömmigkeit und das Christenthum ins Spiel brachte, und seinen Vater sogar der Tyrannei beschuldigte, schwieg er, und es reute ihn, nur so viel gesagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein grosses Tournier auf den Nachmittag angesagt. Nach der Tafel zog sich der König aus, und befahl *Vieillevillen*, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberstallmeister von Frankreich, dem dieses Geschäft zukam, zugegen war. Als *Vieilleville* ihm den Helm aufsetzte, konnte er sich nicht entbrechen zu seufzen und zu sagen, dass er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Ursache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erste Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn *von Guise*, endlich kam zum Dritten der Graf *von Montgommery*, ein grosser, aber steifer junger Mensch, der seines Vaters, des Grafen *von Sorges* und Kapitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geschicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will *Vieilleville* des Königs Stelle einnehmen, allein dieser bittet ihn, noch einen Gang mit *Montgommery* zu machen, denn er behauptete, er müsse Revanche haben, indem er ihn wenigstens aus dem Bügel gebracht habe. *Vieilleville* suchte den König davon abzubringen, allein er bestand darauf. Nun Sire, rief *Vieilleville* aus, ich schwöre bei Gott, dass ich drei Nächte hindurch geträumt habe, dass Eurer Majestät heute ein Unglück zustossen und dieser letzte Junius Ihnen fatal seyn wird. Auch *Montgommery* entschuldigte sich, dass es gegen die Regel sey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beide stiessen jetzt wieder aufeinander, und brachen mit grosser Geschicklichkeit ihre Lanzen. *Montgommery* aber warf ungeschickterweise den gesplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich ist, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Visier, so dass der Stoss in die Höhe ging und das Auge traf. Der König liess die Zügel fallen, und hielt sich am Hals des Pferdes; dieses rannte bis ans Ziel, wo die zwei ersten Stallmeister, dem Gebrauch gemäss, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er sagte mit schwacher Stimme, er sey des Todes. Alle Wundärzte kamen zusammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter stecken geblieben, aber sie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Missethätern die Köpfe abgeschlagen wurden, Versuche daran anzustellen, indem man Lanzen daran abstiess.

Den vierten Tag kam der König wieder zu sich, und liess die Königinn rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch sogleich vollführen zu lassen, und *Vieillevillen*, der schon das Brevet als Marschall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor sich, der König hatte schon die Sprache verloren und den Tag darauf den zehnten Julius 1559 gab er den Geist auf. *Vieilleville* verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles schätzte, und ihn sogar zum Connetable einst würde ernannt haben, wie er sich schon hatte verlauten lassen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um sich zu haben, sein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn *von Espinay* gegeben; *Vieilleville* aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmässige Gewalt, deren sich die Guisen nach dem Tode *Heinrichs II.* anmassten, verursachte die bekannte Verschwörung von Amboise. Ein gewisser *la Regnaudye* versicherte sich dreissig erfahrner Kapitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fussvolk herum, in der Absicht, die Guisen gefangen zu nehmen, und dem König seine Freiheit zu geben. Es wurde dieses auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guisen sehr. *Vieilleville* sollte an dieses Corps geschickt werden, um sie zu fragen, ob sie die Franzosen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürsten am treusten und gehorsamsten zu seyn? Dieser Auftrag setzte *Vieillevillen* in einige Verlegenheit. Er selbst war von der widerrechtlich angemassten Gewalt der Guisen überzeugt, und wollte sich zu einer Gesandtschaft nicht brauchen lassen, wo er gegen seine Ueberzeugung reden musste; durch eine feine Wendung überhob er sich derselben, indem er dem König antwortete: « Da der Fehler dieses Corps, » an das Ew. Majestät mir die Ehre anthun wollen, » mich zu schicken, so gross ist, dass es eine wahre » Rebellion genannt werden kann, so würden sie mir » nicht glauben, wenn ich ihnen Verzeihung verkün- » digte. Es muss dieses ein Prinz thun, damit sie ver- » sichert sind, es sey dieses ein königliches Wort, das » Eure Majestät schon um dessentwillen, der es über- » bracht hat, nicht zurücknehmen werden. »

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit diesem Auftrag verschont, und der Herzog *von Nemours*, der an die Rebellen geschickt wurde, hatte den Verdruss, dass die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und sein Wort ihm gefolgt waren, sogleich gefangen und in Fesseln geworfen wurden. Auf alle Beschwerden, welche der Herzog deshalb vorbrachte, antwortete der Kanzler *Olivier* immer, dass kein König gehalten sey, sein Wort gegen Rebellen zu halten. Diese fünfzehn Edelleute wurden durch verschiedene Todesarten hingerichtet, und sie beschwerten sich Alle nicht sowohl über ihren Tod, als über die Treulosigkeit des Herzogs *von Nemours*. Einer von ihnen, ein Herr *von Castelnau*, warf ihm sogar diese Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte seine Hände in das rauchende Blut seiner so eben hingerichteten Kameraden, erhob sie gen Himmel, und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler *Olivier* selbst, der sie zum Tode verdammt hatte, wurde so sehr dadurch betroffen, dass er krank nach Hause kam, und einige Tage darauf starb. Kurz vor seinem Ende besuchte ihn der Kardinal von Lothringen selbst, dem er, als er wegging, nachrief: « Verdammter Kardinal, dich bringst du um die » Seligkeit, und uns mit dir! »

Hingegen konnte *Vieilleville* den Auftrag nicht ausschlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Rest der Verschwornen zu zerstreuen. Er that dieses mit so viel Klugheit und Eifer, dass es ihm gelang, sechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. Die Gefangenen, worunter der Kapitän war, liess er aber los, weil es ihm unmenschlich schien, Leute von Ehre, die ihren Dienst als brave Soldaten verrichteten, eines schmählichen Todes sterben zu lassen, welche Strafe ihnen gewiss war, wenn er sie würde eingeliefert haben.

Dieses glücklich ausgeführte Unternehmen setzte *Vieilleville* in grosse Gunst bei dem König und den Guisen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig gewesen waren. Er hatte fürchterliche Instruktionen dabei erhalten, denn ihm stand es frei, nicht nur die umbringen zu lassen, die bei diesem Aufstand die Waffen genommen, sondern auch sogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. *Vieilleville*, der sieben Kompagnien Gensdarmes bei sich hatte, liess den

grössten Theil seiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete sogleich die Bürgerschaft, liess ohne Ansehen der Religion dreissig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Prozess machen, befahl aber ausdrücklich, dass man in dem Urthel nichts von der Religion sagen, sondern sie nur als Rebellen gegen den König verdammen sollte. Auf diese Art stellte *Vieilleville* die Ruhe her, und schonte den Parteigeist, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht seyn, wenn er nur die Reformirten bestraft hätte.

Der Hof hielt sich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz *von Condé*, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um *Vieillevillen* zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu besuchen. *Vieilleville* war aber schlau genug, dieses zu merken, und sagte, dass er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Ruhestörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Bastille zu schicken, indem es Sr. Majestät zum grossen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben gestrebt, hinrichten zu lassen. Der König nahm diesen Rath sehr wohl auf, und gestand nachher *Vieillevillen* selbst, dass er ihn auf die Probe gesetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwischen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guisen auf der andern, wurden indessen immer grösser; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringschätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guisen nicht, bewegte. *Vieilleville* forderte in diesen Zeiten die Erlaubniss, in sein Gouvernement zurückzukehren; allein besonders die Königinn drang darauf, dass er bliebe. Man wollte ihn in diesen kritischen Zeiten am Hofe haben, um seine Rathschläge, die immer sehr weise waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch ausersehen, nach Deutschland zu reisen, um denen mit dem König verbündeten Churfürsten und Fürsten des Reichs die Verhältnisse mit dem König von Navarra und seinem Bruder vorzustellen, damit der Hof nicht im unrechten Licht erschiene.

Allein diesen Uneinigkeiten machte der Tod Königs *Franz des Zweiten* ein Ende, der den 5ten December 1560 erfolgte. Jetzt wendete sich Alles an den König von Navarra, und selbst die Königinn, die als Vormünderinn des jungen sechszehnjährigen Königs *Karls des IX.* mitregierte, ernannte denselben zum Generallieutenant des Reichs: eine weise Massregel, um die verschiedenen Religionsparteien, die sehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu stellen. *Vieilleville* hatte sie der Königinn angerathen. Beide Guisen entfernten sich bei diesen ihnen ungünstigen Umständen; der Kardinal ging auf seine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier schmiedete er mit seinen Anhängern, dem Connetable *von Montmorency*, dem Marschall *von St. André* und Andern, seine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieses ist die Quelle, aus der alle Unruhen entstanden, die hernach das Königreich verwüsteten. Da jetzt *Vieilleville* sah, dass der König von Navarra und die Königinn gut mit einander standen, drang er darauf, in sein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verstattete. Er war aber nicht lange in Metz, so wurde er vor vielen Andern ausersehen, nach Deutschland als ausserordentlicher Gesandter zu gehen, um dem Kaiser und den Fürsten die Thronbesteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm sogleich die Reise in Begleitung von sechszig Pferden. Zuerst begab er sich zum Churfürsten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieser Stadt nach Weimar, wo *Vieilleville* vom Herzog *Johann Friedrich* und *Johann Wilhelm* sehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Pension, welche *Heinrich der Zweite* ihnen als Nachkömmlingen *Karls des Grossen* zugesichert hatte, jedem zu viertausend Thalern jährlich. Von Weimar reiste *Vieilleville* nach Ulm; von da wollte er nach Kassel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege so gar schlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer seltsamen Reiseroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde *Vieilleville* mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und besonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der ersten Audienz beim Kaiser, *Ferdinand I.*, sagte dieser: « Seyn Sie mir willkommen, Herr von *Vieilleville*, ob Sie mir gleich Ihr » Gouvernement von Metz und die übrigen Reichsstädte, welche Frankreich dem deutschen Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffte lange, Sie zu » sehen. » Der Kaiser nahm ihn sogleich mit in sein Zimmer, wo sie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieser Gelegenheit wunderte sich *Vieilleville*, dass sie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzosen ihrem Herrn fast die Füsse abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. *Vieilleville* bemerkte ferner, und dieses sogar gegen den Kaiser, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu seyn mit fünfzig bis sechszig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieses sey, da ein Pascha nur dreissig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiser befahl sogleich an jedes Thor starke Wachen zu legen; doch schränkte er den Befehl auf Anrathen *Vieilleville's*, um den Pascha nicht aufmerksam zu machen, darauf ein, auf dem höchsten Thurm einen Wächter zu setzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen sollte. Der Kaiser wollte, dass dieses *Vieilleville's* Wache ihm zu Ehren auf immer heissen sollte. Bei einem grossen Diner, welches der Kaiser gab, sah *Vieilleville* die Prinzessinn *Elisabeth*, des römischen Königs *Maximilians* Tochter und Niece des Kaisers. Ihm fiel sogleich der Gedanke bei, dass diese schöne Prinzessinn der König sein Herr zur Gemahlinn wählen solle, und er nahm es auf seine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiser davon zu sprechen, dem dieser Antrag sehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als *Vieilleville* bei seiner Rückkehr nach Frankreich davon sprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt, und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, dass er nach England als Gesandter würde gehen müssen. Er reiste sogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald seine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Absicht seiner Reise war hauptsächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königinn *Elisabeth* für die Hugenotten unterhandeln wollte. *Vieilleville* wusste es bei der Königinn, die im Anfange sehr gegen seinen Antrag war, so gut einzuleiten, dass, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bei der Königinn vorgelassen wurde. Indessen wurden die Unruhen in Frankreich immer grösser, der Prinz *von Condé* belagerte Paris, er musste jedoch die Belagerung bald aufgeben, und kurz darauf fiel die Schlacht von *Dreux* vor, wo der Herzog *von Guise* den schon siegenden

Prinzen völlig aufs Haupt schlug. Der Marschall *von St. André* hatte die Avantgarde des Königs kommandirt, war zu dem Herzog *von Guise* gestossen, und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. *St. André* stösst auf einen Kapitän der leichten Kavallerie, Namens *Bobigny*, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft sich einander an, der Marschall antwortet zuerst und nennt sich. *Bobigny* fällt über seine Truppen her, macht sie nieder und nimmt den Marschall gefangen. Dieser Kapitän war ehedem in des Marschalls Diensten gewesen, hatte aber einen Stallmeister erstochen. *St. André* liess ihm den Process machen, und da er nach Deutschland ausgewichen war, im Bildniss aufhängen. Jetzt bat der Marschall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln, und das Vergangene zu vergessen. Indessen entwaffnete *Bobigny* den Marschall, und liess sich sein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten sie fort, als der Prinz *von Porcian* von der *Conde*'schen Partie kam, diesen Gefangenen sah und ihm die Hand gab. Der Marschall bot sich ihm sogleich als Gefangener an, und der Prinz suchte ihn den Händen *Bobigny's* zu entziehen. Allein dieser setzte sich zur Wehr, und da Alles darüber schrie, wie dies ungerecht sey, dass ein Prinz einem Geringern seinen Vortheil rauben wollte, liess *Porcian* davon ab. Kaum war *Bobigny* tausend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, so wendete er sich zu dem Marschall mit den Worten: « Du hast mir durch deine schlechte Denk- » ungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht » trauen kann; du hast dein Wort gebrochen. Du wirst » mich ruiniren, wenn du wieder los kommst. Du » hast mich im Bild hängen lassen, mein Vermögen » eingezogen und es deinen Bedienten gegeben; du » hast mein ganzes Haus ruinirt. Die Stunde ist ge- » kommen, wo dich Gottes Urtheil trifft, » und hiemit schoss er dem Marschall eine Kugel durch den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marschalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, besonders war *Vieilleville* untröstlich darüber. Es wurde ihm sogleich das Brevet eines Marschalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich selbst begab sich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er schlug es aus. Er wollte nicht einer Person in ihrer Stelle folgen, die er so über Alles geliebt hatte. Der König entrüstet über dieses Ausschlagen, ging selbst zu *Vieilleville*; er fand ihn trostlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm den Marschallstab anzunehmen. *Vieilleville*, gerührt über diese Gnade, konnte sich nicht länger weigern; er fiel seinem König zu Füssen und empfing aus seinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde *Vieilleville* nach Rouen geschickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Kommandanten, Herrn von *Villebon*, setzte, und doch zu besorgen war, dass der Admiral *Coligny* auf diese Stadt losgehen möchte. Dieser *Villebon* war zwar ein Verwandter von *Vieilleville*; allein er führte sich sehr unfreundschaftlich gegen ihn auf und unterliess bei jeder Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernsten Auftritten Anlass.

Man hatte in Rouen eine Magistratsperson, reformirter Religion, entdeckt, die sich heimlich in die Stadt zu schleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewusst hatte. Dieses wurde entdeckt und der Gouverneur *Villebon* liess diesen Mann auf öffentlicher Strasse niedermachen und seinen Körper zum allgemeinen Aergerniss misshandelt da liegen. Niemand traute sich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. *Vieilleville* erfuhr dieses, war sehr darüber aufgebracht und befahl sogleich, ihn zur Erde zu bestatten. Das Geld, welches *Boisgyrand* bei sich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verschwunden; *Villebon*, dem nicht wohl zu Muthe war, schickte eine seiner Kreaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marschall, um zu erforschen, was *Vieilleville* wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieser aber vor den Marschall gekommen, als er ihn so hart anliess, dass er vor Bosheit weinte, und als er sich auf seine Parlamentsstelle berief, wollte ihn *Vieilleville* sogar zum Fenster hinaus werfen lassen. Dieser Rath ging darauf zu *Villebon* und sagte ihm, dass der Marschall von ihm gesagt habe, wie er unwürdig wäre, Kommandant der Stadt zu seyn. *Villebon*, aufgebracht über diese falsche Nachricht, ging fünf oder sechs Tage nicht zu *Vieilleville*. Sie sehen sich endlich in der Kirche, grüssen einander, und der Marschall nimmt ihn zum Essen mit nach Hause. Nach Tische fängt *Villebon* von der Sache an; der Marschall sass noch und bat ihn, die Sache ruhen zu lassen. *Villebon* aber wird hitzig, sagt, dass Alle die, welche behauptet, er sey seiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marschall springt darüber auf und gibt ihm einen Stoss, dass er ohne den Tisch zur Erde gestürzt wäre. *Villebon* zieht den Degen, der Marschall den seinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von *Villebon* und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erstaunt, *Villebon* fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. *Vieilleville* erlaubte nicht, dass man die Hand fort trug. « Hier soll sie liegen bleiben, denn sie hat mir in den Bart gegriffen. »

Indessen verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur sey so zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten sey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo *Vieilleville* wohnte. Dieser hatte aber schon vorläufig Anstalten getroffen. Alle, die herein brechen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein grosser Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marschalls trat und zur Hülfe herbei marschirte, zerstreute sich bald Alles, obgleich noch viele Versuche gemacht wurden, die Belagerung aufs Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und so wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete sich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marschalls. Er verzieh aber Allen und stellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, dass die deutschen Fürsten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marschall, sich in sein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er diese Nachricht auch wirklich in so weit bestätigt, dass die Fürsten, als sie gehört, *Vieilleville* sey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beschlossen, vierzigtausend zu Fuss und zwanzigtausend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter *Karl V.* vom Reich abgerissen worden, wieder zu erobern. Dieser Plan sey aber aufgehoben worden, als sie gehört, dass *Vieilleville* noch am Leben sey, und in sein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand sich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable *von Montmorency* kommandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie *Montmorency* mit neidischen Augen angesehen wurde, leistete er so gute Dienste, dass diese Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable schmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um sie zu dämpfen, betrug sich *Vieilleville* mit so viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, dass ihn der König nicht mehr von sich lassen wollte, ja sogar ihm, als der Conneta-

ble in der Schlacht von St. Denys gegen den Prinzen *von Condé* geblieben war, diese hohe Stelle übertrug; dieses geschah im grossen Rath. *Vieilleville* stand von seinem Stuhl auf, liess sich auf ein Knie vor dem König nieder und — schlug diese Gnade auf eine so uneigennützige, kluge und feine Art aus, dass er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde *Vieilleville*, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Kapitän vom Prinzen *Condé* sehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit diesem Gouvernement belohnt: eine Stelle, die ihm sehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniss erhielt, den einen seiner Schwiegersöhne, *d'Espinay*, zu seinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, *Duilly*, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war Alles dieses vor sich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog *von Montpensier* mit grossem Ungestüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König schlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungestümer und weinte endlich sogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich stand. Der König weiss sich nicht mehr zu helfen und schickte an *Vieilleville* eine vertraute Person ab, die Sache vorzutragen, wie sie war. *Vieilleville* war sogleich geneigt, seine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. « Es thut mir nur leid, » sagte er blos, « dass ein so tapferer Prinz sich der » Waffen eines Weibes bedient hat, um zu seinem » Zweck zu gelangen, und mir mein Glück zu rauben. » Zugleich schickte ihm der König zehntausend Thaler als Geschenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter seine beiden Schwiegersöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beste Staatsdienst, den *Vieilleville* seinem König leistete, war bei Gelegenheit einer Gesandtschaft an die Schweizer-Kantons, mit welchen er ein Bündniss schloss, das vortheilhafter war, als alle vorhergehenden. In seinem Schloss Durestal, wo er sich in den letzten Zeiten seines Lebens aufhielt, besuchte ihn oft *Karl IX.*, der einmal einen ganzen Monat da blieb und sich mit der Jagd bei ihm belustigte. Dieses Verhältniss mit dem König, und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoss, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieses wirkte so heftig, dass er in zwölf Stunden todt war. Der König mit seiner Mutter war eben in *Vieilleville's* Schloss und sehr betreten über diesen Todesfall.

So starb den letzten Nov. 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Gesetzgeber in der Kriegskunst war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erst aus. Den Ruhestörern war er durch seinen Muth, durch seine Klugheit, seine Gerechtigkeitsliebe und durch sein Ansehen in dem Weg gestanden; darum brachten sie ihn aus der Welt.

VORREDE

ZU DER

GESCHICHTE DES MALTESERORDENS

NACH VERTOT

VON M. N. BEARBEITET.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und, obgleich von der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengrösse, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äussert, eben so überflüssig als unmöglich ist; aber man muss gestehen, dass wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden *Stärke*, als den kleinlichen Triumph der *Schwäche*, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter *Tausch*, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu seyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemässigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer *praktischer Tugend*, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmässig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können *wir*, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, dass wir an unsre Weisheit nur halb so viel als *sie* an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerste an das Edelste zu setzen, und einem blos idealischem Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer

zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Gräueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten *Vernunft-Idee*, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der *Kultur*, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war, wenn es anders entschieden ist, dass nur die *Herrschaft seiner Ideen* über *seine Gefühle* dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, die nothwendige Bedingung unsrer *sittlichen Kultur*, musste sich, wie es schien, erst an einem schlechtern Stoffe üben, und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem *guten Willen* ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber dass es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äussert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der *blosse Entschluss*, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weisern Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem *Kirchengesetze* zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der *Sittlichkeit* befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, dass sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligthümer, zu bluten befiehlt: wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines *Wärters* vertauscht; wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt; wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das fuchtbare Schwert für die Christenheit führte, und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem eckelhaften Kranken um *Gottes Willen* die Speise reicht, und sich keinem der verächlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören: wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Grossmeister *Isle Adam* und *La Valette*, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die grössere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, dass sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter-und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von Ferne zeigte. — Der Muth jener christlichen Helden entbehrte diese Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andere Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äussern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch besondere Gesetze unterstützt, durch eigenthümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, erblüht und verblüht, kurz er öffnet und beschliesst sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurtheiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen *mönchisch-ritterlichen* Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als eben so viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger seyn, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargethan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmässigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen *Naturgeschichte*, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Principien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souverainen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in *dieser* Verknüpfung und zu *diesem* Zwecke

wirksam gezeigt, werden hier zum ersten Mal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die strenge Selbstverläugnung, welche das Christenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äussern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden, und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegner von Innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbniss entgegen. Nicht ohne Wehmuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte; aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstössliche Wahrheit, dass nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, dass nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlasst worden bin, das *Vertot*'sche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Uebersetzer hat sich, so viel immer möglich, bestrebt, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weitschweifige fällt, einen raschern Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urtheils vermisst, wird man die verbessernde Hand des deutschen Bearbeiters nicht verkennen. Dass dieses Buch nicht für den Gelehrten und eben so wenig für die studirende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen seyn, da der Orden mit dem Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat, und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

VORREDE

ZU DEM ERSTEN THEILE

DER

MERKWÜRDIGEN RECHTSFÄLLE

NACH PITAVAL.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Cirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniss zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von Seite des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmässigen Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemissbraucht, ihre schlechte Waare, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisirte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmässigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet: Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Produkten am wenigsten fehlt. Aber derselbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzusehen, wodurch sie sich den Leser erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieses allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unser Publikum kultivirt genug seyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Mass der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muss. Es verdrängt wenigstens, so lang es gelesen wird, ein schlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten, so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlasst worden bin, ein öffentliches Zeugniss abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl *gerichtlicher Fälle,* welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben, und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgene Gänge der Intrigue, über die Machination des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. Dazu kommt, dass der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht,

und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt lässt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprocess das Innerste der Gedanken, und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniss und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Grosses noch durch die vielen *Rechts-Kenntnisse* erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzutheilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich grosse Kunst aufbieten, die letzte Entwickelung zu verstecken, und dadurch die Erwartung aufs Höchste zu treiben.

Eine treue Uebersetzung der *Pitaval'*schen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das grössere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm; so würde es zweckwidrig gewesen seyn, bei dem juristischen Theil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Uebersetzers erlitt, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüssen.

Eine Auswahl der Pitaval'schen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders wo es seyn kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

UEBER
ANMUTH UND WÜRDE *).

Die griechische Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, *Anmuth* zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den *Grazien* begleitet.

Die Griechen *unterschieden* also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein *Eigenthum* der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist.

Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn *allein*, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. *Juno*, die herrliche Königinn des Himmels, muss jenen Gürtel erst von der Venus *entlehnen*, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, sondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäussern und seine Kraft auf das Minderschöne *übertragen*. Anmuth ist also kein *ausschliessendes* Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderschöne, ja selbst auf das Nichtschöne übergehen.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschliessend verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar *ohne sie* bestehen, aber *durch sie* allein Neigung einflössen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu *verdeutlichen* fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muss, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzusuchen, oder mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern, als folgenden Sinn einzuschliessen.

Anmuth ist eine *bewegliche* Schönheit: eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der *fixen* Schönheit, die mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Besondere, dass er der Person, die damit geschmückt wird, die objektive Eigenschaft der Anmuth verleiht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern blos den Eindruck derselben, subjektiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythus, dass sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und dass die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig *sey*, nicht blos so *scheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist als ein zufälliger äusserlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz passendes Bild zu seyn, die *persönliche* Eigenschaft

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Schrift erschien zuerst in der neuen Thalia im 2ten Stück des Jahrgangs 1793.

der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen lässt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht *natürlich*, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt *magisch*, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freilich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was ausserhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjekte absondern lässt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts Anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist *erstlich* objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht blos der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist *zweitens* etwas Zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderschönen, und selbst bei dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; das heisst, auch das Minderschöne, auch das Nichtschöne, kann sich *schön bewegen*.

Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas *Zufälliges* an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit *müssen* alle *nothwendigen* Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit *dieser* Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus *gegeben;* die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine *Erweiterung* dieses Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Dass der griechische Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schliesst selbst die Schönheit der Gestalt in die Gränzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was blos Natur ist, gemein hat. Könnten also die Locken an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmassen der Thiere, sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttinn von Gnidus repräsentirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck *moralischer* Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinkt mit Grazie äussern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch ist es die *Menschheit* allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschliesst. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem *humanen* Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu *vereinzeln*. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistige zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instinkts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie *blos* Natur: darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals *blos* Vernunft: darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Massstab zu treten. Natur und Sinnlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fliessen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, dass er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiss von keiner willkürlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts Anderes, als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo also Anmuth stattfindet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in *ihr* ist der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: « Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird. »

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen lässt, und ob es auch hier, wie in so vielen andern Fällen, wahr ist, dass sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel *geahnt*, und die Poesie nicht *geoffenbart* hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräsentirt uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen der *blossen Natur* kommen kann, und, *ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes*, durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellte die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantinn auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie auf das Strengste von derjenigen, die dem Einfluss eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt, diese von der blossen Natur, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterschied von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (*architektonische Schönheit*) zu benennen. Mit diesem Namen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht blos durch Naturkräfte *ausgeführt* worden (was von jeder Erscheinung gilt), sondern der auch *nur allein durch Naturkräfte bestimmt ist.*

Ein glückliches Verhältniss der Glieder, fliessende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man blos der Natur und dem

Glück zu verdanken hat; der *Natur*, welche die Anlage dazu hergab, und selbst entwickelte; dem *Glück*, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon *ganz vollendet* aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn sie ist ein beschlossenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muss von der technischen Vollkommenheit derselben wohl unterschieden werden. Unter der letztern hat man *das System der Zwecke selbst* zu verstehen, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der erstern hingegen blos *eine Eigenschaft der Darstellung* dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke, noch die formale Kunstmässigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objekts die geringste Rücksicht zu nehmen. Ob also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Baues durch den Begriff, der demselben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm beabsichtet, so *isolirt* doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und nichts, als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorstellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, dass die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues *erhöhe*. In unser Urtheil über die letztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfliessen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem *Sinn*, sondern dem *Verstande* vorgestellt; sie kann nur *gedacht werden*, nicht *erscheinen*. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, so ist dies nur in so fern wahr, als er schon in der *blossen Erscheinung* diesen Vorzug behauptet, ohne dass man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses Letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand, über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschliesst. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur *dem*, was in ihm *Natur* ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höhern Bestimmung ist; denn wäre dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu seyn, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, dass es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesetzt aber, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt; man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung, zugleich mit den Bedingungen zusammentrifft, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nämlich muss jederzeit ein freier Natureffekt bleiben, und die Vernunft-Idee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit *ertheilen*, sondern blos *gestatten*.

Man könnte mir zwar einwenden, dass überhaupt Alles, was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und dass dieses also kein ausschliessendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technischen Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch, wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Verstand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, dass sie in der Sinnenwelt nicht blos dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; dass die Natur sie nicht blos ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtet, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, dass er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muss man die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäss ist, zu Hülfe nehmen; dies hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und diess könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein einziges Objekt ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. *Mittelbar* freilich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriffe gegründet ist, aber der Sinn, weiss man, hält sich nur an das *Unmittelbare*, und für ihn ist es also gerade soviel, als wenn sie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie blos in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche Er-

kenntnissvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derselben, als fremdartig, abgesondert haben, was die *Vorstellung der Vollkommenheit* in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, dass das Schöne *der Vernunft gefällt*, als es entschieden ist, dass es auf keiner solchen Eigenschaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen, muss man sich erinnern, dass es zweierlei Arten gibt, wodurch Erscheinungen Objekte der Vernunft werden, und Ideen ausdrücken können. Es ist nicht immer nöthig, dass die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen *herauszieht;* sie kann sie auch in dieselben *hineinlegen*. In beiden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat seyn, nur mit dem Unterschied, dass in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon objektiv darin findet, und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff gesetzt werden muss, um die Beschaffenheit und oft selbst um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; dass sie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem Ausdruck desselben *macht*, und also etwas blos Sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objektiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, dass ich jenes von der Vollkommenheit, dieses von der Schönheit verstehe.

Da es also in dem zweiten Fall in Ansehung des sinnlichen Objektes ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig unabhängig muss betrachtet werden, so thut man ganz Recht, das Schöne, *objektiv*, auf lauter Naturbedingungen einzuschränken, und es für einen blossen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effekt der blossen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, dass sie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichsam ihren Stempel aufdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne *subjektiv* in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als die Bürgerinn zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch *Geburt*, der andern durch *Adoption* angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und *erlangt* in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, dass der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und diese beiden, einander verschmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet, wie er dem *Materiellen* die Achtung der Vernunft, wie er dem *Rationalen* die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen adelt, und selbst die Sinnenwelt gewissermassen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, so ist es doch — für das vorstellende Subjekt — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondirende sinnliche Merkmal an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältniss stehen, dass die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muss also der Grund liegen, warum sie ausschliessend nur mit einer *gewissen* Erscheinung der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muss wieder der Grund liegen, warum es ausschliessend nur *diese* Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dies ist eine viel zu wichtige Frage, um hier blos im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, *der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs;* aber sie ist es in keinem andern Sinne und mit keinem grössern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. *Dem Grade nach* übertrifft sie zwar alle anderen Schönheiten, aber *der Art nach* steht sie in der nämlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt. *) Dass die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen ist, als bei andern organischen Bildungen, ist als eine *Gunst* anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberinn des menschlichen Baues, der Natur als Ausrichterinn ihrer Gesetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur *zusammen*, so dass die letztere den Anfang der erstern vollzieht, indem sie blos nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der *architektonischen* Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues *berechnet* werden, welches aber nicht mehr stattfindet, sobald die Nothwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur *allein*, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung Alles dessen, was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke *bedarf*, einmal für immer von dem schaffenden Verstand *übergeben* wurde, und sie also in diesem ihrem *organischen* Geschäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine *Person*, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach

*) Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der *blossen Anschauung* wird Alles, was an der Schönheit *objektiv* ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen gibt, in der blossen Anschauung nicht *vorkommt*, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der blossen Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieser abgeben, nie in das ästhetische Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die menschliche Bildung ist, blos die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkungen erhebt der blosse Sinn sich eben so wenig, als (wenn man mir dies Beispiel verstatten will) der blos sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Weltursache hinaufsteigt, wenn er seine Triebe befriedigt.

Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die *Gesetze* geben und die *Fälle* der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Gesetze Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich *so weit, als die Natur lebendig* ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, dass alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so lässt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht blos die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluss. Der Geist bestimmt sie nicht blos absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie aus dem Obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst uneingeschränkt, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der *Willkür* tritt der *Zufall* in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, *nach* keinen andern als ihren eignen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr *aus* diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werkzeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu *sinken*, und in dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, was er vor dem Richterstuhle der Vernunft gewinnt. Die durch sein Handeln *erfüllte* Bestimmung würde ihm einen Vorzug kosten, den die in seinem Bau blos *angekündigte* Bestimmung begünstigte; und wenn gleich dieser Vorzug nur sinnlich ist, so haben wir doch gefunden, dass ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines so groben Widerspruchs macht sich die Uebereinstimmung liebende Natur nicht schuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch keinen Missklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem also die Person oder das freie Principium im Menschen es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen zu bestimmen, und durch seine Dazwischenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beschützen, so tritt es selbst an die Stelle der Natur, und übernimmt (wenn mir dieser Ausdruck erlaubt ist) mit den Rechten derselben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geist die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in sein Schicksal verwickelt und von seinen Zuständen abhängen lässt, macht er sich gewissermassen selbst zur Erscheinung und bekennt sich als einen Unterthan des Gesetzes, welches an alle Erscheinungen ergeht. Um seiner selbst willen macht er sich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in *seinem* Dienste Natur bleiben zu lassen, und sie ihrer frühern Pflicht nie *entgegen* zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine *Pflicht* der Erscheinungen, weil das ihr entsprechende Bedürfniss im Subjekte in der Vernunft selbst gegründet, und daher allgemein und nothwendig ist. Ich nenne sie eine frühere Pflicht, weil der Sinn schon geurtheilt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Die Freiheit regiert also jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wissen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verstehen haben. Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluss der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Besitzer Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein *persönliches* Verdienst.

Anmuth kann nur der *Bewegung* zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann sich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, dass nicht auch feste und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Diese festen Züge waren ursprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten. *)

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. Grazie ist immer nur die Schönheit *der durch Freiheit bewegten Gestalt*, und Bewegungen, *die blos der Natur angehören*, können nie diesen Namen verdienen. Es ist zwar an dem, dass ein lebhafter Geist sich zuletzt beinahe aller Bewegungen seines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Empfindungen anschliesst, so wird er eine Eigenschaft des Baues, und lässt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich *bildet* sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muss dem Spiele folgen, so dass sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grund richtet, dass man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe

*) Daher nimmt *Home* den Begriff der Anmuth viel zu *eng* an, wenn er (Grundsätze d. Kritik II. 39. Neueste Ausgabe) sagt: « dass, wenn die anmuthigste Person in *Ruhe* sey, und sich weder bewege noch spreche, wir die Eigenschaft der Anmuth, wie die Farbe im Finstern, aus den Augen verlieren. » Nein, wir verlieren sie nicht aus den Augen, so lange wir an der schlafenden Person die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender sanfter Geist gebildet hat; und gerade der schätzbarste Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der sich aus *Gebärden zu Zügen* verfestete, und also die *Fertigkeit* des Gemüths in schönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr *Berichtiger* des *Home*'schen Werks seinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weisen glaubte, (siehe in demselben Band Seite 459): « dass sich die Anmuth nicht blos auf willkürliche Bewegungen einschränke, dass eine schlafende Person nicht aufhöre reizend zu seyn » — und warum? « weil während dieses Zustandes die unwillkürlichen, sanften und eben deswegen desto anmuthigern Bewegungen erst recht sichtbar werden, » so hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den *Home* blos zu sehr einschränkte. Unwillkürliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechanische Wiederholungen von willkürlichen sind, können nie anmuthig seyn, weit entfernt, dass sie es vorzugsweise seyn könnten; und wenn eine schlafende Person reizend ist, so ist sie es keineswegs durch die Bewegungen, die sie macht, sondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

kommen, die Natur in Freiheit setzen, und die noch eingewickelte gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie *auseinander breiten*. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniss herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die *verfesteten Bewegungen* (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der *anscheinenden* oder *nachgeahmten Bewegungen* (die flammichten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müsste, wie *Mendelsohn* auch wirklich behauptet *). Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn *alle* Schönheit ist zuletzt blos eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiss, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heissen die Bewegungen *willkürlich* oder abgezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung: diese nenne ich *sympathetische* Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlsvermögen und der Naturtrieb bestimmt: denn der Naturtrieb ist kein freies Princip, und was er verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beiden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beim Philosophiren nothwendig von einander trennen muss, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von *jenen* sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen *diese* entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper *mitsprechen*, und der *mimische* Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtesten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dies geschieht alsdann, wenn sich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, dass es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen; wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in *dem* Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muss aber doch dieses, durch den blossen Zweck nicht Bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den *Ton*, den sie angibt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, ist das Unwillkürliche an derselben, und es ist auch das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine *willkürliche* Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder was eben so viel sagt, nicht mit etwas *Unwillkürlichem*, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischt, kann *niemals Grazie* zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth als Ursache erfordert wird. Die willkürliche Bewegung *erfolgt* auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht.

Die sympathetische Bewegung hingegen *begleitet* die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszustand desselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird, und muss daher mit beiden als *gleichlaufend* betrachtet werden.

Es erhellt schon daraus, dass die erste, die nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausfliesst, auch keine Darstellung derselben seyn kann. Denn zwischen die Gesinnung und die Bewegung selbst tritt der *Entschluss*, der, für sich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges ist; die Bewegung ist Wirkung des *Entschlusses* und des Zweckes, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkürliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gesinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält sich zum Gemüth, wie das konventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer *Natur*, sondern blos ihrem *Gebrauch* nach Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, dass der *Geist* in einer willkürlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die *Materie des Willens* (den Zweck), nicht aber die *Form des Willens* (die Gesinnung) ausdrückt. Von der letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren *).

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für *was er will gehalten seyn*, aber das, *was er wirklich ist*, muss man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also

*) Philos. Schriften. I. 90.

*) Wenn sich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Gesellschaft ereignet, so kann es sich treffen, dass jeder Anwesende von der Gesinnung der handelnden Personen seine eigene Meinung hat; so zufällig sind willkürliche Bewegungen mit ihren moralischen Ursachen verbunden. Wenn hingegen einem aus dieser Gesellschaft ein sehr geliebter Freund oder sehr verhasster Feind unerwartet in die Augen fiele, so würde der unzweideutige Ausdruck seines Gesichts die Empfindungen seines Herzens schnell und bestimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Gesellschaft über den gegenwärtigen Empfindungszustand dieses Menschen würde wahrscheinlich völlig einstimmig seyn; denn der Ausdruck ist hier mit seiner Ursache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

aus Bewegungen, *die er nicht will,* zu errathen suchen. Erfährt man aber, dass ein Mensch auch seine Gesichtszüge *wollen* kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und lässt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, dass er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft, und gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muss jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich seyn (wenigstens so scheinen) und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es *um seine Anmuth wüsste.*

Daraus ersieht man auch beiläufig, was man von der *nachgeahmten* oder *gelernten* Anmuth (die ich die theatralische und die Tanzmeistergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen *Schönheit*, die am Putztisch aus Karmin und Bleiweiss, falschen Locken, Fausses Gorges und Wallfischrippen hervorgeht, und verhält sich ungefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die *Toiletten-Schönheit* sich zu der *architektonischen* verhält *). Auf einen ungeübten Sinn können beide völlig denselben Effekt machen, wie das Original, das sie nachahmen; und ist die Kunst gross, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Eckel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, dass die architektonische Schönheit *gemacht* ist, so sehen wir gerade so viel von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derselben geschlagen worden ist — und wie sollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tausch betrachten, wobei ein Theil der Menschheit für gemeine Natur ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, dass die *Anmuth* erkünstelt ist, so schliesst sich plötzlich unser Herz, und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas Unwillkürliches seyn oder scheinen muss, so suchen wir sie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewissen Gebärdensprache Grazie bei, und spricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beides sympathetische Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, dass jenes doch in unsrer Gewalt ist, und dass noch gezweifelt werden kann, ob dieses auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bei Weitem die mehrern Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Gesang, von dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, in so fern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen an Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt *auf seine eigne Hand* ausführt, und die also auch ihrem Ursprung nach sinnlich sind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie sich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der *Natur* und nicht der *Person* an, aus der doch allein alle Grazie quellen muss.

Wenn also die Anmuth eine Eigenschaft ist, die wir von willkürlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth selbst doch alles Willkürliche verbannt seyn muss, so werden wir sie in demjenigen, was bei absichtlichen Bewegungen unabsichtlich, zugleich aber einer moralischen Ursache im Gemüth entsprechend ist, aufzusuchen haben.

Dadurch wird übrigens blos die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deswegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch blos *sprechend* (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetischen Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche blossen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

*) Ich bin eben so weit entfernt, bei dieser Zusammenstellung dem Tanzmeister sein Verdienst um die wahre Grazie, als dem Schauspieler seinen Anspruch darauf abzustreiten. Der Tanzmeister kommt der wahren Anmuth unstreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, und die Hindernisse hinwegräumt, welche die *Masse* und *Schwerkraft* dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegensetzen. Er kann dies nicht anders als nach *Regeln* verrichten, welche den Körper in einer heilsamen Zucht erhalten, und so lange die Trägheit widerstrebt, *steif*, d. i. *zwingend* seyn und auch so aussehen dürfen. Entlässt er aber den Lehrling aus seiner Schule, so muss die Regel bei diesem Dienst schon geleistet haben, dass sie ihn nicht in die Welt *zu begleiten braucht:* kurz das Werk der Regel muss in Natur übergehen.

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur der *nachgeahmten*, und diese, nehme ich keinen Anstand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, dass mir der Schauspieler nicht gefallt, der seine *Grazie*, gesetzt, dass ihm die Nachahmung auch noch so sehr gelungen sey, an der Toilette studirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: 1) *Wahrheit* der Darstellung und 2) *Schönheit* der Darstellung. Nun behaupte ich, dass der Schauspieler, *was die Wahrheit der Darstellung betrifft*, Alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er sonst gar nicht Künstler ist; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder sehe, dass er, der einen wüthenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Charakter ist; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, dass er, *was die Anmuth der Darstellung betrifft*, der Kunst gar nichts zu danken haben dürfe, und dass hier Alles an ihm freiwilliges Werk der Natur seyn müsse. Wenn es mir bei der Wahrheit seines Spiel beifallt, dass ihm dieser Charakter nicht natürlich ist, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es mir bei der Schönheit seines Spiels beifallt, dass ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den *Menschen* zu zürnen, der hier den *Künstler* zu Hülfe nehmen musste. Die Ursache ist, weil das Wesen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verschwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung ist, die wir uns an den blossen Menschen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler antworten, der gern wissen möchte, wie er, da er sie nicht *erlernen* darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll, ist meine Meinung, zuerst dafür sorgen, dass die Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehen und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

Auch thierische Bildungen sprechen, indem ihr Aeusseres das Innere offenbart. Hier aber spricht blos die *Natur*, nie die *Freiheit*. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren *Zweck*, in den mimischen Zügen das erwachte oder gestillte *Bedürfniss* an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine *Person* unterbrochen zu werden. Die Individualität seines Daseyns ist nur die besondere Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes blos Beispiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im *engern* Sinn ist nur die menschliche Bildung und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in *diesen* Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt blos die *Natur*, wie beim Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei diesen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dies Alles kommt blos auf Rechnung der *Natur*, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht blos die Bestimmung an, sondern *führt sie auch allein aus*. Dem Menschen aber gibt sie blos die Bestimmung, und überlässt ihm selbst die Erfüllung derselben. Dies allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für blosse Naturwesen unzerreissbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heisst vorzugsweise eine *Handlung*, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfliessen, ausschliessungsweise seine *Thaten*. Er kann also, dass er eine Person ist, blos durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniss seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bei dem Thiere die Natur die Bestimmung zugleich gibt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung *gibt*, aber die Erfüllung derselben *in seinen Willen stellt*, so kann das gegenwärtige Verhältniss seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muss sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die *Natur* mit ihm beabsichtet hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was *er selbst* zur Erfüllung dieser Absicht *gethan* hat.

Bei der Gestalt des Menschen begnügen wir uns also nicht damit, dass sie uns blos den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die *Natur* zu Erfüllung desselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle, denn das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, dass sie uns zugleich offenbare, in wie weit er in seiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. dass sie Charakter zeige. In dem ersten Fall sieht man wohl, dass die Natur es mit ihm auf einen Menschen *angeleyte*; aber nur aus dem zweiten ergibt sich, ob er es *wirklich* geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit *seine* Bildung, als sie mimisch ist; aber auch *so weit sie mimisch ist*, ist sie sein. Denn, wenn gleich der grössere Theil dieser mimischen Züge, ja, wenn gleich alle blosser Ausdruck der Sittlichkeit wären, und ihm also schon als blossem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freiheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweist also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung ist also eben so gewiss moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muss man die stummen Züge unterscheiden, die blos die plastische Natur, in so fern sie von jedem Einfluss der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge *stumm*, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen blos die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das *Individuum* zu unterscheiden, aber von der Person können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognom nicht blos wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der *Freiheit*, die gleich einem aufschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf *alle* körperlichen Bewegungen Einfluss, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, ausserordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig *durchgearbeitet* haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das *Generische*, die ganze *Individualität* der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, dass an einer solchen Gestalt Alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der *Regel*, (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der *Bau* durch das *Spiel* in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuss haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einver-

ständniss zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiss, einen ewigen Krieg mit den besondern, oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von *Kohäsion* und *Schwerkraft* bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, *als blosses Naturprodukt*, ihre bestimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, dass die *Masse* allmählich über die *Form* Meister wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem *aufgespeicherten* Stoff sich sein eignes Grab bereitet. *)

*) Daher man auch mehrentheils finden wird, dass solche Schönheiten des Baues sich schon im mittlern Alter durch Obesität sehr merklich vergröbern, dass, anstatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, sich Gruben einsenken und wurstförmige Falten aufwerfen, dass das *Gewicht* unvermerkt auf die Form Einfluss bekommt, und das reizende mannigfache Spiel schöner Linien auf der Oberfläche sich in einem gleichförmig schwellenden Polster von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, dass etwas Aehnliches zuweilen mit dem *Genie* vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen, mit der architektonischen Schönheit Vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein blosses *Naturerzeugniss*, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide *Günstlinge der Natur* werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der *Grazie* eine Stütze und eine Stellvertreterinn heranzuziehen, eben so ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als sinnliche Vorzüge ertheilen), so mag es bei Zeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können; dadurch, meine ich, dass es der Materie Form ertheilt, denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnissmässige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wildaufgeschossene *Naturkraft* über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen, und sie eben so ersticken, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die *Jugend* ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen liess, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein missgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, dass der Stoff sich zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie wie jedes andere Naturprodukt der Materie anheim gefallen, und die vielsprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetisirende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht es nicht, der Natur bei einem andern *solidern* Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

Ob indessen gleich kein *einzelner* stummer Zug Ausdruck des Geistes ist, so ist eine solche stumme Bildung doch im *Ganzen* charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine sinnlich sprechende es ist. Der Geist nämlich soll thätig seyn und soll moralisch empfinden, und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine Bildung davon keine Spuren aufweist. Wenn uns also gleich der reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beide Empfindungen nur so lange ungemischt bleiben, als er uns blosse Naturerzeugung ist. Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berechtigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und schlägt diese Erwartung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Blos organische Wesen sind uns ehrwürdig als *Geschöpfe;* der Mensch aber kann es uns nur als *Schöpfer*, (d. i. als Selbsturheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht blos, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefordert, sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewusst wird; aber es muss zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheile spricht, d. i. die eine seiner Bestimmung gemässe Empfindungsart, eine moralische Fertigkeit ausdrückt. Diese Anforderung macht die Vernunft an die Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des Sinnes. Wo das *moralische* Gefühl Befriedigung findet, da will das *ästhetische* nicht verkürzt seyn, und die Uebereinstimmung mit einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unnachlässlich fordert das Auge Schönheit. Da diese beiden Forderungen an dasselbe Objekt, obgleich von verschiedenen Instanzen der Beurtheilung, ergehen, so muss auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt seyn. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muss einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch, als blosser Erscheinung, am vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: seine sittliche Fertigkeit muss sich durch Grazie offenbaren.

Hier ist es nun, wo die grosse Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moralischsprechender Bewegungen ergibt sich, dass sie eine moralische Ursache haben müssen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben so ergibt sich aus dem Begriffe der Schönheit, dass sie keine andern als sinnliche Ursachen habe, und ein völlig freier Natureffekt seyn oder doch so erscheinen müsse. Wenn aber der letzte Grund moralischsprechender Bewegungen nothwendig *ausserhalb*, der letzte Grund der Schönheit eben so nothwendig *innerhalb* der Sinnenwelt liegt, so scheint die *Grazie*, welche beides verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man also annehmen müssen, « dass die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die *Naturbedingungen* des Schönen in sich enthält. » Das Schöne setzt nämlich, wie sich von allem Sinnlichen versteht, gewisse Bedingungen,

und, in so fern es das Schöne ist, auch blos sinnliche Bedingungen voraus. Dass nun der Geist, (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zustand, worin er sich selbst befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorschreibt, und dass der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, durch den die sinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne *möglich*, und das allein ist *seine* Handlung. Dass aber *wirklich* Schönheit daraus wird, das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freie *Naturwirkung*. Weil aber die Natur bei *willkürlichen* Bewegungen, wo sie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heissen kann, und weil sie bei den *unwillkürlichen* Bewegungen, die das Moralische ausdrücken, wiederum nicht frei heissen kann, so ist die Freiheit, mit der sie sich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen dessen ungeachtet äussert, eine *Zulassung* von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, dass die Grazie eine *Gunst* sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die *Einwilligung* der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dies durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, dass, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, dass er nach seinem eigenen Sinne lebe, und blos seiner Neigung gehorche, so nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber grosses Bedenken tragen, ihr diesen Namen zu geben, wenn *entweder* der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht *liberal*, in dem zweiten wäre sie gar nicht *Regierung*.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art äussert, dass sie seinen Willen aufs Treueste ausrichtet, und seine Empfindungen auf das Sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verstossen, welche der Sinn an sie als an Erscheinungen macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn in dem ersten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es ist also immer nur der übersinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie sprechend, und immer nur ein blos sinnlicher Grund in der Natur, der sie schön macht. Es lässt sich eben so wenig sagen, dass der Geist die Schönheit *erzeuge*, als man, im angeführten Fall, von dem Herrscher sagen kann, dass er Freiheit *hervorbringe;* denn Freiheit kann man einem zwar *lassen*, aber nicht *geben*.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frei fühlt, grösstentheils in der Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht sehr günstig seyn würde; eben so müssen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie diktirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dies wohl für eine *persönliche Beschaffenheit* seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die grössere Freiheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, dass sich weder der Wille bei der absichtlichen, noch der Affekt bei der sympathetischen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine *Gewalt* verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die *Leichtigkeit* zum Hauptcharakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, dass auf der andern Seite die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schön moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die blosse Natur *herrscht*, da muss die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in Allem dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäss zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also blos dem Stosse, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewusst wird, so stösst er Alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und grosse Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist lässt sich die von ihm abhängende Natur, sowohl da wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, dass er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von Aussen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniss, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen lässt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlass der Selbstständigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuss zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch *gläsern* und *stier* aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und

gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur blossen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun blos ein mechanisches Bedürfniss, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit *sich selbst nimmt*, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille blos *eingeschränkt* hatte, *überwältigt* der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht blos den *moralischen* Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlässlich fordert; auch der *ästhetische* Sinn, der sich nicht mit dem blossen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Eckel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die *Begierde* ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine *Monarchie*, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde *Ochlokratie*, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmässigen Oberherrn so wenig frei, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit schön wird, vielmehr nur dem brutalern Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die *Freiheit* zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die *Schönheit* zwischen der *Würde*, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der *Wollust*, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder *die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft*, noch *die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit* sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es gibt keinen vierten Fall) so wird derjenige Zustand des Gemüths, *wo Vernunft und Sinnlichkeit* — Pflicht und Neigung — *zusammenstimmen*, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muss der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Dass die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben.

Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, und auch von Andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtinn des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bei dem sittlichen Wahlgeschäfte gern *mitsprechen* wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem *Gesetze* und nie dem *Triebe* folgen soll. Um also völlig sicher zu seyn, dass die Neigung nicht *mit* bestimmte, sieht man sie lieber im Krieg als im Einverständniss mit dem Vernunftgesetze, weil es gar zu leicht seyn kann, dass ihre Fürsprache allein ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die *Gesetzmässigkeit* der Thaten, sondern einzig nur auf die *Pflichtmässigkeit* der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, dass es für die erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel scheint also wohl gewiss zu seyn, dass der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmässigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu *verbürgen*. Der sinnliche Ausdruck dieses Beifalls in der Grazie wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniss ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den *Rigoristen* der Moral vollkommen einstimmig zu seyn; aber ich hoffe dadurch noch zum *Latitudinarier* zu werden, dass ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft, und bei der moralischen Gesetzgebung, *völlig* zurückgewiesen sind, im Feld der Erscheinung, und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten versuche.

So gewiss ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — dass der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmässigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich *eben daraus* folgern zu können, dass die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht *Tugenden*, sondern die *Tugend* ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anderes, « als eine Neigung zu der Pflicht. » Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen, so ist dies doch in subjektivem Sinne nicht also, und der Mensch *darf* nicht nur, sondern *soll* Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs Innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, dass sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeusserungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie *aus seiner gesammten Menschheit* als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorquillt, *wenn sie ihm zur Natur geworden ist*, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch *Gewalt* anwendet, so muss der Naturtrieb ihm noch *Macht* entgegen zu setzen haben. Der blos *niedergeworfene* Feind kann wieder aufstehen, aber der *versöhnte* ist wahrhaft überwunden.

In der Kant'schen Moralphilosophie ist die Idee der *Pflicht* mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Ascetik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der grosse Weltweise gegen diese Missdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empörendste seyn muss, so hat er, däucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Principien einen starken (obgleich bei seiner Ansicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlass dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen, unter denkenden Köpfen, die *über-*

zeugt seyn wollen, kein Streit mehr seyn, und ich wüsste kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschenleben aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber so rein er bei *Untersuchung* der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich *hier* Alles aus blos objektiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in *Darstellung* der gefundenen Wahrheit eine mehr subjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so musste ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen unterlegt hatte. Auf der andern Seite musste ein nicht weniger bedenklicher *Perfektionsgrundsatz*, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiss, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die *Unwissenheit* zu belehren, sondern die *Verkehrtheit* zurecht zu weisen. Erschütterung forderte die Kur, nicht Einschmeichlung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der *Drako* seiner Zeit, weil sie ihm eines *Solons* noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die *Kinder des Hauses* verschuldet, dass er nur für die *Knechte* sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, musste darum auch der uneigennützige Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine *Laxität* geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Konvenienz macht, musste ihm darum eine *Rigidität* beigelegt werden, die die kraftvollste Aeusserung moralischer Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Musste schon durch die *imperative* Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenste Dokument ihrer Grösse zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bei dieser imperativen Form zu vermeiden, dass eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen *radikalen* Hang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt) schwerlich vermindert werden dürfte! *)

*) Siehe das Glaubensbekenntniss des V. d. K. von der menschlichen Natur in seiner neuesten Schrift: *Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft*. Erster Abschnitt.

Es ist für moralische Wahrheiten gewiss nicht vortheilhaft, Empfindungen *gegen* sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch *Furcht* als durch *Zuversicht* leitet, das ihn, den die Natur doch *vereinigte*, stets zu *vereinzeln* strebt, und nur dadurch, dass es ihm Misstrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert? Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganzes in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die *mitwirkende* Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Theilnehmerinn an dem Selbstbewusstseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschliessen könnte, da selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniss, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren müsste. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, dass er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr durch ihn missgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, dass beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer *schönen Seele* versteht.

Eine schöne *Scele* nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, dass es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heissen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als dass sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiss sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, dass man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniss seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie

in einem Titianischen Gemählde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen, und ihre Form bewaren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüsst. Eine schöne Seele giesst auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiss von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreissen. Die Schönheit hat *Anbeter*, *Liebhaber* hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem *weiblichen* Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muss sowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle. In Beidem war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller, und lässt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Konstitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch schöne Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem leisesten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muss, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben, und es selten weiter als zu *affektionirten* Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur *durch* die Sinnlichkeit widerstehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung eben so ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend seyn, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte.

WÜRDE.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist *Würde* der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung.

Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganzes zu seyn, und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist blos eine Idee, welcher gemäss zu werden, er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, ist die unveränderliche Einrichtung seiner Natur; es sind die physischen Bedingungen seines Daseyns selbst, die ihn daran verhindern.

Um nämlich seine Existenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, sicher zu stellen, musste der Mensch, da er als ein Wesen, das sich nach Willkür verändern kann, für seine Erhaltung selbst zu sorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene physischen Bedingungen seines Daseyns erfüllt, und wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben musste, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die *dem Inhalte nach* in ihr Gebiet gehört, auch *der Form nach* in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkür Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts Anderes ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muss auch der Mensch, seiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muss bei ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füssen.

Jetzt aber fängt der grosse Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bei dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äussern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stätig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, nämlich der *Wille*, der als ein übersinnliches Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft, so unterworfen ist, dass ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, sich entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier *muss* streben, den Schmerz los zu seyn; der Mensch kann sich entschliessen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der *blosse* Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der *moralische* erhebt ihn zur Gottheit. Er muss aber jene zuvor verlassen haben, ehe er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den *blossen* Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo sie sich endigt und die vernünftige an-

fängt. Der Wille steht hier zwischen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in gleichem Verhältniss gegen beide. Als Naturkraft ist er gegen die eine wie gegen die andere frei; das heisst, er muss sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frei als moralische Kraft, das heisst, er *soll* sich zu der vernünftigen schlagen. *Gebunden* ist er an keine, aber *verbunden* ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freiheiten wirklich, wenn er gleich der Vernunft widersprechend handelt; aber er gebraucht sie *unwürdig*, weil er ungeachtet seiner Freiheit doch nur *innerhalb der Natur* stehen bleibt, und zu der Operation des blossen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus *Begierde wollen* heisst nur umständlicher begehren. *)

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwider läuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausspruch der Vernunft nachzusetzen, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da sie niemals willkürlich fordert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung aufhört, Alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie *rückwärts* nicht nachgeben, sondern muss *vorwärts* gegen den Willen drängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniss abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht blos freien Lauf *liesse*, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst *nähme*, würde der Mensch auch *nur* Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen dringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschliessung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt et sinnlich. **)

So oft also die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft *für* oder *gegen* das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann; eben deswegen aber muss er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo sie der *anfangende* Theil ist, die unmittelbare Kausalität versagen. Dadurch allein, dass er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbstständigkeit, und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie blos begehren oder blos verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit *wollen* muss.

Aber schon die blosse Anfrage bei der Vernunft ist eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterinn ist, und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn *naturwidrig*, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo nur Gesetze der Natur sprechen können, und auch wirklich gesprochen haben. Denn so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andere Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bei allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr blos den Einfluss auf seine Willensbestimmungen verweigern; *entwaffnen* kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn *besänftigen*. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, dass Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden, aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affekten also, « wo die Natur (der Trieb) *zuerst* handelt und den Willen entweder ganz zu *umgehen* oder ihn *gewaltsam* auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch *Widerstand* offenbaren, und dass der Trieb die Freiheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern. » Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist also im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschliessungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht *moralisch schön*, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muss, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber *moralisch gross*, weil Alles das, und das allein gross ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniss gibt.

Die *schöne* Seele muss sich also im Affekt in eine *erhabene* verwandeln, und das ist der untrügliche Probirstein, wodurch man sie von dem *guten Herzen* oder der *Temperamentstugend* unterscheiden kann.

*) Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der *Reinhold'schen* Briefe.

**) Man darf aber *diese* Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, wo sie über die *Mittel* zu Befriedigung einer Begierde erkennen soll. Hier ist nicht davon die Rede, *wie* die Befriedigung zu *erlangen*, sondern ob sie zu *gestatten* ist. Nur das Letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das Erste zur Klugheit.

Ist bei einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen *in Pflicht nahm*, und der Sinnlichkeit das Steuer *nur anvertraute*, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht missbrauchen will. Die Temperamentstugend sinkt also im Affekt zum blossen Naturprodukt herab; die schöne Seele geht ins Heroische über, und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist *Geistesfreiheit*, und *Würde* heisst ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Uebersinnliche nie versinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden, wie bei der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als blos sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabscheuung in der Willkür des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der blossen Begierde stehen; vorschnell und dringend strebt er sein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen *anticipiren*, worüber der Wille allein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlass nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen wie über das Thier zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweierlei Art und Ursprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet; erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affekt selbst, und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweiten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affekts, daher sie auch zufällig und veränderlich sind, und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Objekt bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen. *)

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die ungestüme Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reissen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

Gesetzt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwarts gepresst ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Mensch blos ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluss einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die *Ruhe im Leiden*, als worin die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluss, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit. *)

Aber nicht blos beim Leiden im engern Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeutet, sondern überhaupt bei jedem starken Interesse des Begehrungsvermögens muss der Geist seine Freiheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenehme Affekt erfordert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meister spielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden soll. Die Würde bezieht sich auf die *Form* und nicht auf den *Inhalt* des Affekts; daher es geschehen kann, dass oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überlässt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen; dass hingegen nicht selten verwerfliche Affekte sich sogar dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als *Herrscher* auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen schreitet, und sich seinem Joche gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit *Liberalität*, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt, und keinen Widerstand zu besiegen findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die *Widersetzung* rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der *Freiheit der willkürlichen Bewegungen;* Würde in der *Beherrschung der unwillkürlichen*. Die Anmuth lässt der Natur da, wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und sich herausnimmt, in

*) Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der erstern, so zeigt dieses an, dass die Person den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der ersten Art ohne die der zweiten, so beweist dies, dass die Natur in den Affekt wirklich versetzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bei affectirten Personen und schlechten Komödianten; den zweiten Fall desto seltener und nur bei starken Gemüthern.

*) In einer Untersuchung über pathetische Darstellungen ist im 3ten Stück der Thalia umständlicher davon gehandelt worden.

das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine *Indulgenz*, sondern muss durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille *anfängt*, und die Sinnlichkeit ihm *folgt*, da darf er keine Strenge, sondern muss Indulgenz beweisen. Dies ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniss beider Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellt.

Würde wird daher im *Leiden* (παθος), Anmuth mehr im *Betragen* (ηθος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbstständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muss angesehen werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da, wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen seyn *sollte*, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (wess Standes und Würden er auch sey) der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt sich bei der Tugend von selbst, die schon ihrem Inhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sich bei Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beiden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das Erste, und liegt es blos an dem Unvermögen des Subjekts, dass bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit so viel an sittlicher Schätzung verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Massstab der Gattung, und dem Menschen werden keine andern als die Schranken der Menschheit vergeben.

Ist aber das Zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand der Neigung nothwendig, und es ist blos der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier also einen Ausdruck des Widerstreits in der Erscheinung, und werden uns nie überreden lassen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menschheit sehen. Wo also die sittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann also nicht Anmuth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberhaupt gilt hier das Gesetz, dass der Mensch Alles mit Anmuth thun müsse, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über seine Menschheit hinausgehen muss.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, so fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Inhalt nach sinnlich, der Naturfreiheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, dass die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes ersticke, und eine allgemeine Erschlaffung herbeiführe. Um sich also bei einem edlen Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein *sittlicher* Ursprung verschaffen kann, muss die Neigung sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, dass nicht *das Bedürfniss zu ihm nöthigte*, sondern dass *die Freiheit ihn wählte* — dass man ihn nicht *als Sache begehrt*, sondern *als Person hochschätzt*.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der Erste soll, um sich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung seines uninteressirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen lässt, zu einer *affektionirten* Handlung heruntersetzen, und sich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andere soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren heiliges Palladium Freiheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das blosse Zufahren des Triebes zu einer Handlung seines Willens erheben, und auf diese Art, indem er eine Gunst empfängt, eine erzeigen.

Man muss einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen, als ob der eine Theil seinen Vortheil zu sehr, der andere seinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, dass auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König, sobald er von seinem Throne herabsteigt, (denn Throne haben ihre Privilegien) und auch der kriechende Höfling begibt sich unter seine heilige Freiheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterem zu rathen seyn, mit dem Ueberfluss des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm so viel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äussern, so schliessen sie einander in derselben Person, ja in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Beherrschung halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affekts, also absichtliche Anspannung sey, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth ausser Zweifel setzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth, und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist auch die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlsvermögens, und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Dass es aber nicht Schlaffheit des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freiheit lässt, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und dass es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt sich das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem der Wille die *Licenz* der unwillkürlichen Bewegungen *bändigt*, gibt er zu erkennen, dass er die *Freiheit* der willkürlichen blos *zulässt*.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person *vereinigt*, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, dass ihre Grenzen zusammenfliessen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die *Vernunftfreiheit* auf, und mit erhabenem Abschied geht die *Naturnothwendigkeit* in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im Belvederischen Apoll, in dem Borghesischen geflügelten Genius, und in der Muse des Barberinischen Pallastes *).

*) Mit dem feinen und grossen Sinn, der ihm eigen ist, hat *Winckelmann* (Geschichte der Kunst. Erster Theil. S. 480 ff. Wiener Ausgabe) diese hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefasst und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem stehen, was der blosse Sinn ihn lehrte, ohne zu untersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut Unrecht, das zu einer *Eigenschaft* der Grazie zu machen, was vielmehr eine *Einschränkung* derselben ist. Was *Winckelmann* die hohe himmlische Grazie nennt, ist nichts Anders als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. « Die » himmlische Grazie, » sagt er, « scheint sich allgenügsam, und bietet sich nicht an, sondern will » gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen. Sie verschliesst in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich der seligen Stille der » göttlichen Natur. — Durch sie, » sagt er an einem andern Ort, « wagte sich der Künstler der Niobe in » das Reich unkörperlicher Ideen, und erreichte das » Geheimniss, *die Todesangst mit der höchsten Schönheit zu verbinden;* » (Es würde schwer seyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, dass hier nur die Würde gemeint ist.) « Er wurde » ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der » Sinne erwecken; denn sie scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen zu haben. » — Anderswo heisst es: « die Seele » äusserte sich nur unter einer stillen Fläche des Wassers, und trat niemals mit Ungestüm hervor. In Vorstellung des Leidens bleibt die grösste Pein verschlossen, und die Freude schwebt wie eine sanfte » Lust, die kaum die Blätter rührt, auf dem Gesichte » einer Leukothea. »

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschliesst sich nicht, sondern kommt entgegen; die Grazie macht sich sinnlich, und ist auch nicht erhaben, sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeusserungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denselben Fehler, was aber bei diesem Schriftsteller weniger zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die *nächsten* Regeln, die er sich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze der Kritik. II. Theil. Anmuth und Würde.

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestossen; angezogen als Geister, zurückgestossen als sinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beispiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich aber für unser physisches Vermögen übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfniss der Natur und der Forderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches *Achtung* genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (*Wohlgefallen*), welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muss erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — *Liebe;* ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bei dem *Reiz* (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, stimulus) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniss, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und *Begierde* entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie *beugt sich vor* ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie *neigt sich* zu dem ihrigen; von der Begierde, sie *stürzt auf* den ihrigen. Bei der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt der sinnliche Natur *). Bei der Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische Natur. Bei der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

*) Man darf die *Achtung* nicht mit der *Hochachtung* verwechseln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniss der sinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktischer Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. « Das Gefühl der » Unangemessenheit zu Erreichung einer Idee, die für » uns Gesetz ist, heisst Achtung. » (*Kants* Krit. d. Urtheilskraft). Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des Abstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, dass ich die sinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich diese nur auf *reine Vernunft* geht; denn die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäss handelt, empfunden. Daher hat sie etwas Ergetzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muss. Achtung ist Zwang. Hochachtung schon ein freieres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muss auch der Nichtswürdige das Gute; aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müsste er aufhören, ein Nichtswürdiger zu seyn.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung; denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Grossen und Hohen misst, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das *absolut Grosse* selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Gesetzgeber selbst, der *Gott* in uns, der mit seinem eignen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut Grosse nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten muss; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewusste Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was gross und schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein süsseres Glück, als das Heilige in sich ausser sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen, und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das Grossmüthigste und das Selbstsüchtigste in der Natur; das erste: denn sie empfängt von ihrem reinen Gegenstande nichts, sondern gibt ihm Alles, da der Geist nur geben, nicht empfangen kann; das zweite: denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, dass er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äussere Sinn glaubt zu sehen, was nur der innere anschaut; der feurige Wunsch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluss des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde selten begegnet. So lange der innere Sinn den äussern exaltirt, so lange dauert auch die selige Bezauberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äussern *seine* Anschauungen nicht mehr unterschiebt, so tritt der äussere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt — *Stoff*. Das Feuer, welches die himmliche Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edlern Nebenbuhler geltend, und ist kühn genug zu behaupten, dass er gehalten habe, was die Begeisterung schuldig blieb.

Die Würde hindert, dass die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, dass die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muss es entweder dem Gegenstand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Grösse soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiss seyn, dass es entweder dem Gegenstand an Geschmack und an Grazie, oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniss seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht, oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine *belebende* und eine *beruhigende* Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurück gehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann *Reiz* genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innere Kraft in Bewegung setzen, sondern muss Stoff von Aussen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorne Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgange mit einer *reizenden* Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da sie sich durch Mässigung unruhiger Bewegungen äussert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann *Anmuth* genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedenen Abstufungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum *Edeln*, und wo sie an das Furchtbare grenzt, zur *Hoheit*.

Der höchste Grad der Anmuth ist das *Bezaubernde*; der höchste Grad der Würde die *Majestät*. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst, und fliessen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuss der Freiheit grenzt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles ausser uns, und empfinden nichts als die schwere Bürde unseres eignen Daseyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur *menschlicher Schuld* an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur *vergleichungsweise* gross ist, darf unsern Muth darniederschlagen.

Die blosse Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muss dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem so hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur *Einen* Weg, nämlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles Andere ist *Nachäffung*, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen *Schwulst*, aus der Affektion des Edeln das *Kostbare* entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth *Ziererei*, und aus

der affektirten Würde steife *Feierlichkeit* und *Gravität*.

Die ächte Anmuth *gibt blos* nach und kommt entgegen; die falsche hingegen *zerfliesst*. Die wahre Anmuth *schont* blos die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthigerweise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, *opfert* sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn *durch Umschweife* zu erreichen. Wenn der *unbehülfliche* Tänzer bei einer Menuet so viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füssen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der *affektirte* Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fussboden fürchtete, und mit Händen und Füssen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andere Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitz der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die niedrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulierenden Klang, und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Minister und in den Studirzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studiren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtriebe blos da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkürlichen mit einem eisernen Scepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht blos streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und sucht ihre lächerliche Grösse in Unterjochung, und wo dies nicht angehen will, in Verbergung derselben. Nicht anders als wenn sie Allem, was Natur heisst, einen unversöhnlichen Hass gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Machwerk der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich nie der Natur, nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frei und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung strahlt, und der heitre stille Geist auf der beredten Stirn ruht, so legt die *Gravität* die ihrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös, und bewacht sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will, eine Vorsicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bei der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger *innen*, indem sie aussen bezwungen ist *).

UEBER
DAS PATHETISCHE. *)

Darstellung des Leidens — als blossen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äusserst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt dieses dadurch, dass sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äussert, macht das freie Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die *Intelligenz* in dem Menschen als eine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, so muss die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das *Sinnenwesen* muss tief und heftig *leiden;* Pathos muss da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich *handelnd* darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die *Fassung des Gemüths* eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, dass sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit sey. Es ist keine Kunst,

*) Indessen gibt es auch eine *Feierlichkeit* im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmassung, sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das *Gemüth* auf etwas wichtiges *vorzubereiten*. Da, wo ein grosser und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, dass nichts davon verloren gehe, stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang dessen, entfernt alle Zerstreuungen, und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannnung. Dazu ist nun das *Feierliche* sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Musik wird das Feierliche durch eine *langsame* gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts lässt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das *Feierliche* unterstützt den Eindruck des Grossen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Mysterien mit grossem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein *Feierliches*, nämlich die *Pracht*, verbunden mit dem *Furchtbaren*, wie bei Leichenceremonien, und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine grosse Stille und einen langsamen Takt beobachten.

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Der Verfasser hatte in das 3te Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung *vom Erhabenen* eingerückt, die nach der Ueberschrift zur weitern Ausführung einiger Kant'scher Ideen dienen sollte. Einige Jahre nachher war über eben diesen Gegenstand die Schrift entstanden, die in diesem Bande später folgt. Dieser spätern Bearbeitung, die sich mehr durch eigenthümliche Ansichten auszeichnete, gab der Verf. den Vorzug, als seine kleine prosaischen Schriften zusammengedruckt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde ein Theil unter dem Titel: über das Pathetische, in diese Sammlung aufgenommen.

über Gefühl Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen; aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muss sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlässliche Forderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben als es, *ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck*, ohne Unterdrückung der moralischen Freiheit geschehen kann. Er muss gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthshandlung, etwas *Positives*, und nicht vielmehr blos *Negatives* und ein Mangel ist.

Dies Letztere ist der Fall bei dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die *leidende Natur* zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete *Decenz* vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die *Decenz* verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fordert diesen die Kunst unnachlässlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, dass er *leidet*, denn er lässt sich über seinen Gemüthszustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren *Rang* auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre *Menschheit* als ihre *Würde* aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit sammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die *Griechen* und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er lässt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, dass er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand lässt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; Alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiss von keiner Prinzessinn, keinem König und keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen. Deswegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns blos nackte Figuren, ob er gleich sehr gut weiss, dass dieses im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den *Menschen* zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der *menschlichen Natur* mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unserm Herzen in der Homerischen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als Andere, und eben das macht sie zu Helden, dass sie das Leiden stark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig wie wir Andere, aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, dass sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechische Bühne mit seinen Klagen; selbst der wüthende Herkules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, dass sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in *Ertragung* desselben bei allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete *Mars* schreit vor Schmerz so laut auf, wie zehntausend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus steigt *weinend* zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Forderung an den Menschen macht immer und ewig die *Natur*, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas Anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die *Vernunft*, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen; eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn *erstlich der Natur* ihr Recht ist angethan worden, und wenn *zweitens* die *Vernunft* das ihrige behauptet hat, ist es dem *Anstand* erlaubt, die *dritte* Forderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, um sich — als ein *civilisirtes* Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas Gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was blos die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle blos erschlaffenden (schmelzenden) Affekte, sondern überhaupt auch alle *höchsten Grade*, von was für Affekten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die blos zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des *Angenehmen*, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergetzen blos den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich blos auf den äussern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unserer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mitteldinge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der

beliebten Familiengemählde gehören in diese Klasse. Sie bewirken blos Ausleerungen des Thränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefässe; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt *erbaut*, wobei doch gar nichts in ihm *aufgebaut* worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles *Schmelzende* wird daher vorgezogen, und wenn noch so grosser Lärm in einem Konzertsaale ist, so wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Thierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, dass die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Princip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie blos allein dem *Sinne* gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn blos *quälen*, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch *Schmerz* nicht weniger als jene durch *Wollust*, und können deswegen blos Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muss den Geist ergetzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist blos ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr, denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefordert, durch den allein sich das Princip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die blosse *sinnliche* Kraft des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, dass das Leiden selbst nie der *letzte Zweck* der Darstellung und nie die *unmittelbare* Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, inso fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche blos auf eine sinnliche Quelle schliessen lassen, und blos in der Affektion des Gefühlsvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wie viel Kraft sie auch verrathen mögen; denn alles Erhabene stammt *nur* aus der Vernunft.

Eine Darstellung der blossen Passion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft heisst *gemein*, das Gegentheil heisst *edel*. *Gemein* und *edel* sind die Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist *edel*, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, *ist gemein*. Wir sagen von einem Menschen, er handle *gemein*, wenn er blos den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle *anständig*, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle *edel*, wenn er blos der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung *gemein*, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie *sprechend*, wenn der Geist die Züge bestimmte, und *edel* wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur *gemein*, wenn es uns keine anderen als physische Zwecke zeigt; wir nennen es *edel*, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle, Darstellung des Affekts, die blos physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchsten Grade des Affekts dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft, oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affekt seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, so lange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: wodurch macht sich diese übersinnliche Widerstehungskraft in einem Affekt kenntlich? Durch nichts Anderes als durch Beherrschung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich sagte des *Affekts*, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber das ist kein Kampf mit dem Affekt, sondern mit der Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer, sondern ein physischer Widerstand, den auch der Wurm äusssert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Dass der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, dass er seinen Feind zu entfernen, dass er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen sucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der Instinkt übernimmt dieses, ohne erst bei seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Actus seiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hülfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine anderen Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen, oder durch sie erweckt werden, wo Pathos stattfinden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirekt sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der *Natur* vergebens aufsuchen. Jede Erscheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, ist eine indirekte Darstellung des Uebersinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muss das seyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dies ist die Aufgabe, und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, dass die Erscheinungen, welche im Zustand des Affekts an einem Menschen kön-

nen wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm blos als Thier angehören und als solche blos dem Naturgesetz folgen, ohne dass sein Wille sie beherrschen oder überhaupt die selbstständige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluss darauf haben könnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar, und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entsheidung des Willens ab, sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas Heisses angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiss keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja, noch mehr. Die Sprache ist gewiss etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein grosser Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefasstesten Stoiker auf Einmal etwas höchst Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man lasse ihn dabei stehen, wenn Jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein blos unartikulirte Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwischen, und die *Natur* in ihm wird früher als der *Wille* gehandelt haben. Dies dient also zum Beweis, dass es Erscheinungen an dem Menschen gibt, die nicht seiner Person als Intelligenz, sondern blos seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun gibt es aber auch *zweitens* Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluss und unter der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hätte *verhindern können*, welche also die Person und nicht der *Instinkt* zu verantworten hat. Dem Instinkt kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen; aber der Person kommt es zu, den Instinkt durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinkt achtet an sich selbst auf kein Gesetz; aber die Person hat dafür zu sorgen, dass den Vorschriften der Vernunft durch keine Handlung des Instinkts Eintrag geschehe. So viel ist also gewiss, dass der Instinkt allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im Affekt unbedingterweise zu bestimmen hat, sondern dass ihm durch den Willen des Menschen eine Grenze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinkt allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die *Person* erinnern könnte, und es ist blos Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn ein Thier heisst jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instinkts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinkt, oder doch nicht durch den Instinkt bestimmt worden sind. Schon dass sie nicht durch den Instinkt bestimmt wurden, ist hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, dass der Instinkt sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie die übersinnliche selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affekt zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, dass alle blos der Natur gehorchenden Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der *blinden* Gewalt des Instinkts entzogen sind, und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frei scheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines *übersinnlichen Princips* im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze setzen kann, und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der blos thierische Theil des Menschen folgt dem Naturgesetz, und darf daher von der Gewalt des Affekts unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichsam zum Mass, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in dem Menschen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entscheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem *Gebiet der Thierheit* sich äussert, ohne doch im *Gebiet* der *Menschheit* dieselbe Macht behaupten zu können; desto mehr wird diese letztere kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto erhabener das Pathos. *)

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen Grundsatz anschaulich gemacht; aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ungefähr ein Mass für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. « Laokoon, » sagt uns *Winckelmann* in seiner Geschichte der Kunst (S. 699 der Wiener Quartausgabe), « ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewusste Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschliessen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und der Odem, den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen lässt. Sein eigenes Leiden aber scheint

*) Unter dem *Gebiet der Thierheit* begreife ich das ganze System derjenigen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraussetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem *Gebiet der Menschheit* aber diejenigen, welche ihre Gesetze von der Freiheit empfangen. *Mangelt* nun bei einer Darstellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, so lässt uns dieselbe kalt; *herrscht* er hingegen im Gebiet der Menschheit, so eckelt sie uns an und empört. Im Gebiet der Thierheit muss der Affekt jederzeit *unaufgelöst* bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach rühren, denn Klagen und Thränen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit auf. Weit stärker ergreift uns der verbissene stumme Schmerz, wo wir bei der *Natur* keine Hülfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unsere Zuflucht nehmen müssen; und eben in dieser *Hinweisung auf das Uebersinnliche* liegt das Pathos und die tragische Kraft.

ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüssen offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit grosser Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so dass dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der grösste Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die grösste Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgiesst, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meisselstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut. »

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! *Virgil* schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemüthszustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun musste, zu verweilen. Bei dem *Virgil* ist die ganze Erzählung blos Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die blosse Darstellung des Physischen erreicht, ohne dass er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht blos negativ, nämlich, die Darstellung der leidenden Natur nicht so weit zu treiben, dass aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblich erfolgen müssten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der *Ursache* des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen musste, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person so viel wissen lassen, als der Bildhauer, so würde nicht mehr die strafende Gottheit, sondern der leidende Mensch, der Held, in der Handlung gewesen seyn, und die Episode ihre Zweckmässigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die *Virgil*'sche Erzählung schon aus *Lessings* vortrefflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu *Lessing* sie gebrauchte, war blos, die Grenzen der poetischen und mahlerischen Darstellung in diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
Sanguineæ exsuperant undas, pars cætera pontum
Pone legit, sinuantque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
Ardentes oculos suffecti sanguine et igni,
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Dass aber dieses Mächtige zugleich *furchtbar*, und das Furchtbare *erhaben* werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüthes, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir *erstlich* diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie *zweitens* auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluss ins Bewusstseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts, als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeusserung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor *zittern*, so geschieht es blos, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben *denken*. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewusst werden, dass wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher blos kontemplativ erhaben.

Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar *gegeben*, und das kontemplativ Erhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt blos dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schiessen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dies geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen blos subjektiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine blosse Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von Aussen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freiheit, weil es von Aussen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem

andern als dem Erhaltungstriebe folgen, so würden wir hier stille stehen, und im Zustand des blossen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns, was an den Affektionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und dessen Thätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieses selbstthätige Princip (die moralische Anlage) in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbstthätigkeit im Affekt übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth *erweitert sich nur desto mehr nach Innen, indem es nach Aussen Grenzen findet.* Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine blos komparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniss gekommen seyn muss, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hülfe suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt blos bei diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiss aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt. Ac primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine grosse Wirkung, dass der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweiten Hand und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post, ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem
Corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bei uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon blos ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unsers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erschüttert haben. Dass es aber gerade in dem Moment geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, dass sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniss für seine Kinder vorgestellt wird — dies entflammt unsre Theilnahme aufs Höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muss also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessirt seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne *ästhetische* Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie *pathetisch* seyn, und wird unausbleiblich unsere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muss immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muss immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Auf zweierlei Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder *negativ:* wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem *Zustand* keine Kausalität für die *Gesinnung* gestattet wird; oder *positiv:* wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz *gibt,* und die Gesinnung für den Zustand Kausalität erhält. Aus dem ersten entspringt das Erhabene der *Fassung,* aus dem zweiten das Erhabene der *Handlung.*

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. « Ein tapferer Geist, im Kampf » mit der Widerwärtigkeit, » sagt *Seneca,* ist ein » anziehendes Schauspiel selbst für die Götter. » Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbst *Miltons* Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum Erstenmal umsieht, durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. « Schrecken, ich grüsse euch, » ruft er aus, « und » dich, unterirdische Welt, und dich, tiefste Hölle! » Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit » einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm » in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier » endlich sind wir frei, u. s. f. » Die Anwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Klasse.

Das Erhabene der Fassung lässt sich *anschauen,* denn es beruht auf der Koexistenz; das Erhabene der Handlung hingegen lässt sich blos *denken,* denn es beruht auf der Succession, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem freien Entschluss abzuleiten. Daher ist nur das Erste für den bildenden Künster, weil dieser nur das Koexistente glücklich darstellen kann; der Dichter aber kann sich über Beides verbreiten. Selbst, wenn der bildende Künstler eine erhabene *Handlung* darzustellen hat, muss er sie in eine erhabene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, dass das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluss habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sey. Dies kann auf zweierlei Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden *erwählt.* Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als *Motiv,* und sein Leiden ist eine *Willenshandlung.* Oder unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch *büsst.* Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als *Macht,* und sein Leiden ist blos eine *Wirkung.* Ein Beispiel des Ersten gibt uns *Regulus,* wenn er, um Wort zu halten, sich der Rachbegier der Karthaginenser ausliefert; zu einem Beispiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen und das Bewusstseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur mit dem Unterschied, dass er uns in dem ersten Fall seinen moralischen Charakter, in dem andern blos seine Be-

stimmung dazu zeigt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralisch grosse Person, in dem zweiten blos als ein ästhetisch grosser Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, blos in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der uns die Würde der menschlichen Bestimmung durch seinen *Zustand* vorstellig macht, gesetzt auch, dass wir diese Bestimmung in seiner *Person* nicht realisirt finden sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäss verhält, wenn unsere Achtung nicht blos seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht blos seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas Anderes, ob wir bei unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer absoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freiheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz Anderes, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung missfallen, und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber wenn er uns auch in beiden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese Wirkung bei beiden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird dadurch, dass er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend, und dadurch, dass er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moralisch beurtheilt ist mir diese Handlung Darstellung des bei allem Widerspruch der Instinkte erfüllten Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt ist sie mir Darstellung des von allem Zwang der Instinkte unabhängigen, sittlichen Vermögens. Meinen moralischen Sinn (die Vernunft) *befriedigt* diese Handlung; meinen ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) *entzückt* sie.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenstande gebe ich folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwei Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäss, auch unsere Gefühle in zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beifall oder Missbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefühle, des Beifalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines *Anspruchs*; denn die Vernunft *fordert* blos, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung eines *Anliegens*; denn der Sinn *bedarf* blos, und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander, wie Nothwendigkeit zu Nothdurft; sie sind also beide unter dem Begriff von Necessität enthalten; blos mit dem Unterschied, dass die Necessität der Vernunft ohne Bedingung, die Necessität der Sinne blos unter Bedingung statthat. Bei beiden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beifalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beifall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beide in desto stärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bei aller moralischen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, dass moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Necessität vorhanden, dass wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frei ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in desto höherm Grade, als der Widerstreit der Neigungen *diesen* Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf *das Bedürfniss der Einbildungskraft* bezogen, welche nicht *gebieten*, blos *verlangen* kann, dass das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interese der Einbildungskraft aber ist: sich *frei von Gesetzen* im Spiele zu erhalten. Diesem Hange zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Objekt auf das Strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, dass bei dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens lässt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die *Möglichkeit* des Sittlichen postulirt also Freiheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierin auf das Vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfniss nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freiheit, auf die Phantasie bezogen, etwas Zufälliges, und muss daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas *moralisch*, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen *ästhetisch*, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist *Pflicht* für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freier Wille ist; dass es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dies ist eine *Gunst* der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfniss ist. Beurtheilt also der moralische Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das Höchste, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie *mehr* und selten nur *soviel* finden kann, als sie fordert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fordern kann, und sich also von der wirklichen Befriedigung desselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muss. Dass Leonidas die heldenmüthige Entschliessung *wirklich fasste*, billigen wir, dass er sie fassen *konnte*, darüber frohlocken wir und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, in so fern ich unreine Triebfedern dabei wirksam finde, um derentwillen die *Pflicht* der Selbsterhaltung hintan gesetzt wird. Aesthetisch beurtheilt gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefällt sie mir, weil

sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem *Triebe* der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung, oder ob es blos eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältniss *seines* Willens zu dem Willensgesetz abstrahire, und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniss mit der ganzen Naturgewalt denke. Bei der moralischen Schätzung, hat man geschehen, wurde die Selbsterhaltung als eine *Pflicht* vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein *Interesse* angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bei der letztern Art des Beurtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-afficirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geisterpflicht, hingegen stellen wir das absolute Willens *vermögen* und die unendliche Geister-*gewalt* dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher lässt uns das ästhetische Urtheil frei, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das blosse Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die blosse Anlage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vortheil befinden, weil schon durch die blosse Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszusagen, unserm Freiheitsbedürfniss geschmeichelt wird. Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem besondern Willensakt gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fordert, dem Freiheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schliessen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bei ästhetischen Urtheilen erweitert, bei moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. *)

*) Diese Auflösung, erinnere ich beiläufig, erklärt uns auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kant'sche Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demüthigend; ein anderer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund dieses Widerspruchs liegt blos in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide diesen Gegenstand betrachten. Seine blosse Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Grosses, und in so fern das Beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts Begeisterndes. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistergesetz unwandelbar folgen, dies ist allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geisterwelt gehalten ist an unserer Tugend freilich nichts Verdienstliches, und wie viel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer *unnütze Knechte* seyn; gegen die Sinnenwelt gehalten ist sie hingegen ein desto erhabeneres Objekt. In so fern wir also Handlungen moralisch beurtheilen, und sie auf das Sittengesetz beziehen, werden wir wenig Ursache haben, auf unsere Sittlichkeit stolz zu seyn; in so fern wir aber auf die Möglichkeit dieser Handlungen sehen, und das Vermögen unsers Gemüths, das denselben zum Grund liegt, auf die Welt der Erscheinungen beziehen, d. h. in so fern wir sie ästhetisch beurtheilen, ist uns ein gewisses Selbstgefühl erlaubt, ja, es ist sogar nothwendig, weil wir ein Principium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung gross und unendlich ist.

Aus diesem Allem ergibt sich denn, dass die moralische und die ästhetische Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterstützen, einander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwei ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmässigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterinn fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualificirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müsste, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, dass nicht sowohl unsere Vernunft auf die *Regel* des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das *Vermögen* des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muss der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Reich zu Ende. Nur so lange wir ausser uns anschauen, sind wir *sein;* er hat uns verloren, sobald wir in unsern eigenen Busen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr *als Erscheinung von uns betrachtet wird,* sondern als *Gesetz über uns richtet.*

Selbst von den Aeusserungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für *seine* Absichten brauchen, als was an denselben der *Kraft* gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat keinen andern Zweck, *und darf keinen anderen haben,* als uns durch Betrachtung derselben zu ergetzen. Nun kann uns aber nichts ergetzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergetzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmässigkeit eines Andern *unser* Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Dass er seine Pflicht *wirklich* erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freiheit macht, und der eben darum für *uns* nichts beweisen kann. Es ist blos das *Vermögen* zu einer ähnlichen Pflichtmässigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also blos die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer *historischen Realität* abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, dass sie poetische Fiktionen sind, denn es ist die *poetische,* nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darin, dass etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, dass es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muss also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das Poetische. Der Umstand, dass diese Personen wirklich lebten,

und dass diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hiess es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische Scenen mahlte, und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu läugnen, dass die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann; aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresse, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gelehrsamkeit zu ihrer Auslegerinn, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie aus dem Herzen floss, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

Es ist ein Glück, dass das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniss, zu ertheilen sich sauer werden lässt; sonst würden *Sulzer* und seine Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweideutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und blos, in so fern sie auf den Charakter einfliesst, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluss haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, dass recht gehandelt *werde*, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, dass recht Handeln *möglich sey*, d. h. dass keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeusserung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmässigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für *sein* Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Mass von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmässigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, dass wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmässigkeit geäussert, als die Gesetzmässigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureissen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessiren, sobald er Glück und Leben wagen muss, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniss unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beispiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affekt. Nichts desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieser Handlung auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine grössere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem konsequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, dass wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stossen, und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Wollens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeusserung anmerken, dass er durch einen einzigen Willensakt sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern blos für die Freiheit interessirt, und jene kann nur in so fern unsrer Einbildungskraft gefallen, als sie die letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moralische Zweckmässigkeit in ästhetischen Dingen fordert, und um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmässigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwei verschiedene Zwecke befolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Gesetzmässigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören.

UEBER
DEN GRUND DES VERGNÜGENS
AN TRAGISCHEN GEGENSTÄNDEN. *)

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich's zum Geschäft machen, die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, dass sie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Glaube dennoch, nach wie vor, auf seinem festen Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren althergebrachten unabstreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie grossmüthig erhöhen will. Unbesorgt, dass ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn, dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur unmittelbar erfüllen. Dass der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen; sie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit anspannendem Fleise müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermass derselben durch eine Kette von Leiden büssen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die kein Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergetzen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in Eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst blos deswegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmässige erzeugte, und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen grossen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks zu ergetzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluss auf die Sittlichkeit muss diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, dass dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so grossem Masse befördert, nur beiläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen anscheinenden Widerspruchwürde, wenn wir sie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens, und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, dass ein freies Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, dass die ganze sittliche Natur des Menschen dabei thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, dass die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, dass also die Kunst, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muss mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständniss handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft; und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur indem sie ihre *höchste* ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlhätigen Einfluss auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiss, dass jedes Vergnügen, in so fern es aus sittlichen Quellen fliesst, den Menschen sittlich verbessert, und dass hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muss. Die Lust am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen stärkt unsere moralischen Gefühle, wie das Vernügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Neigungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos eines sittlich vortrefflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht allein deswegen sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergetzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird; im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemässiget werden, und diese Planmässigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergetzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die algemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen Vergnügens ist Zweckmässigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmässigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern blos durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Im ersten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

zweckmässige Bewegung des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modificationen ; wir fühlen diese Zweckmässigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frei, wenn wir uns die Zweckmässigkeit vorstellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet ; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmässigkeit erfahren, sind Quellen eines freien Vergnügens, und in so fern fähig, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Klassen : Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand ; das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergetzt auch schon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunst bedient sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmässigkeit zu begleiten ; allein betrachtet, verliert er sich unter die Lebensgefühle, und die Kunst verschmäht ihn, wie alle sinnlichen Lüste.

Die Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Vergnügen schöpft, das sie uns gewähret, kann für sich allein zu keiner Eintheilung der Künste berechtigen, da in derselben Kunstklasse mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zusammenfliessen können. Aber in so fern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck erfordert wird, kann sie, wenn gleich nicht eine eigene Klasse, doch eine eigene Ansicht der Kunstwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der schönen Künste (Künste des Geschmacks, Künste des Verstandes) begreifen ; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweise beschäftigen, also das Gute, das Erhabene und Rührende, zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Namen der rührenden Künste (Künste des Gefühls, des Herzens) in eine besondere Klasse vereinigen. Zwar ist es unmöglich, das Rührende vom Schönen durchaus zu trennen, aber sehr gut kann das Schöne ohne das Rührende bestehen. Wenn also gleich diese verschiedene Ansicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künste berechtigt, so dient sie wenigstens dazu, die Principien zu Beurtheilung derselben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreissen muss, wenn man bei einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechselt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, dass sie Lust durch Unlust hervorbringen, dass sie uns also (da die Lust aus Zweckmässigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmässigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unsrer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andererseits aber aus dem Gefühl unsrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmässigkeit muss uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewusstseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, dass er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmässig für die Vernunft, und ergetzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Rührung in seiner strengen Bedeutung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Rührung kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasselbe gemässigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabei empfindet. Der Verlust eines grossen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer ; in einem Jahre erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Rührung. Der Schwache ist jederzeit ein Raub seines Schmerzens, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben so wie das Gefühl des Erhabenen zwei Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen ; also hier wie dort liegt der Zweckmässigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, dass der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehethun der Zweckwidrigkeit ist zweckmässig für unsere vernünftige Natur überhaupt, und, in so fern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmässig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmässig ist. Um zu bestimmen, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmässigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniss zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, dass die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster selbst, und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Ausserdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster sich zu bestrafen ; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmässigkeit geht uns so nah an als die moralische, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmässigkeit könnte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von Aussen, sondern durch ein inneres Princip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit.

Diese moralische Zweckmässigkeit wird am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit Andern die Oberhand behält ; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen

Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist Alles begriffen, was nicht moralisch ist, Alles, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht; also Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut als physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg : der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus diesem folgt, « dass das höchste Bewusstseyn unserer mora- » lischen Natur nur in einem gewaltsamen Zustande, » im Kampfe, erhalten werden kann, und dass das » höchste moralische Vergnügen jederzeit von Schmerz » begleitet seyn wird. »

Diejenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muss sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergetzen. Dies thut vorzugsweise die *Tragödie*, und ihr Gebiet umfasst alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmässigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmässigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniss, in welchem die moralische Zweckmässigkeit im Widerspruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder schmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmässigkeit bestimmt anzugeben. Ja vielleicht liessen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle möglichen Klassen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so dass man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen, und den Grad sowohl als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den sie sich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmässigkeit der Naturzweckmässigkeit in unserm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

Wenn wir *Hüon* und *Amanda* an den Marterpfahl gebunden sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen. Aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmässigkeit in uns in ihrem vollesten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, dass wir sogar versucht werden, uns mit dem Uebel auszusöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergetzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn *Coriolan*, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verlässt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Hass eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich gross ist es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstossen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmässig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so muss das Leben der Sittlichkeit nachstehen. « Es ist nicht nöthig, dass ich lebe, aber es ist nöthig, dass ich Rom vor dem Hunger schütze, » sagt der grosse *Pompejus*, da er nach Afrika schiffen soll, und seine Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sey.

Aber das Leben eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch ergetzend als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch ist Beides ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengeszetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmässigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewusstseyn moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmässig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Ausprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung desselben mit dem Sittengesetz, und ist Missbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muss im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muss ihm wichtiger seyn als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewusstseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuss dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmässig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die missbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäss zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange

des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterschied stattfände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewusstseyn des Rechthandelns seine Entschliessung zum Tugendhaften doch einigermassen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemählde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äussert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird; und dies geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muss, um einer höhern und allgemeinern desto gemässer zu handeln. Wäre *Coriolan*, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römischen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volscierinn gewesen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen Der Ehrerbietung gegen die Mutter stände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Kollisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Kommandant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billig untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, dass ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt, aber es reisst uns bald zu einer süssen Bewunderung hin, dass sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier *Timoleon* einen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder *Timophanes* ermorden lässt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung Alles dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem moralischen Gefühl so sehr widerstreitende Handlung begehen; aber unser Abscheu löst sich bald in die höchste Achtung der heroïschen Tugend auf, die ihre Ansprüche gegen jeden fremden Einfluss der Neigung behauptet, und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so frei und eben so richtig als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wir können über republikanische Pflicht mit *Timoleon* ganz verschieden denken; das ändert an unserm Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Verstand nicht auf der Seite der handelnden Person ist, aus welchen man erkennt, wie sehr wir Pflichtmässigkeit über Zweckmässigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstande erheben.

Ueber keine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden ausfallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheid darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieser Fälle vorausgesetzt werden muss. Für die Meisten ist es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefasst wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (in so fern sie instinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchste Zweckmässigkeit erkennen, dem grossen Haufen als ein empörender Widerspruch erscheinen, obgleich beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, dass die Rührung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gezetzes erwarten lässt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiss, Vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Mass der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so grosser Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die hässlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmässigkeit, in so fern es der tragischen Rührung und unserer Lust an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es sind dessenungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmässigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergetzen scheint. Die höchste Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergetzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, dass wir Alles auf die moralische Zweckmässigkeit beziehen, aufs Feurigste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmässigkeit, und seinen Einfluss auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmässigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir geniessen dieses Vergnügen rein, so lange wir uns keines sittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Eben so, wie wir uns an dem verstandähnlichen Instinkt der Thiere, an dem Kunstfleiss der Bienen u dgl. ergetzen, ohne diese Naturzweckmässigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmässigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabei denken als das Verhältniss der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, dass es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch so grosse Verstandeszweckmässigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, dass dieser *Richard III., dieser Jago, dieser Lovelace* Menschen sind; sonst wird sich unsre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln.

Dass wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, dass das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabei festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuss der moralischen Zweckmässigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche *Lovelace Clarissens* Tugend legt; je bärter die Proben sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherm Glanz sehen wir die moralische Zweckmässigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. Hingegen rechnen wir dem konsequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, dass es sich nothwendig in ihm regen musste, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer grossen Zweckmässigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, dass eine zweckmässige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmässigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der *Clarissa* entlässt. Die höchste Verstandeszweckmässigkeit, die wir in dem Verführungsplane des *Lovelace* unfreiwillig bewundern mussten, wird durch die Vernunftzweckmässigkeit, welche *Clarissa* diesem furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegensetzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuss beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

In so fern sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmässigkeit zu einem lebendigen Bewusstseyn zu bringen; in so fern er also die Mittel zu diesem Zwecke verständig wählt und anwendet, muss er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moralische und durch die Naturzweckmässigkeit ergetzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der grosse Haufe erleidet gleischsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bei denen der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmässigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack, aber man hüte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluss von beiden glücklich besiegen, ist der höchste Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen sind unsere Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem am nächsten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, so auch hier, diesem Muster nach.

UEBER
DIE TRAGISCHE KUNST. *)

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsere Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas Ergetzendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, dass der unangenehme Affekt den grössern Reiz für uns habe, und also die Lust am Affekt mit seinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unserer Natur, dass uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt; dass wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens, mit gleichen Kräften weggestossen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abenteuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto grösserer, jemehr uns dabei die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äussert sich diese Regung bei Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meersturm, der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, würde unsere Phantasie eben so stark ergetzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem *Lucrez* zu glauben, dass diese naturliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Lust der gestillten Rachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuschauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, so rührt dies nicht daher, dass dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, dass er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen oder von den Gesetzen des Anstands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überlässt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muss also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anstand nehmen, ein Gesetz für die

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahr 1792 findet sich dieser Aufsatz zuerst.

ganze Gattung darauf zu gründen, so gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an schmerzhaften Rührungen ausser Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends ist, ergetzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Fortschritten einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines physischen Leidens oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, lässt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz eine nur desto süssere Lust empfinden. Das Interesse ist allgemein, mit dem wir bei Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicherweise gilt dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unserm Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besizt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für sich gewährt. So ist bei demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dessen ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuss, so würden Hazardspiele ungleich weniger Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergetzen. Dadurch aber wird nicht gesagt, dass die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für *diese* Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen, und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, so wie die Lust bei den angenehmen aus eben diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniss nun, in welchem die sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns stattfindet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesetzgebung der Vernunft unterworfen und also in unsrer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so leuchtet ein, dass es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen sollen. Dieser wird in eben dem Masse schwächer seyn, als der moralische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bei einem Menschen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an sein individuelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze vermindert wird. Ein solcher Mensch wird also im Zustand des Affekts die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er desto mehr auf das Verhältniss merken, in welchem eben dieser Gegenstand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfänglicher für die Lust seyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit mischt. Eine solche Verfassung des Gemüths ist am fähigsten, das Vergnügen des Mitleids zu geniessen, und selbst den ursprünglichen Affekt in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie, welche durch stäte Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des grossen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt sie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu trennen, geniessen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerschein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist grösser, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben voraussetzen; also wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, dass sie nicht aus der ersten Quelle entsprang, muss nothwendig aus der zweiten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflösungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen, als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Vielen ist das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsamkeit, Andern die Lust an starkbeschäftigten Kräften, lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar günstiger sein müsste. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unsrer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortrefflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick

des mitleidenden Subjekts auf sich selbst, können die Lust au Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, der Schmerz eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuss freilich nicht; aber desswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als dass gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischen Leiden erzeugt.

Diese Kraft nun ist keine andere als die Vernunft, und in so fern die freie Wirksamkeit derselben, als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Namen der Thätigkeit verdient, in so fern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt : in so fern ist es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unser Vergnügen an traurigen Rührungen seinen Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der erstern, und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des letztern, was diesem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat also etwas Ergetzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leistet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewusstseyn seiner vernünftigen Natur äussert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmässigste für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendste; er muss also mit einem vorzüglichen Grad von Lust verknüpft seyn.*) In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affekt, und die Lust an demselben muss die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn; für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachlässigen, das in der traurigen Rührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck setzt, heisst die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese blos zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

*) Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwei entgegengesetzte Ursachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern; wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder wenn es so stark erregt wird, dass der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, dass unser Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen, und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bei jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergetzend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmässigkeit leitet. Auf das Verhältniss dieser beiden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von grösserer Wichtigkeit als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses nun objektiv von der menschlichen Gattung überhaupt, oder blos subjectiv von besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks zu stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verchiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affekt, und jedes andere Gefühl muss ihm weichen. So schwächt es jederzeit unsern Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat, oder sich auch aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demselben zu ziehen weiss. Unserm Antheil an dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern misshandelten Lear schadet es nicht wenig, dass dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem *Kronegk*'schen Trauerspiel Olynth und Sophronia, kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsere Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch *Olynth* sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsere Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Grösse des Leidens von der Grösse der Bosheit herzuleiten. *Shakespeare's* Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Roxolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil

versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entspringt dasselbe nicht aus moralischen Quellen, sondern von äusserlichen Dingen, die weder Willen haben noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum Wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrigkeit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmässigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dies kann nur dann geschehen, wenn der Letztere weder unsern Hass noch unsere Verachtung erregt, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, dass der taurische König, der Einzige, der den Wünschen Orests und seiner Schwester im Wege steht, nie unsere Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden blos von der Vorstellung herrührt, dass man Leiden erweckte. Von dieser Art ist die Situation Ximenens und Roderichs im Cid des *Peter Corneille*, unstreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Ximenen, der Tochter des Erschlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, dieses Unglück herbeizurufen. Beide also gewinnen unsere höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen; beide entflammen unser Mitleid aufs Höchste, weil sie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der sie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid so wenig durch widrige Gefühle gestört, dass es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; blos die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unsere sympathetische Lust noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch schon dadurch gewonnen wird, dass unser Unwille über diese Zweckwidrigkeit kein moraliches Wesen betrifft, sondern an den unschädlichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie sich selbst bestimmende Wesen. Dies ist es, was uns auch in den vortrefflichsten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig lässt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, löst sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dies geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewusstseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmässigkeit im grossen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird blos ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falles aufzusuchen, und den einzelnen Misslaut in der grossen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion, noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voran leuchtete. Der neuern Kunst, welche den Vortheil geniesst, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müssen wir Neure wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu grosse Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, dass die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von der Beziehung des Affekts selbst auf unsere Sittlichkeit, seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniss vorausgesetzt, welches das Verhältniss der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muss nothwendiger Weise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fliesst; so wie Alles, was dieser letztern in unserm Gemüth einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsere Sinnlichkeit erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig lässt, den mitgetheilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist geschickter, sie in ihre Schranken zurückzuweisen, als der Beistand übersinnlicher, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft, wie an geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der grosse

Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildeten Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, den schon die Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des blossen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und in seine Freiheit wieder eingesetzt zu werden.

So viel von den Ursachen, welche unser Mitleid einschränken, und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege stehen. Jetzt sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern richtet sich auch der Grad der erstern.

1) Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlichkeit gereizt, desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefordert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwei verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günstig sind. Ungleich stärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unserer Einbildungskraft auf, und dringen, da sie unsere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Besondere erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondere erkannt, also schon durch diese nothwendige Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft versetzt uns auch die erzählende Darstellung aus dem Gemüthszustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid so nothwendige Täuschung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Person sich vordringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affekt; dies ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergisst, und der sprechenden Person Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unserer neuern Tragödien frei seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Versinnlichung sind also nöthig, unsern Vorstellungen von Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen lässt, ist das Mitleid nothwendig; wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und grösser die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines Andern in ihm nachempfinden sollen, alle inneren Bedingungen zu diesem Affekt in uns selbst vorhanden seyn, damit die äussere Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äussern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, in so fern diese nothwendig und allgemein ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsere sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt werden; selbst unsere Erkenntnissvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst, und ist eben darum am tauglichsten, einen allgemeinen und sichern Massstab dieser Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir mit unsrer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unsrer eignen Gedankenreihe schon in gewisser Verwandtschaft steht, welche von unserm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefasst wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unsers Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich unbeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung blos Wahrheit für uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterspruch des ersten *Brutus*, der Selbstmord des *Cato* subjektive Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer fliessen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muss man eine römische Gesinnung besitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig seyn. Hingegen braucht man blos Mensch überhaupt zu seyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines *Leonidas*, durch die ruhige Ergebung eines *Aristides*, durch den freiwilligen Tod eines *Sokrates* in eine hohe Rührung versetzt, um durch den schrecklichen Glückswechsel eines *Darius* zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen räumen wir, im Gegensatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjekte übereinstimmen, und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens ist die subjektive wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen geht, darum nicht mit willkürlichen zu verwechseln. Zuletzt fliesst auch das subjektive Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche blos durch besondere Umstände besonders bestimmt ward, und beide sind nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschliessung des *Cato* könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil sie noch andere Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit grosser intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das blos Menschliche in menschlichen Ver-

hältnissen, stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der Allgemeinheit derselben versichert ist.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von Aussen gegeben werden muss, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muss in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich der noch so römisch gesinnte Zuschauer den Seelenzustand des *Cato* zu eigen machen, wenn er die letzte Entschliessung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muss er diese Entschliessung nicht blos in der Seele des Römers, auch in den Umständen gegründet finden, so muss ihm die äussere sowohl als innere Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, so darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluss des Römers als nothwendig anschliesst. Ueberhaupt ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umstände, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äussern und innern Bedingungen der Affekt entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie *Cato* würden gehandelt haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in *Cato's* ganze äussere Lage hineindenken, und dann erst sind wir befugt, unsere Empfindungen gegen die seinigen zu halten, einen Schluss auf die Aehnlichkeit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen.

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihrem Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniss ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlasst werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner versinnlichter Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt werden soll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen uns zu befreien, und allzuleicht verschwindet die zum Mitleid so unentbehrliche Täuschung. Das Gemüth muss also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt, und der Freiheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entreissen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äussert sich die rückwirkende Kraft der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuss, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn also das Gemüth, seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter zu erneuern Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser Wechsel frischt die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermögen zum verhältnissmässigen Widerstand. Unaufhörlich muss dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das grosse Geheimniss der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmässige Verknüpfung mehrerer, diesen Vorstellungen entsprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Haupthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreissbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerstrahl des Schreckens und der Furcht auf Einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, dass er sie nur allmälig und gradweise rührte.

Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Untersuchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Rührung zum Grunde liegen. Erstlich muss der Gegenstand unsers Mitleids zu unsrer Gattung im ganzen Sinn dieses Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen seyn. Zweitens muss uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt, und zwar drittens sinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der Dichtkunst, welche blos erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; unmittelbar, ohne Einmischung eines Dritten. Die Epopöe, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzähler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählenden Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatischen machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht blos die

Empfindungen und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus denen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äussern, stellt sie nachahmend dar; dies unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch besondere Umstände bedingte Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eigenen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so fern sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich blos auf Darstellungen von Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniss, wie tragisch es auch seyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmässig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Theilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, dass wir selbst bei gleichen Umständen eben so würden gelitten und eben so gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, dass wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, dass wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äusserer Umstände hervorfliessen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des *Oedipus*, die Eifersucht des *Othello*. So kann auch allein der grosse Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensqualen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit eines Glücklichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geistes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Diese also desto dringender aufzufordern, muss der tragische Künstler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieser muss er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegengesetzt. Das Letzte würde sie seyn, wenn sie einen historischen Zweck verfolgte, wenn sie darauf ausginge, von geschehenen Dingen und von der Art ihres Geschehens zu unterrichten. In diesem Falle müsste sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetischen Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergetzen. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung frei; sie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchsten Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu erreichen im Stande ist, so steht sie, ihrer historischen Freiheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So lässt sich begreifen, wie bei strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflicht losssprechen, nie einer Uebertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse sur Entschuldigung gereichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens blos zu Rührung und Ergetzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fordert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein *Tod Herrmanns*, eine *Minona*, ein *Fust von Stromberg* würden, wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bei noch so pünktlicher Befolgung des Kostüme, des Volks-und des Zeitcharakters mittelmässige Tragödien heissen.

Die Tragödie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck « Menschen » ist hier nichts weniger als müssig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschräukt ist. Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen, wie sich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen mahlt, und Menschen, welche ihnen gleichen; Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höherm Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen sollen, dass nur Menschen im vollen Sinne dieses Worts der Gegenstand desselben seyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen grossen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus sinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und solche, die sich ihm nähern, sind zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem sittlichen Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube; und von einem Leiden, von einem durchaus hülflosen Leiden, von einer absoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abscheu hinweg. Der tragische Dichter gibt also mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal

seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, liessen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; dass er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammenhängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heisst der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heisst ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniss. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben desswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschliessend vor den übrigen leistet, muss sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschliessend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der letztern besteht also im Verhältniss der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muss Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affekt am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am besten benutzt worden ist, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andere sind es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind grossmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu seyn, bemerken wir nicht einmal, dass wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst (denn das ist sie, die zu dem göttlichen Theil unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? — Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmässigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

ZERSTREUTE BETRACHTUNGEN

ÜBER VERSCHIEDENE

ÄSTHETISCHE GEGENSTÄNDE. *)

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererlei Klassen bringen, die sowohl nach ihrer *objektiven* Verschiedenheit als nach ihrer verschiedenen *subjektiven* Beziehung auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht blos der *Stärke*, sondern auch dem *Werth* nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das *Angenehme*, *das Gute*, *das Erhabene* und das *Schöne*. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst *eigen*. Das Angenehme ist ihrer nicht *würdig*, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder praktisch, kann oder darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das *Angenehme* vergnügt blos die *Sinne*, und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der blossen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das *Schöne* gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das *Gute*, kann man sagen, gefällt durch die blosse *vernunftgemässe* Form, das Schöne durch *vernunftähnliche* Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird *gedacht*, das Schöne *betrachtet*, das Angenehme blos *gefühlt*. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anschauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem *Guten* und dem *Angenehmen* fällt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsere Erkenntniss, weil es einen Begriff von seinem Objekt verschafft und voraussetzt; der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem *wir* uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniss seines Objekts hervor, und gründet sich auch auf keines. Es ist blos dadurch angenehm, dass es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, ist eine warme Luft angenehm; eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beiden

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz erschien zuerst im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahr 1795.

Fällen aber wird man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive ist von *uns* völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmässig, vernünftig, vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, dass wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gegen sein Objekt verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objekts, sondern entsteht erst aus dem Verhältniss eines Objekts zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinnes ist eine nothwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, *ist* nur, weil es *empfunden* wird; das Gute hingegen *wird empfunden*, weil es *ist*.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so gross er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, dass es immer den Sinnen muss vorgehalten werden, dass es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darin gleich, dass es keine Erkenntniss von seinem Objekt verschafft noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die *Form* seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt blos, in so fern dasselbe zugleich sinnlich ist; aber es gefällt auch dem sinnlichen nur, in so fern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht blos dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem *Guten* ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder praktischen, Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung missbilligen, und doch die Zweckmässigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüsse verachten, die der Wollüstling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Konsequenz seiner Grundsätze loben. Was uns blos durch seine Form gefällt, ist gut, und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn seine Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erste, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung einflössen.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, dass ein Gegenstand hässlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich, und doch angenehm seyn, doch den Sinnen gefallen könne; dass ein Gegenstand die Sinne empören, und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; dass ein Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die Ursache ist, weil bei allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessirt ist.

Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch nicht erschöpft; denn es gibt Gegenstände, die zugleich hässlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig, sind, und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, dass wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuss derselben zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriss der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objekte umkleidet — Alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergetzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelöst in süsse Empfindungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der Harmonie der Farben, der Gestalten und Töne auf das Angenehmste gerührt werden, ergetzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle anderen Töne überstimmt und schweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das Widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen, wie er einschlägt, ja wir fangen an zu fürchten, dass er auch uns treffen möchte. Nichts desto weniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtbaren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstösst, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche *Lust* nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher *verderblich* als *gut*, (wenigstens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden), es ist eher hässlich als schön, denn Finsterniss kann als Beraubung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widersprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den blossen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angespannt und dann eben so gewaltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Missfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachsener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erdhaufen hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so dass dasselbe Verhältniss zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Grossen

beibehalten wird. Anfangs wird das Missvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn seine zunehmende Grösse nur bemerkbarer, nur störender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrössern, so wird das Missvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren, und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, dass es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu fassen, so ist er uns mehr werth als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, dass es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein grosser Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Grösse einflösste, merklich geschwächt werden; etwas Aehnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit Diesem Berge haben wir nun Anfangs keine andere Operation vorgenommen, als dass wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, *grösser* machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einen gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen, Gegenstand in einem Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir diesen grossen Gegenstand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Grösse *subjektiv* verringert, theils dadurch, dass wir die Aufmerksamkeit, des Auges zertheilten, theils dadurch, dass wir demselben in den daneben gestellten kleinern Bergen ein Mass verschafften, womit es die Grösse des Berges desto leichter beherrschen konnte. *Grösse* und *Schreckbarkeit* können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich hässlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie aus dem Orcus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein scheusslich verzerrtes Gesicht, hagere Figuren, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, empören unsere Sinne eben so sehr, als sie unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgestellt werden, wie sie den Muttermörder *Orestes* verfolgen, wie sie die Fackel in ihren Händen schwingen, und ihn rastlos von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweilen wir mit einem angenehmen Grausen bei dieser Vorstellung. Aber nicht blos die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die Furien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrigen Handlungen, der wirckliche Actus eines Verbrechers, kann uns in der Darstellung gefallen. Die *Medea* des griechischen Trauerspiels, *Klytemnestra*, die ihren Gemahl ermordet, *Orest*, der seine Mutter tödtet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, dass uns gleichgültige, ja selbstwidrige und abschreckende Gegenstände zu interessiren anfangen, sobald sie sich entweder dem *Ungeheuern* oder dem *Schrecklichen* nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im Geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner, nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrössern, dass er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein hässlicher Mensch wird noch hässlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen *wüthenden* Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns *in der Natur* zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der *Kunst* so viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen grosser Unglücksfälle so viel Geschmack finden lässt — Alles dies beweist für eine *vierte Quelle von Lust*, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind.

Alle bisher angeführten Beispiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die sie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von etwas, « das entweder unsere sinnliche Fassungs- » kraft oder unsere sinnliche Widerstehungskraft *über-* » *schreitet*, oder zu überschreiten droht, » jedoch ohne diese Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Bestrebung zum Erkenntniss oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannigfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zusammen zu fassen unser anschauendes Vermögen bis an seine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich *darbietet* und *entzieht*, und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen; oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser *Daseyn* selbst feindlich aufzustehen scheint, uns gleichsam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Feierlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und indem sich in den sinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängstigung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück, und scheint sich auf ein erhöhtes Bewusstsein seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses Bewusstseyn muss schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Grosse oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüth bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des *Erhabenen*, obgleich den Gegenständen selbst objectiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie *erhebend* zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heissen soll, so muss es sich unsern sinnlichen Vermögen *entgegensetzen*. Es lassen sich aber überhaupt zwei verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unserer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäss muss es auch zwei verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objekte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniss verschaffen wollen, oder sie werden als eine *Macht* angesehen, mit der wir die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniss und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniss bei, als dass sie den gegebenen Stoff auffassen, und das Mannigfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setzen. Dieses Mannigfaltige zu unterscheiden und zu sortiren ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein gibt es ein *Verschiedenes*, für die Einbildungskraft (als Sinn) blos ein *Gleichartiges*, und es ist also blos die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erliegen, so muss dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft übersteigend seyn. Das Erhabene der Erkenntniss beruht demnach auf der Zahl oder der Grösse, und kann darum auch das mathematische heissen. *)

Von der ästhetischen Grössenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Grösse.

Er ist zweihundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, dass durch jedes dieser viererlei Urtheile, welch sich doch sämmtlich aut die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verschiedenes ausgesagt wird. In den beiden ersten Urtheilen wird der Thurm blos als ein Quantum (als eine Grösse), in den zwei übrigen wird er als ein *Magnum* (als etwas Grosses) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Grösse, so gewiss dieser eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Grössenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht blos ein *Quantum*, sondern zugleich ein *Magnum* ist.

Bei jeder Grösse denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Grösse und Grösse stattfinden, so kann er nur darin liegen, dass in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder dass die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein *Magnum*.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, heisst dieses Quantum *messen* (wenn es stätig), oder es zählen (wenn es nicht stätig ist. Auf die zum Mass genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Grösse ist ein Verhältnissbegriff.

Gegen ihr Mass gehalten, ist jede Grösse ein Magnum, und noch mehr ist sie es gegen das Mass ihres Masses, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so grosse Zahlreihe mit sich selbst wieder multipliciren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die *komparative*, aber nie auf die *absolute* Grösse stossen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern alle anderen Grössen unter sich befasst. Nichts würde uns ja hindern, dass dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Grösse lieferte, uns auch das *Duplum* derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen lässt, wie gross ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) gross, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Grösse per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen lässt, so müsste es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müsste irgend eine Einheit als höchstes und äusserstes Mass aufstellen, und was darüber hinausragt, schlechthin für gross erklären.

Dies geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir steht, sage, *er sey hoch*, ohne seine Höhe zu *bestimmen*. Ich gebe hier kein Mass der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Grösse nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch grösser anzunehmen. Mir muss also schon durch den blossen Anblick des Thurmes ein äusserstes Mass gegeben seyn, und ich muss mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: *dieser Thurm ist hoch*, auch jedem andern dieses äusserste Mass vorgeschrieben zu haben. Dieses Mass liegt also schon in dem Begriffe eines Thurmes, und es ist kein anderes als der Begriff seiner *Gattungsgrösse*.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Grösse entweder durch seine *Gattung*, (wenn es ein Werk der Natur ist), oder (wenn es ein Werk der Freiheit ist) durch die *Schranken* der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder weniger Bewusstseyn, dieses Grössenmass an; aber unsere Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Mass, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgrösse, so wird es uns gewissermassen in *Verwunderung* setzen. Wir werden überrascht, und unsere Erfahrung erweitert sich, aber in so fern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es blos bei diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Mass nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, dass es immer zutreffen muss. Ueberschreitet hingegen ein Erzeugniss der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse *Bewunderung* empfinden. Es ist hier nicht blos die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entledigung von

*) Siehe *Kants* Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.

Schranken, was uns bei einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsere Aufmerksamkeit blos bei dem *Produkte* stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die *hervorbringende* Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist, und uns also nothwendig interessiren muss. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Grösse wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir; und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn lossprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letzern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Grösse, und wenden unsern Begriff *von menschlicher Tapferkeit* als Massstab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äusserste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Grössenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Massstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Grösse eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt; die Grösse eines Thurms kann blos durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu gross, so muss es mir nothwendig missfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergetzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, dass eine Schranke erweitert, aber nicht, dass eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er *sey gross*, ohne hinzuzusetzen, *wie gross* er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Grosses, dem kein Massstab gewachsen ist; ich verschweige blos das Mass, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, dass es in seinem blossen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Grösse zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Klasse von Dingen, also doch immer *objectiv* und *logisch*, weil ich ein Verhältniss aussage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig seyn, und mein Urtheil wird in diesem Fall nur subjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgrösse, was nur die Grösse gewisser Arten ist; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts ist, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann also meine Grössenschätzung ganz *subjectiv* seyn, ob sie gleich der Form nach *objectiv*, d. i. wirkliche Verhältnissbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Riesen, und sein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerstamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Grösse entlehnte; in Patagonien hingegen wird er Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluss subjektiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Grössenschätzung, sowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft-und Tugendmass in sich, wonach er sich bei der Grössenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr grosse Anstrengung seiner Freigebigkeit halten, wenn der Grossmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das *Nichtbetrügen* für einen grossen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen diesen Fällen das Mass subjektiv ist, so ist die Messung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Mass allgemein machen, so wird die Grössenbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich wirklich mit den objektiven Massen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung haben, und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Grössenschätzung aber, sie mag nun idealisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur sur relativen und niemals zur absoluten Grösse; denn wenn ein Gegenstand auch wirklich das Mass übersteigt, welches wir als ein höchstes und äusserstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, *um wie vielmal* er es übersteige. Er ist zwar ein Grosses gegen seine Gattung, aber noch nicht das Grösstmögliche, und wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Grösse, weil diese allein den Grund eines *Vorzugs* in sich enthalten kann, da alle komparativen Grössen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäfte still zu stehen, so muss es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Grenze setzt. Mit andern Worten: die Grössenschätzung muss aufhören logisch zu seyn, sie muss ästhetisch verrichtet werden.

Wenn ich eine Grösse logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnissvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich blos an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgstellten Grösse des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas ausser mir, hier etwas in mir. Ich messe also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Grösse mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Grösse, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Grösse macht, heisst *erhaben*.

Das Erhabene der Grösse ist also keine objektive Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird, est ist bloss die Wirkung unsers eigenen Subjekts auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt *eines Theils* aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Grösse zu erreichen, *andern Theils* aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Auf das erste gründet sich die *zurückstossende*, auf das zweite die *anziehende* Kraft des Grossen und des Sinnlichunendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in unserm Subjekt erzeugt wird, so muss doch in den Objekten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine anderen Objekte uns zu diesem Gebrauch Anlass geben. Und weil wir ferner bei unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen *in den Gegenstand* legen, (wodurch wir andeuten

dass wir diese Verbindung nicht blos willkürlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meinen) so muss in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach *innere* und gibt *äussere* nothwendige Bedingungen des Mathematischerhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniss zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniss des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Grössenmass.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äussern, wenn das Grosse uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, dass sie ihr ganzes Komprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachlässlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand blos ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dies ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetischgrosse selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand *sich* zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der grosse Gegenstand gar nicht ästhetisch; ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Grossen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der blossen Auffassung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schoos der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von Weitem den grossen Naturgeist zu ahnen, der aus dem Sinnlichunermesslichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von grossen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellnng des Sinnlichunendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewusst, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterinn aller Schwachen, der *Regel*. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Grossen der Natur, so muss die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft herunter steigen. Ihre kühnen Formen muss sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfniss sind. Ihren Willen muss sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmässigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig blosse Mannigfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter, ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen lässt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab; in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freiheit sehen wir sie das Gesetz der Stätigkeit ehren *)

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematischerhabenen gehört fürs Erste, dass der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs Zweite, dass er uns das höchste sinnliche Mass, womit wir alle Grössen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erste würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen; ohne das Zweite würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Grösse, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrössen müssen ja in demselben liegen. Nichts desto weniger bemerken wir, dass oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Grössen in sich fasst. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint, und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Auge je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bei, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Grösse beruht aber darauf, dass die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande *fruchtlos* versucht, und dies kann nur dadurch geschehen, dass das höchste Grössenmass, welches sie auf Einmal deutlich fassen kann, so vielmal zu sich selbst addirt, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, dass Gegenstände von gleicher Grösse auch einen gleich

*) Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen gehabt. Dieselbe Tyrannei der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakespeare; und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so musste er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin- und herschwanken.

erhabenen Eindruck machen müssten, und dass der minder grosse diesen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Man muss sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einlässt. Unterlässt sie dieses bei dem weit grössern Gegenstand, und beobachtet es hingegen bei dem minder grossen, so kann sie von dem letztern ästhetisch gerührt, und doch gegen den ersten unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Grösse, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muss er nothwendig einen verhältnissmässig stärkern Eindruck machen, als er jenen an Grösse übertrifft.

Alle sinnlichen Grössen sind entweder im Raum (ausgedehnte Grössen) oder in der Zeit (Zahlgrössen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Grösse zugleich eine Zahlgrösse ist (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffassen müssen), so ist dennoch die Zahlgrösse selbst nur in so fern, als ich sie in eine Raumgrösse verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgrösse anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen; und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, dass die höchste Raumgrösse, die ich in Einheit zusammen fassen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Mass für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Mass für dieselbe nehme ich also doch von ausgedehnten Grössen, und auf das Mass kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns gross erscheinen soll.

Das Grosse im Raum zeigt sich entweder in *Längen* oder in *Höhen*, wozu auch die *Tiefen* gehören, denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck *profundus* auch von Höhen zu gebrauchen:

Ni faceret, maria ac terras cœlumque profundum
Quippe ferant rapidi secum. —

Höhen erscheinen durchaus erhabener als gleich grosse Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, dass sich das dynamisch Erhabene mit dem Anblick der erstern verbindet. Eine grosse Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts Furchtbares an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren sie unmittelbar begleitet. Soll eine grosse Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufdenken, und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermischten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlichern Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Auge fällt, unsere Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Grösse durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Massstab, unter welchem sie verliert, denn so weit sich eine Länge erstreckt, so weit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt blos der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Grösse die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht blos eine *optisch* richtige, sondern auch eine *symbolisch* wahre Vorstellung, wenn es heisst, dass der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsere sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel *fallen*, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden.

UEBER

DIE ÄSTHETISCHE ERZIEHUNG DES MENSCHEN,

IN EINER REIHE VON BRIEFEN. *)

ERSTER BRIEF.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen *über das Schöne und die Kunst* in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie grossmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich blos meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welchen Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniss für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Missbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst, als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Briefe wurden an den jetztregierenden Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben, und zuerst in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei schuldig machen, und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, dass es grösstentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkart wird die Gesetze diktiren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form und sie werden als die verjährten Anspruche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn leider muss der Verstand das Objekt des innern Sinnes erst zerstören, wenn er es *sich* zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muss er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muss in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniss, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

ZWEITER BRIEF.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens ausser der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein soviel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem Vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit, zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Cirkels, in dem man lebt, auszuschliessen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniss und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muss die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfniss erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniss, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der *Nutzen* ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreisst der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel seines Inhalts und seiner Folgen wegen, Jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so muss er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessiren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht blos seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktiren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müsste es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so grossen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Dass ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht blos mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, dass diese Materie weit weniger dem Bedürfniss als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja dass man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muss, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne

dass ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

DRITTER BRIEF.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, dass er bei dem nicht stille steht, was die blosse Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus einem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach blossen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verlässt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniss der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen *Naturstand* in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von Vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluss mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmassend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher sich die Freiheit zu beugeu brauchte, und Alles muss sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heissen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die blosse Gesetzmässigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch *wirklich*, und der sittliche nur *problematisch*. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muss, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein blos mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, was er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetze fest zu halten, hätte sie unter seinen Füssen die Leiter der Natur weggezogen.

Das grosse Bedenken also ist, dass die physische Gesellschaft *in der Zeit* keinen Augenklick aufhören darf, indem die moralische *in der Idee* sich bildet, dass, um der Würde des Menschen willen, seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so lässt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muss gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während seines Umschwunges auszutauschen. Man muss also für die Fortdauer der Gesellschaft die Stütze aufsuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der selbstsüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist, und *weil er nie erscheint*, von dem Gesetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft blosser Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

VIERTER BRIEF.

Soviel ist gewiss; nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwaltung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo Alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wissen aber, dass die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und dass nur bei dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muss es Natur *seyn*, und er muss schon durch seine Triebe zu einem solchen Ver-

fahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber volkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten, und nichts desto weniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dies nur dadurch bewerkstelligt werden, dass die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Willens dieselbe bleibt, dass also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen, die grosse Aufgahbe seines Daseyns ist. *) Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentirt durch den Staat; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, dass der reine Mensch den empirischen unterdrückt, dass der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, dass das Individuum Staat *wird*, dass der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich *veredelt*.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg, denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewusstseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand ist. Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektirt er nicht im Geringsten mehr als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgibt, muss der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht blos subjektiv und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innere Wesen muss er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur in so fern wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniss zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in *dem* Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem objektiven noch so kontradiktorisch entgegen, dass nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darniedertreten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkür zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit ruht die siegende Form. *Totalität* des Charakters muss also bei einem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten*, von meinem Freund *Fichte*, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

FÜNFTER BRIEF.

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? Ich

richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemählde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht blos; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine *physische* Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die *moralische* Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeussersten des menschlichen Verfalls, nnd beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, dass die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muss seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, dass er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, so lange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? dass er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, dass das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sey; aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluss auf die Gesinnungen, dass sie vielmehr die Verderbniss durch die Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmässigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche *erste* Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende *letzte* einzuräumen. Mitten im Schosse der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verfügungen; nur unsere willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht Jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniss; die Bande des physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so dass die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und blosser Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

SECHSTER BRIEF.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: dass ich zu viel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muss uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere *blosse* Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu Statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur, und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrössert auseinander, aber nicht dadurch, dass sie sie in

Stücken riss, sondern dadurch, dass sie sie verschiedentlich misehte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrössert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, dass man von Individuum zu Individuum herumfragen muss, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äussern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht blos einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während dass die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muss es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniss der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, diesem der Alles trennende Verstand seine Formen ertheilte.

Die Kultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriss auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfingen mit Misstrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, dass die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber, anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoss, und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebsoser Theile ein moralisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurde jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuss wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und, anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er blos zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbsthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniss leitet sicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Massstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier gleichgültig gegen den Charakter nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die grösste Verfinsterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich die einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so groben Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erlässt — darf es uns da nicht wundern, dass die übrigen Anlagen des Gemüths vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, dass das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmässige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muss schon kein gemeiner Kopf seyn, um unbeschadet seines Berufs für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniss des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, dass er sich leichter dazu entschliessen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und so wird denn allmälig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakte des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Klassifizirung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie suletzt ganz nnd gar aus den Augen, indem er sie mit einem blossen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist), in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei *mehr* ist, gehasst und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von Innen und Aussen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, musste er ein Fremd-

ling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, musste das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegenstrebende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schäzten, und die Regeln *seines* Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine musste einer leeren Subtilität, der andere einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht blos auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, dass die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muss aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein *kaltes* Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein *enges* Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeit-Charakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gern will ich Ihnen eingestehen, dass, so wenig es auch den Individuen bei dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden musste, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniss zu streben; auch nicht höher steigen, weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mussten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonism der Kräfte ist das grosse Instrument der Kultur, aber auch nur das Instrument; denn so lange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, dass in dem Menschen einzelne Kräfte sich isoliren, und einer ausschliessenden Gesetzgebung anmassen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthigt sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniss zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, dass wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiss es ist, dass alle menschlichen Individuen zusammen genommen mit der Schkraft, welche die Natur ihnen erheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähen, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, dass die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muss, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu läugnen, dass die Individuen, welche sie trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar ausserordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniss ständen wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht, in einem seligen Müssiggange, seiner moralischen Gesundheit warten, und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muss also falsch seyn, dass die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahinstrebte, so muss es bei uns stehen, diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

SIEBENTER BRIEF.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlasst, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müsste selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten mich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, so muss man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muss der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Konflikt blinder Triebe, fürs Erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muss in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muss die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos misbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Gründsätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche umd physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthum auslöscht.

Der Charakter der Zeit muss sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grnndsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen *Kuratel* zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

ACHTER BRIEF.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während dass sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall Preis gegeben seyn? Der Konflikt blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauhen Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen, und so wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz heruntersteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muss es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muss sie selbst erst *zur Kraft* werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen *Trieb* aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dies nicht an dem Verstande, der sich nicht zu entschleiern wusste, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloss, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe bei allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heisst, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preis gegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoss der Natur zurück — woran liegt es, dass wir noch immer Barbaren sind?

Es muss also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch

wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung lässt der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süssen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als dass er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauern Mühe des Denkens entgeht, lässt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, dass sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die Andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntnis zerstreuen soll, haben sie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müssten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, dass alle Aufklärung des Verstandes nur in so fern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfliesst; sie geht auch gewissermassen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muss geöffnet werden. Ausbildnng des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniss der Zeit, nicht blos weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

NEUNTER BRIEF.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müsste also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniss rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchen alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrebt haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.

Von Allem, was positiv ist, und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten *Immunität* von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als dass beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmack von dem beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen, und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehen; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie *Agamemnons* Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniss der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines *Nero* und *Commodus* beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur *überlebte*, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniss. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Massstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal

zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugiessen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen! Weiss er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muss. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edlen Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die *Richtung* zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwickelung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muss es, es ist schon gefallen, sobald du gewiss bist, dass es sich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äussern Menschen muss es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, dass nicht blos der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, dass nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier musst du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müssiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

ZEHNTER BRIEF.

Sie sind also mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, dass sich der Mensch auf zwei entgegengesetzen Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, dass unser Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden sey. Von dieser doppelten Verwirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beiden entgegengesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen, und in dem Barbaren dieselbe in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und auflösen — und wenn sie nicht wirklich Beides leistet, wie kann ein so grosser Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftigerweise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruss die Behauptung hören müssen, dass das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so dass es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstandes, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich zuversichtlich genug auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwickelung erreichte, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch austeren Charakter büssen. Nichts desto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen, oder doch die Rechtmässigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vortheilhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die blos darum die Grazien schmähen, weil sie nie ihre Gunst erfuhren. Sie, die keinen andern Massstab des Werthes kennen, als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äussern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der

schönen Kultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen zu setzen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Bestechung, alle Feinheit im Umgange als Verstellung, alle Delikatesse und Grosshcit im Betragen als Ueberspannung und Affektation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, dass er als Gesellschafter alle Cirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt; während dass Er das Schlachtopfer des Fleisses, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das geniale Geheimniss, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüstet sind. « Es ist nicht zu läugnen, » sagen sie, « die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist blos die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort, werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird blos deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemählden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen, und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen, dass jetzt die Schönheit dem Umgang Gesetze gibt, den sonst die Wahrheit regierte, und dass der äussere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst gefesselt seyn sollte. Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehen, die sich mit einer schönen Hülle vertragen. » In der That muss es Nachdenken erregen, dass man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, dass ein hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultnr bei einem Volke mit politischer Freiheit, und bürgerlicher Tugend, dass schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.

So lange *Athen* und *Sparta* ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, dass die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, dass es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniss schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters, als für denselben zeugt. Als unter dem *Perikles* und *Alexander* das goldene Alter der Künste herbeikam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines *Sokrates*, und die Tugend in dem Leben eines *Phocion*. Die *Römer*, wissen wir, mussten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen und, durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität des Charakters triumphiren sehen. Aber den *Arabern* ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbasiden erschlafft war. In dem neuern *Italien* zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neueren Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demselben Verhältniss zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsere Augen richten, da finden wir, dass Geschmack und Freiheit einander fliehen, und dass die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirksamste Feder alles Grossen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch so grosser, Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluss der Schönheit lehren so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die *Erfahrung* der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen lässt, und ehe man ihrem Zeugniss Gewicht einräumte, müsste erst ausser Zweifel gesetzt seyn, dass es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszusetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung; weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heisst, mit Recht diesen Namen führe.

Dieser reine *Vernunftbegriff* der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müsste also — weil es aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlich-vernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müsste sich als eine nothwendige Bedingung dar Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir also uns nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren

individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniss, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

EILFTER BRIEF.

Wenn die Abstraktion so hoch, als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen, bei denen sie stillestehen und ihre Grenzen bekennen muss. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine *Person*, das Wechselnde seinen *Zustand*.

Person und Zustand — das Selbst nnd seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und Dasselbe denken, sind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustands beharret die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch, aber *wir* sind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subjekt allein beharren *mit der* Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie *aus* der Persönlichkeit fliessen. Alles, *was* die Gottheit ist, ist sie deswegen, *weil* sie ist; sie ist folglich Alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das Letztere, so müsste die Person sich verändern; wäre das Erstere, so müsste der Zustand beharren; also in jedem Falle entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, sind wir; nicht weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil ausser uns noch etwas Anderes ist.

Die Person also muss ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fliessen, und so hätten wir denn fürs Erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die *Freiheit*. Der Zustand muss einen Grund haben: er muss, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, *erfolgen;* und so hätten wir fürs Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die *Zeit*. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens, ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, dass etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muss. Etwas muss sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Dass der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muss also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heisst, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. — Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muss der Mensch erst *empfangen*, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniss, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, *existirt* er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit nicht *werden* kann, so muss man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den *Sinnen*.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist blos die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeusserung; und so lange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als das sie ihn, der ohne sie blos Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, dass sie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er blos empfindet, blos begehrt und aus blosser Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen blos den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht blos Welt zu seyn, muss er der Materie Form ertheilen, um nicht blos Form zu seyn, muss er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erschafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet, und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fliessen nun zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen, die zwei Fundamental-

Gesetze der sinnlich vernünftigen Natur. Das erste dringt auf absolute *Realität:* er soll Alles zur Welt machen, was blos Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen: das zweite dringt auf absolute *Formalität:* er soll Alles in sich vertilgen, was blos Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles Innere veräussern und alles Aeussere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

ZWÖLFTER BRIEF.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige *in uns* zur Wirklichkeit zu bringen, und das Wirkliche *ausser uns* dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt. Der erste dieser Triebe, den ich den *sinnlichen* nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heisst hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieser Trieb, dass Veränderung sey, dass die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der blos erfüllten Zeit heisst Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit ist, *nacheinander* ist, so wird dadurch, dass Etwas ist, alles Andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicherweise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also dieser Trieb ausschliessend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Grössen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreisst. *)

So weit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freilich der sinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreissbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abstraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen sieghaft entgegen, aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unserer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unseres Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den *Formtrieb* nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Da nun die letztere als absolute und untheilbare Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, *da wir in alle Ewigkeit wir sind,* so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muss; er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfasst mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, dass das Wirkliche nothwendig und ewig, und dass das Ewige und Nothwendige wirklich sey; mit andern Worten; er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur *Fälle* macht, so gibt der andere *Gesetze;* Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, dass wir einen Gegenstand erkennen, dass wir einem Zustande unsers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder dass wir aus Erkenntnissen handeln, dass wir das Objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reissen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit, zu. Das Gefühl kann blos sagen: das ist wahr *für dieses Subjekt* und *in diesem Moment,* und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: *das ist,* so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann blos sagen: das ist für *dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniss* gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniss wird die Veränderung mit sich fortreissen, und, was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstande deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: *das soll seyn,* so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Grössen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer *Ideen-Einheit* erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich fasst. Wir sind bei dieser Ope-

*) Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: *ausser sich seyn*, das heisst ausser seinem Ich seyn. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Jeder ausser sich, so lange er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man eben so richtig: *in sich gehen*, das heisst, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, sagt man nicht: er ist ausser sich, sondern: *er ist von sich*, d. h. er ist seinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, blos *bei* sich, welches sehr gut mit dem Aussersichseyn bestehen kann.

ration nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsere That.

DREIZEHNTER BRIEF.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegengesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter *Grundtrieb*, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radikale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre *Tendenzen* widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in *denselben Objekten*, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander stossen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, dass sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke: dass ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, dass mit der Person sich auch der Zustand fixire, dass Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie dessungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst missverstehen, und ihre Sphären verwirren *).

*(Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als dass man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt *unterordnet*. Daraus aber kann blos Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muss allerdings seyn, aber wechselseitig: denn, wenn gleich die Schranken nie das Absolute begründen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiss, dass das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, dass der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien sind einander also zugleich subordinirt und koordinirt, d. h. sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinander gesetzt in *Fichte's* Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794). Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht; aber dass sie ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offenbaren könne, wissen wir gewiss: in diesem Reiche also wird die Materie nicht blos *unter* der Form, sondern auch *neben* der Form, und unabhängig von derselben, etwas zu bestimmen haben. So nothwendig es also ist, dass das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, dass die Vernunft im Gebiet des Gefühls sich nichts zu bestimmen anmasse. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuspricht, schliesst man das andere davon aus, und setzt jedem eine Grenze, die nicht anders *als zum Nachtheile beider* überschritten werden kann.

In einer Transcendental-Philosophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man sich gar leicht, das Materielle sich blos als Hinderniss zu denken, und die Sinnlichkeit, weil sie gerade bei *diesem* Geschäfte im Wege steht, in einem nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzustellen. Eine solche Vorstellungsart liegt zwar auf keine Weise im *Geiste* des Kantischen Systems, aber im Buchstaben desselben könnte sie gar wohl liegen.

*) Der schlimme Einfluss einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fallt Jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluss einer überwiegenden Rationalität auf unsere Erkenntniss und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher, aus der grossen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welchen den Schaden einer der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsere Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar die, dass wir in unserer Naturlehre, wie in unserer Moral, nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsere That.

Ueber diese zu wachen, und einem jeden dieser beiden Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der *Kultur*, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist, und nicht blos den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: *erstlich:* die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; *zweitens:* die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, grösstmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, grösstmöglichste Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Ersscheinungen darbietet, desto mehr Welt *ergreift* der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt *begreift* der Mensch, desto mehr Form schafft er ausser sich. Seine Kultur wird also darin bestehen; *erstlich:* dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs Höchste zu treiben: *zweitens:* dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniss nun kann der Mensch *umkehren*, und dadurch auf eine zweifache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie *Er selbst;* in dem zweiten wird er nie *etwas Anderes* seyn; mithin eben darum in beiden Fällen *keines von beiden*, folglich — Null seyn. *)

Wird nämlich der sinnliche Trieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Person, so hört sie in demselben Verhältnisse auf,

fenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bei denen sich, sobald sie konstitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsere Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, sich *gegen uns herein* zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft *gegen sie heraus* streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erscheinungen stösst, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, dass so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Leute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsere praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unserer Begierden, oder durch die Rigidität unserer Grundsätze, mehr durch den Egoism unserer Sinne, oder durch den Egoism unserer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muss. Wie können wir, bei noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen Andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir uns selbst geben, in demselben Masse unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu befestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bei aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen; denn freilich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht denn auch grösstentheils das, was man *einen Menschen formiren* nennt; und zwar im besten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern nicht blos des äussern Menschen bedeutet. Ein so formirter Mensch wird freilich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen: er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit *von Aussen* wird ihm eben so wenig als die Menschheit *von Innen* beikommen können.

Es ist ein sehr verderblicher Missbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menschen, und in den Fällen, wo man für sie wirken soll, in seiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieses zur Härte und Kaltsinnigkeit führen. Man macht sich freilich seine gesellschaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem *wirklichen* Menschen, der unsere Hülfe auffordert, in Gedanken den *Ideal-Menschen* unterschiebt, der sich wahrscheinlich selbst helfen könnte. Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meistens wird der gegen Andere weiche Mensch es auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen Andere seyn; weich gegen sich und streng gegen Andere ist der verächtlichste Charakter.

Objekt zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inhalt der Zeit ist, so ist Er nicht, und *er hat* folglich auch keinen Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heisst, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniss auf, selbstständige Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Mensch nur Form *ist, so hat er* keine Form; und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit Einem Wort, nur insofern er selbstständig ist, ist Realität ausser ihm, ist er empfänglich; nur insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung, und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, dass er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, dass er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Abspannung des sinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muss eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mässigt, und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muss dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn *nur an den Geist* darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muss ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muss mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit Einem Wort: den Stofftrieb muss die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit, oder die Natur, in seinen gehörigen Schranken halten.

VIERZEHNTER BRIEF.

Wir sind nun zum Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, dass der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniss beider Triebe ist zwar blos eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts *die Idee seiner Menschheit*, mithin ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. « Er soll nicht auf » Kosten seiner Realität nach Form, und nicht auf » Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr » soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und » das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. » Er soll sich einer Welt gegenüberstellen, weil er » Person ist, und soll Person seyn, weil ihm eine Welt

» gegenübersteht. Er soll empfinden, weil er sich bewusst ist, und soll sich bewusst seyn, weil er empfindet. » — Dass er dieser Idee wirklich gemäss, folglich in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, so lange er nur einen dieser beiden Triebe ausschliessend, oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn so lange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniss. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung *zugleich* machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewusst würde, und sein Daseyn empfände, wo er sich zugleich als Materie fühlte, und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner *ausgeführten Bestimmung*, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, dass Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der sinnliche Trieb will, dass Veränderung sey, dass die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, dass die Zeit aufgehoben, dass keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn *Spieltrieb* zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit *in der* Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der sinnliche Trieb will bestimmt *werden*, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will *selbst* bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb will also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der sinnliche Trieb schliesst aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schliesst aus dem seinigen alle Anhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschliessung der Freiheit ist aber physische, Ausschliessung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gefühl zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen. Wenn wir Jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die *Nöthigung der Natur*. Wenn wir gegen einen Andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die *Nöthigung der Vernunft*. Sobald er aber zugleich unsere Neigung interessirt und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unserer Neigung und mit unserer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der sinnliche Trieb physisch und der Formtrieb moralisch nöthigt, so lässt jener unsere formale, dieser unsere materiale Beschaffenheit zufällig; das heisst, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unserer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unsere formale und unsere materiale Beschaffenheit, zugleich unsere Vollkommenheit und unsere Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er *beide* zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Masse, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluss nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Masse, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen.

FÜNFZEHNTER BRIEF.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Lassen Sie es sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freierer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntere Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heisst *Leben*, in weitester Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heisst Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich fasst. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heissen können, ein Begriff der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit Einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch blos in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, dass seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. So lange wir über seine Gestalt blos denken, ist sie leblos, blosse Abstraktion; so lange wir sein Leben blos fühlen, ist es gestaltlos, blosse Impression. Nur indem seine Form in unserer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und dies wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, dass wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfordert, dass man *jene Vereinigung selbst* begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transcendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, das heisst, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muss die Forder-

ung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschliessende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet lässt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existiren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, *ob* eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. *Wie* aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschliessend Materie, noch ist er ausschliessend Geist. Die Schönheit, als Konsummation seiner Menschheit, kann also weder ausschliessend blosses Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit sie gern herabziehen möchte; noch kann sie ausschliessend blosse Gestalt seyn, wie von spekulativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophirenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniss der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist: (*) sie ist das gemeinschaftliche Objekt beider Triebe, das heisst, des Spieltriebs. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äusserlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniss befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beiden theilt, dem Zwange sowohl des einen als des andern entzogen Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen *ernst*, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit freier und ruhiger auf, so bald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, so bald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit Einem Wort: indem er mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es *klein* wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trifft, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es *leicht* wird.

Wird aber, möchten Sie *längst* schon versucht gewesen seyn, mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, dass man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich gestellt, die von jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerspricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Kultur betrachtet wird, sie auf ein *blosses Spiel* einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschliessung alles Geschmackes zusammen bestehen kann, es blos auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heisst denn ein *blosses* Spiel, nachdem wir wissen, dass unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und *nur* das Spiel es ist, was ihn vollständig macht, und seine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, *Einschränkung* nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, *Erweiterung*. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheistideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergetzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines lybischen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen.*) Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht blosses Leben und nicht blosse Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktirt. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur *spielen*, und er soll *nur mit der Schönheit* spielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt*. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine grosse und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er

*) Zum blossen Leben macht die Schönheit *Burke* in seinen phil. Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, so weit mir bekannt ist, jeder Anhänger des *dogmatischen* Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniss ablegte; unter den Künstlern *Raphael Mengs* in seinen Gedanken über den Geschmack in der Mahlerei; Anderer nicht zu gedenken. So wie in Allem hat auch in diesem Stück die *kritische* Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

*) Wenn man (um bei der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe schöne Leben des *Corso* in Rom gegen einander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegen einander zu nüanciren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinen Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur dass sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, liessen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den *Müssiggang* und die *Gleichgültigkeit* zum beneideten Loose des Götterstandes: Ein blos menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfasste, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der *Neigung* auch alle Spuren des *Willens* aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wussten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer *Juno Ludovisi* zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnet die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blösse, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in die Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

SECHSZEHNTER BRIEF.

Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichstvollkommensten Bunde und *Gleichgewicht* der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer *Schwankung* zwischen beiden Principien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit der Erfahrung hingegen wird eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch lässt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, dass von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine *auflösende*, um sowohl den sinnlichen als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine *anspannende*, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch, dass sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch, dass sie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden *wird*, das *ist in* dem Schönen der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden. Das Ideal-Schöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung *gibt* es eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisirt werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird blos *Tugenden* üben, blos *Wahrheiten* fassen, blos *glückselige Tage* geniessen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniss, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, it die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im Physichen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, dass der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, dass auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und dass die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Grosse der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, dass mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und dass auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange, entweder der Materie oder der Formen ist also die,

schmelzende Schönheit Bedürfniss, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniss, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluss des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, dass es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und dass beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniss der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehen.

SIEBENZEHNTER BRIEF.

So lange es blos darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine anderen Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen *in einem bestimmten* Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem blossen Begriff, sondern aus äussern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fliessen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehrt uns schon der blosse Inhalt derselben, dass im Ganzen nur *zwei* entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch blosse Vernunft gewiss, dass wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäss, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr fassten; nur dass sie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer *idealen* Vollkommenheit raubt, als er von seiner *individualen* Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen; sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem grossen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, dass es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein angespanntes und für ein abgespanntes Gemüth die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede *ausschliessende* Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwei verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird *erstlich*, als ruhige Form, das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird *zweitens* als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten; den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen, und dort mehr in das materielle

Leben, hier mehr in die blosse abgezogene Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschliessen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererm Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuschreiten.

ACHTZEHNTER BRIEF.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, dass es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen *mittleren Zustand* geben müsse, und dass uns die Schönheit in diesen mittlern Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der grösste Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken *unendlich* ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiss.

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heisst es, verknüpft zwei Zustände mit einander, die *einander entgegengesetzt sind,* und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so dass beide Zustände sich auf das Bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heisst es: jene zwei entgegengesetzen Zustände *verbindet* die Schönheit, und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beide Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweites Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, dass beide Zustände in einem dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als dass man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfing, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bei der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres *Gefühls* blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen *Begriff* erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterscheiden, die andern, welche den Verstand ausschliessend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der *Schönheit* erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas Anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten die Schönheit *dynamisch*, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die andern fürchten, die Schönheit *logisch,* d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstande doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die Ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben, die Andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, dass die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, dass die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der *Ausschliessung gewisser Realitäten*, sondern in der *absoluten Einschliessung aller* besteht, dass sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide gescheitert sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden *).

*) Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, dass die *sensualen* Aesthetiker, welche das Zeugniss der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der *That nach* weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie *der Einsicht* nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniss findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophiren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, *dem Resultat nach*, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erstern mag man Jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

NEUNZEHNTER BRIEF.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, nnd eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird ,ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der blossen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als blosses Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum *begrenzen;* um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze *theilen*. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch *Negation* oder Ausschliessung zur *Position* oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer blossen Ausschliessung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer blossen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, *von welchem* ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heisst urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der *Gedanke*.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns, aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen, eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, dass es dem Menschen einen Uebergang von Empfinden zum Denken bahne, so ist dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden von Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlasst werden muss, sich zu äussern, in seiner Aeusserung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, dass es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündet. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schliesst jede fremde Einwirkung aus; und nicht insofern sie beim Denken *hilft* (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), blos insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäss sich zu äussern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dies aber setzt voraus, dass die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff seines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nämlich, welches von Aussen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heisst die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Mass unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muss man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth *aus sich selbst* zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, dass wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne die er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demselben Wesen zwei so entgegengesetzte Tendenzen zusammenbestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniss als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben *ihn selbst* unterscheidet. Beide Triebe existiren und wirken zwar *in ihm*, aber er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn blos für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwickelung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine *Macht* (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuss der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewusstseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit *ausser uns* bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich, und so, wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit *in uns* unsere Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewusstseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewusst ist, wird Vernunft, das heisst absolute Konsequenz und Universalität des Bewusstseyns gefordert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der *Metaphysiker* sich die Schranken erklären kann, die der freie und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der *Physiker* die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fliessen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewusstseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für Alles, was *für den* Menschen ist, und für Alles, was *durch ihn* werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentfliehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne dass man zu sagen wüsste, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewusstseyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Ursprung liegt eben sowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unsers Erkenntnisskreises liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Mensch, vermittelst der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten Existenz, hat er durch das Selbstbewusstseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beiden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beide zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dies geschehen ist, erfolgt Alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verlässt ihn die Hand der *Natur*, und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der *Freiheit* den Ursprung *).

ZWANZIGSTER BRIEF.

Dass auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem blossen Begriff; dass aber *die Freiheit selbst* eine Wirkung der *Natur*, (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen), kein Werk des Menschen sey, dass sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch *vollständig ist*, und seine *beiden* Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muss also fehlen, so lange er unvollständig und einer von beiden Trieben ausgeschlossen ist, und muss durch Alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgibt, wiederhergestellt werden können.

Nun lässt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchen der Mensch noch nicht vollständig und einer von beiden Trieben ausschliessend in ihm thätig ist. Wir wissen, dass er anfängt mit blossem Leben, um zu endigen mit Form; dass er früher Individuum als Person ist, dass er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewusstseyn vorhergeht, und in dieser [illegible] sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluss zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freiheit.

[illegible] es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil [illegible] der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur [illegible] als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine [illegible]re Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muss also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, dass etwas anfange, was noch nicht war; es muss zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muss *einen Schritt zurückthun*, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die engegengesetzte eintreten kann. Er muss also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen,

*) Um aller Missdeutung vorzubeugen, bemerke ich, dass, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch, dass der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art; dadurch, dass er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der ersten erklären.

augenblicklich von *aller Bestimmung frei seyn*, und einen Zustand der blossen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muss er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der blossen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem grösstmöglichsten Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustande etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muss also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muss sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, dass man ihr *eine andere entgegensetzt*. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heissen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muss man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den *ästhetischen* heissen *).

*) Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemissbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre *physische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns eine Erkenntniss verschaffen; das ist ihre *logische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachter werden; das ist ihre *moralische* Beschaffenheit. Oder endlich, sie kann sich auf das Ganze unserer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn: das ist ihre *ästhetische* Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflössen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem Allem und ohne dass wir bei seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der blossen Betrachtung und durch seine blosse Erscheinungsart gefallen. In dieser letzten Quantität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht, das Ganze unserer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen, von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aesthetischen gern mit aufnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluss noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen, dass das Gemüth im ästhetischen Zustande zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Gesetzen handelt, und dass diese ästhetische Freiheit sich von der logischen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterscheidet, dass die Gesetze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, *nicht vorgestellt werden*, und, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

EIN UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, blos insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschliessend bestimmt, d. h. bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist blosse Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eignem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, dass in beiden Zuständen das Gemüth determinirt, dass der Mensch ausschliessungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der blossen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, dass beide jedes bestimmte Daseyn ausschliessen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine *leere Unendlichkeit* vorgestellt wurde, so muss die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine *erfüllte Unendlichkeit* betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs Genaueste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also *Null*, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muss man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf *Erkenntniss* und *Gesinnung* für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit Einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhän-

gen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als dass es ihm nunmehr *von Natur* wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — dass ihm die Freiheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, dass ihm durch diese einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausschliessende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freilich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muss ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden *).

Es ist also nicht blos poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferinn nennt. Denn, ob sie uns gleich die Menschheit blos möglich macht, und es im Uebrigen unserm freien Willen anheimstellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferinn, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen lässt.

ZWEI UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als *Null* betrachtet werden muss, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand *der höchsten* Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniss und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muss nothwendig auch jede einzelne Aeusserung derselben, dem Vermögen nach, in sich schliessen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muss diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeusserung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschliessend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle anderen Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besonderes Geschick, aber setzen ihm auch dafür eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äussert sich mit einer Reinheit und *Integrität*, als hätte sie von der Einwirkung äusserer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsere Denkkräfte anspannt, und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniss, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer grössern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuss ächter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probirstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuss dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dies zu einem untrüglichen Beweise, dass wir keine *rein ästhetische* Wirkung erfahren haben; es sey nun, dass es an dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks blos in seiner grössern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortrefflicher ein solches Produkt. Man kann dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen.

*) Zwar lässt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschliessungen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand ästhetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bei Andern, welche ihren Genuss mehr in das Gefühl *des ganzen Vermögens*, als einer *einzelnen* Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit grössere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, dass die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt, dass sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu grossen Rollen geboren sind.

Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuss zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuss in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Mahlereien und Bildhauerwerke unsere Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik *durch ihre Materie* noch immer in einer grössern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, *als seines Mediums*, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, *durch die Bestimmtheit seines Begriffs* an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jenem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, dass, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste *in ihrer Wirkung auf das Gemüth* einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muss Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muss Musik werden, und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung, muss uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, dass er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiss, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht blos die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muss der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniss des Meisters, *dass er den Stoff durch die Form vertilgt;* und je imposanter, anmassender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit *seiner* Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt, und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muss völlig frei und unverletzt bleiben, es muss aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolste Gegenstand muss so behandelt werden, dass wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muss so behandelt werden, dass wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf; denn *erstlich* sind es keine ganz freien Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, und *dann* wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, dass Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es blos durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder blos mit dem Verstand oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bei dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bei der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe *Element* empfänglich, muss er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuss daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch; nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser geniessen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Messiade wäre, *Erbauung* zu verlangen, so werden sie an einem Anakreontischen oder Catullischen Liede unfehlbar ein Aergerniss nehmen.

DREI UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittlern Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unseren intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch lässt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als dass man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muss ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft blos sich selbst zu verdanken haben,

und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, dass die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand, noch den Willen gebe, dass sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschliessens mische, dass sie zu beiden blos das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muss unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber dass sie dieses überhaupt nur könne — dass es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dies behaupte ich, muss durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von Aussen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muss er nothwendig erst zurückerhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder, indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder *indem er die aktive schon in sich enthält*, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er blos die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heisst, et wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, dass nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem blossen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine blosse Freiheit vollbringen, da er sich blos zu nehmen, und nicht zu geben, blos seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie sur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden soll, muss die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn gibt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und grossen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anlässe geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muss man erst seine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Helden und zum Weisen zu machen; diesen muss man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem blos physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustande zur Selbstständigkeit und Freiheit den Aufschwung nehmen können, so muss dafür gesorgt werden, dass er in keinem Momente blos Individuum sey, und blos dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muss er sich schon *innerhalb der ersten* für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im Geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen blos auf das, *was er wirkt, auf den Inhalt* seines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, dass er rein moralisch sey, dass er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letzere ist es alsog anz in seine Willkür gestellt, ob er sie blos als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beiden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmässigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt*). Mit

*) Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer *edeln* Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heisst jede Form, welche dem, was seiner Natur nach blos *dient* (blosses Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu seyn; er muss alles Andere um sich her, auch das Leblose, in Freiheit setzen. Schönheit ist aber der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des *Verstandes* in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmässigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, austatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, dass man nie *mehr* thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen Recht, wenn er blos die Beziehung meint welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich blos auf einen Zweck beziehen, *über diesen Zweck noch hinaus* ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts Anderes heissen kann, als das Physische ästhetisch ausführen) heisst zugleich *über die Pflicht hinaus* gehen, indem diese nur vorschrei-

Einem Wort: im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muss der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muss er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muss er das Gesetz seines Willens auflegen; er muss, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muss lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben zu wollen*. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkür binden, noch Vernunftgesetze Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äussern Leben gibt, schon das innere eröffnet.

VIER UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwickelung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch, als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluss der äussern Dinge oder in der freien Willkür des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem *physischen* Zustand erleidet blos die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem *ästhetischen* Zustand, und er beherrscht sie in dem *moralischen*.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu seyn, ungebunden, ohne frei zu seyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt blos Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen *in ihm* die Nothwendigkeit *ausser ihm* fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst lässt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Grösse nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie an sich reissen in der Begierde, oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stösst sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniss zur Sinnenwelt unmittelbare *Berührung*, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniss gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein . . . . .
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band.
Rath, Mässigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit *seiner* Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in Andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier sich bewusst, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andere in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schliesst ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion *ihn selbst* von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Bewusstseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur lässt sich freilich, so wie er geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist blos Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine *Würde* auf einer strengen

---

ben kann, dass der *Wille* heilig sey, nicht dass auch schon die *Natur* sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heisst edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluss wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth besitzt, was blos einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äussern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben Manche ästhetischen Ueberfluss mit einem moralischen verwechselt, und, von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsere Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfliessen muss, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

Unterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine *Glückseligkeit*. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt ernstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreissen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt emporzuführen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Missdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verlässt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die blosse Thierheit sich einschliesst, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden *Imagination* das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen blos auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blos auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Forderung blos veranlasst, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form, nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen, nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniss hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also *Sorge* und *Furcht;* beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingten Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, blos um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist blos ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch blos die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne, den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. So bald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäss, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muss der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müsste; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen *Erkenntnisskreise* nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem *Gefühlkreise* suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiss, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des *Grundlosen* wenigstens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der blinden Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern *Zweck* kennt als ihren Vortheil, und sich durch keine andere *Ursache* als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es blos verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muss es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also blos die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er blos den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung *vorhergeht,* so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen *positiven Ursprung,* und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die *Natur* hinausschreitet, und ausserhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmässigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht *von* Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und *in*

alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, blos mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniss mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, dass die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder dass sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles, und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, dass er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweiten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber keines von beiden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschliessend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

FÜNF UND ZWANZIGSTER BRIEF.

So lange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt blos leidend in sich aufnimmt, blos empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst blos Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande sie ausser sich stellt oder *betrachtet*, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen *).

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniss des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, dass sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der blossen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, lässt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des Bewusstseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die *Form* reflektirt sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch ausser ihm keine Nacht mehr: sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser grossen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Aussenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des *Zeus* versinnlichen, der das Reich des *Saturnus* endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, so lange er sie blos empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, so bald er sie denkt. Die ihn vordem nur als *Macht* beherrschte, steht jetzt als *Objekt* vor seinem Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu seyn, muss es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und so lange er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniss der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiss. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich blos einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem blossen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei Erkenntniss der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von Allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber

*) Ich erinnere noch einmal, dass diese beiden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muss man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stand sich befunden; und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen *Gegenstand flieht*, so ist er schon nicht mehr in einem blos physischen Zustand, und so lang er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch einem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des 24sten Briefs namhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniss, die wir durch die Sinne erhalten.

wenn wir uns an Erkenntnissen ergetzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne dass deswegen die Erkenntniss aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der *Schönheit* absondern zu wollen: daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, sondern beide zugleich und wechselseitig als Effekt und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den *Uebergang* von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, dass das Erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen lässt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfliesst hier so vollkommen mit den Gefühle, dass wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar *Gegenstand* für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein *Zustand unsers Subjekts*, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten; zugleich aber ist sie Leben; weil wir sie fühlen. Mit Einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere That.

Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, dass das Leiden die Thätigkeit, dass die Materie die Form, dass die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschliesse — dass mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muss hinzusetzen, sie *allein* kann es uns beweisen. Dann da beim Genuss der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe blos beweisen, dass auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht dass beide zusammen bestehen, nicht dass sie wechselseitig auf einander wirken, nicht dass sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müsste sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschliessung des Gefühls, so lange gedacht wird, und des Gedankens, so lange empfunden wird, auf eine *Unvereinbarkeit* beider Naturen schliessen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen als den, dass sie geboten ist. Da nun aber bei dem Genuss der Schönheit oder *der ästhetischen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung* und Auswechselung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die *Vereinbarkeit* beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, dass die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und dass der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Factum der Schönheit lehrt, und ist Freiheit etwas Absolutes und Uebersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon in der Schönheit geschehen ist. Es kann mit Einem Wort nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der ersten liegt, sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von blossen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

SECHS UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Da die ästhetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erst die Entstehung gibt, so ist leicht einzusehen, dass sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muss sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung losspricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniss fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich *troglodytisch* in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie *ausser sich* findet, auch nicht da, *wo* er *nomadisch* in grossen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie *in sich* findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genusse und nur der Genuss zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt, und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmass entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? So weit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am *Schein*, die Neigung zum *Putz* und zum *Spiele*.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität miteinander, dass beide nur das *Reelle* suchen, nnd für den blossen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verstand nicht unter der

Wahrheit stehen bleiben. Insofern also das Bedürfniss der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche blosse Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs Erste zeugt es von einer äussern Freiheit; denn so lange die Noth gebietet und das Bedürfniss drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniss gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen lässt, die unabhängig von einem äussern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergetzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut.

Es versteht sich von selbst, dass hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas Besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte blos Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heisst alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben, und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie blos Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dies begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen ausrüstete, die ihn blos durch den Schein zur Erkenntniss des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden;* denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. So lange der Mensch noch ein Wilder ist, geniesst er blos mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode blos dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt mit dem Auge zu geniessen und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich, so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird blos von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bei dem blossen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte sich herschreibt, so bedient er sich blos seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt, und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche *sein* Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der *Kunst des Scheins,* und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiss, desto mehr wird er nicht blos das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der *Welt des Scheins,* in dem weltlosen Reich der Einbildungskraft, und nur so lange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und so lange er im Praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, dass der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn Beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die blosse Möglichkeit wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmasst, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen lässt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur so weit er *aufrichtig* ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur so weit er *selbstständig ist* (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, dass der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn so weit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben so gut und noch ein wenig besser als eine eben so schöne blos gemahlte gefallen; aber in so weit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl: diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der schönen Kultur, in

dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schliessen—da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuss, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder « der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen » — Beides ist gern verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage : « *In wie weit darf* Schein *in der moralischen Welt seyn?* ist also die Antwort so kurz als bündig diese : *in so weit es ästhetischer Schein ist, d. h.* Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, dass der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben : dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, dass alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, dass sie dem Zeitalter nicht blos den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen ; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht blos die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmasst ; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armseligkeit zudeckt ; auch gegen den idealischen, der eine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl ; nur Schade, dass sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es missfällt ihnen, dass äusserer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdriesst sie nicht weniger, dass man auch Schein vom Verdienste fordert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erlässt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckige nnd Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluss wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art *dem Stoff an sich selbst* eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur in so fern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht dass wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dies noch lange nicht genug), sondern dass wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, dass wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht geniessen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

SIEBEN UND ZWANZIGSTER BRIEF.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Missbrauch davon machen zu können ; und würde er allgemein, so könnte dies nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Missbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muss diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben ; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt lässt der Mensch diesen lange Zeit blos seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem Letzten bedarf er einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideale sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schliessen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur *Verschönerung* seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, dass er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein (den er aber dafür erkennen muss), Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniss fordert, verlangt er Ueberfluss ; Anfangs zwar blos einen Ueberfluss des *Stoffes*,

um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuss über das gegenwärtige Bedürfniss hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluss *an dem Stoffe*, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuss über jedes Bedürfniss hinaus zu erweitern. Indem er blos für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselben voraus geniesst, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten : er geniesst *mehr*, aber er geniesst nicht *anders*. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuss zieht und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuss nich blos dem Umfang und dem Grad nach erhöhet, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müssige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand geniesst sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl, auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniss überhaupt, blos von einem bestimmten, von einem äussern Bedürfniss. Das Thier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und *es spielt*, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon *zum Theil* die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem *physischen Ernste* nimmt sie durch den Zwang des Ueberflusses oder das *physische Spiel* den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Fessel jedes Zweckes erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von Ferne schon der *freien Bewegung*, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, blos ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, blos zu seinem animalischen Leben, und beweisen blos seine Befreiung von jedem äussern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schliessen zu lassen. *) Von diesem Spiel der *freien Ideenfolge*, welches noch ganz materieller Art ist, und aus blossen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch *einer freien Form* den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muss man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum ersten Mal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlung eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber so lange rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstäte Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenstreben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heisst ihm in dieser Epoche blos, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff gibt für ein *mögliches Bilden*, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände, nicht weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm, nicht weil sie einem Bedürfniss begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, dass ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen. Anfangs zwar nur durch das, was *sein* ist, endlich durch das, was *er* ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr blos die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muss es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, widerscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr

*) Die mehrsten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren grössten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gern sich gerade die schlaffsten Seelen diesem freien Bilderstrome zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äussern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreisst, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Gesetzen handeln kann, muss sie sich schon bei ihrem reproductiven Verfahren von fremden Gesetzen frei gemacht haben. Freilich ist von der blossen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr grosser Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muss hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenwirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.

blos Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluss in das Nothwendige zu bringen, reisst sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er *schmückt* sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von Aussen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräthe, seiner Bekleidung, allmälig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und Anfangs blos den äussern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Geberdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir blos den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniss bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein grossmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstande aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniss zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muss eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muss aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehen; er muss Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Grossmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Hass merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heisst, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem *dynamischen* Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem *ethischen* Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem *ästhetischen* Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber stehen. *Freiheit zu geben durch Freiheit* ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft blos möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie blos (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniss den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen *geselligen Charakter* ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle anderen Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschliessend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle anderen Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschliessend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt de Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne geniessen wir blos als Individuen, ohne dass die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniss geniessen wir blos als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschliessen können. Das schöne allein geniessen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als *Repräsentanten* der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschliessung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergisst seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhebt; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äussersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, lässt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreissen. Die ungesellige Begierde muss ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne

lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muss ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniss unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muss auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muss sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines *Amors* gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniss, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staub, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muss sie hier um ihre Beistimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte; und wenn es wahr ist, dass der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müsste man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.

Existirt aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniss nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, und der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

UEBER

DIE NOTHWENDIGEN GRENZEN

BEIM

GEBRAUCH SCHÖNER FORMEN. *)

Der Missbrauch des Schönen und die Anmassungen der Einbildungskraft da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reissen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, dass es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns blos erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluss äussert, um bestimmen zu können, *wie weit* er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen, sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniss zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniss zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmässig und rechtmässig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluss zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sey es nun um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluss frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muss, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschliessen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muss.

Wenn wir *erkennen*, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen *Gegenstand*, auf ein Verhältniss zwischen Vorstellungen und Vorstellungen, gerichtet. Wenn wir *empfinden*, so verhalten wir uns *leidend*, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was keine bewusste Handlung des Geistes ist) ist blos auf unsern Zustand gerichtet, in so fern derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne blos empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabei auf kein Verhältniss desselben zu andern Objekten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber *von* demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustandes, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniss, selbst nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniss der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar, keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniss gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniss hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äussere Eleganz eines Menschen zur Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Esslust gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeussern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsere Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst

*) *Anmerkung des Herausgebers.* In den Horen vom Jahr 1795 erschien dieser Aufsatz zuerst.

würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muss sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich blos in der *Form* erlaubt, ohne dadurch etwas an dem *Inhalt* zu verändern, ist grossen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniss und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bei Mittheilung seiner Gedanken beabsichtigt.

Es gibt eine *wissenschaftliche* Erkenntniss, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine *populäre* Erkenntniss, welche blos auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern geradezu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit blos dem *Inhalt nach* vorzutragen, sondern auch *die Probe* der Wahrheit muss in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dies kann aber nichts Anderes heissen, als, nicht blos der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muss den Denkgesetzen gemäss seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand an einander schliessen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muss der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäss, immer nach Anschauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlass bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen *Freiheit* und erkennt dabei kein anderes Gesetz als den Zufall der Raum-und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit *Theilvorstellungen* oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge *nach ihren innern Verhältnissen* verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher *trennte*, d. h. nur durch Vorstellungen, *verbinden*. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmässigkeit, und es ist blos der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft *ganze* Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt*). Es is daher unumgänglich nöthig, dass da, wo es um strenge Konsequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freiheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniss des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muss schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschliessung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb als durch Gesetzmässigkeit im Fortschritt ihrer Willkür in Kombinationen Schranken zu setzen. Freilich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung und auf einen ernstlichen Entschluss des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluss *nicht* voraussehen lässt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, dass das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntniss Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verlässt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muss die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befasse, der nicht ausschliessend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muss, wie er sie findet, so kann er auch blos die allgemeinen Bedingungen des Denkens und blos die allgemeinen Antriebe zur Anfmerksamkeit, aber noch keine besondere *Denkfertigkeit*, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bei denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenchaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich *mit*, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überlässt es dem Verstand seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bei dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber immer *reproductiv*, (empfangene Vorstellungen erneuernd), nicht aber *productiv* (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet,

*) Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der *Beispiele* sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall sich Umstände finden, die in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, dass diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

als dass die Einbildungskraft es vergessen könnte, dass sie blos im *Dienst des Verstandes* handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer blos *didaktisch;* denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmsten Eigenschaften, *Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.*

Frei wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmässigkeit, dass die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und blos dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. *Sinnlich* wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantasie das lebendige Bild (die *ganze* Vorstellung) hingibt, wo es blos um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die Sinnliche Darstellung ist also, von der einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur *eine* Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder *eingeschränkt* und *arm*, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluss darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so gibt es doch zwischen beiden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muss die Rede einen materiellen Theil oder *Körper* haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und blos sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit, und das Bedürfniss der Phantasie ist befriedigt. Eine solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein *organisches* Produkt, wo nicht blos das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die blos wissenschaftliche Darstellung ist ein *mechanisches* Werk, wo die Theile leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniss hervorzubringen, muss die Rede einen geistigen Theil, *Bedeutung*, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theile der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während dass sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, blos durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelöst, uud der Verstand wird durch Gesetzmässigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, dass sie in einem solchen glücklichen Verhältniss zwischen äusserer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freiheit der Einbildungskraft trägt die *Individualisirung* der Gegenstände, und der figürliche oder *uneigentliche Ausdruck* das Meiste bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bedingungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugestalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkürliche Selbstherrscherinn betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesorgt ist, dass sie dem Zügel des Verstandes nie gang entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt die Freiheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sich nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem *Gesetz der Nothwendigkeit*, aber nach dem *Gesetz der Freiheit* gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfliesst, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, dass alle drei den Gedanken, um den es zu thun ist, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns also alle drei zu einer Erkenntniss verhelfen, dass aber die Art und der Grad dieser Erkenntniss bei einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als *möglich* und als *wünschenswürdig* vor, als dass er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich blos als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, dass es sich *wirklich* so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiss. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was *ist*, aber niemals was *seyn muss*. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er beweist aus unbezweifelten Gründen, dass es sich *nothwendig* so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgeht, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drei verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen

wird sich als Regel annehmen lassen, dass da, wo es nicht blos an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. *Wann* aber der populäre Ausdruck in den *schönen* übergehen darf, das entscheidet der grössere oder geringere Grad des Interesse, den man vorauszusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den *Besitz* einer Erkenntniss; der schöne Ausdruck *leiht* uns dieselbe blos zu augenblicklichem Genuss und Gebrauche. Der erste gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit sammt der Wurzel, aber freilich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns blos die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die blosse Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt sich von selbst, und ich bemerke blos, dass der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum *völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen*, die er ihm beibringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniss seines Publikums zu befriedigen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er ausstreut, so schnell, als er immer kann, *praktisch* zu machen, und dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem *Sinn* übergibt und für die *Empfindung* zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum blos aus Bedingungen übernimmt und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, schon bei demselben vorauszusetzen, richtet sich blos nach dem *Objekt* seines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen muss, sich zugleich nach den *Subjekten* zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war und wiederkommt, braucht blos Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muss sein Geschäft bei jedem Vortrag *vollenden;* jede seiner Aufführungen muss ein Ganzes für sich seyn, und ihren vollständigen Aufschluss enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller, schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt, wenn die schöne Welt Schriften ungelesen lässt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem blossen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form *aufgeopfert* worden ist, sondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigern Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bei dieser Lektüre immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die blosse Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, dass ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muss der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmässigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende soll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edleren Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Bei dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bei dem Schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens blos von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muss diese Bestimmtheit sich eher finden lassen als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmässigkeit muss da seyn, aber sie muss als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studirt wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmässigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand *insbesondere*, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflösung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bei philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriedigt werden, es sollen einzelne Resultate für ihn durchaus hervorgehen: dies ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die

strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, dass der Verstand diese Resultate nothwendig finden muss, sobald er sich nur darauf einlässt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und, wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, dass er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muss ihn freilich erst *übersetzen*, wenn er ihn verstehen will, so wie der blosse nackte Verstand, entblösst von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur und in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabiren muss. Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt, oder wer zurückbleibt. Es werden viele zurückbleiben: denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden — denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens aus — als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, dass er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen, und vermischen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichsten Sinn des Worts, *zu lehren*. Dazu ist er glücklicherweise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muss sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus; da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, blos todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniss nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, dass die Bildung dieses Vermögens bei dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das Erstere nur beobachtet worden ist, kann das Zweite keine anderen als nützliche Folgen haben. Gewiss muss man einer Wahrheit schon im hohen Grade mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muss einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, dass er sie richtig fasse, und zu behaupten weiss; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, dass er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, dass er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was *in uns selbst* schon lebendige That ist, kann es *ausser uns* werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht hervor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrirte, und wie kraftlos öfters die demonstrirtesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Erkenntniss eben das, was sie im Moralischen in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geschlecht kann und darf seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach mit dem männlichen nie die *Wissenschaft*, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die *Wahrheit* theilen. Der Mann lässt es sich noch wohl gefallen, dass sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergibt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht, und der ganze innere Bau seines Wesens gibt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heissen müsste, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren. Freilich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich ist. Aber glücklicherweise braucht es auch nur der Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, dass sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht blos nachliess, sondern verbot, muss der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so

viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterinn ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüthen und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Felde zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und lässt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und geniessen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniss zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, dass er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, dass er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eigenen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniss günstige Stimmung zu versetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus keiner Autorität anmassen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er *sein* Gesetz, welches kein anderes ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht blos auf die *Behandlung*, sondern auch auf die *Sache* anwendet, und nach Massgabe desselben die Materialien nicht blos ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge *sind*, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äussern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muss, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerei nur allzu oft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Cirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Cirkel der Grazien einzuführen, ehe die *Musen* ihn als mündig entlassen haben, muss ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, dass eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht *). Stoff ohne Form ist freilich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiss, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff ist hingegen gar nur der Schatten eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muss der Geschmack nur die äussere Gestalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geiste, kurz, so verliert er eben so viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft *zuviel* verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der blossen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficiellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blosse Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muss tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, dass ihre Werke uns spielend ergetzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probirstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Grossen und Schönen; das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen beredet, Palette oder Leier zu ergreifen, und auszugiessen in Gestalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, dass er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil

*) Herr *Garve* hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung *bürgerlicher* und *adeliger Sitten* im 1. Theil seiner Versuche etc. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, dass sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche schon durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heissen könne, darüber hat uns Herr *Garve* seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, so viel muss dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prärogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben soll, dass der Bürgerliche *arbeitet*, und der Adelige *repräsentirt*, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

will dieses Zeugniss der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar Anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler austattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des *Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn*, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und lässt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, dass nur aus dem unscheinbar Kleinen das Grosse erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd fasst. Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verlässt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das grosse Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Massstab des Ideals zu erweitern Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, dass es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und aus dauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuss der Vollendung aufopfert. Dem blossen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es selbst beim Hervorbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit grösserer Bedeutung aber sind eben diese Anmassungen des Geschmackes, wenn sie den *Willen* zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unseres Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muss den Verstand verfinstern: aber eben diese Willkürlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas *Böses* und muss unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle *ausschliessend* anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluss sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlass daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, dass die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt grosse Gefahr entstehen.

Dafür nämlich, dass bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft *auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet*, und dass der Sinn sich gefallen lässt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu geniessen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, *in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungkraft zu richten* und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die *zufällige* Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als *nothwendige* Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbniss gerathe, lässt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre *blinde Stärke* der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mässigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrieen. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weist er denselben würdigere Objekte in der moralischen Welt an, mässigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, dass eben diese Triebe, die vorher nur *durch ihre blinde Gewalt* furchtbar waren, durch einen Anschein von *Würde* und durche eine *angemasste Autorität* der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Wilden ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joche des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geiste bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, dass das moralische und ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objekt zusammentreffen und in demselben Anspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr *vergeistigten* Trieb für einen der *ihrigen* zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, dass Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese *Repräsentation* des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft als moralische Richterinn zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf Einmal die Nothwendigkeit

ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniss beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen, und sich dabei wohl zu befinden, musste diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der *Untadelhaftigkeit*, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, dass man seinen Ansprüchen nicht eine gewisse *Achtung* zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz, und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewusst hat, will also der Vernunft nicht mehr *untergeordnet*, sie will ihr *beigeordnet* seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wagschalen stehen also, wie sie vorgibt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, dass das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt sich keine dem moralischen Gefühle so sehr, als der veredelte Affekt der *Liebe*, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiss sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpften, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die blosse Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben. Wer sollte wohl einem Affekt misstrauen, der das Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, dass der geliebte Gegenstand unglücklich ist, dass er um unsertwillen unglücklich ist, dass es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. « Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses der uneigennützige, grossmüthige, seinem Gegenstand ganz dahingegebene, über seinen Gegenstand sich selbst vergessende Affekt? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heisst das *lieben*, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst seyn wollen? » So sophistisch weiss dieser Affekt die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, *als* eine *Anregung der Selbstliebe* verächtlich zu machen, und unsere sittliche Würde *als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit* vorzustellen, welche zu veräussern in unserer Willkür steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman, *Liaisons dangereuses*, findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentinn *von Tourvel* ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, dass sie ihre Tugend der Grossmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkür des Subjekts weit mehr anheim stellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit von sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um grossmüthig seyn zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein *Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen.* Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, dass er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniss fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, dass sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch *beherrschen*, doch nie bei ihm in *Ansehen* setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, dass er *fehlt*, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, dass er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, *belügt* er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniss des Gezetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, dass ein verkehrter Wille den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Nei-

gung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft, sich dieser Würde anzumassen, ja sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausschlagen, wenn zwischen den sinnlichen und sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was sie nicht hingeben müsste, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberinn, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung *schenken* lässt, was sie ihr *abfordern* könnte, denn unter dem Scheine von *Freiwilligkeit* kann sich leicht das Gefühl der *Verbindlichkeit* verlieren, und ein Geschenk lässt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters *unmittelbar* gebietet, und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, dass die ächte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich den, der, um zu geniessen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmässigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer *anticipiren*, und keine Versuchung zum Bruch des Gezetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, geniesst den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes *unmittelbar* zu verkehren, und da *seiner* Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

UEBER

NAIVE UND SENTIMENTALISCHE DICHTUNG. *)

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil statt finden), sondern blos *weil sie Natur ist*, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bei den Denkmälern der alten Zeit verweilt, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfniss erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, dass weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen statt. Fürs Erste ist es durchaus nöthig, dass der Gegenstand, der uns dasselbe einflösst, *Natur* sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens dass er (in weitester Bedeutung des Worts) *naiv* sey, d. h. dass die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts Anderes als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, dass es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten. *) Daraus erhellet, dass diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie *sind*, was wir *waren*; sie sind, was wir wieder *werden sollen*. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Zuerst war dieser Aufsatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückt worden.

*) *Kant*, meines Wissens der Erste, der über dieses Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, dass, wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überliessen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Kapitel *vom intellektuellen Interesse am Schönen* in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen grossen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen, und sich durch diese Entdeckung von dieses Mannes hohem philosophischem Berufe, (welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordert,) zu überzeugen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, dass sie, ohne uns zu beschämen, unsere Muster sind. Eine beständige Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frei, und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken *in ihnen* also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert sind, zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in *uns* einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie *unsern* Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süssesten Genuss unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden *bestimmten Zustand* unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bei Weitem die mehrsten Menschen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieser Art äussert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äussern, weil schon die allen Menschen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bei noch so grosser Entfernung unserer *Thaten* von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, *in der Idee* dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äussert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die *Unnatur* in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindischen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, dass es blos die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, dass wir in gewissen Augenblicken mit so viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unserer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabsehen, sondern weil wir aus der *Beschränktheit* unsers Zustands, welche von der *Bestimmung*, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich ist, zu der grenzenlosen *Bestimmbarkeit* in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld *hinaufsehen*, gerathen wir in Rührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als dass sich diese Quelle desselben verkennen liesse. In dem Kinde ist die *Anlage* und *Bestimmung*, in uns ist die *Erfüllung* dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keinesweges die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein *heiliger* Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Grösse einer Idee jede Grösse der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Masse gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruche zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das *Naive* der Denkart in uns erregt. Es verbindet die *kindliche* Einfalt mit der *kindischen*; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blösse und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsere (*theoretische*) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben, zu glauben, dass die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, dass folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (*praktische*) Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst aus innerer Grösse verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, dass wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfliessen. *) Zum Naiven wird erfordert, dass die Natur über die Kunst den

*) *Kant* in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. S. 225 der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreierlei Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. « Etwas aus Beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem geistigen Gefühl der Achtung) Zusammengesetztes findet sich in » der Naivetät, die der Ausbruch der der Menschheit » ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur » andern Natur gewordenen Verstellungskunst ist. Man » lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich » zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die » Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig angelegten Aeusserung, und siehe, es ist die unverdorbene » schuldlose Natur, die man anzutreffen gar nicht » gewärtig und der, so sie blicken liess, zu entblössen » auch nicht gemeint war. Dass der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserem Urtheile sehr » viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, » dass gleichsam der Schalk in uns selbst blossgestellt » wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei » entgegengetetzten Richtungen nach einander hervor, » die zugleich den Körper heilsam schüttelt. Dass aber » etwas, was unendlich besser als alle angenommene » Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart (wenigstens » die Anlage dazu), noch nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es » aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist, und die » Decke der Verstellungskraft bald wieder vorgezogen

Sieg davontrage *), es geschehe diess nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewusstseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der *Ueberraschung*, und belustigt; in dem andern ist es das Naive der *Gesinnung*, und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muss die Person *moralisch* fähig seyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als *physisch* unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Konstrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine *Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird*, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraschung, wie bei dem der Gesinnung, muss die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches; dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künstelei, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung; so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen *). Es wird also erfordert, dass die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als *dynamische*, sondern dass sie durch ihre Form als *moralische* Grösse, kurz dass sie nicht als *Nothdurft*, sondern als *innere Nothwendigkeit* über die Kunst triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, sondern die *Unstatthaftigkeit* der letztern muss der erstern den Sieg verschafft haben, denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bei dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein *Mangel* an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben blos Gelegenheit, dass die Natur *ihrer moralischen Beschaffenheit*, d. h. dem Gesetze *der Uebereinstimmung ungehindert folgt*.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv *gesinnte* hingegen wird sich über die Menschen und über ihr Erstaunen verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern blos der durch den Affekt freigelassene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit kein Verdienst, und unser Lachen ist verdienter Spott, der durch keine persönliche Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurchbricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menschen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegensatze gegen die Künstelei, und die Wahrheit im Gegensatze gegen den Betrug, muss jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht durch einen moralischen Charakter. *)

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die *Natur*, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die *Person*, und geniessen also nicht blos ein moralisches Vergnügen, sondern auch über einen mo-

» wird, so mengt sich zugleich ein Bedauern darunter, » welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die sich » als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr » wohl verbinden lässt, und auch wirklich damit ge- » wöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit » dessen, der den Stoff dazu hergibt, darüber, dass er » noch nicht nach Menschenweise gewitzigt ist, zu ver- » güten pflegt. » — Ich gestehe, dass diese Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings erregt es *Lachen*, wenn sich Jemand durch Naivetät *blossgibt*, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fliessen. Aber auch das Naive der Gesinnung, erregt immer ein *Lacheln*, welches doch schwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniss, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsere Empfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem solchen Anlass erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muss, als die physichen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

*) Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen; *die Wahrheit über die Verstellung*, aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschliessen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künstelei, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

*) Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinn, Ungestüm den Vorschriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es ist naiv, wenn es sich von dem Manierirten einer unvernünftigen Erziehung, von den steifen Stellungen des Tanzmeisters u. dergl. aus freier und gesunder Natur dispensirt. Dasselbe findet auch bei dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung statt, welches durch Uebertragung von dem Menschen auf das Vernunftlose entsteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der schlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der *freie* Wuchs hervorstrebender Aeste das mühselige Werk der Scheere in einem französischen Garten vernichtet. So ist es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geschultes Pferd aus natürlicher Plumpheit seine Lektion schlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieselbe aus natürlicher Freiheit vergisst.

*) Da das Naive blos auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet uns diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieser Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unsere Aufmerksamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abscheu über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, sobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben so erstickt das erregte Mitleiden unsere Schadenfreude, sobald wir Jemand durch seine Naivetät in Gefahr gesetzt sehen.

ralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, dass sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht blos Recht, sondern die Person hat auch *Ehre*. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreiwillig ist; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Verdienst: gesetzt auch, dass dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich blos an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, dass dieser oder jener Mann vor Armuth verschmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist die Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelt aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht blos auf das Bedürfniss und auf das nächste Mittel, es zu befriedigen; eine solche Ausdehnuug des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der blossen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniss, sonst aber von gutem Verstande, einem Andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiss, seine Geheimnisse beichtet, und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leiht, ihm zu schaden, so finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in sofern naiv, als dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur Kindern und kindlich gesinnten Menschen zukommen. Diese letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der grossen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, dass sie es mit einer verderblichen Welt zu thun haben, und betragen sich selbst an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äussersten Grenze zwischen beiden schweben, und bei denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des *Papstes Adrian des Sechsten*, die uns Herr *Schröckh* mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem kritischen Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blössen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchsten Grade interessirt war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte, ist keine Frage; wohl aber, wie weit eine solche Naivetät der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte Dies war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger *Adrians* in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber *Adrian* hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht ungetreu geworden. Die Missbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimuliren, was er im Stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäss liess er sich in der *Instruktion*, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bei keinem Papste erhört gewesen waren, und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. « Wir wissen es wohl, » hiess es unter Anderm, « dass an diesem heiligen Stuhl » schon seit mehreren Jahren viel Abscheuliches vor- » gegangen; kein Wunder, wenn sich der kranke » Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von dem » Papst anf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir alle sind » abgewichen, und schon lange ist keiner unter uns » gewesen, der etwas Gutes gethan hätte, auch nicht » Einer. » Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in seinem Namen zu erklären, « dass er, *Adrian*, we- » gen dessen, was vor ihm von den Päpsten geschehen, » nicht dürfe getadelt werden, und dass dergleichen « Ausschweifungen, auch da er noch in einem gerin- » gen Stande gelebt, ihm immer missfallen hätten » u. s. f. » Man kann leicht denken, wie eine solche Naivetät des Papstes von der römischen Klerisei mag aufgenommen worden seyn; das Wenigste, was man ihm Schuld gab, war, dass er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes würde indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, dass er wirklich naiv gewesen, d. h. dass er ihm blos durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden sey, und dass er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unschicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber wir haben einige Ursache zu glauben, dass er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt, und in seiner Unschuld so weit ging, zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr Wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht blos ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern ihn auch als Papst verantworten zu können, und indem er vergass, dass das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dies verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floss, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, dass die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muss jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unbekannt mit Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zucht-

meistern der Verkehrtheit, blos von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchem, wenn es nicht so klug ist, sie von Weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, ausserhalb des Bekannten noch immer zu Hause seyn, und die Natur zu *erweitern*, ohne über sie *hinauszugehen*. Zwar begegnet Letzteres zuweilen auch den grössten Genie's, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wie die schützende Natur sie verlässt, weil die Macht des Beispiels sie hinreisst, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muss das Genie mit anspruchsloser Simplicität und Leichtigkeit lösen; das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, dass es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist *schamhaft*, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht *decent*, weil nur die Verderbniss decent ist. Es ist *verständig*, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht *listig*, denn das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen *treu*, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniss zurückbringt. Es ist *bescheiden*, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniss bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der grössten Genie's, aber auch das Wenige, was uns z. B. von *Sophokles*, von *Archimed*, von *Hippokrates*, und aus neuern Zeiten von *Ariost*, *Dante* und *Tasso*, von *Raphael*, von *Albrecht Dürer*, *Cervantes*, *Shakespeare*, von *Fielding*, *Sterne* u. A. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben scheint, selbst der grosse Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie gross sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an *Epaminondas* uud *Julius Cäsar*, unter den Neuern nur an *Heinrich den Vierten* von Frankreich, *Gustav Adolph* von Schweden und den Czaar *Peter den Grossen* erinnern. Der Herzog von *Marlborough*, *Türenne*, *Vendome* zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem *Scheine des Naiven*: Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, dass die grösste Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruhet. Weil aber die herrschenden Grundsätze bei der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im Moralischen eben so schwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die *Frau*, die mit einem geschickten Betragen für die grosse Welt dieses Naive der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fliesst nothwendigerweise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus, es sind Göttersprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr Eins mit demselben, dass selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblösst erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend lässt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniss, wie von der Einfalt der Gesinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muss Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Rohheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, dass das Kind Recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beigelegt werden, obgleich nur insofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetisirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkür und die phantastischen Begriffe des Menschen, einen naiven Charakter bei. Dies erfordert aber immer, dass wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leihen, und auf die strenge Richtung desselben nach dem Gesetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unsere eigene schlecht gebrauchte moralische Freiheit und über die in unserm Handeln vermisste sittliche

Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden, und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, dass wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unseres wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsere Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. So lange wir blosse Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden, und haben Beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur, eine Sehnsucht nach ihrer *Glückseligkeit*, eine Sehnsucht nach ihrer *Vollkommenheit*. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich anekelt und die Missbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muss dein Muth sich mit Freuden stürzen, und dein Ersatz muss die Freiheit selbst seyn, aus der sie fliessen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen *Uebeln* der Kultur musst du mit freier Resignation dich unterwerfen, musst sie als die Naturbedingungen des Einzigguten respektiren; nur das Böse derselben musst du, aber nicht blos mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, dass du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmässig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung ausser dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muss ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewusstseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene *Glück* der Natur getröstet bist, so lass' ihre *Vollkommenheit* deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer grossen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bei diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Lass' dir nicht mehr einfallen, mit ihr *tauschen* zu wollen, aber nimm sie in dich auf, und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche *Idylle*, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des *Ideals*, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten *Griechen* umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungs-weise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muss die Bemerkung befremden, dass man so wenige Spuren von dem *sentimentalischen* Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzenstheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. Er scheint in seiner Liebe für das Objekt keinen Unterschied zwischen demjenigen zu machen, was durch sich selbst und dem, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wissbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süsser Wehmuth an derselben, wie wir Neuere. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personificirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn, und wenn *wir* in gewissen moralischen Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Willensfreiheit, der uns so vielem Streite mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist gerade umgekehrt die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluss zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, dass wir, die in Allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? *Daher* kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur ausserhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere grössere *Naturmässigkeit*, ganz im Gegentheil die *Naturwidrigkeit* unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fliesst, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl,

womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen; daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fusstapfe der Natur ausser uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *) Bei diesen artete die Kultur nicht so weit aus, dass die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er ausserhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden, und so kein dringendes Bedürfniss nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit musste er bei dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles Andere derselben zu nähern bemüht seyn, wenn *wir* uneinig mit uns selbst und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so misslungene Form aus unsern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir *für die Alten haben*. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was *Homers* Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirten den *Ulysses* bewirthen liess, als was die Seele des jungen *Werthers* bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl fur Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menschlichen Leben als *Erfahrung* und als das (handelnde und empfindende) *Subjekt* zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als *Idee* und als *Gegenstand* aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten gebracht hatte, musste zuerst von dem Phänomen des *Naiven* am stärksten gerührt werden, und demselben einen Namen geben. Diese Nation waren, so viel ich weis, die *Franzosen*. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise viel älter, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und ästhetischen Verderbniss. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äusserst auffallend im *Euripides*, wenn man diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem *Aeschylus*, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nämliche Revolution lässt sich auch unter den alten *Historikern* nachweisen. *Horaz*, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen, so wie er auch in derselben ein noch nie übertroffenes Muster ist. Auch im *Properz*, *Virgil u. A.* findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beim *Ovid*, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermisst, die *Horaz* in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die *Bewahrer* der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluss willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die *Zeugen* und als die *Rächer* der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur *seyn*, oder sie werden die verlorene *suchen*. Daraus entspringen zwei gang verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorüber gehende Gemüthsstimmung Einfluss haben, entweder zu den *naiven* oder zu den *sentimentalischen* gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist streng und spröde, wie die jungfräuliche *Diana* in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn umfassen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Objekt besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werke; Er ist das Werk und das Werk ist Er; man muss des erstern schon nicht werth, oder nicht mächtig, oder schon satt seyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. *B. Homer* unter den Alten und *Shakespeare* unter den Neuern; zwei höchst verschiedene, durch den unermesslichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im *Hamlet*, im König *Lear*, im *Macbeth* u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriss, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poëten verleitet, in dem Werke der Dichter zuerst aufzusuchen, *seinem* Herzen zu begegnen, *mit ihm* gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, dass der Poet sich hier gar nirgends fassen liess, und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den

*) Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen, und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. *Ossians* Menschenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Leblose um ihn her war gross, kolossalisch, mächtig, drang sich also auf, und behauptete selbst über den Menschen seine Rechte. In den Gesängen dieses Dichters tritt daher die leblose Natur (im Gegensatz gegen den Menschen) noch weit mehr als Gegenstand der Empfindung hervor. Indessen klagt auch schon *Ossian* über einen Verfall der Menschheit, und so klein auch bei seinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moralischen Sänger zu dem Leblosen zurückzuscheuchen und über seine Gesänge jenen elegischen Ton auszugiessen, der sie für uns so rührend und anziehend macht.

Verstand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem *Homer* begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo *Glaukus* und *Diomed* im Gefecht auf einander stossen, und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Gesetze des *Gastrechts* selbst im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des *ritterlichen Edelmuths* im Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, *Ferrau* und *Rinald*, dieser ein Christ, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und, um die flüchtige *Angelika* einzuholen, das nämliche Pferd besteigen. Beide Beispiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beinahe gleich, weil beide den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivetät der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bei Beschreibung dieser ähnlichen Handlung aus! *Ariost*, der Bürger einer spätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bei der Erzählung dieses Vorfalls seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakterisiren, überwältigt ihn. Er verlässt auf einmal das Gemählde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Ross getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg sich in zwei Strassen theilte.*)

Und nun der alte *Homer!* Kaum erfährt *Diomed* aus *Glaukus*, seines Gegners, Erzählung, dass dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, dass sie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den *Homer* selbst:

» Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unsern Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Dass ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, dass, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, dass auch die Andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene; herab von den Wagen sich schwingend,
Fassten sie beid' einander die Händ und gelobten sich Freundschaft. «

*) Der rasende Roland. Erster Gesang. Stanze 32.

Schwerlich dürfte ein *moderner* Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Wortes ist) auch nur bis hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeihen, da auch unser Herz beim Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von Allem diesem keine Spur im *Homer;* als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz im Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

» Doch den Glaukus erregete Zeus, dass er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen,
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern. «*)

Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich, als dass sie in ihrem Zeitalter *wild laufen*, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluss desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber ausserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studirt, und für den ächten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Musen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als *Grenzstörer* gehasst, die man lieber unterdrücken möchte; denn selbst Homer dürfte es blos der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, dass ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel, und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur, oder er wird sie *suchen*. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poe-

*) Ilias, Voss'sche Uebersetzung, I. Band. Seite 153.

tisch heissen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniss zu derselben.

So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganzes. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der *Nothwendigkeit* gehen jene, aus der *Wirklichkeit* gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene *sinnliche* Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als *moralische* Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äussern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande *wirklich* stattfand, existirt jetzt blos *idealisch*; sie ist nicht mehr in ihm, sondern ausser ihm, als ein Gedanke, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als *der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben*, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, dass dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige *Nachahmung des Wirklichen* — dass hingegen hier in dem Zustand der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur blos eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf Eins hinausläuft, *die Darstellung des Ideals den Dichter machen muss.* Und dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äussern kann. Sie sind, wie man sieht, äusserst von einander verschieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich fasst, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht blos nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern *) anzustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neuern Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muss. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivirte Mensch in *seiner* Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müsste also dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachstehen, wenn blos auf das Verhältniss, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, dass das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur *strebt*, demjenigen, welches er durch Natur *erreicht*, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Grösse. Weil aber nur die letztere *Grade* und einen *Fortschritt* hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe, im Einzelnen betrachtet, sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultivirt und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beiden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwei verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, lässt sich auch auf jene beiden, ihnen entsprechenden Dichterformen anwenden.

Man hätte deswegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen sollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahirt hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als dass man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Namen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zöglinge der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu sagen haben *). Wessen Gemüth nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus, ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin *Homer* gross ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite

*) Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, dass, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengesetzt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern, ja sogar in den neuesten Zeiten, naive Dichtungen in allen Klassen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateinischen, ja selbst griechischen Dichtern fehlt es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in demselben Dichter, auch in demselben Werke trifft man häufig beide Gattungen vereint an, wie zum Beispiel in *Werthers Leiden*, und dergleichen Produkte werden immer den grössern Effekt machen.

*) *Moliere* als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Komödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, dass die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, dass mit den *Klopstock*'schen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlornen Paradies, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch was sage ich? Diese Probe ist wirklich angestellt, und die *Moliere'sche Magd* raisonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken, philosophischen und literarischen Annalen und Reisebeschreibungen über Poesie, Kunst und dergleichen, nur wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Literatur geziemt.

stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen *Milton* oder *Klopstock* mit dem Namen eines neuern *Homer* beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten *Homer* in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung; dieser ist es durch die Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, dass die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung besteht, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die neuern Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniss des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beiden Kunstgattungen im Alterthume stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild der Einbildungskraft auf das Genaueste *im Raum zu bestimmen*, und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worin dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders; und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen, und in dem, was sinnlich darstellbar und *körperlich* ist, so kann der neuere sie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem, was man in Kunstwerken *Geist* nennt, hinter sich lassen.

Da der naive Dichter blos der einfachen Natur und Empfindung folgt, und sich blos auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniss haben, und es gibt in *dieser* Rücksicht für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, dass man Alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht, sage ich, blos auf dem verschiedenen *Grad* einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äussern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahirt wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so dass wir nichts darin zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser *reflektirt* über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen. *) Da hier also eine Mehrheit der Principien stattfindet, so kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in seiner Darstellung *überwiegen* wird, und es ist folglich eine Verschiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entsteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenstand der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder *satyrisch*, (oder sie wird in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird, *elegisch* seyn; an eine von diesen beiden Empfindungsarten wird jener sentimentalische Dichter sich halten.

Satyrisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dies kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt, als scherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die *strafende* oder pathetische, dieses durch die *scherzhafte* Satyre.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe, noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grunde liegen soll. Moralische Widersprüche interessiren nothwendig unser Herz und rauben also dem Gemüth seine Freiheit; und doch soll aus poetischen Rührungen alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniss verbannt seyn. Verstandes-widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satyre nicht die poetische Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satyre nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muss. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satyre erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht, die lachende Satyre erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal, als der höchsten Realität, gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, dass das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiss; dies muss er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier alles ankommt, diese Abneigung selbst muss wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideal entspringen. Sie könnten näm-

*) Wer bei sich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzusondern im Stande ist, der wird diesen Eindruck, auch selbst bei sehr pathetischen Gegenständen, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bei sentimentalischen wird er immer etwas ernst und anspannend seyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darstellungen, sie handeln auch wovon sie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objeks in unserer Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als diese suchen, bei sentimentalischen hingegen die Vorstellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben und also immer zwischen zwei verschiedenen Zuständen in Schwanken gerathen.

lich auch eine blos sinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniss gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehl schlägt, uns in Affekt zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben, und im Pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pathos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren, und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer auch im Affekte noch bestehenden, Gemüthsfreiheit zu erkennen ist. Entspringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberstehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Grösse der Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bei der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher Alles darauf an, dass das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, dass er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber *Tacitus* den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht, und zu der er uns zu erheben wusste, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muss also jederzeit aus einem Gemüthe fliessen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem *Juvenal*, *Swift*, *Rousseau*, *Haller* und Andern zur Begeisterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müssten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten: auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter, und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbniss vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher *Rousseau*, *Haller* und Andere die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äussern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muss in allen derselbe seyn, und rein von jedem äussern Bedürfnisse, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfliessen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur *erhabene* Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem *schönen* Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert: aber diese, die nur einen moralischen gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte, und das *Subjekt* des Dichters nicht sein *Objekt* verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeusserungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Austrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit blos gefragt, welche von beiden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, dass die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfordere, so möchte der Ausspruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts, und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muss natürlicherweise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniss zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Objekt, der komische hingegen muss durch sein Subjekt das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu so viel eben nicht gehört; der andere muss sich gleich bleiben, er muss also schon dort *seyn* und dort zu Hause seyn, wohin der andere gar nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worin sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Grösse schon enthalten, sie fliesst ungezwungen und mühelos aus seiner Natur; er ist dem Vermögen nach ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Grösse anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustand der Beschränkung sich reissen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit nnd immer.

Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren ist die schöne Aufgabe der Komödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muss daher die Gemüthsfreiheit künstlicherweise und als Experiment aufgehoben werden; weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Komödie hingegen muss verhütet werden, dass es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie *Lessing* in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muss sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen, und immer

das Herz interessiren; der Komiker muss sich vor dem Pathos hüten, und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so grösser, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum Pathetischen neigt *). Wenn also die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, so muss man auf der andern Seite gestehen, dass die Komödie einem wichtigen Ziel entgegengeht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig, um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, so begegnet es auch oft bei dichterischen Darstellungen, den blos leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen *niedlichen* Geistern ein leichtes, jenen Ruhm zu usurpiren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals; so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterscheiden kann, und diese ist, wenn beide sich an einem schwierigen und grossen Objekte versuchen. In einem solchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle: die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiss in die erhabene über.

So lange *Lucian* blos die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Spötter, und ergetzt uns mit seinem fröhlichen Humor; abes es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexanders, wo seine Satyre auch die moralische Verderbniss trifft. « Unglückseliger », so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, « warum verliessest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamst hieher in dieses Getümmel von prachtvoller Dienstbarkeit, von Aufwartungen und Gastmählern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w. » Bei solchen und ähnlichen Anlässen muss sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muss. Selbst durch den boshaften Scherz, womit sowohl *Lucian* als *Aristophanes* den *Sokrates* misshandeln, blickt eine ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer ausspricht. Auch hat der erste von beiden in seinem Diogenes und Dämonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen grossen und schönen Charakter drückt nicht *Cervantes* bei jedem würdigen Anlass in seinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal musste in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf! Wie kann der Lacher Yorik, sobald er will, unser Gemüth so gross und so mächtig bewegen! Auch in unserm *Wieland* erkenne ich diesen Ernst der Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der *Voltaire*'schen Satyre lässt sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bei diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt; es sey nun, dass er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in seinem Ingenu, oder dass er sie, wie in seinem Candide u. a., suche und räche. Wo keines von beiden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiss nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äussern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniss dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrucken können. Beinahe muss man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so grossen Wechsel des Stoffes und der äussern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerlei wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, dass die Darstellung des ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nennt man ihn *elegisch*. Auch diese Gattung hat, wie die Satyre, zwei Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird; oder beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste gibt die *Elegie* in engerer, das andere die *Idylle* in weitester Bedeutung.*)

Wie der Unwille bei der pathetischen und wie der

*) In Nathan dem Weisen ist dieses nicht geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet. Aber *Lessing* wusste selbst, dass er kein Trauerspiel schrieb, und vergass nur, menschlicherweise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, dass der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen seyn, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchen von beiden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.

*) Dass ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bei Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabei ist keineswegs, die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe blos auf die in diesen Dichtungsarten herrschende *Empfindungsweise*, und es ist ja bekannt genug, dass diese sich keineswegs in jene engen Grenzen

Spott bei der scherzhaften Satyre, so darf bei der Elegie der Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten, Begeisterung fliessen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht blos in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht blos in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniss. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt entschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klaggesänge des *Ovid*, die er aus seinem Verbannungsorte am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniss, nicht die Begeisterung, stiess jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edlern Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, dass es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeihen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, blos eine endliche Grösse, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die, erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äusserer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muss sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äussere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde gibt. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas da Gewesenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns *Ossian* von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, so hat seine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *)

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. *Rousseau*, als Dichter wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst zu rächen. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bei der einen oder bei der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner *Julie*, in das Feld der *Idylle* entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln: nur weiss er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter lässt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muss. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht, und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemähldes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bei diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als dass sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äusserten, dass seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniss nach physischer Ruhe als nach moralischer *Uebereinstimmung* darin sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, dass er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, dass er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, dass er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

*) Man lese z. B. das treffliche Gedicht Carthon betitelt.

einschliessen lässt. Elegisch rührt uns nicht blos die Elegie, welche ausschliesslich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Messiade, in *Thomsons* Jahrszeiten, im verlornen Paradies, im befreiten Jerusalem finden wir mehrere Gemählde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Dass ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, dass hier nur von derjenigen Idyllle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, dass die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit *entgegengesetzt werde*. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und selbstständig vor unsere Augen, so ist jener Gegensatz doch in seinem Herzen, und wird sich auch ohne seinen Willen in jedem Pinselstrich verrathen. Ja, wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muss, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt, auch den Einfluss der Kunst erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künstelei in Erinnerung bringen; ja, unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniss gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dies Letztere ist so unvermeidlich, dass selbst der höchste Genuss, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivirten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schliesslich bemerke ich noch, dass die hier versuchte Eintheilung, eben deswegen, weil sie sich blos auf den Unterschied der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muss von der Form der Darstellung hergenommen werden.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur *Hallers*, *Kleists* und *Klopstocks* erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter *im Ganzen* wahr ist, schliesst natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, *im Einzelnen* uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verschliesst Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen, und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich herauszustellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur was der reflektirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern wie sich derselbe in seinem Gemüth reflektirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn *Haller* den Tod seiner Gattinn betrauert (man kennt das schöne Lied), und folgendermassen anfängt:

Soll ich von deinem Tode singen,
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht u. s. f.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, dass uns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn musste, um ein Zuschauer seiner Rührung zu seyn.

Schon der grösstentheils übersinnliche Stoff der *Haller*'schen und zum Theil auch der *Klopstock*'schen Dichtungen schliesst sie von der naiven Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so musste er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt lässt sich nur in diesem Sinn eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwei Felder besitzt die Dichtkunst; entweder sie muss sich in der Sinnenwelt oder sie muss sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, dass zwischen beiden abgewechselt wird, während dass der abstrakte Begriff herrscht, und dass der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, blos verstattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den *Haller*'schen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Tiefrührend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemählden, so wie ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher *lehrt* er durchgängig mehr, als er *darstellt*, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist gross, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht *Kleist* diesem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. *Kleists* gefühlvolle Seele schweigt am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft, und findet im Schoss der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermisst. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe!*) Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

» O Welt, du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizet mich ein heisser Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beispiel siegt und du, o Feu'r der Jugend.
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muss fern von Menschen seyn. «

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig ausser ihm: nie kann er den üblen Einfluss seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu koncentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. So lange er blos lyrisch dichtet und blos bei landschaftlichen Gemählden verweilt, lässt uns theils die grössere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneca, herausnimmt, Menschen und menschliche

*) Man sehe das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem *Gegenstand* hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem *Thomson*, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus neueren und noch wenigere aus ältern Dichtern mit unserm *Klopstock* zu vergleichen seyn. Was nur immer, ausserhalb der Grenzen lebendiger Form und ausser dem Gebiet der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet.*) Zwar würde man ihm grosses Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine grosse Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin *seine* Stärke nicht, nur möchte sich die Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade *in musikalisch* poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles lässt sie in *plastisch* poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und *für die Anschauung bestimmte* Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung, nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr frei gestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriss gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muss, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müsste. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht blos in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiss er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuss, den seine Dichtungen gewähren, muss durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiss, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (*Young* etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade *Klopstock*, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muss mit Bewunderung gestehen, dass er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverholen, dass mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann: zu einem Buche nämlich, bei dem man aus jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so ausserordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung gross, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süsse Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz, und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein gestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung

*) Ich sage *musikalischen*, um hier an die doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten *Gegenstand* nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, blos einen bestimmten *Zustand des Gemüths* hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (*plastisch*) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht blos auf dasjenige, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen; und in diesem Sinn nenne ich *Klopstock* vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, *Denis*, *Gessner* (in seinem Tod Abels), eines *Jacobi*, *Gerstenberg*, *Hölty*, *Göckingk*, und mehrerer Andern in dieser Gattung erinnern, welche Alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben Gesagte durch einige Beispiele aus unserer Literatur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — dass, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige *Sinnlichkeit* rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so grosse, wenn gleich keine so ausgebreitete Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt seyn, zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher *Stoff* sich nicht vorfand, in der neuen aber der *Dichter* dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfasst und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreisst, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von Aussen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in vier so verschiedene Arten specificirten Charakters zu versuchen.

Es ist oben bemerkt worden, dass die blos leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, so freigebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf gibt die blos zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muss, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher blos schmelzen, und, ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschäftigen, blos der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muss zuletzt nothwendig den Charakter entnerven, und in einen Zustand der Passivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äussere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr recht gethan, jenes Uebel der *Empfindelei* *) und *weinerliche Wesen*, welches durch Missdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das spasshafte Wesen, gegen die herzlose Satyre und die gestaltlose Laune **) zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, dass nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. Auf der Wage des ächten Geschmacks kann das Eine so wenig als das Andere etwas gelten, weil Beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber *Siegwart* und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die *Reisen nach dem mittäglichen Frankreich* werden bewundert; dennoch haben beide Produkte gleich grossen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte, Empfindung macht den ersten Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verstand macht den zweiten schätzbar: aber so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muss, so kann der eine so wenig als der andere auf den Namen eines schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich

*) » Der Hang, wie Herr *Adelung* sie definirt, zu rührenden sanften Empfindungen, *ohne vernünftige Absicht* und über das gehörige Mass. » — Herr *Adelung* ist sehr glücklich, dass er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

**) Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn *Blumauer* erbauen und belustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniss bleiben sollte. Zwar ist weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, dass Beides nicht mehr gereinigt ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Komödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

und billig, und ich weiss es aus eigener Erfahrung, dass der *Thümmel'sche* Roman mit grossem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem grössten Theil der Leser gar nicht, und von dem bessern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geistes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muss er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke schreibt, um zu gefallen, und blos liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Literatur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist, und die Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müssten also jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkürlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hiess es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freiheit, die eine blos verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniss hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, dass er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, dass er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiss. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es *dein* Unglück, und nicht das seinige; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es lässt sich also, in Absicht auf Freiheiten dieser Art, Folgendes festsetzen:

Fürs Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn; denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also *Naivetät* seyn. Um uns überzeugen zu können, dass sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Konsequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Hersen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muss wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muss aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Fürs Zweite: nur die *schöne* Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn; denn Alles, was aus blosser Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen aueh diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen *Humanität* seyn. Um aber beurtheilen zu können, dass das Ganze menschlicher Natur, und nicht blos ein einseitiges und gemeines Bedürfniss der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Uuschuldiges und Gleichgültiges. Sie missfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menschheit in ihm zeugt: sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch *uns* eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen lässt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken, finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unseres Missfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergetzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muss uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was gross und schön und erhaben menschlich ist, empor zu tragen wissen.

Und so hätten wir denn den Massstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt, und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es *kalt* und sobald es *leer* ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfniss und einen heillosen Anschlag auf unsere Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel, nnd ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist, und den Geist mit Herz verbindet. *)

*) Mit *Herz;* denn die blos sinnliche Gluth des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt *Ardinghello* bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwungs, den die *blosse Begier* zu nehmen fahig war, merkwürdig bleiben.

Wenn man mir sagt, dass unter dem hier gegebenen Massstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum Besten bestehen möchten — dass dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürfte, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feinern Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, dass die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des *römischen* und *deutschen Ovids*, so wie eines *Crebillon*, *Voltaire*, *Marmontel* (der sich einen moralischen Erzähler nennt), *Laclos* und vieler Andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des *römischen* und *deutschen Properz*, ja selbst mit manchen verschrienen Produckt des *Diderot* versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv. *)

IDYLLE.

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentaliseher Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *)

*) Wenn ich den unsterblichen Verfasser des *Agathon*, *Oberon*, *etc.* in dieser Gesellschaft nenne, so muss ich ausdrücklich erklären, dass ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonne Kritiker vor Kurzem zu sagen erlaubte); der Verfasser von *Liebe um Liebe* und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, dass dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, dass ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heissen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dies ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muss ich erinnern, dass die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drei einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drei besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Namen kennt, nichts gemein haben, als die *Empfindungsweise*, welche sowohl jenen als diesen

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher Menschheit ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart. Weil diese Unschuld und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der grössern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich scheinen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle *vor dem Anfange der Kultur* in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, dass diese Bestimmungen blos zufällig sind, dass sie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das natürlichste Mittel zu demselben, in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, eigen ist. Dass es aber, ausserhalb der Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreifache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, lässt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die sentimentalische Dichtung nämlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, dass sie den wirklichen Zustand, bei dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwei streitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältnisse denken lassen. Entweder ist es der *Widerspruch* des wirklichen Zustandes, oder es ist die *Uebereinstimmung* desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beiden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, *durch die energische Bewegung*, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, *durch die energische Ruhe*, befriedigt; in dem dritten *wechselt* Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreifache Empfindungszustand gibt drei verschiedenen Dichtungsarten die Enstehung, denen die gebrauchten Benennungen *Satyre*, *Idylle*, *Elegie* vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter diesen Namen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahirt, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Epopöe, den Roman, das Trauerspiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als *einzelner Gedichtarten*, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweise, bestimmt; vielmehr weiss man, dass solche in mehr als einer Empfindungsweise, folglich auch in mehreren der von mir aufgestellten Dichtungsarten, können ausgeführt werden.

Schliesslich bemerke ich hier noch, dass, wenn man die sentimentalische Poesie, wie billig, für eine ächte Art (nicht blos für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunst zu halten geneigt ist, in der Bestimmung der poetischen Arten, so wie überhaupt in der ganzen poetischen Gesetzgebung, welche noch immer einseitig auf die Observanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf sie einige Rücksicht muss genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als dass ihm die Formen, welche dieser eingeführt. überall ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden; aber soviel lehrt doch die Erfahrung, dass unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bei den Alten gewesen, und dass unter den alten Namen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.

d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von Aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist, und wäre sie blos Chimäre, so würden die Klagen derer, welche die grössere Societät und die Anbauung des Verstandes blos als ein Uebel verschreien und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen, der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes, eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten; und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft musste sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber ausserdem, dass die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bei einem beschränkten Wissen, wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniss ihn ängstiget. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldenes Alter; ja, jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldenes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr oder weniger Poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirten-Idylle behandelt. Deswegen bleibt aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiktion, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menschen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabei, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. *Vor dem Anfang der Kultur* gepflanzt, schliessen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also *theoretisch* rückwärts, indem sie uns *praktisch* vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das *Ziel hinter* uns, dem sie uns doch *entgegen führen* sollten, und können uns daher blos das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung, einflössen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das *Herz*, allzuwenig für den *Geist*, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe *Heilung*, dem gesunden keine *Nahrung* geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirten-Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an enthusiastischen Liebhabern, und es gibt Leser genug, die einen *Amyntas* und einen *Daphnis* den grossen Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bei solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack, als das individuelle Bedürfniss, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in *der Form selbst* schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muss einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand *mit allen seinen Grenzen* darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand *alle Grenzen entfernt*, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine *Gegenstände abborgt*, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unmöglicherweise einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, dass die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuell, dass der idealische Gehalt darunter leidet. Ein *Gessner'scher* Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel

zu dürftiges Geschöpf. Er wird also zwar *bis auf einen gewissen Punkt allen* Klassen von Lesern ohne *Ausnahme* gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwei entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem vom Beiden sein *volles Recht erweist,* weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deswegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es ist sonderbar, dass diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt *Miltons* herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese; die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe; der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muss man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, so lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz, und thue es ausschliessend, und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiss, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen *). Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideal, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschliessen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsere Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geisteskräfte; sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt. welche, mit Einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach *Arkadien* zurück kann, bis nach *Elysium* führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zür höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein anderer, als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, dass *aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale,* der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. *Ruhe* wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fliesst, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die *Bewegung* hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken lässt. Die höchste Einheit muss seyn, aber sie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muss befriedigt werden, aber ohne dass das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniss beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale ist Folgendes festgesetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen. *) Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe Beider, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heissen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die

*) Mit einem solchen Werke hat Herr *Voss* noch kürzlich in seiner *Luise* unsere deutsche Literatur nicht blos bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muss mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuss zu gewähren.

*) Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, dass beide Empfindungsweisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, dass man die erstere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nämlich der reflektirende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, *auch unter den Bedingungen der Reflexion* die naive Empfindungen, dem Inhalt nach, wieder herzustellen. Dies würde durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Natur der Kunst wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die *Natur* und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die *Kunst* als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verstand immer in der zweiten, endlich das *Ideal*, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was Jeder bei sich erfährt, wenn er sich beim Genusse naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er blos einen lebendigen *Trieb*, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den grossen Vortheil über den erstern, dass er dem Trieb einen *grössern Gegenstand* zu geben im Stande ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existirende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener erfüllt also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein Unendliches. Auch hierüber kann einen Jeden seine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen näturlichen Durchmesser ausgedehnt worden, dass nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir versinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anstatt dass wir dort aus uns heraus nach sinnlichen Gegenständen streben. Die sentimentalische Dichtung ist die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine *Gunst der Natur* genannt, um zu erinnern, dass die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie; keiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genie's absolvirt; hier liegt seine Stärke und seine Grenze. Hat er also nicht gleich dichterisch, d. h. nicht gleich vollkommen menschlich *empfunden*, so kann dieser Mangel durch keine Kunst mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine Schönheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muss das naive Genie Alles thun, durch seine Freiheit vermag es wenig; und es wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar Alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte Produkt des naiven Genie's, von welchem nichts mehr entfernt ist als Willkürlichkeit; aber ein Anderes ist die Nöthigung des Augenblickes, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu gründen. Aus dem Moment der Begeisterung muss also jede Spur eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken. Man begreift wohl, dass dieses nur insofern möglich ist, als der Dichter schon eine absolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenstande mitbringt, und als er geübt ist, Alles mit seiner ganzen Menschheit zu umfassen. Diese Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennet. Dieses wissen wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschliesst; seine Stärke besteht darin, einen mangelhaften Gegenstand *aus sich selbst heraus* zu ergänzen, und sich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zustand in einen Zustand der Freiheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beistandes von Aussen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es muss eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beistand von Aussen, sieht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kan nur zweierlei geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend ist, aus seiner *Art*, und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu seyn, oder, wenn der Artcharakter die Oberhand behält, es tritt aus seiner *Gattung*, und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das *erste* dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neuern Zeiten seyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem *zweiten* möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die *wirkliche* Natur nämlich; aber von dieser kann die *wahre* Natur, die das *Subjekt* naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeusserung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechselung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet

hat, welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreist, weil sie leider wirkliche Natur sind: wie man sich freuet, Karrikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben konterfeit zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, und bei dem satyrischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich: aber in diesem Fall muss seine eigene schöne Natur den Gegenstand *übertragen*, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur er selbst in dem Moment wenigstens, wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert: aber auch schlechterdings nur von einem solchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt; wenn die Geissel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblösst von Allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unseres Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichsten Genie's aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äussern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, dass der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über Empfänglichkeit aus übte. So oft aber dies der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines. *)

*) Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie Alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und ausser ihnen schön ist, sind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl mus z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern und der Liebe insbesondere, eine gewisse Leerheit und einen Ueberdruss empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, sondern verlasst, wird man hoffentlich annehmen dürfen, dass die Natur in Rücksicht auf jenes Verhältnis der Geschlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die *zufälligen* Umstände, welche der Veredlung jener Empfindungen bei ihnen im Wege standen. Dass es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe fest hielt, lehrt das Beispiel neuerer Poeten, welche so viel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewusst haben, denn diese gehen über die Natur hinaus in das Idealische, und ihr Beispiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; blos davon ist die Rede, wie der nämliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der *Sakontala*, in den *Minnesängern*, in manchen *Ritterromanen* und *Ritterepopöen*, wie er von *Shakespeare*, von *Fielding* und mehrern andern, selbst deutschen Poeten, behandelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen von Aussen zu rohen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äussern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit Einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies; ihr Werk war also mit der äussern Empfindung geendigt.

Kein Genie aus der naiven Klasse, von *Homer* bis auf *Bodmer* herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freilich ist sie denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von Aussen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von Innen verwildert sind. Jenes ist Schuld, dass selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieses verhinderte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beispiel des *Aristophanes* und *Plautus*, und fast aller der spätern Dichter lehrt, die in die Fusstapfen derselben getreten sind. Wie tief lässt uns nicht der erhabene *Shakespeare* sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht *Lope de Vega*, *Moliere*, *Regnard*, *Goldoni*, in welchen Schlamm zieht uns nicht *Holberg* hinab? *Schlegel*, einer der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen Genie es nicht lag, dass er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, *Gellert*, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch *Rabener*, *Lessing* selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing, der gebildete Zögling der Kritik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst—wie büssen sie nicht Alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den *neuesten* Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, dass der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äussert, und durch eben diese grössere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens *dieses* Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben, die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die blosse Empfindung, der blosse Humor, die blosse Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen lässt, liebenswürdig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platituden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung, duldet man diese Armseligkeiten—aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der *Pleisse* bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der *Leine* und *Elbe* in nicht bessern Akkorden geantwortet. *) So insipid diese Scherze sind, so

*) Die guten Freunde haben es sehr übel genommen, was ein Recensent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den *Bürger*'schen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit sie wider diesen Stachel lecken,

kläglich lässt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; so dass es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder *Salzmanns* menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satyrische Dichtkunst, und um den komischen Roman insbesondere, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzposten, gerade in den besten Händen seyn sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Beruf, der *Mahler* seiner Zeit zu werden, der das *Geschöpf* und die Karrikatur derselben ist; aber da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur *einen dicken Mann*, unter seiner Bekanntschaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureissen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergetzen. Ein rein gestimmtes Gefühl freilich wird nie in G fahr seyn, diese Erzeugnisse einer gemeinen Natur mit den geistreichen Früchten des naiven Genie's zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, nnd in den meisten Fällen will man blos ein Bedürfniss befriedigt haben, ohne dass der Geist eine Forderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, dass man sich bei Werken des schönen Geistes *erhole*, trägt das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der *Leerheit* erholen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmässigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuss aus. Wenn sich das dichtende Genie über alle *zufälligen* Schranken, welche von jedem *bestimmtem* Zus ande unzertrennlich sind, mit freier Selbstthätigkeit muss erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die *nothwendigen* Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, dass das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber, *sie nicht ganz zu erfüllen*, wenn es einer äussern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniss des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum gibt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht blos, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben—oder zu *idealisiren*—sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen—oder zu *schwärmen*. Dieser Fehler der *Ueberspannung* ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der *Schlaffheit* in der eigenthümlichen Handlungsweise des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich lässt die *Natur* in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeusserungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer *exaltirt* genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verlässt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freier Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer *nüchtern* genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen *Natur* mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken hier immer gebunden bleiben muss. Dieses könnte nur durch einen verhältnissmässigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genie's zuweilen den *Geist* vermisst, so wird man bei den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem *Gegenstande* fragen. Beide werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der *Leerheit* verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistesspiel ohne Gegenstand sind beide ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Gedankenwelt schöpfen, und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung, zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr oder weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, dass ihm nicht nur keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann (denn bis dahin darf und muss das Idealschöne gehen), sondern dass er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerstreitet, und dass folglich, um ihn wirklich zu machen, die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müsste, dann ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überspannter Gedanke: vorausgesetzt nämlich, dass er sich als darstellbar und dichterisch angekündigt habe; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist es nicht mehr Ueberspannung, sondern *Unsinn*; denn was überhaupt nicht ist, das kann auch sein Mass nicht überschreiten. Kündigt er sich aber gar nicht als ein Objeckt für die Einbildungskraft an, so ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das blosse Denken ist grenzenlos, und was keine Grenze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechthin *übermenschlich* sind, auch nicht anders vorgestellt

scheint zu erkennen zu geben, dass sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte blos einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigene Kultur jenes seltene Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und musste man unter den höchsten Massstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweisen.

werden *dürfen*, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher stellen, dass er das Poetische aufgibt, und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen auf den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Objekt ein beschränktes *menschliches* machen, (was z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie aufheben, worin eben das Ueberspannte besteht.

Man muss die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur, und muss daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fliessen kann, so zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Vermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müsste, sondern der blos dem umberufenen Nachahmer desselben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muss sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie lässt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch blos logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was *Heloise* für *Abelard*, was *Petrarch* für seine *Laura*, was *St. Preux* für seine *Julie*, was *Werther* für seine *Lotte* fühlt, und was *Agathon*, *Phanias*, *Peregrinus Proteus* (den *Wielandischen* meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt ausserhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl blos an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein blos willkürliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen charakterisirt; so ist die skrupulose, bis zur Kostbarkeit getriebene Delikatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjektiv wahr, sondern auch in objektiver Rücksicht nicht gehaltlos; es sind ächte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Grenzen menschlicher Wahrheit überschreiten. Ohne jene moralische Realität — wie wäre es möglich, dass sie mit solcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerey, und von der exaltirten Freiheit-und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind, und in der äussern Erfahrung nicht erscheinen (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt, ist nicht, was er sieht, sondern was er denkt), so hat die selbstthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt noch der Dichter insbesondere darf sich der Gesetzgebung der Natur anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben: nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beiden Ankern *muss* die Freiheit befestigt seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkür. Es ist daher unvermeidlich, dass der Mensch überhaupt, wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freiheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begibt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus blosser Freiheit verlässt, so lang *ohne Gesetz ist*, mithin der Phantasterei zum Raube dahingegeben wird.

Dass sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Beispiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muss, so geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verlässt, kann dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur selbst zu einer überspannten Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel Andere zur Phantasterei verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm nur die Freiheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bei dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur Alles ausführte, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerinn haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in der Literatur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwei Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worin man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, dass die « Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erholung diene, » ist schon oben gesagt worden, dasss er der Leerheit und Platitude in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsatz, « dass sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene, » wird das Ueberspannte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig beide Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so ganz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter

einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unsrer physischen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe, mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unsern natürlichen Zustand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeusserung und in die Fähigkeit, über alle unsere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und *Vereinzelung* dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erholung ist die Wiederherstellung unsers Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniss der *sinnlichen* Natur, das zweite wird durch die Selbstthätigkeit der *menschlichen* aufgegeben. Welche von diesen beiden Arten der Erholung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn Niemand wird gern das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts desto weniger sind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die *Achtung* bestimmt, die man diesen Werken erweist, aber doch die *Neigung* entschieden, und der *Liebling* gewählt. Der Geisteszustand der mehrsten Menschen ist auf einer Seite anspannende und erschöpfende *Arbeit*, auf der andern erschlaffender *Genuss*. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniss nach Geistesruhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender, als das moralische Bedürfniss nach Harmonie und nach einer absoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die *Natur* befriedigt seyn muss, ehe der *Geist* eine *Forderung* machen kann; dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Forderung aufwerfen mussten. Nichts ist daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als diese beiden nur allzugewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar Wenige, selbst von den Bessern, in ästhetischen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen; es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muss man dazu mitbringen, seine ganze Natur muss man beisammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie wollen frei seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glück der Mittelmässigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten sie bei diesem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniss und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruss entdecken sie, dass ihnen jetzt erst eine Kraftäusserung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind, denn so wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf Einmal entledigt, und die losgespannte Natur darf sich im seligen Genuss des Nichts auf dem weichen Polster der *Platitude* pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenns, so wie er bei uns bestellt ist, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schoss den stumpfsinnigen Gelehrten und den erschöpften Geschäftsmann, und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer süssen Bewegung schaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den besten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlass, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und sich auch ungefordert nimmt, (und nur für solche Momente pflegt man den Genuss schöner Werke aufzusparen) ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, dass unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur äusserst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit, und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts ist gewöhnlicher, als dass sich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichsten Blössen geben, und dass besonders die Kunstrichter von Handwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrlostes, bald überspanntes, bald rohes Gefühl leitet sie in den mehrsten Fällen falsch, und wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können wir daraus nur *technische* (die Zweckmässigkeit eines Werks betreffende), nicht aber *ästhetische* Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bei denen also die Empfindung entscheiden muss. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bei dem erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im Moment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiss ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der *Erholung*, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das blosse Bedürfniss der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der *Veredlung*, welche der Dichter beabsichtigen soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der blossen Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen sich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bei dem absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas Höheres denken lässt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfniss der endlichen Natur; sie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, dass er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die

Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme ist, dass er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muss er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer blos die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und was der kontemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des letztern möchte wohl weniger darin bestehen, dass er das erste nicht geworden, als darin, dass er es nicht geblieben ist.

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erholung nach seinem Bedürfniss, noch dem kontemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach seinen Spekulationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie überschwänglich ausfallen soll — diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche ohne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche Klasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren, und in Allem, was rein menschlich ist, durch ihre *Gefühle* dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Ob eine solche Klasse wirklich existire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äussern Verhältnissen wirklich existirt, diesem Begriffe auch im Innern entspreche, ist eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie blos sich selbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenigstens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier blos als Idee aufstelle, und keineswegs als ein Factum bezeichnet haben will) würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, dass jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte, und indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, dass weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschheit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.

Zwar so lange man beide Charaktere bis zum *dichterischen* exaltirt, wie wir sie auch bisher betrachtet haben, verliert sich Vieles von den ihnen adhärirenden Schranken, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganzes, in welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des Poetischen ist, in welchem beide Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird ihre gegenseitige Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merklicher, als sie den poetischen Charakter ablegen; und dies ist der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr verlieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der sie einander entgegensetzt.

Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen Antagonism unter den Menschen in einem sich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte, der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist; der es dem Philosophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilligt zu sehen: kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, dass kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bei Einer Klasse ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt, als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders, als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber obgleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, dass er jeden Versuch zu seiner Beilegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugestehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am besten zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beide Poetisches haben. Es bleibt alsdann von dem erstern nichts übrig, als, in Rücksicht auf das Theoretische, ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniss der Sinne; in Rücksicht auf das Praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muss. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als (im Theoretischen) ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen bestehet. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein *Realist*, und wer zur andern, ein *Idealist* genannt werden; bei welchen Namen man sich

aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf. *)

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen lässt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so muss zwischen beiden dasselbe Verhältniss stattfinden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, obgleich eine unendliche Grösse im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig: nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen, grossen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr ist nur deswegen, weil etwas Anderes ist; nichts springt aus sich selbst, Alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige Beziehung der Erscheinungen auf einander sichert jeder das Daseyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Stätigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrennlich. Nichts ist frei in der Natur, aber auch nichts ist willkürlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem *Wissen* als in seinem *Thun*. Auf Alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muss er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeschlossen wird, so ist eine komparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung ist; in Allem hingegen, was zum Erstenmal sich darstellt, kehrt seine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt auch von seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens In jedem besondern Fall wird er durch äussere Ursachen und durch äussere Zwecke bestimmt werden; nur dass jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjektiv fliessen, und auf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind also zwar in rigoristischem Sinne weder frei genug, noch moralisch lauter genug, weil sie etwas Anderes als den blossen Willen zu ihrer Ursache und etwas Anderes als das blosse Gesetz zu ihrem Gegenstand haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische Antriebe, weil dieses Andere das absolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbstständiges und Nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschenverstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinkt weiss er von Beiden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bei dieser Methode fährt er im Ganzen vortrefflich, und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben; nur auf Grösse und Würde möchte er in keinem besondern Falle Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Freiheit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich selbst und aus der blossen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie Alles, und auf sich selbst bezieht sie Alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihretwillen; eine absolute Grösse ist jeder Begriff, den sie aufstellt, und jeder Entschluss, den sie bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, so weit er diesen Namen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die blos unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem Andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muss er sich, seinem Denkvermögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniss, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stände, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. Denn Alles freilich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur ist Alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondere, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die *obersten* Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die *nächsten* Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen *umfassen* können, und vielleicht eben deswegen wenig *fassen*, und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, dass, wenn der spekulative Verstand den gemeinen um seiner *Beschränktheit* willen verachtet, der gemeine Verstand den spekulativen seiner *Leerheit* wegen verlacht; denn

*) Ich bemerke, um jeder Missdeutung vorzubeugen, dass es bei dieser Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Wahl zwischen beiden, folglich eine Begünstigung des Einen mit Ausschliessung des Andern zu veranlassen. Gerade diese *Ausschliessung*, welche sich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis seyn, dass nur durch die vollkommen gleiche *Einschliessung* Beider dem Vernunftbegriffe der Menschheit kann Genüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich Beide in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen *Fülle* ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben, und mit Beibehaltung ihrer specifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, dass ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit Beiden verträgt, und dass ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach, eine Veränderung machen.

die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

In der moralischen Beurtheilung wird man bei dem Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur insofern Idealist heisst, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeusserungen sich absolut beweist, so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie überhaupt nur moralisch sind, den *ganzen* Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freiheit; und gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil bliebe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches sich widerspricht; sondern weil die menschliche Natur eines konsequenten Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muss der Idealist einen Schwung nehmen, er muss augenblicklich seine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freilich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Grösse zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgrosse, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, dass er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersiehet, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabsäumt, aus dem allein doch alles Grosse in der Wirklichkeit erwächst.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muss man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muss man sich an einzelne Aeusserungen desselben halten, aber man muss diese erst herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches so gern nach dem Einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Partei ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in dem Einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, dass bei einer so grossen Abweichung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objekten und Resultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, *wozu eine Sache gut sey?* und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, *ob sie gut sey?* und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiss und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergisst er seinen *Vortheil* nicht gern, nur dass er denselben in dem Ideale des *höchsten Guts* veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu *beglücken*, der Idealist wird es zu *veredeln* suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den *Wohlstand* bezweckt, gesetzt, dass es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die *Freiheit* zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit *des Zustandes* ist jenem, Unabhängigkeit *von dem Zustande* ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied lässt sich durch ihr beiderseitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zuneigung immer dadurch beweisen, dass er *gibt*, der Idealist dadurch, dass er *empfängt*; durch das, was er in seiner Grossmuth aufopfert, verräth Jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büsst die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kundschaft hat, und wornach er ein Bedürfniss empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Besitze, die Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, dass er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen, noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist Alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verläugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andere. Er ist zwar grossmüthig, weil er sich, Andern gegenüber, seines Individuums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum eben so leicht in Andern übersieht. Der Realist hingegen ist weniger grossmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr *in ihrer Begrenzung* beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln, kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Excentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem grossen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so gross, dass er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Grösse und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die sinnlichen Kräfte kultivirt und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, welches doch

ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung, und die Bedingung aller moralischen Veredlung ist. Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen; und vergisst darüber, dass das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, dass die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Die Welt, wie der Realist sie um sich herum bilden möchte und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles seine Stelle verdient, und, was nicht Früchte trägt, verbannt ist; die Welt unter den Händen des Idealisten ist eine weniger benutzte, aber in einem grössern Charakter ausgeführte, Natur. Jenem fällt est nicht ein, dass der Mensch noch zu etwas Anderm da seyn könne, als wohl und zufrieden zu leben; und dass er nur deswegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, dass er vor allen Dingen wohl leben muss, um gleichförmig gut und edel zu denken, und dass es auch um den Stamm gethan ist, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem System etwas ausgelassen ist, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniss in der Natur sich vorfindet, so ist die Natur nur durch eine Inkonzequenz gegen das System zu befriedigen. Einer solchen Inkonzequenz machen auch hier beide Theile sich schuldig, und sie beweist, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn könnte, zugleich die Einseitigkeit beider Systeme uud den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten brauch' ich es nicht erst insbesondere darzuthun, dass er nothwendig aus seinem System treten muss, ssbald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Forderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt; warum thust du, was recht ist, und leidest, was nothwendig ist? so wird er im Geist seines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so seyn muss. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern was der Mensch will; denn er kann ja auch *nicht* wollen, was seyn muss. Man kann ihn also wieder fragen: Warum willst du denn, was seyn muss? Warum unterwirft sich dein freier Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil alle andern Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein hast einen Willen, ja du fühlst, dass deine Unterwerfung eine freiwillige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der *Idee* derselben; denn jene zwingt dich blos blind, wie sie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich idealistisch, so oft du entweder *moralisch handeln* oder nur nicht *blind leiden* willst. Es ist also offenbar, dass der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugibt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, beweist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständigkeit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem anfmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu beweisen brauchen, dass das Ideal menschlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äussern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muss. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muss. Massen wir uns nun an, mit unsrer blossen Vernunft über das äussere Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir blos ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniss über dasjenige entscheiden, was schon der blosse Begriff unsers eignen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unsre Persönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den *Werth* (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweiten um die *Würde* (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realisten einen moralischen Werth und dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber blos insofern Beide nicht ganz konsequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das System. Obgleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so ist zwischen Beiden doch der wichtige Unterschied, dass der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, dass das Ganze *gleichförmig* menschlich gut, als dass das Einzelne *zufällig* göttlich sey — und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen grossen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflössen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines grossen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beiderseitigen *Karrikaturen*. Der wahre Realism ist wohlthätig in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich.

Der wahre Realist nämlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen *Nöthigungen*. Mit Freiheit umfasst und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen, daher kann es auch nicht fehlen, dass er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen Beide dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äussern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache ist er noch immer Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, lässt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiss, so walten diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es gibt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die blos durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit, bestehen, und daher auch nur zu *Etwas* gut sind; aber dass sie auch nur leben und bestehen, beweist, dass dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Wenn dagegen schon der wahre Idealism in seinen Wirkungen unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verlässt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare uud unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heisst; der Phantast verlässt die Natur aus blosser Willkür, um dem Eigensinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freiheit. Der Phantast verläugnet also nicht blos den menschlichen — er verläugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins Unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

UEBER DEN MORALISCHEN NUTZEN ÄSTHETISCHER SITTEN.

Der Verfasser des Aufsatzes *über die Gefahr ästhetischer Sitten*, im eilften Stücke der Horen des Jahrs 1795, *) hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche blos allein auf Schönheitgefühle gegründet wird, und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluss, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmacke das Verdienst zuschreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, dass der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens *begünstigen*, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluss nie etwas Moralisches *erzeugen*.

Es ist hier mit der innern und *moralischen* Freiheit ganz derselbe Fall, wie mit der äussern *physischen*; frei in dem letztern Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einflusse, blos meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiednen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, dass der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiednen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, dass ein Mensch von einem andern Freiheit *erhalte*, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, dass man überhoben ist, sich nach Andern zu richten: eben so gut kann man sagen, dass der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, dass man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heissen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, dass der Handelnde dabei blos seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nich, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, dass der Handelnde dabei blos dem Ausspruche seiner Vernunft, mit Ausschliessung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äussern Handlung beruht blos auf ihrem *unmitelbaren Ursprunge aus dem Willen der Person;* die Sittlichkeit einer innern Handlung blos auf der *unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.*

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stossen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. Insofern gibt es Grade der Freiheit. Unsre Freiheit ist grösser, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstande feindseliger Kräfte behaupten; aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.)

*) *Anmerkung.* Der hier erwähnte Aufsatz ist ein Theil der Abhandlung dieses Bandes, unter dem Titel: *Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen.*

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. Insofern gibt es Grade der Moralität. Unsre Moralität ist grösser, hervorstechender wenigstens, wenn wir, bei noch so grossen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unsre Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlich-gut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur lässt sich annehmen, dass kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse blos deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern dass Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen, und einerseits die *Stärke* der sinnlichen Antriebe, andrerseits die *Schwäche* der moralischen Willenskraft zur Quelle haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muss die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, dass keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muss die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden musste, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Haudlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, dass dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm Anstössiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Aussprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unsrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unsrer sittlichen Bestimmung in Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mässigung und Anstand, er verabscheut Alles, was eckig, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu Allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Dass wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anderes ist als ein ästhetisches Gesetz von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeusserung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den blos leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muss immer ihr eignes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth blos insofern von dem Joche des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führt; und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Grosses ist aber doch bei dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch *ein* Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muss sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitsinn aushalten; und wenn jetzt Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beistimmung von Seite der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiednen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äussern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüth, dass etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessinn *Anna Komnena* erzählt uns von einem gefangnen Rebellen, den ihr Vater *Alexius*, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortiren. Unterwegs, als Beide allein zusammen ritten, bekommt *Alexius* Lust, unter dem Schatten eines Baums Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe liess, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des *Alexius* Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. *Anna Komnena* gibt zu verstehen, dass sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn *Alexius* nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten Gattung, wo der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus blosser Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, dass er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog *Leopold von Braunschweig* an den Ufern der reissenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strome überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewusstseyn dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein Anderer besteigen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke daranf Einfluss geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterliess, habe einen so gebildeten Geschmack, dass alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, schon der blosse ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen blos durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine blosse schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andre, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reizbaren Schönheitssinn, den Alles, was gross und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne *gegen* die Neigung hätte thun müssen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiss nicht, denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft; und dass er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also *moralisch* eben so vollkommen, *physisch* hingegen ist er *bei Weitem* vollkommner; denn er ist ein weit zweckmässigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack gibt also dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmässige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhle abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, dass sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der grössern *Summe einzelner rigoristisch-moralischer* Handlungen, sondern auf der grössern Kongruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetze, und es gereicht seinem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, dass am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken lässt, wenig mehr davon die *Rede* seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen *positiv* nutzen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht also auch ein geringes Mass moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nützt, so muss *der* Umstand ein grosses Gewicht erhalten, dass er der *Legalität* unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun, dass die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsre Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unsrer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet und so innig mit einander verwebt, dass Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmässig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmässigkeit in sich schliessen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so lässt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unsrer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstossen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der moralischen Natur, so lange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, dass sie ohne Unterbrechung und Rückfall

gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstosse; wenn wir bei aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer bessern Grundsätze bauen dürfen; wenn wir uns bei diesem Bewusstseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, dass das Gehäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieses ins Gedächtniss rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ungefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigsten der physischen Weltordnung durch den *Inhalt* unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die *Form* derselben nicht recht machen sollten, wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir desswegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniss dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxismus ahnt, alle Messer entfernt, und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirns nicht im gesunden Zustande verantwortlich zu seyn; eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch *Religion* und durch *ästhetische Gesetze* zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäss zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und des Geschmacks, zu befestigen.

UEBER DAS ERHABENE. *)

«Kein Mensch muss müssen,» sagte der Jude *Nathan* zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weitern Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter der Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist blos, dass er mit Bewusstseyn und Willen vernünftig handelt. Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von Allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind, und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natnr Anspruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicherweise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen Alles, sagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo er schlechterdings muss, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, *was er nur muss und nicht will*, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den mehrsten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich. Entweder *realistisch*, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder *idealistisch*, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem Ersten verhilft, heisst physische Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Diese Abhandlung erschien zuerst im III. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften (Leipzig bei *Crusius* 1801), s. die Anmerkung zur Abhandlung im diesem Bande: *Ueber das Pathetische.*

Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen, und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas *gegen* seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnissmässige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als *ein Verhältniss*, welches ihm so nachtheilig ist, *ganz und gar aufzuheben*, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muss, *dem Begriffe nach zu vernichten*. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heisst aber nichts Anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heisst die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh' es bis zu *ihm* kommt, ist es schon *seine eigene Handlung* geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freithätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluss lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine grössere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht blos in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine *ästhetische* Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt, und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach, zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er sie in seinem System nicht zugibt, *) werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich soweit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rücksicht auf Besitz, aus der blossen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und so lange also ein Bedürfniss auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniss nach dem *Daseyn* von Gegenständen übrig, uud unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir blos verlangen, dass die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das Letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das Erste nicht; dass das Vorhandene schön und gut sey, können wir fordern; dass das Schöne und Gute vorhanden sey, blos wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, dass das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heisst vorzugsweise gross und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorher zu sagen, dass sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen, und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht *Leiden* und Schmerz einflössen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniss als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muss einen rüstigern Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniss der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verlässt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluss entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen geniessen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluss haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von *Wehseyn*, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äussert, und von *Frohseyn*, das bis zum Entzücken steigen kann, und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsre moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, dass der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, dass *wir selbst* in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, dass folglich

*) Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch heissen kann, als was der vollkommene Realist wirklich unbewusst ausübt, und nur durch eine Inkonsequenz läugnet.

zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, dass sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, dass die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und dass wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre *Fassungskraft*, und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unsre *Lebenskraft*, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Grosse in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, dass sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, dass wir mehr als blos sinnlich sind; so wusste sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, dass wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muss sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, dass wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit *nicht* zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner *Kraft*, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den *schönen Charakter* ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mässigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, dass er wirklich ein Tugendhafter ist, und dass es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müsste seinen eigenen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, dass die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muss er mit seinem eignen Herzen ausmachen; *wir* sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müsste, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein grosses Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter beranben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreissen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem *Naturbegriff* mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, dass das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet) weil nichts widersprechender seyn kann, als dass die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muss also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muss es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmälig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reisst es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluss eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat; wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle

des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreissen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf Einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttinn *Kalypso* hat den tapfern Sohn des *Ulysses* bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter *Mentors* Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen, und ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muss ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, dass wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstand zur Verfeinerung führen. Aber obgleich sie unsre erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, dass sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entwickelung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinaus gehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, dass der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Grosse und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Mensch blos Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe *dämonische* Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die *unfassbare* Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft und die *verderbende* Natur nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er musste also die erste mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eignen Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden, und das relativ Grosse ausser ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Grosse in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füssen, und der grössere Ocean über ihm entreissen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein grösserer Massstab der Schätzung wird ihm von der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren grossen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nicht mehr. Wer weiss, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluss, den kein Studirkerker und kein Gesellschaftssaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem grossen Naturgeist auf einem Spaziergang gebar; wer weiss, ob es nicht dem seltnern Verkehr mit diesem grossen Genius zum Theil zuzuschreiben ist, dass der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lagert.

Aber nicht blos das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfassbare für den Verstand, die *Verwirrung*, kann, sobald sie ins Grosse geht, und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft, als bei der geistlosen Regelmässigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, *Ossians* grosser Natur, als dass er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, dass in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuv, und dass der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniss mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer freilich die grosse Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des *Verstandes* beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bei Weitem in den mehrsten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehn. Er wil haben, dass in dem grossen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermisst er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmässigkeit, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniss bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckver-

bindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muss, übersteigend und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, fasst also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniss verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muss, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewusst zu werden, so begreift man, wie es zugeht, dass Menschen von erhabner Gemüthsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freiheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntniss für entschädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für edle Gemüther ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen blos zu einem geistreichen Produkt und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, und *nur* aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts Anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit grössere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat blos durch einzelne Ausnahmen von Naturgesetz in einem *Kato, Aristides, Phocion* und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit grossen Erwartungen von Licht und Erkenntniss, wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinten Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt *fordert*, mit dem, was die wirkliche *leistet*, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem *organischen Reich* sich nach den regulativen Grundsätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten scheint, so unbändig reisst sie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu *erklären*, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, dass die Natur, im Grossen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; dass sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub tritt, dass sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit sich fortreisst, dass sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme fasst und zerschmettert, dass sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieser Abfall der Natur im Grossen von den Erkenntnissregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch *Naturgesetze* die *Natur selbst* zu erklären, und *von* ihrem Reiche gelten zu lassen, was *in* ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, so lange wir nämlich blos freie Betrachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerinn unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber bekanntermassen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte, so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft, noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten; wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein andres Mittel, der Macht der Natur zu widerstehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesses, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da, wo sie ihm ihre verderbliche Macht blos von Ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äussert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und, wie das wahre Unglück, setzt es uns in *unmittelbaren Verkehr* mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und, was noch schlimmer ist, es *macht* uns oft *wehrlos*. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es blos eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Principium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto grössern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, dass er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Schwung der Menschennatur, das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist

eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingeleitet wird

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen verzärtelten Geschmack, der über das ernste Angesicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um sich bei den Sinnen in Gunst zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohlverhalten *lügt*, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniss. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muss doch endlich aufhören — nur in der *Bekanntschaft* mit denselben ist Heil für uns. Zu dieser Bekanntschaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der Alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemählde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Mass aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willensvermögen unsre *Achtung*, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen, die vollkommenste Entwickelung verdient. Das schöne macht sich blos verdient um den *Menschen*, das Erhabene um den *reinen Dämon* in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muss das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die *ästhetische Erziehung* zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmuug, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm *Geisterberuf* Genüge zu leisten, würden wir unsre *Menschheit* versäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefasst, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des *Charakters* einbüssen und, an diese *zufällige Form des Daseyns* unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Mass ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweiten Hand besser bedient, als von der ersten, und will lieber einen zubereiteten und auserlesenen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürftig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen *Eindruck* erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen *Ausdruck* zu streben, und in jeder schönen oder grossen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den grossen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks blos im Vorbeigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte *Gewalt erleidet*, oder wenn sie, in ihren grossen und pathetischen Scenen, *Gewalt ausübt*, und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch blos als Objekt der freien Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerinn, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufälligen Schranken absondert, und lässt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur den *Schein* und nicht die *Wirklichkeit* nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

GEDANKEN

UEBER DEN

GEBRAUCH DES GEMEINEN UND NIEDRIGEN IN DER KUNST.*)

Gemein ist Alles, was nicht zu dem *Geiste* spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom *Gemeinen* in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein grosser Kopf und ein edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, dass er es an etwas Geistiges anknüpft und eine grosse Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendsten Verrichtungen eines Helden eben so sorgfältig als seine erhabensten Thaten berichten, und sich eben so lang bei

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Aufsatz erschien zuerst im IV. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften des Verf. (Leipzig bei *Crusius* 1802.)

seinem Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen, als bei seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine grossen Thaten wird er so erzählen, dass kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die niederländischen Mahler, einen edlen und grossen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand *gemein* und kann ihn *gross* behandeln. *Gemein*, wenn er das *Zufällige* eben so sorgfältig darstellt als das Nothwendige, wenn er das Grosse vernachlässigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: *Gross*, wenn er das *Interessanteste* heraus zu finden weiss, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Grosse ausführt. *Gross* aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn gross, wenn er ihn mit dem Grossen verbindet. *Homer* wusste den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr Gemeines ist.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen steht das *Niedrige*, welches von jenem darin unterschieden ist, dass es nicht blos etwas *Negatives*, nicht blos Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern etwas *Positives*, nämlich Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt blos von einem fehlenden Vorzug, der sich wünschen lässt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenschaft, die von Jedem gefordert werden kann. So ist z. B. die Rache an sich, *wo* sie sich auch finden und *wie* sie sich auch äussern mag, etwas Gemeines, weil sie einen Mangel von Edelmuth beweiset. Aber man unterscheidet noch besonders eine *niedrige* Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Mensch von Geburt und bessern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmässige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt *gemein*, der nur auf seinen Nutzen bedacht ist, und insofern steht er dem *edeln* Menschen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen Genuss zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge, und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabei respektiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht blos indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschliesst, sondern auch indem man sie *niedrig behandelt*. *Niedrig behandelt* man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anstand verbergen heisst, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des grössten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schliessen.

Es gibt zwar Fälle, wo das *Niedrige* auch in der Kunst gestattet werden kann; da nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Missfallen erregen; aber ein betrunkener Postillon, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des *Aristophanes*, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deswegen ergetzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. So bald es der Dichter blos auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muss er nie Unwillen oder *Eckel* erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bei Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die *Wahrheit*, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, dass Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der *Farce*, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, dass man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispensiren wir den Dichter von aller *Treue der Schilderung*, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muss es aber ins *Furchtbare* übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muss durch eine starke Beschäftigung des Affekts ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. *Stehlen z.* B. ist etwas *absolut Niedriges*, und was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, und *ästhetisch* bleibt er immer ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von

allem Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Objekt seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich *Mörder*, so ist er zwar *moralisch* noch viel verwerflicher; aber *ästhetisch* wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine *Infamie* erniedrigt, kann durch ein *Verbrechen* wieder in etwas erhöht und in unsre *ästhethische* Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, dass, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfliessen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer niedrigen Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich.

Zweitens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die *Kraft*, bei einem moralischen auf die *Gesetzmässigkeit*. Kraftmangel ist etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schliessen lässt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende That ist uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann uns eine teuflische That, sobald sie nur Kraft verräth, *ästhetisch* gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine kriechende feige Gesinnung an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Grad unsers Interresses, das wir ästhetisch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäussert worden ist.

Drittens werden wir bei einem schweren und schrecklichen Verbrechen von der Qualität desselben abgezogen, und auf seine furchtbaren *Folgen* aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. So bald wir aber anfangen zu *zittern*, so schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöschen. Daher ist der Diebstahl des jungen *Ruhberg*, in *Verbrechen aus Ehrsucht*, auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, dass wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt wird. Kurz das Niedrige wird durch das *Schreckliche* versteckt. Es ist sonderbar, dass dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen *Ruhberg* nicht so viel Widriges hat, als der blosse ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Officier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier blos eingebildet, blosser Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung, unwiederbringlichen Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, dass ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Konvenienz es mit sich bringen, dass man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil *zeigt*. Traut man ihm also etwas Verächliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlass gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seite des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, dass er *Officier* und *Liebhaber* einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Kontrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinern, wenn er bei seiner Dame ist, dass er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte. Das grösste Unglück dabei ist, dass derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn wäre dieses, so würde er als Officier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muss man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist *unter* aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr gut damit bestehen. *Sklaverei* ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Grösse schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor, und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, dass ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Mahler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte blos vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, sondern der Mahler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeussern versöhnen. Wenn uns *Homer* seinen Ulyss in Bettlerlumpen aufführt, so kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmahlen, und wie lange wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, dass es uns unangenehm oder eckelhaft seyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauspieler den Ulyss dem *Homer* getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt; wir *müssen* sehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

AN DEN
HERAUSGEBER DER PROPYLÄEN.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlasst wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbil-

dungskraft haben das Eigenthümliche, dass sie keinen müssigen Genuss zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem blossen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des *Verstandes*, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich grosse Anzahl wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern *Kunstgenuss*, aber vielleicht keinen so reichen *Begriff* von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Thema mir wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbt. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen: aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, dass ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Süjets gerechtfertigt, denn aus beiden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muss jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bei diesen zwei Preisaufgaben dafür gesorgt, dass jener Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektors Abschied qualificirte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nachtstück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers musste also die Wahl entscheiden, und es liess sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz, und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bei dieser Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäss, den wir uns von *Diomed* und *Ulysses* bilden, zeigen sich in der Finsterniss der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem *Diomed* die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich *Ulyss* der schönen weissen Pferde des Königs Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und *Diomed* verlässt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen, die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne dass ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsre Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluss, dass sie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptsache ist, *Ulyss* und *Diomed* sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. *Ulyss* uns *Diomed* werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muss geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dies geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer *Göttinn*. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im *Homer* erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttinn wird für den Gedanken noch dieses gewonnen, dass die nächtliche That einen Zeugen hat, dass durch ihre Gäste die Nothwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der grosse Gewinn, dass die nächtliche Scene mit einem göttlichen Lichte kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wusste, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken, und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweisse Pferde sich erheben, *Diomed* im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thüre verschwinden, scheint sich blos mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stillleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, dass eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und lässt sich völlig gedankenlos geniessen.

Zwei andere grössere Bilder (No. 3 und 4) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gezückt, *Ulysses* hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht blos zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte fleissige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttinn, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren blos im Umriss gezeichnet sind, hat sich *Ulyss* auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttinn erscheint (No 2) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfliesst, beleuchtet die nächtliche Scene. *Diomedes* ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuss auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttinn den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. *Ulysses*, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden *Ulyss*, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des *Diomedes*. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des *Diomedes* einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No 1), mit dem sich diese Galerie der Rhesusbilder würdig abschliesst.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine mahlerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweissen Pferden, welche *Ulysses* eben forttreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde, sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

So bald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachlässt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen: dies findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. *Diomedes*, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfasst, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich *Ulyss* und die Pferde bewegen, so ruhig steht *Diomedes*, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab, und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der sie erscheint, wälzt sich mahlerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum, und fasst auf diese Art die ganze Mordscene mit einem geheimnissvollen Vorhang ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei diesem Bilde den heitern Einfluss einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräsentirt nur, und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es liess sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rhesus ist, als blosses Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier musste also die Phantasie ihre Macht beweisen, und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild blos mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so musste es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese *natürliche Wahrheit* ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Diesem Stoffe also, der sein Gefühl nicht ansprach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dies scheint die meisten von diesem Süjet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte mit einem mässigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit, ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der *sentimentalische* Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfliessende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniss auszudrücken: Hektor sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstossen. Eines musste nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der konkurrirenden Künstler haben sich begnügt, blos den Abschied des Gatten von der Gattinn vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterinn oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, dass man blos den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die *diesem* Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschliessend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattinn eine

untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (No. 24), einem Oelgemählde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hektor breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterinn vor ihm zurückflieht, während dass sich Andromache zwischen diesen, nach dem Kinde ausgestreckten, Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniss zu seyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden; denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattinn und Kind zurücklässt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnen. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der konkurrirenden Künstler (No. 13), dem die Natur einen heitern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen; indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterinn ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegen streckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äusserst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles akkordirt zu einer schönen lieblichen Gruppe, und spricht das Gemüth schnell nnd entscheidend an. Man lässt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze mahlerische Anlage fehlerhaft und ausserdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wusste, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllte deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million spiesstragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermisst, so ist demselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroischen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen missfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hülflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern (No. 19) scheint eine gewisse kranke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, dass die Zeichnung zum Theil kolorirt ist und auf einen Farben-Effekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (No. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt; beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtross auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterinn, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas Anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird: Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitross rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst, die zärtliche Bekümmerniss der Gattinn ist dem Ganzen gemäss. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig gegen die kolossalische Figur des Helden, und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der *Amme*, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt getuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unschicklich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das Gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs, behandelt,

die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hektor wusste der Künstler sich nicht zu denken, und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (N°. 23) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (N°. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch grössere, wenn nicht zu grosse, Bedeutuug gegeben.

Bei dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so musste er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, dass auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäss ist; obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen opernmässigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiss, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frei und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; andre empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der mahlerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (N°. 26) der *braunen Zeichnung*, wie das Publikum sie nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. *Nahls*, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzes entstellt ihre reinen Züge. Znr Linken Hektors in weiterm Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterinn, das heitre Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hanptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden; die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

UEBER
BÜRGERS GEDICHTE.

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberei unsrer Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruhetzeit absterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuss erkauft werden sollte. Vielmehr liesse sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es liesse sich vielleicht darthun, dass, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muss, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiss des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, dass sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; dass sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit authäuften, müsste Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in

Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müsste sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhundert selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, dass sie selbst in keine andern als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als dass letzterer zu den Vorzügen des erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluss auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein *Horaz*, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, dass er im Intellektuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muss auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muss es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als dass es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeusserung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu versteeken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfliesst. Kein noch so grosses Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Massstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müsste es ja lehren, wie viel der grössere Theil unsrer, nicht ungepriesenen, lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt; auch trifft es sich zuweilen, dass uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hrn. *Bürger* zu machen.

Aber darf wohl diesem Massstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als « Volkssänger » ankündigt, und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15. u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit dem schwankenden Worte « Volk » chikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es *Homer* seinem Weltalter oder die *Troubadours* dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die *Homer'sche* nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr grosser Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, dass Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Ausser diesem Kulturunterschied ist es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äusserst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkürlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätten also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschliessend der Fassungskraft des grossen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Grösse seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. *Bürgers* Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmässige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, dass ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genie's genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem eckeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem grosssen Haufen ungeniessbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Gross, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniss, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müsste der Dichter ausschliessend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müsste er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniss mit dem Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniss, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde,

indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen, und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniss brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem grossen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keinesweges zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das «Siegel der Vollkommenheit» erklärt. Aber, indem er dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, dass zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerlässliche Bedingung ist, einen von der verschiednen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen absoluten, innern Werth zu besitzen. «Wenn ein Gedicht,» scheint er sagen zu wollen, «die Prüfung des ächten Geschmacks aushält, und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Fasslichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.» Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem. Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied, gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, dass bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedner Eigenschaften besteht) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmassen an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, dass uns die *Bürger*'schen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, dass wir in dem grössten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder steigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders geniessbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber dass sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Rec. muss gestehen, dass er unter allen *Bürger*'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keines zu nennen weiss, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Missfallen erkauften Genuss gewährt hätte. War es entweder die vermisste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genuss um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, dass der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; dass seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder ausser ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehrern Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmass störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je grösserer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bei Hrn. *Bürger*. Ausserdem, dass uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen scheint, dass ihm selten Liebe etwas Anderes als Genuss oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemählde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit mahlen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttinn. Man sehe 1. Th. S. 124. Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er sie überhaupt als

Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86 die beiden Liebenden.

Im Denken ist sie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage,
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, dass sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beispiel zu seyn scheint, wie ungefähr Hr. B idealisirt. Es kann nicht fehlen, dass dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreisst und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemählde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweideutige Beifall des grossen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Rec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht: « Blümchen Wunderhold » nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es, von diesem Blümchen heisst:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelst im Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unächter Reim; blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermisst man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, grossentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was *Lessing* irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem Lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlasst sind, zu verbreiten. Die neuen *Bürger*'schen Gedichte sind grossentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefasst zu werden, dass das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuss nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht blos Gemählde dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht blos der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflössten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst blos leidender Theil ist, muss seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, jemehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, dass die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: « Das hohe Lied von der Einzigen, » verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der *Bürger*'schen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen grossen Theil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, dass sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Gränzen des Wahnsinns verliert, dass sein Feuer oft Furie wird, dass eben deswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affekt,

der dieses Lied ihm diktirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigne Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, dass es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen,—ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser grosse und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Liedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das *sublimi feriam sidera vertice* des *Horaz* mit solchem Missbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht im Verdacht haben, dass ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sey; es leuchtet ein, dass man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, dass an solchen scherzhaften Aeusserungen nur der zehnte Theil sein Ernst sey, so macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bittern Ernst Eigenruhm kann selbst einem *Horaz* nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu seyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonnetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, dass sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gern hätten wir alle blos witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken nervigen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S 142 mit einem Anakreontischen oder Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernsthaften oder den satyrischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, dass Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen lässt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das grosse Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmässigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, dass wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, dass Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äussrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äussern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfliessen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. *Bürger*. Diese Fülle poetischer Mahlerei, diese glühende energische Herzensprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Grösse zu gatten, und so die höchste Krone der Klassicität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Masse der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse wiederfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete seyn soll

(*) So urtheilte der Verfasser vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern, aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt, aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

UEBER
DEN GARTENKALENDER
AUF DAS JAHR 1795.

(Tübingen bei Cotta.)

Seit den *Hirschfeld*'schen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an

*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieser Schluss wurde hinzugefügt, als der Verfasser im Jahr 1802 obige Recension der Sammlung *seiner kleinen prosaischen* Schriften einrückte.

festen Principien fehlte und Alles der Willkür überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, dass man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer zo zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, dass es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiss, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloss sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an, und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum musste seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er musste sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmass, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekts flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, musste nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem grössern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Grösse entschädigt wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab, und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie grösstentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, dass sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzen Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniss. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, dass die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniss, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang, nnd zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachlässlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, dass sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, dass man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung nnd Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Aufopferung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermassen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen liessen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, dass das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, dass es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so musste er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmässisigkeit, zum obersten Gesetz; bei ihm musste die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu gross, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Mahlerei hinüber führte. Er vergass, dass der verjüngte Massstab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur insofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhen, so muss man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will: eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten

englischen finden; es wird sich zeigen, dass sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und dass es zwar abgeschmackt nud widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschliessen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand, zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiednen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht « in eine Erhöhung » desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang » mit der schönen landschaftlichen Natur uns ver- » schaffen kann. » Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Grösse und Freiheit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muss, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch ausserordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den grossen, den kleinen und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muss. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstrasse u. s. f., und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und missverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut als musikalische oder poetische Kompositionen fähig seyn müssten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Ausser diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben Vf. in diesem Kalender eine Beschreibung der grossen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur vom Hörensagen kennt, muss es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrsten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne grosse Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnissmauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, dass wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederliess, hebt auf Einmal diesen Widerspruch, und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Komposition. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äussersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung giesst durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuss schwankend erhält, und noch lange nachhallt, wenn schon Alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, dass nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, dass nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuss davon zu haben, muss man durch das neu erbaute fürstliche Schloss zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermassen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstrasse hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblösst von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmässige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat, und auf eine gewiss seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniss nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierliche Triumph bereitet. Indess machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Missgebrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht blos den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt, und, indem sie den Erstern zum Denken reizt, den Letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so

gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, dass er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müsste sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That, anzunehmen. Wenn das Gemählde dieser Hohenheimer Anlagen einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemählde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wusste, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden, wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigene Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affektirt, und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

UEBER

EGMONT,

Trauerspiel von Goethe.

Entweder es sind ausserordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursache und Wirkung, in einem Stück sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlasst eine Meisterscene im Mohren von Venedig. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit *Shakespeare*, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben auf die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorangeschickte Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allem; eine blosse Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemählde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den sich Alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verf. auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Ausserordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, dass sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen, oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu grosser Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genie's ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel — oder Rec. müsste sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergrosse Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflössen, oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein grosser Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei grossmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur ein flämischer Held, ein Held des sechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Elend in seinen Freuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem grossen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, das kostet ihm keine schlaflosen Nächte. Tolldreist wagt er bei St. Quentin und Gravelingen

sein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen süssen Gewohnheit des Daseyns nnd Wirkens scheiden soll. « Leb ich nur, » so schildert er sich selbst, « um aufs Leben zu denken? Soll » ich den gegenwärtigen Augenblick nicht geniessen, » damit ich des folgenden gewiss sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir » haben die und jene Thorheit in einem lustigen » Augenblick empfangen und geboren, sind Schuld, » dass eine ganz edle Schaar mit Bettelsäcken und » mit einem selbst gewählten Unnamen dem König » seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniss rief, sind Schuld — was ists nun weiter? Ist » ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns » die kurzen bunten Lumpen zu missgönnen, die ein » jugendlicher Muth um unsers Lebens arme Blösse » hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft » nehmt, was ist denn dran? Scheint mir die Sonne » heut, um das zu überlegen, was gestern war?» — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Ausserordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, dass er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — dass er ihm endlich nicht einmal so viel Grösse und Ernst mehr übrig lässt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemählde, wo sie mit grossen Handlungen in schöner Mischung zerfliessen. *Heinrich* IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heisst es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniss der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, dass wir seine Verdienste vom Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Grosses, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? «Die Leute,» sagt Egmont, « erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. *Klärchen.* Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? *Egmont.* Hätte ich nur Etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.») Ein grosser Mann soll er nicht seyn, aber auch erschlaffen soll er nicht; eine relative Grösse, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, dass er über dem Kleinen nicht das Grosse hintansetze, dass er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. « Dieser Mann, » sagt er, « trägt seine Sorglosigkeit in mich herüber: — » Weg — das ist ein fremder Tropfen in meinem » Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! » und von meiner Stirn die sinnenden Runzeln weg» zubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mit» tel.» Dieses freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiss — ist kein andres, als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andren Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt ihrs haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammen zieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun musste, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterliess neun (andere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen uud nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äusserst in Unordnung gebracht, und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung ans dem Lande hätte ihm nicht blos die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlinn, eine Herzoginn von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehrern Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten, und sein Verhältniss zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlinn und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seite des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei

Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieses kann er noch ausserdem erst nur auf Unkosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht um es zu schwächen. Wie theuer lässt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich betrachtet, gewiss eines der schönsten Gemählde ist, die in einer grössern Komposition, wo sie von verhältnissmässig grossen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe fliesst aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniss zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politischbürgerlichen Zustandes der Niederlande musste daher seiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein fassliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. *Shakespeare* in seinem J. *Cäsar* gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich aufs Schärfste kontrastiren, so dass es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringeu; so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, dass alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, dass wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Grossthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natnr und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas lässt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne dass er es will oder gewahr wird, ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. *Buyk*, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschiessen das Beste gewonnen, und will als König die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysom (ein Friesländer). Lasst ihn! Doch ohne Präjudiz? Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem *doch ohne Präjudiz* den zähen, auf seine Vorrechte wachsamen Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Klausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, so grüsste er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei seyn wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Strasse, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemähldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzoginn von Parma. « Ich weiss, dass einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat; » konnte eine Zöglinginn des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männischen Charakter sehr glücklich hervor scheinen lässt, das kalte Staats-Interesse, dessen Exposition er ihr anvertrauen musste, mit Licht und Wärme zu beseelen, und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren; es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter; « ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel haben mnss. » Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unsrer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang seines Unternehmens spannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessiren uns dafür, als gält es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniss, und sie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen.

« Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend
« gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete.
« Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des
« Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der
« Mann. So bist du vor mir hergeschritten, immer vor,
« nnd ohne Neid sah ich dich vor und schritt dir nach,
« und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu

« sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. « Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, « dich zu fassen, dich — das ist nun Alles wegge- « schnitten, und ich sehe dich hier! » — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: « War dir mein Leben « ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, « so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht « blos zusammen, wenn sie beisammen sind, auch der « Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir » und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe « ich mich gefreuet » u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont mahlen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemählde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eignen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er sieht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

» Sie lässt mich stehn, mir selber überlassen.
» Sie theilt mit mir den Todestropfen,
» Und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
» Sie zieht mich an, und stösst ins Leben mich zurück;
» O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
» Sie geht voran,
» Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
» Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
» Den unauflöslichen Neid
» In jene Wohnungen hinübertragen?
» Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich,
» Und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. »

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreissend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, dass der Verf. in einer Manier unübertrefflich sey, worin er sein eignes Muster ist!

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, dass der Verf. selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt, und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik lässt sich hören und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es seyn, dem Verf. darthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er so gut und besser gewusst als wir; aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wem er will — Rec. gesteht, dass er gern einen sinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu geniessen.

UEBER

MATTHISSONS GEDICHTE.

Dass die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmahlerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftmahler uberhaupt nur als ächten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-*Dichtung*, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ungefähr eben so, wie die Landschaftmahlerei der Thier-und Menschenmahlerei gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beipiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeseelte Natur blos als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmahler und der epische Dichter häufig thnn, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftmahler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldinn der Schilderung, und den Menschen blos zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im *Homer*, und wer möchte den grossen Mahler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal seiner dramatischen Gemählde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des *Plinius* gehören,) war es aufbehalten, in Landschaftgemählden und Landschaftpoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eignen Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten blos auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuere so allgemein schätzen? Lässt sich wohl annehmen, dass es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muss man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, dass er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von *Claude Lorrains* Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, dass es kein Werk der schönen, blos der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer so eben eine *Matthisson*'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftmahler

seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiss, niemals der Stoff, sondern blos die Behandlungsweise, was den Künstler nnd Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herabsinken. Steht man also an, Gemählde oder Dichtungen, welche blos unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die blos landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muss derselbe seyn, der die schöne Kunst von der blos angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muss das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, « uns durch einen freien Effekt unsrer produk- « tiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen « zu versetzen, » (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muss fürs Erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muss er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiss seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn; denn nach der ersten müsste unsere Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eignen Gesetz gehorchen; nach der andern müsste sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, dass er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Gesetzen nehmen müsste, dass er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äussere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, dass beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und dass die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei grosse Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches, gründet. Nichts desto weniger muss der Dichter diesen empirischen Effekt der Association zu berechnen wissen, weil er nur in so fern Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muss er aber eine Gesetzmässigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in so fern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjektives und willkürliches Gedankenspiel gründen. An diese objektive Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiss ist, dass er sich an das reine Objekt gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, dass die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gange, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjekts zu bestimmen. Es ist bekannt, dass verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja dass derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die ausser seiner Gewalt sind, muss der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muss also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muss. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, dass er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muss er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiss, dass die ganze Gattung ihm nachempfinden werde—wenigstens kann er auf diesen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlässlich gefordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muss Alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt: in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig, und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subjekt eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der grosse Styl.

Aus dem Gesagten erhellt, dass das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit endecken lässt. Ausserhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbil-

dungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muss er es entweder durch eine äussere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung, und doch muss schlechterdings Beides beisammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

Daher mag es kommen, dass sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) Menschen diese Gesetzmässigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichtetern Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Objekt für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Objekt für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so lässt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftmahler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, dass er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs Erste ist nicht zu läugnen, dass bei aller anscheinenden Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine grosse Einheit und Gesetzmässigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muss bemerkt werden, dass, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muss (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Komposition noch eine grosse Nothwendigkeit herrschen könnte, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der mahlerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an ihr vermisst, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und so weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er aller seiner Bestrebungen ungeachtet auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiss in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig, aber ihrer Form nach sind sie es allerdings; und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Objekt hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in so fern also die Landschaftmahlerei oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede mahlerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermassen auch eine Mobilation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, dass jede poetische Komposition neben dem, waa ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftmahler und Landschaftdichter verlangen wir dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewusstseyn, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bei beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht blos angenehmer Kunst) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogische äussere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äussern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelst jenes symbolischen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmahler in das Geheimniss jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äussern Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem

Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmahler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äussern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, dass man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müssig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äussere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen, jene Stätigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks mahlt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmahler bewirken dieses blos durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen blos das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; et kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen, und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, dass seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, dass wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überlässt, ist eine unendliche Grösse.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiss. Alle einzelnen Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überliessen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Kompositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein grosser Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganzes von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger; sie ist aber dabei auch ein successiv gegebenes Ganzes, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt in so fern den Dichter. Hr. M hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Objekt ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stätigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemählde S. 85.

Der Vollmond schwebt im Osten;
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
Streift scheu in Lunen's Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern,
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weisser Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt.
Als lodernde Kastade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade.
In Silberfunken stäubt u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unsere Augen zu stellen, weiss er uns durch die Stätigkeit des Zusammenhanges die Komprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva mahlt sich in der Fluthen Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stätigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfliesst der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, dass wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjektive Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, dass der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich H. M. auf jene musikalischen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

ABENDLANDSCHAFT.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt von Seegeflügel.

Mahlerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblasst der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stätigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erwekt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreise S. 66; zwei Kompositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsre Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Grosse mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehäge,
Die grossen Harmonien der Wildniss nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goss der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniss rufen.

O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süssen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und mahlerisch! Aber nun will der Dichter es noch bes-

ser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reissen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel, u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa blos flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich grösserer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Dekorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, dass wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluss des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er Anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wusste, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluss gab, haben dem Geist, der es Anfangs diktirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit grossem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muss, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; Alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen Alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muss. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, nnd mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konsorten) Zunftgeheimniss aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniss beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt.

Hr. M. ist nicht blos mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch lässt sich schon im Voraus erwarten, dass es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiss, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muss. Nicht im Gewühle der grossen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eignen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse kontemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur aus ihrer Quelle abfliessen, sind einförmig und beinahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den kultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muss diese Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen; es muss diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muss es nicht Bedürfniss der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muss er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert, als blos die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Kontrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Kultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft

magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muss. Wer eine Phantasie, wie sein Elysium (S. 34) komponiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, dass er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheidenern Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Misstrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen grossen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

INHALT.

Nachrichten von Schillers Leben. Seite. 1

GEDICHTE.

A. DER ERSTEN PERIODE.

Hectors Abschied. 13
Amalia. —
Leichenfantasie. —
Fantasie an Laura. 14
Laura am Clavier. —
Die Entzückung an Laura. 15
Das Geheimniss der Reminiscenz. An Laura. —
Melancholie. An Laura. 16
Die Kindesmörderinn. 17
Die Grösse der Welt. 18
Elegie auf den Tod eines Jünglings. —
Die Schlacht. 19
Rousseau. —
Die Freundschaft. —
Gruppe aus dem Tartarus. 20
Elisium. —
Der Flüchtling. —
Die Blumen. 21
An den Frühling. —
An Minna. —
Der Triumph der Liebe. Hymne. 22
Das Glück und die Weisheit. 23
An einen Moralisten. —
Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg. 24
Semele, in zwei Scenen. 25

B. DER ZWEITEN PERIODE.

An die Freude. 31
Die unüberwindliche Flotte. 32
Der Kampf. —
Resignation. —
Die Götter Griechenlands. 33
Die Künstler. 34
Die berühmte Frau. 38
Einer jungen Freundinn ins Stammbuch. 39
Metrische Uebersetzungen.
1. Zerstörung von Troja. 41
2. Dido. 49

C. DER DRITTEN PERIODE.

Die Begegnung. 60
An Emma. —
Das Geheimniss. —
Die Erwartung. 61
Der Abend. —
Des Mädchens Klage. Seite. 61
Der Jüngling am Bache. —
Sehnsucht. 62
Der Pilgrim. —
Die Ideale. —
Die Gunst des Augenblicks. 63
Berglied. 64
Der Alpenjäger. —
Dithyrambe. —
Die vier Weltalter. 65
Punschlied. —
An die Freunde. 66
Punschlied. Im Norden zu singen. —
Nadowessische Todtenklage. —
Das Siegesfest. 67
Klage der Ceres. 68
Das Eleusische Fest. 69
Der Ring des Polykrates. 71
Die Kraniche des Ibykus. 72
Hero und Leander. 73
Kassandra. 75
Die Bürgschaft. 76
Der Taucher. 78
Ritter Toggenburg. 79
Der Kampf mit dem Drachen. 80
Der Gang zum Eisenhammer. 82
Der Graf von Habsburg. 84
Der Handschuh. 85
Das verschleierte Bild zu Sais. 86
Die Theilung der Erde. —
Das Mädchen aus der Fremde. 87
Das Ideal und das Leben. —
Parabeln und Räthsel. 88
Der Spaziergang. 90
Das Lied von der Glocke. 93
Die Macht des Gesanges. 96
Würde der Frauen. —
Hoffnung. 97
Die Deutsche Muse. 98
Der Sämann. —
Der Kaufmann. —
Odysseus. 98
Karthago. —
Die Johanniter. —
Deutsche Treue. —
Kolumbus. 99
Pompeji und Herkulanum. —
Ilias. —
Zeus zu Herkules. —
Die Antike an den nordischen Wanderer. —
Der Sänger der Vorwelt. 100
Die Antiken zu Paris. —
Thekla. Eine Geisterstimme. —
Das Mädchen von Orleans. —
Nänie. —
Der spielende Knabe. 101

Die Geschlechter. Seite. 101
Macht des Weibes. —
Der Tanz. —
Das Glück. 102
Der Genius. 103
Der philosophische Egoist. —
Die Worte des Glaubens. 104
Die Worte des Wahns. —
Sprüche des Confucius. —
Licht und Wärme. —
Breite und Tiefe. 105
Die Führer des Lebens. —
Archimedes und der Schüler. —
Menschliches Wissen. —
Die zwei Tugendwege. —
Würden. —
Zenith und Nadir. —
Ausgang aus dem Leben. 106
Das Kind in der Wiege. —
Das Unwandelbare. —
Theophanie. —
Das Höchste. —
Unsterblichkeit. —
Votivtafeln. —
Die verschiedene Bestimmung. —
Das Belebende. —
Zweierlei Wirkungsarten. —
Unserschied der Stände. —
Das Werthe und Würdige. —
Die moralische Kraft. —
Mittheilung. —
An *. —
An **. —
An ***. —
Jetzige Generation. 107
An die Muse. —
Der gelehrte Arbeiter. —
Pflicht für Jeden. —
Aufgabe. —
Das eigene Ideal. —
An die Mystiker. —
Der Schlüssel. —
Der Aufpasser. —
Weisheit und Klugheit. —
Die Uebereinstimmung. —
Politische Lehre. —
Majestas populi. —
An einen Weltverbesserer. —
Meine Antipathie. —
An die Astronomen. 108
Astronomische Schriften. —
Der beste Staat. —
Mein Glaube. —
Inneres und Aeusseres. —
Freund und Feind. —
Licht und Farbe. —
Schöne Individualität. —
Die Mannigfaltigkeit. —
Die drei Alter der Natur. —
Der Genius. —
Der Nachahmer. —
Genialität. —
Die Forscher. —
Schwere Verbindung. 109
Korrectheit. —
Das Naturgesetz. —
Wahl. —
Tonkunst. —
Sprache. —
An den Dichter. —
Der Meister. Seite. 109
Der Gürtel. —
Dilettant. —
Die Kunstschwätzer. —
Die Philosophieen. —
Die Gunst der Musen. —
Der Homeruskopf als Siegel. —
Die beste Staatsverfassung. —
An die Gesetzgeber. —
Das Ehrwürdige. —
Falscher Studiertrieb. —
Quelle der Verjüngung. 110
Der Naturkreis. —
Der Genius mit der umgekehrten Fackel. —
Tugend des Weibes. —
Die schönste Erscheinung. —
Forum des Weibes. —
Weibliches Urtheil. —
Weibliches Ideal. —
Erwartung und Erfüllung. —
Gemeinsames Schicksal. —
Menschliches Wirken. —
Der Vater. —
Liebe und Begierde. —
Güte und Grösse. —
Die Triebfedern. —
Naturforscher. 111
Deutscher Genius. —
Kleinigkeiten. —
Proselytenmacher. —
Verbindungsmittel. —
Der Zeitpunkt. —
Deutsches Lustspiel. —
Buchhändleranzeige. —
Gefährliche Nachfolge. —
Griechheit. —
Die Sonntagskinder. —
Die Philosophen. 112
Die Homeriden. —
Der moralische Dichter. —
Die Danaiden. 113
Der Kunstgriff. —
Jeremiade. —
Wissenschaft. —
Kant und seine Ausleger. —
Shakespeare's Schatten. 113
Die Flüsse. 114
Der Metaphysiker. —
Die Weltweisen. —
Pegasus im Joche. 115
Das Spiel des Lebens 116
Einem jungen, sich der Weltweisheit widmenden Freunde. —
Poesie des Lebens. —
An Göthe. —
Abschied vom Leser. 117
An Demoiselle Slevoigt. —
Der Griechische Genius an Mayer. —
Einem Freund ins Stammbuch. 118
Ins Foliostammbuch eines Kunstfreundes. —
Das Geschenk. —
Wilhelm Tell. —
Dem Erbprinzen von Weimar. —
Der Antritt des neuen Jahrhunderts. —

THEATER.

Die Räuber. Schauspiel. 120
Die Verschwörung des Fiesko in Genua. Republikanisches Trauerspiel. 168

Kabale und Liebe. Bürgerliches Trauerspiel. Seite. 212
Iphigenia in Aulis. Aus Euripides. 250
Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides. 273
Don Karlos, Infant von Spanien. Dramatisches Gedicht. 280
Der Menschenfeind. Fragment. 347
Wallenstein. Dramatisches Gedicht.
a. Wallensteins Lager. 356
b. Die Piccolomini. 369
c. Wallensteins Tod. 399
Maria Stuart. Trauerspiel. 445
Die Jungfrau von Orleans. Romantische Tragödie. 489
Die Braut von Messina. Trauerspiel mit Chören. 529
Wilhelm Tell. Schauspiel. 570
Die Huldigung der Künste. Lyrisches Spiel. 608
Macbeth. Trauerspiel von Shakespeare. 611
Turandot, Prinzessin von China. Tragikomisches Mährchen nach Gorri. 639
Phädra. Trauerspiel von Racine. 667
Der Parasit. Lustspiel nach dem Französischen. 685
Der Neffe als Onkel. Lustspiel nach Picard. 714
Nachlass.
a. Demetrius. 733
b. Warbeck. 748
c. Die Maltheser. 755
d. Die Kinder des Hauses. 759

PROSAISCHE SCHRIFTEN.

A. DER ERSTEN PERIODE.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater. 762
Der Spaziergang unter den Linden. 764
Eine grossmüthige Handlung. 766
Die Schaubühne als moralische Anstalt. 767

B. DER ZWEITEN PERIODE.

Der Verbrecher aus verlorner Ehre. 777
Spiel des Schicksals. Fragment. 778
Der Geisterseher. 782
Philosophische Briefe. 814
Briefe über Don Karlos. 823

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. 838
a. Frühere Geschichte der Niederlande. 843
b. Die Niederlande unter Karl V. 848
c. Philipp II. 853
d. Das Inquisitionsgericht. 855
e. Andere Eingriffe in die niederl. Constitution. 857
f. Oranien und Egmont. 858
g. Margaretha von Parma. 861
h. Cardinal Granvella. 864
i. Der Staatsrath. 875
k. Graf Egmont in Spanien. 879
l. Geschärftere Religionsedikte. 881
m. Verschwörung des Adels. Seite. 884
n. Die Geusen. 890
o. Oeffentliche Predigten. 895
p. Der Bildersturm. 900
q. Bürgerlicher Krieg. 909
r. Abdankung Wilhelms von Oranien. 915
s. Verfall und Zerstreuung des Geusenbundes. 919
t. Alba's Rüstung und Zug. 922
u. Alba's erste Anordnungen. 928
v. Beilagen.
1. Prozess und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn. 932
2. Belagerung von Antwerpen. 934
Geschichte des dreissigjährigen Krieges. 953

AUFSÄTZE VERMISCHTEN INHALTS.

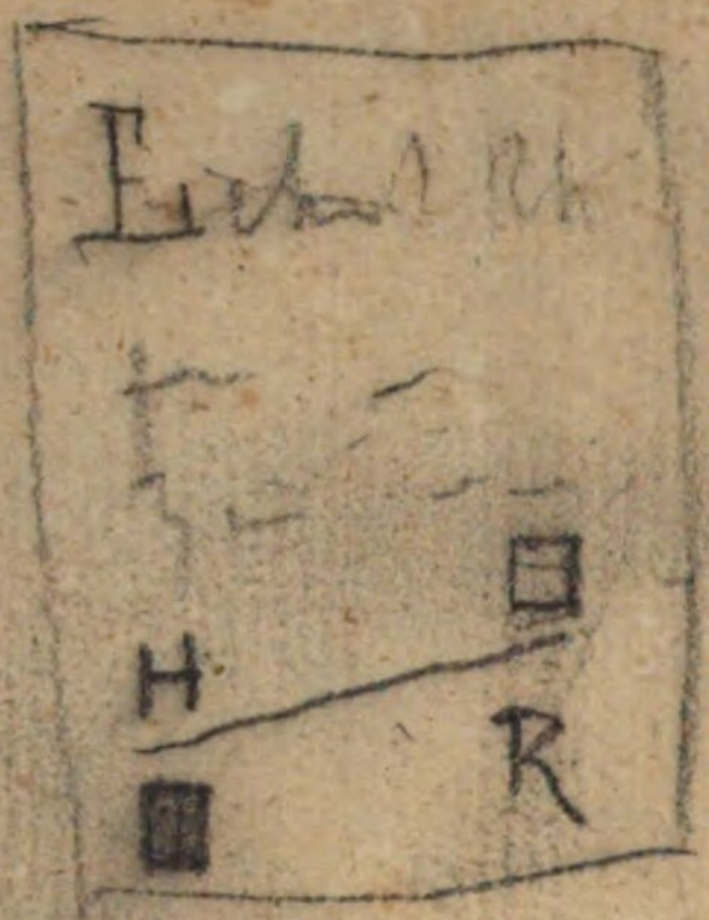
Was heisst, und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? 1077
Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. 1083
Die Sendung Moses. 1088
Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. 1095
Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. 1105
Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs. 1109
Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. 1112
Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrich IV vorangingen bis zum Tode Karls IX. 1120
Herzog Alba bei einem Frühstücke auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547. 1155
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville. 1156
Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Bertot von M. N. bearbeitet. 1182
Vorrede zum ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval. 1184
Ueber Anmuth und Würde. 1185
Ueber das Pathetische. 1203
Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. 1212
Ueber die tragische Kunst. 1216
Zerstreute Betrachtungen über verschiedene aesthetische Gegenstände. 1223
Ueber die aesthetische Erziehung des Menschen. 1229
Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. 1263
Ueber naive und sentimentalische Dichtung. 1271
Ueber den Nutzen aesthetischer Sitten. 1300
Ueber das Erhabene. 1303
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. 1308
An den Herausgeber der Propyläen. 1310
Ueber Bürgers Gedichte. 1314
Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795. 1318
Ueber Egmont. Trauerspiel von Göthe. 1321
Ueber Matthissons Gedichte. 1324

Bayerische Staatsbibliothek München

Universitäts-
Bibliothek
Paderborn

A. DER ERSTEN PERIODE.

PROSAISCHE SCHRIFTEN.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke Vollständige Augabe in einem Bande

Bd.: B. (1829). - S. 639 - 1333

Haag 1829
39.2622-B
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10701654-6